

# Permanente Vaterschaft

Eine biographisch-rekonstruktive Fallstudie zu Vätern, die zusammen mit ihrem erwachsenen Kind mit geistiger Behinderung leben

## Dissertation

zur Erlangung des akademischen Grades  
Doctor philosophiae (Dr. phil.)

im Fach Rehabilitationswissenschaften

eingereicht am: 16.03.2016

an der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät (Philosophische Fakultät IV), Institut  
für Rehabilitationswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin

von

Dipl.- Heilpädagoge (FH) Thomas Schmidt

Präsident der Humboldt Universität zu Berlin: Prof. Dr. Jan-Hendrik Olbertz

Dekanin der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät: Prof. Dr. Julia von Blumenthal

Institutsdirektor des Fachbereichs Rehabilitationswissenschaften: Prof. Dr. Wolfgang Lamers

Gutachter:

- |  |  |
|--|--|
| 1. Prof. Dr. Wolfgang Lamers           | Humboldt-Universität zu Berlin (HU)                  |
| 2. Prof. Dr. Reinhard Burtcher         | Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin (KHSB) |
| 3. Prof. i.R. Dr. Karl-Ernst Ackermann | Humboldt-Universität zu Berlin (HU)                  |

Tag der mündlichen Prüfung: 09. November 2016



---

## **ABSTRAKT**

Die Familie ist ein Ort der gelebten, staatlich geförderten und geforderten Subsidiarität sowie Solidarität. Sie ist ein Ort der Identitätsbildung. In der Literatur und in der praktischen Arbeit in der Behindertenhilfe liegt der Fokus meist bei den Personen mit Behinderung selbst oder aber auf ihren Müttern. Väter finden demgegenüber bisher nur sehr vereinzelt Beachtung. Zu Vätern von erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung gibt es bis dato kaum Untersuchungen, ihre Tätigkeiten in der Familie und ihre Perspektive sind weitgehend unbekannt. Das Ziel dieser Untersuchung besteht in der Annäherung an ihre Perspektive mit Hilfe der Interpretativen Sozialforschung nach Gabriele ROSENTHAL. Durch eine tiefgreifende Betrachtung und Interpretation der Biographien von Vätern (Jahrgänge 1929-1953) sollen deren Handlungsstrukturen nachvollziehbar gemacht und ein Bewusstsein für sie und ihr Leben entwickelt werden.

In der vorliegenden qualitativen Studie werden am Beispiel von detaillierten lebensgeschichtlichen Rekonstruktionen die Familientätigkeiten der Väter, aber eben auch die Genese ihrer Handlungen und Entscheidungen im Blick auf ihre erwachsenen Kind mit Behinderung beleuchtet. Auf Basis des „verstehenden Zuganges“ werden Biographien rekonstruiert und interpretiert. Mit Hilfe des kontrastiven Vergleiches werden Unterschiede, Gemeinsamkeiten und Besonderheiten herausgearbeitet. Diese Ergebnisse werden in einem weiteren Schritt einer ersten kritischen Reflektion in Hinblick auf Unterstützungsangebote in der Behindertenhilfe unterzogen. Hierbei stellt sich die „ethnographische Kompetenz“ als zentral heraus. Zudem bilden die Ergebnisse den Ausgangspunkt für weiterführende Forschungen. Diese Arbeit soll dazu dienen, die Bedeutung der Väter in Forschung und Behindertenhilfe zu fokussieren.

## **Schlagwörter**

Väter, erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung, Familie, Biographien, Interpretative Sozialforschung, „ethnographische Kompetenz“

---

## **ABSTRACT**

Family is a living and breathing space of solidarity, but it is also one of government subsidies and sponsoring. Family is a place where identities are formed. The focus of both disability literature and praxis centers primarily on the disabled themselves or on their mothers. Fathers, by contrast, have only been the occasional focus of study. Until now, no studies have been conducted that examine the Fathers of adults with intellectual disabilities; their perspective is therefore largely unknown. With the help of Gabriele Rosenthal's interpretative social research, the goal of this study is to approach the Father-perspective and gain a deeper consideration and interpretation thereof by examining the biographies of fathers born between 1929 to 1953. In approaching fathers' perspectives by such means, they are made tangible, and one can better understand the choices they make as well as their lives in general.

This qualitative study, grounded in sociological biography research, will examine detailed examples of contrasting familial reconstructions and paternal activities. In doing so, the goal is to illuminate the fathers' choices, coping mechanisms, and decisional reasoning with respect to, for example, their adult children with disabilities. The biographies are presented, analyzed and interpreted in accordance with "interpretive access". By using comparative contrast, differences, similarities and specificities are then elaborated. These findings are further subjected to critical reflection while regarding the structure of handicapped assistance. The result of such reflection reveals the central importance of "ethnographic competency". This work is intended to increase the significance of fathers in research that focuses on disability assistance, and the conclusions here, are a starting point for further research.

### **Keywords:**

Fathers, adults with intellectual disabilities, family, biographies, Interpretative Social Research, "ethnographic competency"

---

## DANKSAGUNG

Der Entstehungsprozess dieser Dissertation ist für mich vergleichbar mit einer Reise ins Unbekannte. Die Reise begann mit der Anfrage von Herrn Prof. Dr. Burtscher, an einem Projekt als wissenschaftlicher Mitarbeiter mitzuwirken, welches älter werdende Eltern von erwachsenen Menschen mit Behinderung zum Thema hatte. Damit zusammenhängend erhielt ich das Angebot, innerhalb dieses Projektes eine Promotion zu verfassen, verbunden mit Ermutigung und Begleitung. Am Anfang einer Reise steht nicht immer fest, wo es hingehen soll – so war es hier auch. Zu Beginn interessierten mich grundsätzlich Lebensgeschichten von Eltern, bis ich auf einen verwitweten Vater aufmerksam wurde. Den „Typen“ wollte ich kennenlernen. Das war die Initialzündung für mich, ausschließlich Biographien von Vätern erwachsener Menschen mit Behinderung zu betrachten. Ich begab mich, anhand der Kontaktdaten aus dem Projekt ElFamBe, auf die Suche nach Vätern.

Die Reise dauerte schlussendlich knapp 7 Jahre. Es haben mich viele Personen geleitet und getragen, bewusst und unbewusst. Sie standen immer geduldig, unterstützend und verständnisvoll hinter mir.

Mein erster Dank gilt deshalb den Vätern, welche sich Zeit nahmen und mir ihr Vertrauen schenkten, die mir ihre Lebensgeschichte, die ihrer Eltern, Großeltern, Partnerinnen und Kinder erzählten. Ohne die Offenheit und Bereitschaft der Väter wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen!

Herrn Prof. Dr. Burtscher, dem Projektleiter von ElFamBe und Gutachter, gilt weiter großer Dank für die Ermutigung, diese Reise zu beginnen, für die Gespräche, die Ideen und die Hinweise; sie waren wertschätzend und unheimlich bereichernd. Genau wie die Möglichkeit, über das Projekt in Verbindung zu den Vätern kommen, an Weiterbildungen und Tagungen teilnehmen zu können; und die Wertschätzung der Zeit, welche dem Projekt und in Verbindung damit meiner Promotion auch im Rahmen von Auswertungstreffen gewidmet wurden. Es war eine Zeit, welche mich beruflich und persönlich tief geprägt hat – Danke!

Eine weitere besondere Danksagung gilt Herrn Prof. Dr. Ackermann für die Übernahme der Betreuung und Begleitung dieser Arbeit als Doktorvater. Es gab immer ein offenes Ohr, die Gespräche waren voller Anregungen und wohlwollend mit kritischen Hinweisen – einfach Danke!

Dominique Heyberger und Judith Tröndle danke ich für die langen Gespräche über das Vater- und Muttersein von Kindern mit Behinderung und zu Forschungsmethoden. Danke für die vielen Interpretationsstunden und –tage, gemeinsam mit Tanja Jecht, Laura Herrmann und Doris Gräber sowie Štěpánka Busuleanu. Ihr habt die Rekonstruktionen und Analysen mit euren Ideen und Lesarten bereichert und mir die „Interpretative Sozialforschung“ nahe gebracht. Dieser Dank gilt auch Frau Gabriele Rosenthal, Michaela Köttig und Rixta Wundrak, welche meine Daten in den Forschungsdisput nahmen. Des weiteren danke ich den Mitgliedern des Promotionskollegs der Katholischen Hochschu-

---

le für Sozialwesen Berlin (KHSB) und den nicht namentlich Benannten, die mir im Rahmen von Tagungen, Vorträgen, Workshops und verschiedenen Veranstaltungen, aber auch in einzelnen Gesprächen durch ihre Ideen und kritischen Nachfragen neue Impulse gaben.

Julia Winkler, Doreen Rohner und Carolin Hellmann gilt mein Dank für die umfangreiche Arbeit der detailgenauen Transkription der biographisch-narrativen Interviews.

Annemaria Escher und Katharina Wagener danke ich für die umfassende Korrektur des Manuskripts auf Brüche, Unverständliches, Grammatik und Vergessenes sowie verdrehte Buchstaben. Danke Heather Prüßing für die Hilfe beim Übersetzen des Abstrakts ins Englische.

Eine solche Arbeit zu schreiben geht an der Familie nicht spurlos vorbei. Deshalb geht zu guter Letzt mein besonders großer Dank an sie. Meine Frau und meine Kinder haben meine Entscheidung und damit den beruflichen Umzug nach Berlin mitgetragen, haben mich durch Höhen und Tiefen begleitet. Zudem danke ich meiner Frau für die vielen und langen Gespräche über neue Gedanken und das aufwändige Korrigieren des Rohmanuskripts. Ich danke für das Schaffen von viel Zeit und Raum zum Schreiben, zum Denken und für Pausen, aber auch um selbst Vater sein zu können. Ich danke für die finanzielle und materielle Unterstützung unserer beiden (Herkunfts-)Familien und damit das Schaffen von Ressourcen, um diese Arbeit beenden zu können.

## INHALTSVERZEICHNIS

<b>EINFÜHRUNG .....</b>	<b>8</b>
<b>1 VÄTER VON ERWACHSENEN MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG - EINE ANNÄHERUNG ....</b>	<b>16</b>
1.1 DIE BIOGRAPHEN: VÄTER VON ERWACHSENEN MENSCHEN MIT (GEISTIGER) BEHINDERUNG.....	16
1.1.1 Zum Personenkreis: Erwachsene Menschen mit einer geistigen Behinderung – die Kinder der Väter.....	17
1.1.2 Studienlage zu Vätern von Kindern mit Behinderung.....	21
1.1.3 Ausgewählte studienübergreifende Diskurse zu Vätern von Menschen mit Behinderung.....	32
1.1.4 Pflegende Männer.....	40
1.2 FORSCHUNGSBEFUNDE ZUR SITUATION DER ELTERN VON ERWACHSENEN MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG....	41
1.2.1 Forschungsentwicklung.....	42
1.2.2 Eltern von erwachsenen Menschen mit (geistiger) Behinderung.....	44
1.3 VÄTER.....	58
1.3.1 Exkurs – Das Geschlecht als Konstrukt.....	58
1.3.2 Vaterschaft – Väterforschung – ein Überblick.....	63
1.3.2.1 Eine Begriffsklärung – Väter und Vaterschaft.....	65
1.3.2.2 Väter und Vaterschaft aus unterschiedlichen Perspektiven.....	67
1.4 DAS ELTERNHAUS – FAMILIE ALS ORT DER SOLIDARITÄT UND SUBSIDIARITÄT – VERSUCH EINER BEGRIFFSKLÄRUNG ....	80
1.4.1 Der Elternbegriff.....	87
1.4.2 Die Bedeutung der „Familie“.....	88
1.5 ZUSAMMENFASSENDE BETRACHTUNG UND FORSCHUNGSLÜCKEN .....	89
<b>2 ZIELSETZUNG UND ERKENNTNISINTERESSE – FORSCHUNGSFRAGE .....</b>	<b>93</b>
<b>3 METHODOLOGISCHE VERORTUNG UND METHODISCHES VORGEHEN - FORSCHUNGSDESIGN.....</b>	<b>95</b>
3.1 THEORETISCHE UND METHODOLOGISCHE VERORTUNG – SOZIOLOGISCHE, BIOGRAPHISCHE UND REKONSTRUKTIVE SOZIALFORSCHUNG.....	96
3.1.1 Zu den Wurzeln der Interpretativen Sozialforschung.....	96
3.1.2 Zu den methodologischen und theoretischen Vorannahmen.....	99
3.1.3 Zum Gegenstand und Konstrukt Biographie .....	104
3.2 METHODISCHES VORGEHEN NACH GABRIELE ROSENTHAL.....	108
3.2.1 Erhebungsmethode – Das biographisch-narrative Interview.....	110
3.2.2 Auswertungsmethode – Fallrekonstruktion nach Gabriele Rosenthal.....	116
3.3 DAS SAMPLE, DIE DURCHFÜHRUNG UND AUSWERTUNG DER BIOGRAPHISCH – NARRATIVEN INTERVIEWS.....	124
3.3.1 Das theoretische Sample und der Feldzugang .....	124
3.3.2 Besonderheiten des Feldes und seiner Erschließung .....	128
3.3.3 Die Auswertung der biographisch – narrativen Interviews .....	129
<b>4 PERMANENTE VATERSCHAFT – DREI FALLREKONSTRUKTIONEN.....</b>	<b>132</b>
4.1 PAUL KAUFMANN: „PAULA IST MEINE IRONIE DES SCHICKSALS UND IST JETZT MEIN SONNENSCHEN“ .....	133
4.1.1 Einleitung.....	133
4.1.1.1 Kontaktaufnahme und Interviewsetting.....	133
4.1.1.2 Zur Selbstpräsentation und Interviewsituation .....	134
4.1.2 Rekonstruktion der Fallgeschichte von Paul KAUFMANN.....	138
4.1.2.1 Zur Familiengeschichte.....	138
4.1.2.2 Geburt und Kindheit .....	147
4.1.2.3 „Grenzgängerzeit“ - Jugendalter und Lehre .....	158
4.1.2.4 Der berufliche Aufstieg und die Familiengründung.....	180
4.1.2.5 Familienleben .....	194
4.1.2.6 Vom Tod seiner Frau bis heute.....	206
4.1.3 Fallzusammenfassung .....	218
4.2 GEORG BERG – „[...] UND DA WURDE DAS PLÖTZLICH GANZ DRINGEND“ .....	222
4.2.1 Einleitung.....	222
4.2.1.1 Kontaktaufnahme und Interviewsetting.....	222
4.2.1.2 Zur Selbstpräsentation und zum Interview .....	223
4.2.2 Rekonstruktion der Fallgeschichte von Georg BERG.....	227
4.2.2.1 Zur Familiengeschichte .....	227
4.2.2.2 Kindheit – Die Zeit bei seiner Mutter .....	232

4.2.2.3	Kindheit und Jugend – Die Zeit bei seinem Vater .....	237
4.2.2.4	Die Reisejahre – Vom Studium bis zur Familiengründung .....	248
4.2.2.5	Berufs- und Familienleben .....	263
4.2.2.6	Georg BERG heute .....	285
4.2.3	<i>Fallzusammenfassung</i> .....	288
4.3	HANS HAUCK - „IG WÜRD MEIN KIND NIE NACH HERZBERGE SCHICKEN“ .....	293
4.3.1	<i>Einleitung</i> .....	293
4.3.1.1	Kontaktaufnahme und Interviewsetting .....	294
4.3.1.2	Zur Selbstpräsentation und zum Interview .....	295
4.3.2	<i>Rekonstruktion der Fallgeschichte von Hans HAUCK</i> .....	297
4.3.2.1	Zur Familiengeschichte .....	297
4.3.2.2	Kindheit und Jugendzeit .....	303
4.3.2.3	Ausbildung, Beruf und Familie .....	322
4.3.2.4	Ein familiärer Neuanfang – die zweite Ehe .....	327
4.3.2.5	Hans HAUCK nach der politischen Wende von 1989 .....	333
4.3.2.6	Hans HAUCK heute .....	342
4.3.3	<i>Fallzusammenfassung</i> .....	349
<b>5</b>	<b>KONTRASTIVER VERGLEICH UND TYPENBILDUNG IN HINBLICK AUF VÄTER, DIE ZUSAMMEN MIT ERWACHSENEN KINDERN MIT EINER GEISTIGEN BEHINDERUNG LEBEN – THEORETISCHE VERALLGEMEINERUNG</b> .....	<b>354</b>
5.1	VERALLGEMEINERTE FALLÜBERGREIFENDE ERGEBNISSE .....	354
5.1.1	<i>Fallübergreifende Ergebnisse in Hinblick auf Handlungsstrukturen von Vätern in der Familie</i> .....	355
5.1.2	<i>Fallübergreifende Ergebnisse zu entscheidungsprägenden Faktoren – Orientierungsmuster</i> .....	356
5.1.3	<i>Entscheidungsprägende Faktoren für die Genese der Väter</i> .....	356
5.1.3.1	Die Bedeutung der Herkunftsfamilie .....	357
5.1.3.2	Die Bedeutung der außerfamiliären Rahmenbedingungen .....	359
5.1.4	<i>Die Bedeutung innerfamiliärer Dynamiken</i> .....	360
5.1.5	<i>Ausgewählte fallübergreifende Themen in den biographisch-narrativen Interviews</i> .....	363
5.2	TYPLOGIE ZU TÄTIGKEITEN IN DER FAMILIE VON VÄTERN, DEREN ERWACHSENE KINDER MIT EINER GEISTIGEN BEHINDERUNG BEI DEN ELTERN LEBEN .....	369
5.2.1	<i>Stiller Versorger</i> .....	371
5.2.2	<i>Rahmenstrukturmanager</i> .....	372
5.2.3	<i>Haus- und Care-Manager</i> .....	376
5.3	ZUSAMMENFASSENDE HINWEISE .....	379
<b>6</b>	<b>KRITISCHE REFLEXION DER ERGEBNISSE IN HINBLICK AUF DIE ANWENDBARKEIT IN DER HEILPÄDAGOGISCHEN PRAXIS UND FORSCHUNG</b> .....	<b>380</b>
6.1	ZIELGRUPPE – VÄTER IN DER HEILPÄDAGOGISCHEN PRAXIS UND FORSCHUNG .....	382
6.2	HINWEISE ZUR STRUKTUR IN DER HEILPÄDAGOGISCHEN PRAXIS .....	384
6.2.1	<i>Väterzentrierte Struktur in der heilpädagogischen Praxis– Zugänge und Angebote</i> .....	385
6.2.2	<i>Themenkonzentrierte Angebote für erwachsene Kinder mit (geistiger) Behinderung aus Väterperspektive</i> .....	387
6.2.3	<i>Altersstruktur zwischen Mitarbeiter_innen und Vätern</i> .....	389
6.3	HALTUNGSEBENE: „ETHNOGRAFISCHE KOMPETENZ“ – UMSETZUNG IN DER HEILPÄDAGOGISCHEN PRAXIS .....	390
6.3.1	<i>Zum Konzept der „Verstehenden Sozialen Arbeit“</i> .....	391
6.3.1.1	Qualitative Methoden als Handlungsmethoden der Sozialen Arbeit .....	392
6.3.1.2	Qualitative Methoden als Methoden der Professionellen Selbstreflexion .....	396
6.3.2	<i>Abschließende Bemerkungen zu ethnographischen Kompetenzen</i> .....	397
	<b>SCHLUSSBETRACHTUNG UND AUSBLICK</b> .....	<b>399</b>
	<b>ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS</b> .....	<b>402</b>
	<b>ABBILDUNGS- UND TABELLENVERZEICHNIS</b> .....	<b>405</b>
	<b>LITERATUR- UND QUELLENVERZEICHNIS</b> .....	<b>406</b>
	<b>ANLAGEN</b> .....	<b>435</b>



## EINFÜHRUNG

*„Wozu dieses Thema, das ist doch nicht nötig, da wissenschaftlich ranzugehen, die sollen sich einfach zusammennehmen und mit ihren Frauen die Sache durchstehen...“<sup>1</sup>*

Müssen Väter von (erwachsenen) Kindern mit Behinderung eigens thematisiert und zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung gemacht werden? Spricht man hierüber mit Mitarbeiter\_innen in der Behindertenhilfe, so erfährt man häufig, dies lohne sich nicht. *„Die verlassen doch eh die Familie nach der Geburt eines Kindes mit Behinderung“* oder *„Die kommen eh nicht in die Beratung“*. Es lohne sich auch nicht, zur Perspektive der Väter zu forschen: *„Nehmen Sie doch lieber Mütter in den Blick, sie machen die Arbeit“*. Auch zu den Veranstaltungen im Projekt „Älter werdende Eltern und erwachsene Familienmitglieder mit Behinderung zu Hause. Innovative Beratungs- und Unterstützungsangebote im Ablösungsprozess“ (ElFamBe)<sup>2</sup> kamen viele alleinerziehende Mütter, wodurch der Eindruck des *„fliehenden Vaters“* sich zu bestätigen scheint. Der Vater gerät in Hinblick auf sein erwachsenes Kind mit Behinderung scheinbar in die Rolle der Bedeutungslosigkeit. Die gesellschaftlichen Entwicklungen der sozialen Rolle der „starken“ Frau tun ihr übriges zu den Reaktionen und Bildern über die genannte Vätergruppe.

Ein anderes Bild von ihrem Mann zeichnet eine Frau nach einer Veranstaltung. Sie sagte: *„Ohne meinen Ehemann hätte ich es nie geschafft, er hat mich unterstützt, aufgebaut, an ihn konnte ich mich anlehnen, wenn es schwer wurde“*. Sie empfindet ihn als *„wichtige Unterstützungsperson“*.<sup>3</sup>

Schon die Präsentation meines Vorhabens wurde teilweise fast als „Angriff“ auf die Position der Mütter gewertet. Zustimmung erhielt ich meist von Seiten der Mütter, welche ihren Mann als Unterstüt-

---

<sup>1</sup> Funktionär in der Behindertenhilfe nach einem Vortrag zu Vätern (zit. in FRÖHLICH 2007, S. 99).

<sup>2</sup> Im Projekt „ElFamBe“ arbeitete ich als wissenschaftlicher Mitarbeiter. Ausführlich zum Projekt „ElFamBe“ in Kap. 1.2.2.

<sup>3</sup> Auch die mediale Darstellung greift beide Bilder auf, z.B. in dem Film „DIE HAUSSCHLÜSSEL“ (2004) von Regisseur Gianni Amelio. Werner SCHNEIDER-QUINDEAU schreibt zu diesem Film:

*„Nicht die Behinderung Paolos steht im Zentrum des Films, sondern die Beziehung zwischen einem Vater und seinem andersartigen Sohn, die sich zunächst überhaupt entwickeln muss. Der Schock über die Geburt eines behinderten Kindes wird in diesem Fall durch den Tod der Mutter noch erschwert. Der Vater ergreift die Flucht, will nicht Vater dieses Kindes sein. Erst Jahre später beginnt ein mühsamer Prozess der Annäherung, in dem Gianni die Eigenwilligkeit des behinderten Kindes trotz aller Hilfsbedürftigkeit anzuerkennen lernt. Paolo wird zum Lehrer des Vaters: ironisch, zurechtweisend und provozierend direkt.“* (SCHNEIDER-QUINDEAU 2006).

Im Internet und den Medien findet sich demgegenüber die Geschichte von Rick und Dick Hoyt. Ein Vater bestreitet mit seinem Sohn mit Behinderung den „Ironman“ (Vgl. TEAM HOYT 24.04.2015). Beide haben, zumindest scheint es, eine liebevolle Beziehung zueinander.

zung wahrnehmen. Ich erlebte es als ein hochemotionales Thema, musste in professionellen Kreisen zum Teil erklären, mich fast rechtfertigen, warum das Thema aus meiner Perspektive wichtig und es lohnenswert sei, sich diesem anzunähern, ohne damit eine Abwertung der Mütter und ihrer Tätigkeit vorzunehmen. Diesen Rechtfertigungsdruck hatte ich zu Beginn nicht erwartet.

### ***Hinführung zum Forschungsstand und zu Diskursen zu Vätern von (erwachsenen) Menschen mit Behinderung***

Aber was wissen wir nun über Väter, welche zusammen mit ihrem erwachsenen Kind mit Behinderung leben? Beide oben gezeichneten Bilder finden sich ebenso in der Forschungsliteratur. Auf die Figur des „*fliehenden Vaters*“ verweist (kritisch) Andreas FRÖHLICH (2007). Demgegenüber finden sich in Untersuchungen Hinweise, dass der Partner/die Partnerin die wichtigste Unterstützungsperson ist.<sup>4</sup> Die statistischen Zahlen aus dem Projekt ElFamBe zeigen, dass die Eltern erwachsener Kinder mit Behinderung häufiger den Familienstatus „verheiratet“ besitzen als im Verhältnis zur Gesamtberliner Bevölkerung (der jeweiligen Alterskohorte). Das scheint dem Bild des „*fast immer fliehenden Vaters*“ zu widersprechen.<sup>5</sup> Das Bild „der Bedeutung“ der Väter als wichtige Unterstützungsperson wird zwar in der heilpädagogischen Forschung erwähnt, ihm wird bis heute jedoch keine tiefgreifende inhaltliche Beachtung geschenkt. Es liegt der Fokus auf der Hauptbetreuungsperson und der „Care-Arbeit“<sup>6</sup> – und damit wird hauptsächlich die Mütterperspektive in den Blick genommen (wenn auch noch nicht ausreichend), obgleich es bereits länger vereinzelte Stimmen gibt, Vätern mehr Beachtung zu schenken.<sup>7</sup> Zudem ist auffällig, dass häufig in neueren Forschungen der Begriff „Eltern“ fällt. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass fast ausschließlich Mütter betrachtet wurden und ihre Perspektive zur „Elternperspektive“ subsumiert wird. Das Bild der „alleinigen Bedeutung der Mutter“ für ein (erwachsenes) Kind mit Behinderung wird nicht immer reflektiert genug hinterfragt. Aus dem dieser Arbeit zugrundeliegenden heilpädagogischen Verständnis von „Ganzheitlichkeit“<sup>8</sup> gehören Väter von Menschen mit Behinderung ebenso in den Blick wie das (erwachsene) Kind selbst als auch andere Familienmitglieder. Wenn Otto SPECK (2008) vom „System Heilpädagogik“ schreibt, hat er

„[...] das komplexe Zusammenwirken aller Institutionen und Maßnahmen zur Bildung, Erziehung, Förderung und Betreuung von Menschen mit Behinderung [...]“<sup>9</sup>

---

<sup>4</sup> Vgl. SCHMIDT 2012b, S. 211 u. vgl. STAMM 2009a, S. 37f.

<sup>5</sup> Vgl. SCHMIDT 2015a, S. 29f. Die Fragebogenerhebung fand überwiegend in Werkstätten für behinderte Menschen (WfbM) statt.

<sup>6</sup> „Als Care-Arbeit gilt die gesamte Breite von Sorge- und Pflegeaktivitäten im Lebenszyklus von der Kindheit bis zum Alter“ (LUTZ 2010, S. 29). Es sind vor allem zwei Aspekte von „Care Arbeit“ wichtig: Versorgung und Betreuung sowie Emotionsarbeit. Aus analytischer Perspektive kann sie als „entgrenzte Arbeit“ verstanden werden, da die Tätigkeit auf die Bedürfnisse des Sorgeempfängers angepasst werden muss (vgl. ebd.).

<sup>7</sup> Vgl. HINZE 1992 u. vgl. KALLENBACH 1999a.

<sup>8</sup> Vgl. DUDENREDAKTION 2001, S. 329. Das Adjektiv „heil“ stammt aus dem germanischen und bedeutet u.a. so viel wie „gesund“ oder „ganz“ bzw. „völlig“.

<sup>9</sup> FORNEFELD 2004, S. 12.

im Blick, wie Barbara FORNEFELD (2004) zusammenfasst. Bei Otto SPECK (2005) heißt es: „*Elternarbeit als Hilfe für die Eltern ist Aktion mit den Eltern, nicht an den Eltern*“.<sup>10</sup> Zudem sieht Barbara FORNEFELD (2004) die Aufgabe der Heilpädagogik in der Auseinandersetzung in

„[...] Praxis und Theorie mit Behinderungszuständen von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen sowie deren Auswirkungen auf die personale Entwicklung und das soziale Leben der Betroffenen und ihrer Familien“.<sup>11</sup>

Hieraus kann geschlossen werden, dass Väter von (erwachsenen) Kindern mit Behinderung ebenso einen Anspruch auf Wahrnehmung als auch eine auf heilpädagogische Begleitung und Unterstützung haben, da sie offensichtlich eine große Bedeutung für die Familie (Stichwort: Gedankenfigur der „permanenten Elternschaft“)<sup>12</sup> besitzen. Aus diesen Ausführungen heraus lohnt es sich, die Personengruppe der „Väter von erwachsenen Menschen mit Behinderung“ – ihre „permanente Vaterschaft“ – näher zu beleuchten.

Allgemein wird der Forschungsstand zu Eltern von Menschen mit Behinderung als vielfach „unbefriedigend“<sup>13</sup> sowie „widersprüchlich“ bezeichnet.<sup>14</sup> Für die Väter gilt dies besonders auch in der Praxis, dort haben sie ein „Schattendasein“ inne.<sup>15</sup> Bei erwachsenen Menschen mit Behinderung kommen Eltern in den Forschungen meist unter dem Thema „Auszug und Ablösung“ vor. Hierbei wird das Handeln der Eltern eher als kritisch bzw. problematisch gesehen (Stichwort: Ablösungsproblem). Zu Vätern von erwachsenen Menschen mit Behinderung gibt es keine explizite Forschung.

Die heute geführten gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskurse zu Vätern generell (Stichworte: „die neuen Väter“, „der moderne Vater“<sup>16</sup>) schlagen sich bisher kaum in der Behindertenhilfe und heilpädagogischen Forschung nieder. Bis vor wenigen Jahren wurden Väter in der Familienforschung generell kaum in den Blick genommen.<sup>17</sup> Auch hier gibt es wenige Erkenntnisse, welche Tätigkeiten die Väter in der Familie übernehmen, vor allem das Engagement des Vaters im Bereich der „Care-Arbeit“<sup>18</sup> steht im Zentrum.<sup>19</sup> In der allgemeinen Debatte erlebte ich auf Veranstaltungen sehr emotionale Diskussionen zum Thema „Care-Arbeit“.

Das Ergebnis der Durchschau der bisher vorliegenden Forschungsliteratur ist folgendes: Die Väter erwachsener Kinder werden kaum thematisiert, es gibt keine validen Erkenntnisse als Anhaltspunkt bzw. Kontrastfolie, auf welche zurückgriffen werden kann – es besteht eine eklatante Forschungslücke.

---

<sup>10</sup> SPECK 2005, S. 313.

<sup>11</sup> FORNEFELD 2004, S. 14.

<sup>12</sup> Dieser Begriff deutet im heilpädagogischen Kontext an, dass sich Eltern von Menschen mit Behinderung lebenslang für die Pflege und Betreuung verantwortlich fühlen können (vgl. u.a. BURTSCHER/HEYBERGER/SCHMIDT 2015, S. 14).

<sup>13</sup> Vgl. hierzu auch ECKERT 2007, S. 51; vgl. STAMM 2009b, S. 256 u. vgl. SCHULTZ 2010, S. 20.

<sup>14</sup> Vgl. SCHULTZ 2010, S. 20; vgl. WAGATHA 2006, S. 28 u. vgl. HECKMANN 2004, S. 49.

<sup>15</sup> Vgl. KALLENBACH 1997, S. 25 u. ausführlich Kap. 1.1.

<sup>16</sup> Vgl. BARONSKY/GERLACH/SCHNEIDER 2012, S. 31.

<sup>17</sup> Vgl. MEUSER 2009, S. 146.

<sup>18</sup> Begriff „Care-Arbeit“ siehe Kap. Einführung.

<sup>19</sup> CHRISTIANSEN/PALKOVITZ 1997 in FTHENAKIS/MINSEL 2002, S. 19.

cke. Somit lassen sich aus heilpädagogischer Perspektive kaum passende und bedürfnisorientierte Unterstützungsstrukturen für Väter entwickeln oder gar evaluieren. Es zeigt sich hier dringender und grundsätzlicher Forschungsbedarf – ein Forschungsdesiderat. Aber welche Familientätigkeiten übernehmen Väter und wie handeln sie? Diese Frage drängte sich im Verlaufe der Forschungsprozesse auf und wurde zur leitenden Forschungsfrage.

### ***Der forschungsmethodische Zugang***

Aus heilpädagogischer Praxis- und Forschungsperspektive sind die Väter eine kaum bekannte „Personengruppe“. In dieser Arbeit sollen die Väter, die mit ihrem erwachsenen Kind mit geistiger Behinderung zusammenleben, selbst zu Wort kommen und in den Fallrekonstruktionen ihre Tätigkeiten, ihre Handlungen und ihr Wirken wissenschaftlich dargestellt, beschrieben und erklärt werden. Deshalb bietet sich ein offener, abduktiver Zugang zum Thema an (d. h. nicht hypothesengeleitet). Dies gilt sowohl für den Feldzugang zu den Vätern als auch für die Betrachtung des Forschungs- und Literaturstandes. Gabriele ROSENTHAL schreibt Folgendes:

„Der *abduktive Schluss*“ bedeutet den Vorgang, in dem eine erklärende Hypothese für ein bestimmtes Phänomen gebildet wird“<sup>20</sup>

Bei einem abduktiven Zugang steht also zu Beginn die Betrachtung des empirischen Phänomens ohne zunächst eine Theorie zu verfolgen. Von diesem beobachtbaren Phänomen bzw. Fakt ausgehend werden alle möglichen Lesarten und Bedeutungen aufgestellt. Die Lesart, welche zum Schluss dieses Verfahrens übrig bleibt, gilt als die Wahrscheinlichste. Somit steht beim abduktiven Zugang die Hypothesengewinnung und nicht nur der Hypothesentest im Vordergrund.<sup>21</sup>

Bedingt durch das abduktive Vorgehen haben sich ausgehend vom beschriebenen Phänomen auch die Zielsetzung und die Forschungsfrage prozesshaft entwickelt. Um Väter im heilpädagogischen Kontext begleiten und unterstützen zu können, muss zunächst deren aktuelle Lebenssituation und ihre väterliche Sicht darauf vor dem Hintergrund ihrer Genese<sup>22</sup> begriffen werden. Nur so scheint mir ein Verständnis bezüglich der Väter möglich zu werden.

Gelingen soll dies mit Hilfe der Rekonstruktion von drei exemplarischen Lebensgeschichten von Vätern, welche zusammen mit ihrem erwachsenen Kind mit Behinderung leben. In erster Linie geht es mir in dieser Arbeit also um das Verstehen und Erklären der einzelnen Biographien und der Frage nach der Genese der Handlungs- und Denkkonstruktionen der Väter, es geht um ihre Handlungsper-

---

<sup>20</sup> ROSENTHAL 2008, S. 59.

<sup>21</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 62. Eine beispielhafte Beschreibung des abduktiven Vorgehens beim der Auswerten der Fallgeschichten finden sich in Kap. 3.2.2 und in der Anlage 5.

<sup>22</sup> Mit „Genese“ wird hier allgemein die „Entstehung und Entwicklung“ verstanden (vgl. auch DUDENREDAKTION 2001, S. 267).

spektive und damit verbunden um ihre Sinnkonstruktion.<sup>23</sup> Die Väter sollen in ihrer Vaterschaft, ihrer Gestalt<sup>24</sup> „erkannt“ und Verstehen möglich gemacht werden.

Die Wahl des Zugangs-, Erhebungs- und Auswertungsmittels für die Datenbasis des beschriebenen heilpädagogischen Phänomens fiel auf den biographietheoretischen Forschungsansatz der „Interpretativen Sozialforschung“ nach Gabriele ROSENTHAL. Die Methode ist innerhalb der qualitativen Sozialwissenschaft angesiedelt und in der soziologischen Biographieforschung verortet.<sup>25</sup> Mit Hilfe dieses Vorgehens nach der „Interpretativen Sozialforschung“ soll der Weg eröffnet werden, die Väter in ihrer Gestalt begreifbar und nachvollziehbar zu machen. Die Auswertungsmethode schafft die Basis für das Prinzip der Offenheit und des Verstehens.<sup>26</sup> Dabei geht es um ein Beschreiben und nicht um ein Bewerten von Handlungen und Selbstverständnis von Vätern. Diese Herangehensweise ermöglicht es, die Lebensgeschichte der Väter sowohl in ihrer Entwicklung als auch in der gegenwärtigen rückblickenden Deutung immer als beides zugleich zu sehen und nachvollziehen zu können: als „[...] ein individuelles und ein soziales Produkt“<sup>27</sup>. So können u.a. die Familienhintergründe und unterschiedlichen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in ihrer Bedeutung für den Einzelnen mit in den Blick genommen werden. Es wird möglich, sich ihrem Geworden-Sein, auch bezüglich ihrer Tätigkeiten in der Familie, anzunähern, da nicht nur die aktuelle Lebenssituation oder ein ausgewählter Ausschnitt der Lebensgeschichte betrachtet wird. Die mit Hilfe dieses Ansatzes gewonnenen Erkenntnisse können die Basis für weitere Forschungen im Umgang mit Vätern im heilpädagogischen Kontext sein und helfen, Begleitungs- und Unterstützungsangebote zu entwickeln.

### ***Reichweite der Erkenntnisse aufgrund des Forschungszuganges***

Der gewählte Forschungsansatz bedingt die Reichweite der Erkenntnisse. Der methodische Zugang der „Interpretativen Sozialforschung“, einem Vorgehen am Einzelfall, kann nach Gabriele ROSENTHAL (2008) grundsätzlich Folgendes leisten:

- „Untersuchung von Unbekanntem und Neuem
- Nachvollzug des subjektiv gemeinten Sinns
- Rekonstruktion des latenten Sinns
- Rekonstruktion der Komplexität von Handlungsstrukturen am Einzelfall
- Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus
- empirisch begründete Hypothesen- und Theoriebildung
- Hypothesen- und Theorieüberprüfung am Einzelfall“<sup>28</sup>

---

<sup>23</sup> Gabriele ROSENTHAL (2008) sieht die Aufgabe des Forschers/ der Forscherin zunächst darin, den gemeinten Sinn des Handelns des Biographen zu verstehen und darüber sein Handeln sowie die Folge seines Handelns in der Interaktion mit den Anderen im Prozess zu sehen und zu verstehen. Sie lehnt sich damit, wie sie schreibt, an Max WEBER an (vgl. ROSENTHAL 2008, S. 165).

<sup>24</sup> Der Begriff der Gestalt ist mittelhochdeutsch und bedeutet „Aussehen; Beschaffenheit, Art und Weise; Person“ (DUDENREDAKTION 2001, S. 273).

<sup>25</sup> Vgl. KRÜGER 2006, S. 14 u. vgl. FLICK 2011, S. 436ff.

<sup>26</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 26.

<sup>27</sup> Vgl. ebd., S. 137.

<sup>28</sup> Ebd., S. 26.

Gabriele ROSENTHAL (2008) verweist hier ebenso darauf, dass das methodische Vorgehen Grenzen setzt, d.h. generell leisten die qualitative und damit die Interpretative Sozialforschung nicht,

- „Aussagen über Verteilung und Repräsentativität ihrer Ergebnisse [und]
- numerische Verallgemeinerungen, d.h. Verallgemeinerungen basierend auf Häufigkeiten“<sup>29</sup> zu machen.

Zudem merkten Gabriele ROSENTHAL und Wolfram FISCHER-ROSENTHAL an, dass eine Fallrekonstruktion nicht abgeschlossen sein kann. Neue Erkenntnisse mit neuen Informationen verlangen immer wieder nach einer neuen Interpretationen und Annäherung, nach Offenheit.<sup>30</sup> Für die Reichweite der Erkenntnisse ist neben dem methodischen Zugang auch der untersuchte Personenkreis entscheidend.

***Zum Personenkreis: „Väter, deren erwachsene Kinder mit einer geistigen Behinderung bei den Eltern leben“***

Die interviewten Väter gehören den Geburtsjahrgängen 1929-1953 an. Der Zugang zu den Vätern erfolgte über das Forschungsprojekt „ElFamBe“.<sup>31</sup> Auf eine Einteilung in Altersbilder wird an dieser Stelle, auch aufgrund des abduktiven Zuganges in dieser Arbeit, verzichtet. Der Begriff des Alters und damit auch das Konzept der „Altersbilder“<sup>32</sup> werden in unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen, wie z.B. der Soziologie, Psychologie, Biologie und Medizin, kontextspezifisch untersucht.<sup>33</sup>

Die Fokussierung auf Menschen mit einer geistigen Behinderung in dieser Arbeit begründet sich in der Tatsache, dass bei allen Kindern (Jahrgänge 1957-1984) der interviewten Väter immer eine geistige Behinderung mit diagnostiziert bzw. angegeben worden ist. Die Art der Behinderung war zu Beginn der Forschung keine Bedingung und entwickelte sich somit prozesshaft.

Vorab eine Anmerkung zur Verwendung des Begriffes „Kind“ in dieser Forschungsarbeit: Kinder bleiben immer Kinder ihrer Eltern, auch wenn sie erwachsen werden. Dabei spielt das Alter keine Rolle. Bei dieser Bezeichnung setze ich voraus, dass ein Mensch mit Behinderung nicht im Status „Kind“ verhaftet bleibt und dem Erwachsensein eine eigene Qualität zukommt. Die Bezeichnung „Kind“ gibt hier somit keine entwicklungspsychologische, sondern eine relationale Perspektive wieder: das Eltern – Kind – Verhältnis.

---

<sup>29</sup> Ebd.

<sup>30</sup> Vgl. ROSENTHAL/FISCHER-ROSENTHAL 2012, S. 461.

<sup>31</sup> Die Väter waren damit älter als das Durchschnittsalter der Eltern aus der Fragebogenerhebung aus dem Projekt ElFamBe, welches bei 58 Jahren lag (vgl. SCHMIDT 2012b, S. 207).

<sup>32</sup> Klaus R. SCHROETER und Harald KÜNEMUND (2010) weisen aus soziologischer Perspektive darauf hin, dass „Alter“ mit einer kalendarischen Einordnung des Begriffs schlecht zu fassen ist und somit die Wirklichkeit des „Alters“ anders erfasst werden muss. Dies geschieht z.B. durch das Bilden von „Idealtypen“ der Altersbilder (z.B. „junge Alte“, „alte Alte“) (vgl. SCHROEDER/KÜNEMUND 2010, S. 400).

<sup>33</sup> Vgl. u.a. SECHSTE ALTENBERICHTSKOMMISSION 2010, S. 29; vgl. KOCHSIEK/STAUDINGER 2009 u. vgl. ANER/KARL 2010, S. 393ff. Hans Peter TEWS stellt Anfang der 1990er Jahre fest, dass: „Altersbild in der Gesellschaft ist kein einheitliches wissenschaftliches Konzept“ (TEWS 1991 zit. in SECHSTE ALTENBERICHTSKOMMISSION 2010, S. 29).

***Relevanz für die heilpädagogische Praxis und Forschung***

Die eingangs dargestellte und beschriebene Bedeutung der Väter sowohl in wissenschaftlichen als auch in heilpädagogischen Diskursen konnte mit dieser Forschungsarbeit nicht bestätigt werden. Im Gegenteil: Väter können ein breites Spektrum an Familientätigkeiten aufnehmen und sind grundlegend essentiell für die Ganzheitlichkeit von Familie. Jeder Angehörige von Menschen mit geistiger Behinderung und damit auch die Väter gehören zum Aufgabenbereich der Heilpädagogik. Sie sind unter Umständen gesetzliche Betreuer ihrer erwachsenen Kinder mit Behinderung, sie entscheiden mit über das Heute und legen die Grundlagen für das „Morgen“. Ohne ein Wissen über ihre Tätigkeiten in der Familie kann eine Wahrnehmung und Begleitung nur schwerlich gelingen. Die vorliegende Arbeit leistet einen Beitrag zu Wahrnehmung und zum Verstehen der Väter. An dem Umfang der Rekonstruktionen wird die Komplexität in ihrer Genese deutlich, dabei bleibt es immer nur eine Annäherung. Die Forschungsergebnisse unterstreichen somit die Bedeutung ihrer Perspektive, hierzu braucht es Zeit und Offenheit. Es kann kein universelles Ergebnis und Angebot geben.

***Zum Aufbau der Arbeit:***

**Im ersten Kapitel** geht es um eine Annäherung zum Thema „Väter von erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung“ ausgehend von der heilpädagogischen Forschungsliteratur. Es zeigt die Facetten des Themas und Forschungslücken auf. Es werden grundlegende Diskurse, auch in ihrer Genese, zum Nachvollzug hin zum aktuellen Forschungsstand und damit auch gesellschaftliche Diskurse dargestellt, welchen Väter (z.B. in Kap. 4) unterlagen bzw. unterliegen. Dabei werden am Anfang die Begriffe der „geistigen Behinderung“ und des „erwachsenen Kindes“ sowie das (Selbst-) Verständnis dieser Arbeit aufgezeigt. Zum Abschluss kommt es zu einer zusammenfassenden Betrachtung und damit der Herausstellung von eventuellen Forschungslücken.

**Im zweiten Kapitel werden** die Zielsetzung und das Erkenntnisinteresse sowie der sich daraus ergebende Anspruch an den Forschungszugang formuliert.

**Im dritten Kapitel** gehe ich auf das methodische Design der Arbeit – der Interpretativen Sozialforschung nach Gabriele ROSENTHAL – ein und stelle es vor. Zunächst geht es um die theoretische und methodologische Verortung des Forschungsansatzes. Anschließend wird das methodische Vorgehen beleuchtet. Zum Abschluss dieses Kapitels wird auf den Feldzugang, das „Sample“, und auf die Auswertungssituation in der Arbeit eingegangen.

**Das vierte Kapitel** bildet mit den drei dargestellten und rekonstruierten Einzelfalldarstellungen den Kern und bietet die Grundlagendaten für die weiteren Überlegungen. In diesem umfangreichen Kapitel wird aufgezeigt und beschrieben, wie sich die biographischen Verläufe der drei Väter von erwachsenen Menschen mit einer geistigen Behinderung darstellen, welche Handlungsstrukturen und Orientierungsmuster sie entwickelt und welche Tätigkeiten die Väter in der Familie inne hatten sowie

aktuell haben. Dabei fließen sowohl die Erzählungen als auch recherchierte Rahmenbedingungen in die Falldarstellungen ein. Es werden immer wieder Exkurse unternommen, um ein Verstehen und Einordnen der Schlussfolgerungen zu ermöglichen.

**Das fünfte Kapitel** bildet einen kontrastiven Vergleich. Es beinhaltet eine Zusammenschau der einzelnen Rekonstruktionen aus Kapitel 4. Die kontrastive Betrachtung erfolgt dabei zum einen auf der Ebene der Gemeinsamkeiten und der Verallgemeinerbarkeit („Was zieht sich durch die Fallgeschichten?“) sowie der Unterschiede der Fallgeschichten. Die Erkenntnisse werden hier von der individuellen Fallebene auf die verallgemeinerte Ebene transferiert.

**Das sechste Kapitel** zeigt eine kritische Selbstreflektion der gewonnenen verallgemeinerten Ergebnisse hinsichtlich der Anwendbarkeit auf die heilpädagogische Forschungsebene und Praxis. Es wird dabei auf die Ebene der Väter als Zielgruppe, auf die Ebene der Angebotsstruktur in der heilpädagogischen Praxis sowie auf die Ebene der Haltung in der Interaktion und Begleitung von Vätern eingegangen.

Den Abschluss der Arbeit bilden eine zusammenfassende **Schlussbetrachtung und der Ausblick**. Es folgen das Abkürzungsverzeichnis, das Literaturverzeichnis sowie die Anlagen.



## 1 VÄTER VON ERWACHSENEN MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG - EINE ANNÄHERUNG

Ein Ergebnis aus dem Forschungskontext vom Projekt ElFamBe ist das Empfinden der befragten Eltern, Unterstützung und Anerkennung von und in der Familie zu erhalten. Dabei spielt die gegenseitige Unterstützung und Wertschätzung der Eltern im Alltag eine bedeutende Rolle.<sup>34</sup> Demnach leistet mit Abstand der Partner (58%) neben den weiteren Kindern (40%) die meiste Unterstützung bezüglich der Betreuung und Pflege.<sup>35</sup> Zudem meldeten sich verwitwete Väter, welche zusammen mit ihrem erwachsenen Kind mit Behinderung lebten. Eigene Erfahrungen aus der Praxis der Behindertenhilfe und als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt ElFamBe sowie nach ersten Recherchen in heilpädagogischer Fachliteratur führten zu der Beobachtung, dass die Väter ein Schattendasein zu spielen scheinen oder als Figur eines „fliehender Vater“<sup>36</sup> dargestellt werden.<sup>37</sup>

Aber was wissen wir eigentlich von Vätern, welche zusammen mit ihrem erwachsenen Kind mit Behinderung wohnen? Wie sieht der aktuelle Forschungs- und Literaturstand aus? Bei der Beschäftigung mit dem Thema ließ ich mich von Strategie der Abduktion leiten.

Ausgehend von dem beschriebenen Phänomen, beginne ich mit meiner Betrachtung bei den Vätern selbst, welche zusammen mit ihrem erwachsenen Kind mit Behinderung wohnen. Eine wichtige Grundlage für diese Annäherung ist der aktuelle Literatur- und Forschungsstand. Zudem unternehme ich einen Exkurs zur Thematik „pflegende Männer“ (Kap. 1.1). In einem weiteren Schritt schaue ich mir die Ebene der „Eltern von erwachsenen Menschen mit Behinderung“ an (Kap.1.2). Um die gewonnenen Erkenntnisse und den aktuellen Forschungsstand besser verstehen und einordnen zu können, werden abschließend skizzenhaft die Diskurse zur Ebene der Väter (Kap. 1.3) und übergeordnet zur Ebene der Familie (Kap. 1.4) vorgestellt. Diese beiden Ebenen drängten sich mir im Forschungsprozess immer mehr auf und verlangten nach tiefgreifender Betrachtung. Die in diesem Kapitel angeführten und sich bedingenden Diskurse zeigen die Facetten des Themas ebenso wie die Forschungslücken auf.

### 1.1 DIE BIOGRAPHEN: VÄTER VON ERWACHSENEN MENSCHEN MIT (GEISTIGER) BEHINDERUNG

„Von der Behinderung ihres Kindes sind Väter genauso betroffen wie Mütter“<sup>38</sup> Diese These postulierte Dieter HINZE (1999) in seiner 1991 veröffentlichten Dissertation. Sie mutet trivial an und „ist doch alles andere als selbstverständlich“<sup>39</sup>, wie er schreibt. Kurt KALLENBACH (1997) stellt zum Stand der Untersuchungen zu „Vätern behinderter Kinder“ fest: Sie „[...] sind noch nicht ausreichend und liefern

---

<sup>34</sup> Vgl. SCHMIDT 2015a, S. 34ff.

<sup>35</sup> Vgl. SCHMIDT 2012b, S. 211.

<sup>36</sup> Auf die Figur des „fliehenden Vaters“ verweist (kritisch) Andreas FRÖHLICH (2007).

<sup>37</sup> Vgl. KALLENBACH 1997, S. 25; vgl. HINZE 1999, S. 9 u. vgl. ausführlich Kap. 1.1.

<sup>38</sup> HINZE 1999, S. 212.

<sup>39</sup> Vgl. ebd., S. 9.

zum Teil widersprüchliche Aussagen“<sup>40</sup>. Zwei Namen fallen bezüglich der Forschung zu Vätern von Menschen mit Behinderung in der deutschsprachigen Forschung immer wieder: Dieter HINZE (1999)<sup>41</sup> und Kurt KALLENBACH (1999).<sup>42</sup> Wassilios FTHENAKIS und Beate MINSEL (2002) sprechen bezüglich der Untersuchungen von Kurt KALLENBACH von einer längst fälligen Theoriediskussion in der Vaterforschung.<sup>43</sup> Daneben veröffentlichten u.a. Andreas FRÖHLICH (2007) und Lara PALM und Andreas ECKERT (2008) Arbeiten zu Vätern von Menschen mit Behinderung. Auch Günther CLOERKES (2007) stellt fest: „Die Rolle der Väter behinderter Kinder hat in der Forschung lange Zeit kaum Beachtung gefunden.“<sup>44</sup> Im Bereich der heilpädagogischen Forschung liegen bis heute die Schwerpunkte vor allem bei zwei Personengruppen: in erster Linie auf der Person mit Behinderung sowie auf der der Mutter.<sup>45</sup> Doch bevor ich zum Forschungsstand zu Vätern von erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung komme, bedarf es einer skizzenhaften Klärung des Personenkreises der „erwachsenen Menschen mit einer geistigen Behinderung“.

#### **1.1.1 ZUM PERSONENKREIS: ERWACHSENE MENSCHEN MIT EINER GEISTIGEN BEHINDERUNG – DIE KINDER DER VÄTER**

Dass ich in dieser Arbeit erwachsene Menschen mit einer geistigen Behinderung betrachte, begründet sich in der Tatsache, dass vor allem Menschen mit einer sogenannten geistigen Behinderung (45%) bzw. einer Mehrfachbehinderung (39%) bis ins hohe Alter in der Familie bzw. im Elternhaus leben, wie in der Fragebogenerhebung des Projektes ElFamBe festgestellt wurde.<sup>46</sup> Bei den älteren Kindern mit Behinderung handelte es sich fast ausschließlich um Menschen mit geistiger und Mehrfachbehinderung, die in der Familie bei ihrer Mutter und/oder ihren Vater lebten. Auch bei den Vätern der vorliegenden Stichprobe leben ausschließlich ihre erwachsenen Kinder mit einer geistigen bzw. einer zusätzlichen körperlichen Behinderung (Mehrfachbehinderung) daheim. Ein ähnliches Bild zeigt sich bei den einschlägigen Studien zu Familien mit erwachsenen Menschen mit Behinderung.<sup>47</sup> So scheint die Form der Behinderung eine Rolle zu spielen bezüglich der räumlichen Ablösungsfrage vom Elternhaus. Die Behinderungsform „geistige Behinderung“ war bei der Auswahl der Interviewpartner in dieser Studie keine Bedingung, hat sich jedoch als Schwerpunkt entwickelt. Das Kriterium des „Erwachsenseins“ des Kindes mit Behinderung stand hingegen seit Untersuchungsbeginn fest. Es resultierte aus der Beobachtung, dass sowohl aus professioneller Sicht in Behindertenhilfe als

---

<sup>40</sup> KALLENBACH 1997, S. 25.

<sup>41</sup> Dieser Arbeit lag die dritte Auflage der Arbeit von Dieter HINZE (1999) vor und wurde durch ein Geleitwort gegenüber der Erstausgabe erweitert. Diese Arbeit wurde 1989 als Dissertation an der Freien Universität Berlin zugelassen und 1991 veröffentlicht.

<sup>42</sup> Erstveröffentlichung 1994 im Rowohlt Verlag.

<sup>43</sup> Vgl. FTHENAKIS/MINSEL 2002, S. 15.

<sup>44</sup> CLOERKES 2007, S. 291.

<sup>45</sup> KALLENBACH 1997, S. 13.

<sup>46</sup> Vgl. SCHMIDT 2012b, S. 209. Bei diesen Zahlen waren wir auf die Angaben der Eltern im Fragebogen angewiesen. Eltern konnten in einem Freitext ihre Angabe eintragen. Die Kategorisierung erfolgt durch die Projektmitarbeiter. In unserer gesamten Erhebung besuchten, bis auf 1%, die „Kinder“ eine Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM) oder eine Fördergruppe. 95% der Kinder besaßen einen Schwerbehindertenausweis (vgl. SCHMIDT 2011, S. 4 u. S. 31 sowie vgl. SCHMIDT 2012b, S. 209). Dieser Zugang über die WfbM könnte Einfluss auf diese Verteilung haben.

<sup>47</sup> Vgl. hierzu Kap. 1.2.2.

auch aus heilpädagogischer Perspektive der Verbleib erwachsener Kinder im Elternhaus als durchaus problematisch eingestuft wird.<sup>48</sup>

Doch was bedeutet „erwachsen sein“? Bei der Fokussierung auf erwachsene Kinder steckt der Widerspruch schon in der Begrifflichkeit selbst („Erwachsensein“ und „Kindsein“). Nach Jochen KADE ist das „Erwachsensein“ in eine ganz bestimmte Altersstufe eingeordnet. Erwachsen ist der, der nicht (mehr) Kind und Jugendlicher ist.<sup>49</sup> Das „erwachsene Kind“ spiegelt andererseits eine soziale und emotionale Rolle wider. Aus familiensoziologischer Perspektive bleibt ein erwachsenes Kind immer Kind seiner Eltern. Schließlich sind wir alle Kinder unserer Eltern und das unabhängig vom Alter. Wenn ich in dieser Arbeit von einem „erwachsenen Kind mit Behinderung“ spreche, setze ich voraus, dass dieses nicht mit „kindlicher Unmündigkeit“ gleichgesetzt wird. Der Begriff „Kind“ bezieht sich in dieser Arbeit auf die Ebene der Generationsbeziehung<sup>50</sup> zwischen Kindern und ihren Eltern.<sup>51</sup>

Nach § 2 BGB ist heute eine Person in Deutschland volljährig, die das 18. Lebensjahr vollendet hat. Damit gilt sie als erwachsen und eigenverantwortlich. Die rechtliche Verantwortung der Eltern nimmt ab.<sup>52</sup> Für Eltern mit einem Kind mit Behinderung bedeutet dies unter Umständen, die rechtliche Betreuung des Kindes übernehmen zu müssen.<sup>53</sup> Diese rechtliche Perspektive ist für diese Arbeit maßgebend. Aus heilpädagogischer aber auch soziologischer Perspektive ist das „Erwachsensein“ ein wesentlich komplexeres Phänomen. Es ist ein Zusammenspiel aus soziokulturellen Erwartungen, persönlichen Zielvorgaben und der individuellen Handlungsfähigkeit und -bereitschaft. Daraus ergibt sich ein Spannungsfeld zwischen sozialen Erwartungen (z.B. Auszug aus dem Elternhaus) und individuellen Befähigungen.<sup>54</sup> Ohnehin ist die Volljährigkeit dem gesellschaftlichen Wandel unterzogen. Bis 1975 galt eine Person in Westdeutschland mit dem vollendeten 21. Lebensjahr als volljährig.<sup>55</sup>

Auch beim Begriff der „Behinderung“ gibt es fachspezifische Definitionen, obgleich der Begriff selbst in einem hochumstrittenen, komplexen Diskurs steht. Der Begriff wird je nach Disziplin (z.B.: Medizin, Soziologie, Psychologie, Recht, Pädagogik) aus einer je eigenen Perspektive betrachtet und versucht zu erklären. Otto SPECK spricht beim Begriff der „geistigen Behinderung“ von einem „*schwer definierbaren Begriff*“.<sup>56</sup> Somit war z.B. auch die Einteilung in Behinderungsformen im Fragebogen des Forschungsprojektes EIfamBe mit einer unweigerlichen Unschärfe verbunden, zumal Menschen mit einer „geistigen“ Behinderung eine weitere Behinderung aufweisen können – eine „Mehrfachbehin-

---

<sup>48</sup> Vgl. Kap. 1.2.2. Siehe Ausführung zum Thema „Ablösung“.

<sup>49</sup> Vgl. KADE 2001, S. 403.

<sup>50</sup> Hier wird der Generationsbegriff in der familialen Bestimmung verstanden: Großeltern-, Eltern-, Kinder-, Enkelkindergeneration (vgl. VÖLTER 2008a, S. 98).

<sup>51</sup> Vgl. HEYBERGER/DRIESENER/BURTSCHER 2015, S. 22.

<sup>52</sup> Vgl. NOMOS GESETZE 2015, S. 449 u. vgl. DUDENREDAKTION 2001, S. 906.

<sup>53</sup> Nach § 1896 BGB ist die rechtliche Betreuung an die Volljährigkeit gebunden (vgl. NOMOS GESETZE 2015, S. 650f.).

<sup>54</sup> Vgl. DOEHLEMAN 2006, S. 105.

<sup>55</sup> Vgl. ESCHENHAGEN/JUDT 2008, S. 215.

<sup>56</sup> SPECK 2005, S. 52.

derung“.<sup>57</sup> Otto SPECK (2005) definiert eine „geistige Behinderung“ wie folgt: Unter einer geistigen Behinderung wird

„[...] gemeinhin eine Erscheinungsform oder Eigenart des Menschlichen verstanden, bei der lebenslang ein erheblicher Rückstand der mentalen (intellektuellen) Entwicklung zu beobachten ist, der sich in aller Regel in unangemessen wirkenden Verhaltensweisen und in vergleichsweise erheblich herabgesetzten Lernleistungen auf schulischem, sprachlichem, körperlichem und sozialem Gebiet manifestiert, so dass die eigene Lebensführung in erheblichem Maße auf Hilfe angewiesen ist.“<sup>58</sup>

Otto SPECK merkt dabei an, dass es sich um eine unzulängliche und pragmatische Beschreibung handelt. Mit den defizitären Begriffen „unangemessen“ bis „erheblich“ wird eine Ungenauigkeit deutlich. Das Umfeld beeinflusst das Phänomen „geistige Behinderung“ durch von ihm gesetzte Normen in großen Maße mit.<sup>59</sup>

Die Begrifflichkeit „geistige Behinderung“ wurde Ende der 1950er Jahre vor allem von der Elternvereinigung „Lebenshilfe“ in die wissenschaftliche Diskussion gebracht. Damit sollten die als diskriminierend empfundenen Begriffe wie „Schwachsinn“, „Idiotie“ oder „Blödsinn“ ersetzt werden. Durch die Benennung wurden bestimmte Merkmale einer Personengruppe einer Behinderung zugeordnet; es hat sowohl eine beschreibende als auch normative Ebene.<sup>60</sup> Der in der Bundesrepublik gebräuchliche Terminus „Behinderung“ wurde in der DDR umgangen. Er fand zwar im Zusammenhang mit „Körperbehinderung“ und beim Auftreten von Einschränkungen der Lernfähigkeit (Lernbehinderung) Verwendung; generell galt er aber als „bürgerlich“ belastet.<sup>61</sup> Der Begriff der „Behinderung“ existierte aus Sicht der sozialistischen Fachwissenschaft ausschließlich als soziale Kategorie im Sinne einer erschwerten Teilhabe am gesellschaftlichen Leben und galt deshalb prinzipiell nur für kapitalistische Länder. In der DDR setzte sich - insbesondere im Bereich des Bildungswesens - die Begrifflichkeit *physisch-psychische Schädigung*<sup>62</sup> als zentraler Oberbegriff durch.<sup>63</sup> Für „geistige Behinderung“<sup>64</sup> wurde zu Beginn der Terminus „Schwachsinn“ verwendet. Der Schwachsinnsbegriff galt zunehmend in der Rehabilitationspädagogik als überwunden und wurde durch *intellektuell Geschädigte*<sup>65</sup> ersetzt.<sup>66</sup>

---

<sup>57</sup> Vgl. SPECK 2005, S. 66 u. vgl. BÜKER 2010, S. 14.

<sup>58</sup> SPECK 2005, S. 46.

<sup>59</sup> Vgl. ebd.

<sup>60</sup> Vgl. SPECK 2005, S. 49ff.; vgl. KULIG/THEUNISSEN/WÜLLENWEBER 2006, S. 118ff. u. vgl. SCHMIDT 2012a, S. 28f.

<sup>61</sup> Vgl. METZLER/WACHTEL/WACKER 1997, S. 13 u. vgl. FLINTER 2001, S. 202.

<sup>62</sup> Wurde insbesondere von der Berliner Schule geprägt (vgl. KOCH 1999, S. 139).

<sup>63</sup> Vgl. KOCH 1999, S. 139 u. vgl. METZLER/WACHTEL/WACKER 1997, S. 13.

<sup>64</sup> Da es in den Statistiken über die Plätze in Fördereinrichtungen keine Differenzierung zwischen „geistiger Behinderung“ und „psychisch Kranken“ gibt, ist anzunehmen, dass beide Gruppen zu den geistig Behinderten gerechnet wurden (vgl. METZLER/WACHTEL/WACKER 1997, S. 35). Der Begriff „geistige Behinderung“ kam in der DDR zunehmend als paralleler Fachterminus in den Bezugswissenschaften Psychologie und Medizin vor (vgl. GRÜNING 2000, S. 105).

<sup>65</sup> In der Literatur ist auch die Begrifflichkeit „Intelligenzschädigung“ für „intellektuelle Schädigung“ zu finden (vgl. GRÜNING 2000, S. 104).

<sup>66</sup> Vgl. KOCH 1999, S. 52 u. vgl. METZLER/WACHTEL/WACKER 1997, S. 35.

Seit den 1990er Jahren wurde verstärkt fachlich diskutiert, ob der Begriff „geistige Behinderung“ seine ursprünglich positive Zuschreibung verloren hat und jetzt eine eher stigmatisierende Reaktion erzeugt. So wurde nach neuen Termini gesucht, wie etwa *kognitive Behinderung* oder *mentale Behinderung*.<sup>67</sup> Zur Begriffsverwendung merkt Georg THEUNISSEN (2011) folgendes an:

„[...] Begriffe wie geistige Behinderung sind soziale Zuschreibungen (Stigmata) aus einer Beobachterperspektive heraus, weswegen es nie objektive Aussagen oder wertfreie (endgültige) Definitionen geben kann.“<sup>68</sup>

Eine generelle Unschärfe des Begriffes „geistige Behinderung“ wird sichtbar. Sie begründet sich maßgeblich in den unterschiedlichen Ausarbeitungs- und Bestimmungsversuchen im historischen Verlauf. Neben der Benennung der Begriffsbestimmung kommen inhaltlich unterschiedliche Perspektiven hinzu; zu nennen sind hier z.B. die medizinische<sup>69</sup>, psychologische<sup>70</sup>, soziologische<sup>71</sup> oder auch pädagogische Sicht. Vertiefende Ausführungen finden sich u.a. bei Barbara FORNEFELD (2004) und Otto SPECK (2005).

Ich verzichte hier auf eine ausführliche Rezeption dieses Diskurses. Wichtiger und bedeutungsvoller als eine abschließende Definition (die es nicht geben kann) ist die Beschränkung und Erläuterung der Arbeitsperspektive, wie sie im Rahmen dieser Untersuchung eingenommen wird und als gewinnbringend erscheint: die pädagogische Perspektive und hier vor allem die heilpädagogische Sicht.

Nicht die (geistige) Behinderung selbst steht im Vordergrund des ganzheitlichen Handelns, sondern deren besondere Erfordernisse. Aus diesem vielschichtigen heilpädagogischen Ansatz lassen sich die nachfolgenden pädagogischen Prinzipien ableiten:

- „Geistige Behinderung gilt als normale (übliche) Variante menschlicher Daseinsform und erfordert eine individualisierende und spezifizierte Erziehung im Sinne einer Hilfe zum Lernen und zur Identitätsbildung.
- Die Erziehung von Menschen mit geistiger Behinderung orientiert sich primär an den allgemeinen edukativen Erfordernissen, Werten und Normen.
- Die Spezifizierung des Pädagogischen orientiert sich an den besonderen individuellen Bedürfnissen und Möglichkeiten ebenso wie an den sozialen Bedingungen und Erfordernissen für eine wirksame Unterstützung des Lernens und der sozialen Teilhabe.“<sup>72</sup>

---

<sup>67</sup> Vgl. SCHMIDT 2012a, S. 29 unter Rückbezug u.a. auf SPECK 2005, S. 49ff.

<sup>68</sup> THEUNISSEN 2011, S. 32.

<sup>69</sup> Schwerpunkt der Medizinischen Perspektive ist die Ursachenforschung, die Nachverfolgung der Entstehungsgeschichte und Entwicklung weiterführender Maßnahmen (vgl. FORNEFELD 2004, S. 51).

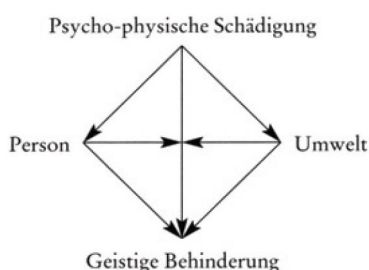
<sup>70</sup> Im Vordergrund der Psychologie stand der geminderte Intellekt. Zentral ist hier heute der Intelligenzquotient. Die geistige Behinderung wird hier als „Intelligenzminderung“ geführt. Neben der Intelligenzdiagnostik beschäftigen sich die Entwicklungspsychologie (z.B. Probleme der sozialen, kognitiven Entwicklung oder der Sprachentwicklung), die Lernpsychologie oder die Verhaltenspsychologie mit dem Phänomen (vgl. FORNEFELD 2004, S. 56f.).

<sup>71</sup> Die Soziologie schaut auf „[...] das System und die Qualität sozialer Hilfe, die Einstellung der Umwelt, die familiäre Situation“ (SPECK 2005, S. 64), welche zum Zustandekommen einer geistigen Behinderung führen können. Soziologische Begriffe sind „Inklusion“ und „Exklusion“, ein soziales Eingeschlossenensein (lat. includere, einschließen) in ein soziales System bzw. das Ausgeschlossenensein (lat. excludere, ausschließen) (vgl. SPECK 2005, S. 63). Die Perspektive der Disability Studies ebenso einen Blickwechsel (konstruktivistisch) einzubringen und fragt nach den ausgrenzenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, auch aus einer Betroffenenperspektive (vgl. HERMES 02.12.2014 u. vgl. ARBEITSGEMEINSCHAFT DISABILITY STUDIES IN DEUTSCHLAND 02.12.2014).

<sup>72</sup> SPECK 2005, S. 69.

In der heilpädagogischen Perspektive geht es nicht um eine Kompensierung des „Defizits“ bzw. um die Anpassung eines Menschen an gesellschaftliche Normen und Erwartungen – es geht nicht um ein „normal machen“.<sup>73</sup> Der Schwerpunkt ist die Lebenswirklichkeit in der Gemeinschaft mit anderen. Aufgrund des spezifischen und häufig lebenslangen Unterstützungsbedarfs und diverser Abhängigkeiten kann die Aufgabe der Pädagogik als „Hilfe zu einem Menschlich-leben-können unter erschwerten Bedingungen“<sup>74</sup>, wie es Otto SPECK bezeichnet, gesehen werden. „Hilfe“ meint nicht „Hilfe zur Anpassung“<sup>75</sup>, sondern Begleitung und Unterstützung hin zu einem möglichst selbstbestimmten Leben.

Den Prozess- und Wechselwirkungscharakter der Genese und des Prozesses geistiger Behinderung stellt Otto SPECK im interaktionalen Modell der Genese von geistiger Behinderung<sup>76</sup> (Abbildung 1) dar. Es fasst die verschiedenen Bestimmungsgrößen „geistiger Behinderung“ zusammen.



**Abbildung 1: Interaktionales Modell der Genese von geistiger Behinderung**

Am Modell wird erkennbar, dass in der Heilpädagogik eine geistige Behinderung das Produkt eines dreidimensionalen Systems ist.<sup>77</sup> In der Heilpädagogik wird die geistige Behinderung also nicht als statisches sondern als ein komplexes und differenziert zu fassendes Phänomen mit sich bedingenden Faktoren gesehen. Somit hat jeder Mensch unterschiedliche Möglichkeiten und Voraussetzungen.<sup>78</sup> Zu diesem Phänomen gehört auch die Dimension der Umwelt und damit die Familie, die Eltern, die Väter, welche das Leben der Menschen mit Behinderung auf vielen Ebenen nachhaltig prägen, wie die Forschung zeigt.<sup>79</sup>

### 1.1.2 STUDIENLAGE ZU VÄTERN VON KINDERN MIT BEHINDERUNG

Auch wenn die Studienlage<sup>80</sup> kein ausreichendes Bild liefert, lässt sich durch die in der Folge dargestellten Studien und Aspekte ein annäherndes Bild der aktuellen Diskurse über Vätern eines Kindes mit Behinderung in der Familie zeichnen. Ich gehe auf die von Studien Michaela HELLMANN; Claudia

<sup>73</sup> Vgl. FORNEFELD 2004, S. 75.

<sup>74</sup> SPECK 2005, S. 69.

<sup>75</sup> Ebd.

<sup>76</sup> SPECK 2005, S. 70.

<sup>77</sup> Vgl. ebd., S. 69.

<sup>78</sup> Vgl. ebd., S. 67.

<sup>79</sup> Siehe hierzu Kap. 1.4.

<sup>80</sup> In dieser Arbeit wird vor dem Hintergrund des „Verstehenden Zugangs“ (vgl. Kap. 2) der deutschsprachige Diskurs dargestellt, da die in dieser Untersuchung betrachteten Väter (vgl. Kap. 4) und auch ihre Kinder mit Behinderung im deutschsprachigen Raum aufgewachsen und sozialisiert worden sind.

OLEJNICZAK und Andreas BORCHERS, welche die Väterperspektive (erwachsene Kinder) mitdiskutieren, von Dieter HINZE (1991), Kurt KALLENBACH (1999) ein, welche sich explizit mit Vätern beschäftigen, sowie auf die Studien von Andreas ECKERT (2008).

***Studie von Michaela HELLMANN, Claudia OLEJNICZAK und Andreas BORCHERS (2007)***

Es ist die einzige mir bekannte Studie, welche eine teilweise Differenzierung zwischen Müttern und Vätern von erwachsenen Menschen mit Behinderung in den Ergebnissen darstellt; ansonsten ist die Studienlage zu Vätern auf (minderjährige) Kinder mit Behinderung ausgerichtet. In ihrer Studie stellen sie bezüglich der Väter fest, dass in den meisten von ihnen untersuchten Familien mit einem schwerbehinderten Kind eine klare Rollenteilung zu beobachten ist. Dabei übernimmt die Mutter die Betreuungsarbeit (Versorgung, Pflege und Haushaltstätigkeit). Viele Mütter waren während der Zeit der Betreuung und Pflege berufstätig. Die Mütter betonen, dass ein Beruf für sie ein wichtiger Ausgleich zum Familienleben gewesen sei. Die Väter waren mit Erwerbsarbeit – in der Regel Vollzeit – in erster Linie zur Absicherung der Familie beschäftigt. Sie haben sich in einem unterschiedlichen Maß an der Betreuung beteiligt. Die Väter hätten in den Interviews betont, dass sie sich seit dem Ruhestand vermehrt für ihr erwachsenes Kind mit Behinderung, neben anderen Aufgaben in der Familie, engagieren können. Auch empfinden sie, ihrem erwachsenen Kind mit Behinderung so emotional nähergekommen zu sein.<sup>81</sup> Einzelne würden bedauern, dass es erst nach dem Ruhestand möglich geworden sei. So würden einige verstärkt im Haushalt und bei der Versorgung unterstützen; andere Väter konzentrierten sich wiederum auf Behördengänge, Spaziergänge usw. Zudem gaben sie an, ihrem Kind mit Behinderung emotional wesentlich näher gekommen zu sein. Die Autor\_innen stellen fest, dass nicht alle Tätigkeiten in der Familie arbeitsteilig geleistet würden; dies wären z.B. Aufgaben, welche mit besonderen Kraftanstrengungen verbunden sind. Es hätte sich durch jahrelange Übung Routine entwickelt – „jeder Handgriff sitzt“.<sup>82</sup>

Die Autor\_innen stellen zudem in ihrer Studie fest, dass bei

„[...] den Familien, die sich an der Untersuchung beteiligt haben, [auffällt, T.S.] [...], dass nicht nur die Mütter, sondern auch die Väter ihr schwerstbehindertes Kind angenommen haben. Diese standen zu ihrer Familie und haben ihre Frauen und Kinder auch in äußerst schwierigen Zeiten nicht verlassen. [...] Berichte von Expertinnen und Experten, nach denen viele Väter die Familie verlassen würden, wenn ein (schwerst-) behindertes Kind geboren wurde [...]“<sup>83</sup>

bewahrheiteten sich nicht. Kohorteneffekte lassen sich dabei nicht ausschließen.<sup>84</sup> Als wahrscheinlichster Faktor für eine intensive Sorge wird angesehen,

---

<sup>81</sup> Vgl. HELLMANN/BORCHERS/OLEJNICZAK 2007, S. 173.

<sup>82</sup> Vgl. ebd., S. 172f.

<sup>83</sup> Ebd., S. 172.

<sup>84</sup> Vgl. ebd.

„[...] dass sich beide Eltern gemeinsam den Anforderungen stellen. Ist dies nicht der Fall, können die Aufgaben wohl schwerlich über einen derart langen Zeitraum bewältigt werden.“<sup>85</sup>

***Studie von Dieter HINZE (1991): „Väter und Mütter behinderter Kinder. Der Prozess der Auseinandersetzung im Vergleich“***

Im Rahmen seiner Dissertation untersuchte er 40 Väter und Mütter, welche ein 3- bis 6- jähriges Kind mit geistiger bzw. mehrfacher Behinderung haben.<sup>86</sup> Die Eltern wurden getrennt voneinander und in mehrstündigen Interviews befragt. Ausgewertet wurden die Gesprächsprotokolle mit Hilfe von qualitativen Rating-Verfahren, sowie inhaltsanalytischen Verfahren. Dieter HINZE (1999) sieht folgende Schwierigkeiten in der Auseinandersetzung der Väter:

1. Väter sind mit der Behinderung wenig konfrontiert. 2. Ihre Erwerbsarbeit erschwert die Auseinandersetzung. 3. Die mangelnde Problemkonfrontation erschwert die Entwicklung des Problembewusstseins. 4. Der eingeschränkte praktische Umgang mit dem Kind wirkt sich psychisch destabilisierend aus. 5. Die männliche Geschlechtsrolle verlangt Sachlichkeit und Selbstkontrolle. 6. Väter neigen zur rationalen Bewältigung der Behinderung. 7. Ihre Selbstbeherrschtheit hindert Väter an der emotionalen Verarbeitung. 8. Väter neigen dazu, problembezogene Gespräche zu vermeiden. 9. Väter sehen sich an ihre Ehefrau gebunden. 10. Die öffentliche Konfrontation stellt eine massive soziale-emotionale Belastung dar. 11. Mütter wie Fachleute sehen die Elternrolle von Vätern als nebensächlich an.<sup>87</sup>

Neben den genannten Schwierigkeiten in der Auseinandersetzung sieht Dieter HINZE aber auch besondere Chancen: 1. Die Behinderung kann Väter zum verstärkten Elternsein herausfordern. 2. Die Behinderung kann Gefühls- und Kontaktoffenheit fördern. 3. Die Behinderung ihres Kindes kann sinngebend sein.<sup>88</sup>

Folgendes Resümee kann gezogen werden: Der Bedarf und auch die Herausforderungen werden im Allgemeinen verkannt. Das Umfeld und damit auch die Behindertenhilfe verstärken die Gefahr, die Väter in ihrer „Nebenrolle“ festzuschreiben. Dieter HINZE (1999) schreibt zusammenfassend zum Verarbeitungsprozess:

„Der Erfolg des Verarbeitungsprozesses ist relativ. Mit der Behinderung abschließend fertigzuwerden erscheint nicht möglich. Die soziale Rolle der Mütter unterstützt diese in der Verarbeitung der Behinderung, die soziale Rolle der Väter dagegen erschwert deren Verarbeitungserfolg.“<sup>89</sup>

---

<sup>85</sup> Ebd.

<sup>86</sup> Vgl. HINZE 1999, S. 41 u. vgl. HINZE 1992, S. 5.

<sup>87</sup> HINZE 1992, S. 137ff.

<sup>88</sup> Ebd., S. 140.

<sup>89</sup> HINZE 1999, S. 208.



Zudem fordert er, dass Väter die Chance nutzen, sich selbst zu verändern und ermahnt die Fachpersonen, von den Rollenbildern/Klischees<sup>90</sup> wegzukommen.<sup>91</sup> Anzumerken ist, dass die Studie von Dieter HINZE den Fokus auf den Verarbeitungsprozess der Behinderung legt. Dabei bleiben andere Faktoren (z.B. Familiengeschichte, Rahmenbedingungen) außen vor.

### ***Veröffentlichungen von Kurt KALLENBACH***

Kurt KALLENBACH veröffentlichte zu Vätern von Kindern mit Behinderung zwei Bücher und eine Anzahl von Artikeln (u.a. KALLENBACH (1992, 1994, 1997, 1999a, 1999b, 2002). An dieser Stelle gehe ich kurz auf seine beiden Buchveröffentlichungen ein, da die o.g. Artikel im Zusammenhang mit diesen stehen.

*Kurt KALLENBACH (1999): Väter behinderter Kinder. Eindrücke aus dem Alltag.*

Dieses Buch erschien in der Erstauflage 1994. Darin kommen 17 Väter von einem Kind mit Behinderung zu Wort, welche an einen Väterstammtisch der Lebenshilfe teilnehmen. Es ist eine retroperspektivische Sicht bezüglich des Lebens mit einem Kind mit Behinderung, es erfolgt jedoch keine Interpretation. Die Herkunft der Väter war verschieden und sie übten ganz verschiedene Berufe aus, wie z.B. Kaufleute, Lehrer, Arbeiter, Handwerker, Techniker oder Hausmann; teilweise hatten die Väter einen Migrationshintergrund, viele von ihnen waren türkischstämmig. An diesem Stammtisch hatten die Väter die seltene Möglichkeit, ihre „Probleme“ zu besprechen. Kurt KALLENBACH schreibt:

„Sehr schnell wurde mir deutlich, wie vielschichtig und individuell, völlig unterschiedlich die situativen Bedingungen und der Lebensalltag der einzelnen Väter sind.[...] Überrascht mußte ich feststellen, wie wenig wir über die Betroffenheit der Väter behinderter Kinder, über die Art der Konfrontation mit der Behinderung ihres Kindes und über die ihnen täglichen aufgebürdete faktische Belastung wissen.“<sup>92</sup>

Er stellte fest, dass in der bereits vorhandenen Literatur die Väter kaum zu Wort kamen – ein ähnliches Bild wie in der gesamten Familienforschung. Er schreibt, dass Elternforschung gleich Mütterforschung sei<sup>93</sup> und stellt weiter fest:

„Die Väter sind die vernachlässigten und oftmals übergangenen Randfiguren in der Eltern- und Familienarbeit, und Fragen nach ihrer psychosozialen Situation sind bisher eher ‚stiefväterlich‘ behandelt worden.“<sup>94</sup>

Aus diesen Erfahrungen entstand die Idee zu seinem Buch, in dem Väter ihren Alltag schildern. Er stellte bei den Vätern eine große Offenheit und Bereitschaft fest.<sup>95</sup> Kurt KALLENBACH fasst zusammen: Männern falle es schwer, über Gefühle zu sprechen. Sie würden nach außen gefestigt, nervenstark

---

<sup>90</sup> Vgl. hierzu die dargestellte Entwicklung von Väterbildern in der Gesellschaft in Kap. 1.3.2.2.

<sup>91</sup> Vgl. HINZE 1992, S. 141.

<sup>92</sup> KALLENBACH 1999b, S. 5.

<sup>93</sup> Vgl. ebd., S. 6.

<sup>94</sup> Ebd.

<sup>95</sup> Vgl. ebd., S. 7.

und stabil wirken, weil sie ihre Gefühle (auch gesellschaftlich geprägt) nicht nach außen zeigten. Dabei hätten Väter ein ähnliches Schockerlebnis bei der Diagnose einer Behinderung wie Mütter. Sie erlebten und reagierten mit Gefühlen wie Trauer<sup>96</sup>, Verzweiflung, Zorn und Aggression. Sie würden die Geburt als einen „Anschlag“ auf ihr „Ich“ empfinden und fühlen ihre männliche Identität bedroht. Sie zeigten große innere Not und sind eher ungläubig bzgl. des Ausmaßes der Behinderung, als würden sie es nicht wahrhaben wollen. Dieses nach innen gerichtete Verhalten passt zum gängigen Männerbild und so würden Ärzte häufig glauben, dass Väter stärker im Umgang mit der Diagnose sind. Kurt KALLENBACH stellt die Hypothese auf, dass Väter in ihrer Hilflosigkeit stärker als Mütter Ermutigungen und gezielte Hinweise auf Aktivitäten mit dem Kind brauchten, um nicht in entschuldigende, passive sowie resignierende Reaktionen zu verfallen. Müttern würde der Umgang mit ihrem Kind leichter fallen, da sie im Alltag eher Erfolge sehen würden als Väter, welche durch den Beruf häufiger außer Haus sind. Durch die Berufstätigkeit des Vaters ergäbe sich für die Mütter, dass sie sehr stark auf das Kind fixiert bleiben. Den Vätern ermögliche dies wiederum eine äußerliche und innere Distanz zum Kind und zur Familie. Zudem beobachtet er weiter, dass Väter häufig nicht mit ihren Berufskollegen sprechen könnten und somit die Frau zur wichtigen Gesprächsperson würde. Müttern würde demgegenüber der Kontakt mit anderen betroffenen Müttern Kraft geben. Einige Väter hätten zudem die Befürchtung geäußert, dass die Paarbeziehung in Gefahr ist, weil Fachpersonen zu stark mütterorientiert seien; sie würden sich uninformiert und inkompetent fühlen und glaubten sich von Mutter und Kind zu entfremden. Sie hätten das Gefühl, mit ihren Sorgen und Problemen alleingelassen zu sein. Werden Männer auf ihre Sorgen und Ängste angesprochen, so stellt Kurt KALLENBACH fest, verstummten sie. Sie seien es nicht gewohnt, darüber zu sprechen, und hätten ihr Empfinden verdrängt. Sie würden ausweichen beim Angebot der Aufarbeitung. In den Berichten der Väter zeigt sich dies auf der Textebene durch eine eher beschreibende, distanzierte und literarisch versteckte Sprache. Somit bestünde die Gefahr, dass Identifikationen durch den Leser auf der Strecke blieben, merkt er an.<sup>97</sup> Kurt KALLENBACH schließt mit dem Satz ab: *„Wenn sie sich noch so eigenständig geben, auch sie brauchen Verständnis, menschliche Unterstützung und mitmenschliche Hilfe.“*<sup>98</sup> Als Konsequenz daraus fordert er damit, wie auch Dieter HINZE, dass Professionelle von den Rollenklischees (z.B.: Väter sind von der Behinderung ihres Kindes kaum betroffen) abrücken.

---

<sup>96</sup> Ursula NUBER (2012) merkt bezüglich der Trauer bei Männern an: Eine Studie der University of Kentucky stellte fest, dass die Umwelt ihre Trauerreaktionen oftmals nicht erkennen kann, da sie spezifisch auf Verluste reagieren können. Im Gegensatz zu Frauen, welche häufig offen über Gefühle sprechen und weinen, neigen Männer dazu, schweigsam zu werden und sich in Aktivitäten zu stürzen. Sie arbeiten in Haus und Garten, stürzen sich in ihre Arbeit (wo sie gesellschaftliche Anerkennung bekommen) oder in sportliche Aktivitäten. Auch ein exzessiver Genuss von Alkohol (Männer haben hier höhere Werte) kann ein Anzeichen von Trauer oder einer Depression sein. Denn werden für die Anzeichen von Trauer allein Angst oder Depression als Parameter herangezogen, zeigen Frauen ein höheres Maß an Trauer. Wird der Parameter Alkoholkonsum hinzugenommen, zeigen sich nur geringfügige Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Hier kann sich habitualisiertes Verhalten auswirken: „Ein Junge weint nicht“ (vgl. NUBER 2012, S. 3; vgl. LEHNER 2013, S. 19 u. vgl. Kap. 1.3.1).

<sup>97</sup> Vgl. KALLENBACH 1999b, S. 214ff.

<sup>98</sup> Ebd., S. 217.

Kurt KALLENBACH (1997): *Väter schwerstbehinderter Kinder. Projektbericht aus der Forschungsgemeinschaft „Das Körperbehinderte Kind“*

In dieser quantitativen Studie geht Kurt KALLENBACH (1997) der Frage nach der psychosozialen Situation der Väter nach.<sup>99</sup> Es wurden mittels Fragebögen 199 Väter befragt. Dabei wurden folgende vier Kriterien an die Auswahl der Väter gelegt: 1.) Die Familie sollte eine klassische Rollenteilung (häufig in der Literatur beschrieben) aufweisen – der Vater berufstätig (Ernährer)<sup>100</sup> und die Ehefrau sollte Hausfrau mit dem Hauptanteil an der Erziehung sein. 2.) Die Kinder der Väter sollten schwerste cerebrale Bewegungsstörungen und gleichzeitig eine Dys- oder Anarthrie haben und im Schulalter sein. 3.) Es wurden ausschließlich komplette Familien aufgenommen. Es war unerheblich, ob die Eltern verheiratet oder in einer eheähnlichen Partnerschaft lebten. Ausgeschlossen wurden Alleinerziehende sowie Kinder, die aus einem Heim (Pflegekinder) in die Familie kamen. 4.) Die Eltern sollten dem deutschen Kulturkreis angehören, sie mussten jedoch nicht die deutsche Staatsbürgerschaft besitzen. Somit sollten u.a. kulturdifferente Auffassungen und Verständigungsschwierigkeiten vermieden werden.

Als Ergebnisse der Studie schlussfolgert Kurt KALLENBACH<sup>101</sup>: Die Berufstätigkeit nimmt für die Väter einen hohen Stellenwert ein.<sup>102</sup> Damit sichern sie die materielle Existenz der Familie. Die Autoren merkten hierzu an, dass die finanzielle Belastung der Familie durch die Behinderung des Kindes hoch ist und die Belastungen von Familien ohne ein Kind mit Behinderung übersteigt. So musste z.B. der Wohnraum entsprechend angepasst bzw. umgebaut oder bestimmte Hilfsmittel angeschafft werden, die einer Selbstfinanzierung bedurften. Vor diesem Hintergrund sieht der Autor es als verständlich an, dass den Vätern ein gesichertes Einkommen außerordentlich wichtig ist. Neben der finanziellen Absicherung hätte der Beruf weitere Bedeutungen: Er soll interessant sein und Aufgaben beinhalten, welchen sich die Väter gern stellen. Somit ist der Beruf für die Väter eine Quelle der Selbstbestätigung und Anerkennung – was das Selbstkonzept der Väter beeinflusst.<sup>103</sup> Ob die räumliche Distanz zur Familie zu einer emotionalen Distanz wird, stellt der Autor in Frage. Er sieht bei diesem Punkt Forschungsbedarf. Wie die Befragung ergab, wussten die Kollegen der Väter von der Behinderung des Kindes. Es ist ein Hinweis, dass die Arbeit kein Ort der Verdrängung ist, wenn er die Möglichkeit bietet, von Schwierigkeiten abzulenken und diese dort „abgeben“ zu können, vielleicht auch Verständnis und Anerkennung zur Situation zu erhalten.

Neben der Bedeutung des Berufes für die Väter stellt die Familie ebenfalls einen wichtigen Bereich dar. Die Väter gaben an, dass die Hauptbelastung der Pflege- und Betreuungsaufgabe bei den Ehe-

---

<sup>99</sup> Vgl. KALLENBACH 1997, S. 36.

<sup>100</sup> Wird als negatives Bild zum heutigen „neuen Vater“ gesehen (vgl. Kap. 1.3.2.2) u. vgl. auch zur bürgerlichen Familie (vgl. Kap. 1.4 u. vgl. Kap. 4.1.2.1).

<sup>101</sup> KALLENBACH 1997, S. 63ff.

<sup>102</sup> Siehe hierzu auch Kap. 1.3.2.2.

<sup>103</sup> Vgl. Kap. 1.3.2.2.

frauen liege. Der Autor stellt fest, dass die Väter zwar angaben, Beruf und Familie nicht als Doppelbelastung zu empfinden. Anhand der Fragebogenangaben (Kreuzen der Antworten) stellt er jedoch eine höhere Belastung der Väter durch die familiäre Situation am Schnittpunkt Arbeit und Familie fest: Die Väter wünschten mehr Zeit für die Familie; der Beruf gibt ihnen ein positives Selbstbild – beides zusammen kann zur Kollision führen. Der Autor schreibt:

„Wenn die Väter zum Ausdruck bringen, daß ihnen für ihre eigenen Interessen zu wenig Zeit verbleibt, so sehen sie jedoch nicht eine schuldhafte Ursache hierfür bei ihrem Kind. Die Ursache liegt nach den bisherigen Ergebnissen neben den faktischen Gegebenheiten bei den Vätern selbst. Sie müssen ihre Ressourcen erkennen und die Bereitschaft entwickeln, gerade bei ihrer Berufstätigkeit zeitliche Abstriche zu machen.“<sup>104</sup>

Hier möchte ich aber auch auf die zuvor erwähnte erhöhte finanzielle Belastung durch die Behinderung des Kindes sowie den Status der Väter als Hauptverdiener<sup>105</sup> verweisen; weniger Zeit für die Arbeit kann auch weniger Familieneinkommen bedeuten. Damit stellt sich die Frage: Wie frei sind die Väter in ihren Entscheidungen?

Die Väter gaben an, dass sie sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten an der Betreuung und Pflege beteiligen. Da sie angaben, auch Dinge wie die Körperpflege und Betreuung zu übernehmen, schlussfolgerte der Autor, dass die Berufstätigkeit dennoch den Aufbau emotionaler Nähe zwischen Vater und Kind (zeitlich) zulässt. Er stellt jedoch fest, dass Väter von anderen Bereichen der Betreuung ausgeschlossen sind: Der Kontakt zu Therapeuten, Ärzten, Schulen oder heilpädagogischen Einrichtungen werde hauptsächlich von Müttern gehalten. Der Autor sieht darin für die Mütter die Möglichkeit, ihre Situation zu verarbeiten – auch mit anderen Müttern gemeinsam. Die Mütter werden so zu dem wichtigsten, da zeitlich mehr greifbaren, Partner ihrer Kinder, vor allem bei Förder- und therapeutischen Bewegungsspielen. Das freie physische Spiel wird vor allem von Vätern bevorzugt.<sup>106</sup> Der Autor stellt die Frage, ob Väter eine

„[...] besondere Anleitung benötigen, die Entwicklungschancen ihrer Kinder zu erkennen und letztlich daraufhin besondere Förderung durchführen.“<sup>107</sup>

Weitere Gründe für den von den Vätern empfundenen Ausschluss aus Bereichen der Betreuung könnten sein, dass sie in Fachkreisen weniger Beachtung finden und dies eventuell als Desinteresse empfinden sowie strukturelle Barrieren (z.B. Therapiezeiten) des Hilfe- und Beratungssystems, so dass die Begleitung erschwert wird. Einen weiteren Faktor sieht der Autor in den familiendynamischen Prozessen.<sup>108</sup>

---

<sup>104</sup> KALLENBACH 1997, S. 66.

<sup>105</sup> Vgl. hierzu auch HELLMANN/BORCHERS/OLEJNICZAK 2007, S. 172f.

<sup>106</sup> Vgl. KALLENBACH 1997, S. 65.

<sup>107</sup> Ebd.

<sup>108</sup> Vgl. Das Handeln der Väter steht z.B. in einer engen Wechselwirkung zum Verhalten anderer Familienmitglieder z.B. der Mutter, aber auch weiterer Kinder, Großeltern (vgl. KALLENBACH 1994, S. 241).

Kurt KALLENBACH merkt an, dass die Rollenverteilung in der Familie nicht von selbst gewählt sein muss. Er schreibt,

„[...] daß das väterliche Verhalten und die Selbsteinschätzung der Väter von ihrer individuellen Persönlichkeit abhängen und durch ihre Interaktionspartner aus Familie, Freundeskreis, Beruf und letztlich der Gesellschaft bedingt werden. So muss der Frage nach besonderen Einflüssen aus diesen Gruppen auf die psychosoziale Situation der Väter noch vertiefend nachgegangen werden.“<sup>109</sup>

In einem späteren Artikel von 1999 zu dieser Studie hebt er einen weiteren Aspekt der außerfamiliären Kontakte der Väter hervor. Bei den befragten Vätern der Stichprobe kommt er zu dem Schluss, dass die Vätern mehr außerfamiliäre Kontakte realisieren können, als bis dato bei Familien angenommen wurde, und die damit beschriebene Tendenz des sozialen Rückzuges der Familien aus diesen Befragungsergebnissen nicht erschließbar ist. Kurt KALLENBACH erklärt die zuvor angenommene „soziale Isolierung“ der Familie damit, dass in anderen Studien meist die Mütter befragt worden seien, welche sich viel isolierter erlebten und damit die Gefahr der Vereinsamung vergrößert würde.<sup>110</sup>

### **Studie von Andreas FRÖHLICH (2007)**

2006 führte Andreas FRÖHLICH im Rahmen des „Väterprojekts Landau“ diese Studie durch. Den Fachartikel zur Studie überschreibt er mit den Worten: *„Die Einsamkeit des Vater-Seins, Väter in der Frühförderung“*. Im Rahmen dieses Projektes wurde eine Fragebogenerhebung durchgeführt. Die leitende Forschungsfrage war,

„[...] ob für Väter behinderter oder von Behinderung bedrohter Kinder im Rahmen der Frühförderung besondere Angebote gemacht werden. Wird die Gruppe der Väter als eigene Gruppe gesehen oder gehen sie im Konstrukt Eltern auf?“<sup>111</sup>

Zudem bestand das Interesse darin, herauszufinden, worin das „besondere Angebot“ besteht.<sup>112</sup> Zum Ergebnis: Andreas FRÖHLICH stellt fest, dass Väter erst in aller kleinsten Ansätzen als eine eigene Gruppe in der Frühförderung wahrgenommen werden. In einigen Förderstellen werden sie als Bestandteil gesehen und gewünscht. Durch z.B. zeitliche Flexibilität versuchen sie, den Vätern entgegenzukommen. Auch zu Erstgesprächen werden die Väter namentlich eingeladen. Weitere Ideen, wie die Zusammenarbeit mit Vätern gestaltet werden könnte, wurden nicht genannt. In seinen Ausführungen zum Ergebnis legt Andreas FRÖHLICH einen besonderen Schwerpunkt auf die Wahrnehmung der Väter durch Professionelle und merkt an: Zum einen gebe es kaum Fortbildungen zum Thema „Väter“. Ebenso findet sich keine Aktualität in der heilpädagogischen Literatur zum Thema Väter. Andreas FRÖHLICH stellt fest, dass sich Pädagogik, Pflege und Therapie zu Frauenressorts entwickelt hätte, was sich auch in den Anteilen der Studentinnen in den betreffenden Studiengängen niederschläge. In der

---

<sup>109</sup> KALLENBACH 1997, S. 70.

<sup>110</sup> Vgl. KALLENBACH 1999a, S. 69f. Er verweist hier bzgl. der Isoliertheit und Gefahr zur Einsamkeit u.a. auf die Publikationen von FRÖHLICH 1986, HINZE 1990 sowie von SCHUMANN, SCHÄDLER u. FRANK 1989, 1996. Vgl. auch BURTSCHER 2015b, S. 120f.

<sup>111</sup> FRÖHLICH 2007, S. 100.

<sup>112</sup> Ebd.

Frühförderung finden sich heute sowohl bei den Ratsuchenden als auch bei Professionellen kaum Männer. Andreas FRÖHLICH stellte die Vermutung an, dass Männer, die gewohnt sind, in Ausbildung und Beruf selbstständig zu arbeiten, von Vorteil seien und deshalb Väter mit höheren Bildungsabschlüssen weniger abhängig von professioneller Unterstützung durch die Frühförderung seien.<sup>113</sup>

Aus Sicht der Professionellen (meist Frauen) verweist Andreas FRÖHLICH auf das bekannte Bild des „*fliehenden Vaters*“

„Ein Titel von Cheryl Bernard und Edith Schläffer ‚Sag mir wo die Väter sind‘ (1991), konnte etliche Jahre als charakteristisch für eine sich feministisch nennende Sichtweise gelten. Im Untertitel hat dieses Buch folgende Thematik: ‚Von der Arbeitssucht und Fahnenflucht des zweiten Elternteils‘. Hier wird deutlich, wie Väter gesehen werden, und die Bezeichnung *fliehende Väter* konnten wir immer wieder in den vergangenen Jahren hören und lesen. In der Ratgeberliteratur, auf Frauenseiten einschlägiger Zeitschriften finden wir sie nach wie vor. Es scheint ein *literarischer Topos* zu sein, der sicherlich auch Bewusstsein bestimmt.

Ich möchte mich gern dem Untertitel noch einmal zuwenden. ‚Fahnenflucht‘ ist ein Begriff des Militärs und meint das unerlaubte Verlassen der Einheit eines dienstpflichtigen Soldaten, Desertation. Im Krieg oder kriegsähnlichen Zuständen wird diese Fahnenflucht schwer bestraft, meist mit Erschießen, mit Exekution.

Es ist erstaunlich, eine wie martialische, d.h. auf den Kriegsgott Mars bezogene Sicht, hier eingenommen und sprachlich übernommen wird. Wir sollten 2007 wissen, dass einer Flucht eigentlich immer eine Vertreibung vorausgeht. Not, Elend, Mangel, und die Sehnsucht nach einem besseren Leben treiben Menschen auf dieser Welt zur Flucht. Daher möchte ich die *fliehenden Väter* nicht von vornherein als die pflichtvergessenen Feiglinge sehen, sondern als Menschen, die es in einer bestimmten, für sie unerträglichen und offensichtlich nicht änderbaren Situation, nicht mehr aushielten. Und damit kommt dann auch die Verantwortung der Professionellen mit hinein.“<sup>114</sup>

Mit diesem Bild wird ein mit einem Vorwurf verbundenes Klischee deutlich. Es ist ein Bild, welches in der Gesellschaft von Vätern im Allgemeinen nicht unüblich war und ist.<sup>115</sup> In Gesprächen mit Eltern, sowohl Müttern als auch Vätern, stellte Andreas FRÖHLICH fest, dass sich das Gefühl des gegenseitigen *Allein- gelassen-Werdens* durch die lange und intensive Pflege des Kindes noch verstärkte, ähnlich dem charakteristischen Gefühl, „*nicht mehr dazu zu gehören*“, dass sich bei jüngeren Familien nach der Geburt eines Kindes einstellen kann.<sup>116</sup>

Als Ausweg schlägt Andreas FRÖHLICH ein adressatenbezogenes Coaching für Professionelle vor, dabei nennt er u.a. folgende Ansätze:

- aufsuchende Aktivitäten, nicht nur einladen, sondern Kontakt aktiv suchen,
- keine Standardangebote, sondern bedürfnisorientierte Angebote schaffen,
- die Beratung ergebnisoffen gestalten: Das Ziel sollte nicht sein, die Väter „zu etwas zu bringen“ – zu erziehen – sondern mit Hilfe der „Validation“ Bestätigung zu geben und mit

---

<sup>113</sup> Vgl. ebd., S. 100ff.

<sup>114</sup> Ebd., S. 103.

<sup>115</sup> Vgl. hierzu auch das Thema „Väterbilder“ (Schattenväter, Freizeitväter und missbrauchende Väter) im Kap. 1.3.2.2.

<sup>116</sup> Vgl. FRÖHLICH 2007, S. 100.

Hilfe der Väter und ihren bisherigen Mitteln durch viele Etappen zur Lösung von Problemen führen,

- kultursensible Angebote schaffen.<sup>117</sup>

Und er fragt: „Warum tun wir uns so schwer, auch für Männer spezielle Angebote zu bedenken und zu realisieren?“<sup>118</sup> Daraus entsteht die Forderung, mehr Männer im therapeutischen wie auch pädagogischen Bereich anzusiedeln, um Heterogenität und adressbezogene Angebote zu schaffen, wie sie es schon für Frauen gibt, z.B.: Frauenhotel, Frauensauna, Physikunterricht für Mädchen oder Fahrerschulkurse für Frauen.<sup>119</sup> Bei seinen Ausführungen wird deutlich, dass es in der Elternarbeit der Behindertenhilfe eine aus dem Geworden-Sein verstehende<sup>120</sup> wie genderorientierte Haltung<sup>121</sup> braucht, um das eigene Geschlecht sowie die vorhandenen gesellschaftlich geprägten und vermittelten Bilder, z.B. von Vätern<sup>122</sup>, zu reflektieren. Sie haben entscheidenden Einfluss auf den Verstehensprozess und die anschließenden Kontakte.<sup>123</sup>

### **Studie von Andreas ECKERT (2008)**

Die Studie „Zur Lebenssituation von Vätern behinderter Kinder - eine Analyse möglicher Belastungen und Ressourcen“ erwähne ich in dieser Arbeit, weil Andreas ECKERT (hier zusammen mit Lara PALM) explizit eine Unterscheidung zwischen Müttern und Vätern vornimmt, sowohl in der theoretischen Herleitung als auch in den Ergebnissen. Andreas ECKERT nutzte für seinen quantitativen Zugang ein ganzes Fragebogenset. Dieses besteht aus dem „Fragebogen zur Lebensorientierung“<sup>124</sup> mit der Messung des „Kohärenzgefühls“<sup>125</sup>, dem Fragebogen „Soziale Orientierung von Eltern behinderter Kinder“ (SOBEK)<sup>126</sup> mit der Messung des „Stresserlebens“ sowie dem „Fragebogen zur Bedürfnislage von behinderten Kindern (FBEBK)“<sup>127</sup>. Insgesamt wurden von 400 verschickten Fragebögen 275 zurückerhalten und 223 konnten ausgewertet werden. Die Geschlechterverteilung bestand zu 75% aus Müttern und zu 25% aus Vätern. Die Kinder und Jugendlichen mit Behinderung hatten ein Alter zwischen 7 und 20 Jahren.<sup>128</sup> Übergreifend stellt der Autor fest, dass das Kohärenzgefühl „in der besonderen

---

<sup>117</sup> Vgl. ebd., S. 104f.

<sup>118</sup> Ebd., S. 105.

<sup>119</sup> Vgl. ebd., S. 105f.

<sup>120</sup> Vgl. Kap. 3 u. vgl. Kap. 6.

<sup>121</sup> Gemeint ist hier eine differenzierte Betrachtung der Perspektive von Müttern und Vätern im speziellen Kontext. Ausführlichere Hinweise zur „Genderperspektive“ finden sich in Kap. 1.3.1.

<sup>122</sup> Vgl. hierzu auch Kap. 1.3.2.

<sup>123</sup> Vgl. hierzu auch Kap. 3.3.3.

<sup>124</sup> Dieser Fragebogen besteht aus Teilen des „SOC-Fragebogens“ bzw. des „Fragebogens zum Kohärenzgefühl“, welcher auf dem Salutogenesemodell von Aron Antonovsky beruht und 1987 erstmals veröffentlicht wurde. Es ist ein Fragebogen zur Untersuchung der Lebensorientiertheit mit den drei Ebenen des Kohärenzgefühls (vgl. ECKERT 2008b, S. 65f.).

<sup>125</sup> Das Kohärenzgefühl: „Das globale Gefühl, das persönliche Leben als verstehbar, handhabbar und sinnhaft zu erleben [...]“ (ECKERT 2008b, S. 103). Dabei besteht und gliedert sich dieses Gefühl in drei Ebenen auf: „Handhabbarkeit“, „Verstehbarkeit“ und „Sinnhaftigkeit“ (vgl. ebd., S. 65f.).

<sup>126</sup> Dieser Fragebogen wurde von KRAUSE und PETERMANN (1997) entwickelt und erprobt. Er umfasst das Bewältigungsverhalten von Eltern behinderter Kinder. Im Rahmen dieser Untersuchung wird der Schwerpunkt auf die Erfassung des Stresserlebens gelegt (vgl. ECKERT 2008b, S. 66f.).

<sup>127</sup> Dieser Fragebogen untersucht die Bedürfnisse von Eltern von behinderten Kindern, dabei stehen die subjektiv empfundenen Bedürfnisse im Vordergrund (vgl. ECKERT 2008b, S. 67f.).

<sup>128</sup> Vgl. ECKERT 2008b, S. 63.

*Lebenssituation vielfach eingeschränkt zu sein*<sup>129</sup> scheint. Hier ist vor allem die Gefühlsebene der Verstehbarkeit bei den Eltern besonders gering ausgeprägt. Zudem stellt er fest, dass sich die Werte bei Geschlecht und Berufstätigkeit unterscheiden. Da die Väter eine höhere Berufstätigkeitsrate aufweisen, lasse sich aus den Veröffentlichungen nicht klären, ob das Geschlecht oder die Berufstätigkeit die bestimmende Variable ist. Für die Lebenssituation der Mütter (da sie weniger berufstätig sind) bedeute das unabhängig davon einen Mangel an Handhabbarkeit, Verstehbarkeit und Sinnhaftigkeit.<sup>130</sup> Zudem arbeitet Andreas ECKERT heraus, dass „die Berücksichtigung eigener Interessen und Bedürfnisse“ sowie „soziale Unterstützung“ bedeutsame Ressourcen im Leben mit einem Kind mit Behinderung sind. Diese drei Faktoren – das Kohärenzgefühl, das Beachten eigener Bedürfnisse und die soziale Unterstützung – wirken sich direkt auf das Stresserleben aus. Aus seinen Daten ergäbe sich die Regel: Je stärker die Ressourcen vorhanden sind, umso geringer fällt das Stresserleben aus.<sup>131</sup> Abschließend stellt der Autor fest, dass sich bezüglich der Variable ‚Geschlecht‘ die größten signifikanten Differenzierungen zeigen.

„Sowohl bei den Werten des Kohärenzgefühls, des Stresserlebens und der Bedürfnisse als auch bei einzelnen Unterskalen unterscheiden sich Mütter und Väter signifikant.“<sup>132</sup>

Für ihn stellt sich damit die Frage nach den Konsequenzen für Forschung und Praxis.

Andreas ECKERT (2008) nennt drei Oberbegriffe zu Belastungen im Leben des Vaters:<sup>133</sup> generelle Stressbelastung der Väter,<sup>134</sup> Variablen des Kindes (Geschlecht, Verhaltensauffälligkeiten, Alter)<sup>135</sup> und Zeitpunkt der Diagnosestellung<sup>136</sup>. Auf die Partnerschaft der Väter und die von ihnen genutzten Netzwerke zeigen sich hingegen in der Stichprobe keine Belastungen; somit wirkt sich eine Konzentration des Vaters auf das Kind mit Behinderung nicht auf die Hinwendung und Intensivierung bzgl. der Partnerschaft aus. Zum gleichen Ergebnis kommt Petra WAGATHA (2006).<sup>137</sup>

Als Ressourcen konnte Andreas ECKERT folgende Faktoren im Leben herauskristallisieren: erlerntes Bewältigungsverhalten, Selbstachtung/Selbstverwirklichung, praktische Unterstützung durch die

---

<sup>129</sup> Ebd., S. 103.

<sup>130</sup> Vgl. ebd., S. 71.

<sup>131</sup> Vgl. ebd., S. 104f.

<sup>132</sup> Ebd., S. 106f.

<sup>133</sup> Vgl. PALM/ECKERT 2008, S. 177ff.

<sup>134</sup> Aufgrund der hohen Mittelwerte kann von einer generellen starken Belastung der Väter ausgegangen werden. Vgl. hierzu auch die Studie von KALLENBACH 1997 (siehe Kap. 1.1.2).

<sup>135</sup> Bspw. weisen Väter von Söhnen einen höheren Wert bzgl. der Stressbelastung auf. Dieser unterscheidet sich jedoch nicht signifikant mit dem Wert von Vätern von Töchtern. Bezüglich des Verhaltens der Kinder als Stressor ergeben sich jedoch signifikante Unterschiede: hier spielt die Anzahl (mehr als drei), aber auch die Art der Verhaltensauffälligkeit wie „Aggressivität“ oder „Ängstlichkeit“ eine Rolle für die Alltagsbelastung. Gründe liegen laut Autor im Dunkel und widersprechen dem Ergebnis der generellen instrumentalen und emotionalen Zufriedenheit in der Studie von Petra WAGATHA 2006 (vgl. Kap. 1.1.3).

<sup>136</sup> Eine Diagnosestellung innerhalb der ersten drei Jahre ist demnach mit einer hoch signifikanten Stressbelastung verbunden, aber auch die Art (z.B. schwere Mehrfachbehinderung, Diagnose meist vor dem dritten Lebensjahr) der Behinderung und die mögliche Auswirkung spielen eine Rolle. Die Väter erleben den Zeitpunkt der Diagnose als wenig handhabbar und verstehbar.

<sup>137</sup> Vgl. PALM/ECKERT 2008, S. 181.



Partnerin und durch Freunde, Bekannte sowie Verwandte, die Anzahl der unterstützenden Personen (mind. zwei) und damit die Netzwerkgröße. Dabei ist das Bewältigungsverhalten und Selbstachtung/Selbstverwirklichung die einzige innere Ressource der Väter.<sup>138</sup>

Keinen eindeutigen signifikanten Ressourcencharakter haben nach den Ergebnissen der Studie das Alter des Vaters, das Kohärenzgefühl, die väterliche Expressivität<sup>139</sup>, die emotionale Unterstützung durch die Partnerin, die innerfamiliäre Orientierung und die Unterstützung durch die Gleichbetroffenen und Fachleute. Bei letzterem vermutet der Autor, dass die Angebote nicht den Bedürfnissen der Väter entsprechen oder diese nicht vorhanden sind bzw. nicht als stressreduzierend erlebt werden.<sup>140</sup> Zudem überrascht dieser Punkt, da in der heilpädagogischen Disziplin der Austausch mit selbst Betroffenen und Fachkräften als unterstützend und förderlich betrachtet wird. Hier sieht Andreas ECKERT Forschungsbedarf bezüglich der Wünsche und Bedürfnisse der Väter. Als zusätzliche Ressource nennen die Väter häufig vor allem ihre Partnerin und als weitere Ressource ihr Kind mit Behinderung. Ihre Berufstätigkeit wird demgegenüber wenig benannt. Dies widerspricht dem in der Literatur beschriebenen Stand.<sup>141</sup>

Des Weiteren sehen die Autoren grundsätzlichen Forschungsbedarf bezüglich der Väter von (erwachsenen) Kindern mit Behinderung.<sup>142</sup> Zudem weist die Untersuchung auf bedeutsame Unterschiede im Stresserleben und in der Ressourcenausstattung betroffener Eltern im Vergleich zu anderen Gruppen hin. Im Mittelpunkt steht die Belastungssituation. Die starke Fokussierung des Kohärenzgefühls als Ressource stellt einen sehr spezifischen Blick auf das Phänomen Elternsein bzw. Vatersein dar. Damit steht der Faktor der positiven Stressbewältigung im Vordergrund. Die Faktoren wie gesellschaftliche Diskurse und damit einhergehende Ausgrenzungstendenzen bleiben dadurch jedoch unbeachtet.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der Fokus bei der Studienlage zu Vätern auf die Annahme und die Bewältigung der Behinderung ihres Kindes liegt. Die Studienlage zu Vätern kann als „dünn“ bezeichnet werden. Zudem ist der Blick fast ausschließlich auf Väter von minderjährigen Kindern mit Behinderung beschränkt.

### **1.1.3 AUSGEWÄHLTE STUDIENÜBERGREIFENDE DISKURSE ZU VÄTERN VON MENSCHEN MIT BEHINDERUNG**

In der theoretischen Betrachtung des Forschungsstandes weist Andreas ECKERT (2008) auf die häufig beschriebene „klassische Rollenverteilung“ bezüglich der Sinnhaftigkeit des Vergleiches der mütterli-

---

<sup>138</sup> Vgl. ebd.

<sup>139</sup> Hier zeigt sich nach PALM/ECKERT ein Widerspruch zu den Ergebnissen von WAGATHA 2006 (S. 192). WAGATHA kommt zum Ergebnis, dass vor allem die partnerschaftliche Kommunikation ein bedeutender Faktor für die Zufriedenheit und Qualität in der Beziehung ist. Hier wäre demnach zu erwarten, dass ein signifikanter Zusammenhang zwischen der Bewältigungsstrategie „Intensivierung der Partnerschaft“ und der väterlichen Expressivität, besteht. Dies kann nach den Daten nicht nachgewiesen werden, wie PALM/ECKERT schreiben (vgl. PALM/ECKERT 2008, S. 184).

<sup>140</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen von Andreas FRÖHLICH 2007.

<sup>141</sup> Vgl. PALM/ECKERT 2008, S. 186.

<sup>142</sup> Vgl. ebd., S. 188.

chen Situation mit der väterlichen Situation und Leistung in der Familie hin.<sup>143</sup> Weiter argumentiert er, dass vielmehr davon ausgegangen werden könne, dass mit einer differenzierten Betrachtung die Fähigkeiten und Potentiale der Väter vorurteilsfreier betrachtet werden könnten. Er plädiert für den Blickwinkel, dass Väter sich in einem ähnlichen Maß an der Betreuung und Begleitung ihrer Kinder wie Mütter beteiligen können – falls beide es wollen.<sup>144</sup> Andreas ECKERT nennt hier zwei (personelle und innerfamiliäre) Faktoren, welche das Handeln beeinflussen können. Das ist zum einen bindungs- und entwicklungspsychologische Aspekt und zum anderen die familiäre Position der Mutter und damit auch die der Paarbeziehung.<sup>145</sup>

### ***Paarbeziehung von Eltern und Diskurse der familiäre Tätigkeit des Vaters***

Zu der Frage, wie sich die Geburt eines Kindes mit Behinderung auf die elterliche Beziehung bzw. auf die Ehe der Eltern auswirkt, gibt es widersprüchliche und unterschiedliche Befunde. In der Vergangenheit wurden mehr Partnerkonflikte und damit höhere Scheidungsraten in den betroffenen Familien vermutet. Es gibt starke Anzeichen, dass sich dieses Bild heute nicht aufrechterhalten lassen kann, aber es ist in der praktischen Arbeit zum Teil weit verbreitet. Heutige Befunde zeigen vielmehr die positive Wirkung für die Partnerschaft bezüglich einer Intensivierung sowie ein erhöhtes Zusammengehörigkeitsgefühl.<sup>146</sup>

In der von Petra WAGATHA (2006) 2003 durchgeführten Studie steht die partnerschaftliche Beziehung von Eltern eines Kindes mit Behinderung im Mittelpunkt der quantitativen Untersuchung. Insgesamt wurden 42 Familien befragt. Die Kinder mit einer infantilen Cerebralparese waren zwischen 7 und 21 Jahren alt. 86% der Väter waren Vollzeit berufstätig, 7% waren arbeitslos und 5% Rentner. Von den Müttern arbeiteten 10% Vollzeit, 46% Teilzeit, 46% waren Hausfrauen und zwei Mütter Rentnerinnen.<sup>147</sup> Petra WAGATHA (2006) nutzte verschiedene Instrumente, z.B. die „Relationship Assessment Scala (RAS)“ zur Erfassung der Partnerzufriedenheit, den Fragenbogen zu „Beziehungsspezifischen Bindungsskalen für Erwachsene“, den „Fragebogen zu Erfassung von dyadischem Coping als generelle Tendenz (FDCT-N)“, sowie das bereits genannte Fragenpaket SOEBEK. Ergänzt wurde dieses Instrumentarium durch offene Fragen.<sup>148</sup>

Zu ausgewählten Ergebnissen: Die Beziehungsqualität und –zufriedenheit wurde von den befragten Paaren als hoch durchschnittlich beschrieben, ihr Bewältigungsverhalten kann auf eine Intensivierung der Partnerschaft hindeuten.<sup>149</sup> Sowohl Väter als auch Mütter erlebten eine hohe emotionale Belastung bezüglich der Behinderung des Kindes, in der subjektiv eingeschätzten Schwere der Behinde-

---

<sup>143</sup> Vgl. ECKERT 2008a, S. 122.

<sup>144</sup> Vgl. ECKERT 2008a, S. 134ff.

<sup>145</sup> Vgl. ECKERT 2008a, S. 123.

<sup>146</sup> Vgl. BÜKER 2008, S. 284; vgl. CLOERKES 2007, S. 209f. u. vgl. SCHMIDT 2015a, 29f.

<sup>147</sup> Vgl. WAGATHA 2006, S. 90.

<sup>148</sup> Vgl. ebd., S. 96.

<sup>149</sup> Vgl. ebd., S. 133; hier gibt es ein Widerspruch zu den Ergebnissen von ECKERT (2008b) (vgl. Kap. 1.1.2).

rung sowie bezüglich der Zukunftsfrage. Die Autorin macht zudem zahlreiche geschlechtsspezifische Unterschiede aus, z.B. seien die Frauen gegenüber den Männern weniger zufrieden mit der emotionalen und instrumentellen Unterstützung durch den Partner, besonders wenn die Kinder älter werden; Frauen schätzten die Sorge des Partners bezogen auf die Zukunft als geringer ein als die Männer selbst; Frauen nutzten häufiger soziale Unterstützung und schätzten den Zeitaufwand ihres Partners für das Kind als niedriger ein.<sup>150</sup>

Monika SEIFERT (2003)<sup>151</sup> nennt zwei Aspekte in Bezug auf die Situation von Vätern:

„Als unterstützende Bedingungen bei der Bewältigung der Herausforderung werden vor allem binnenfamiliale Aspekte genannt, z.B. die stabile Partnerschaft, ein harmonisches Zusammenleben in der Familie, die bedingungslose Annahme des behinderten Kindes durch den Partner und die Beteiligung des Vaters an Haushaltstätigkeiten und Kinderbetreuung [...]“<sup>152</sup>

Zudem merkt sie an, dass die Väter ihre beruflichen Schritte (Berufsort, Wohnortwechsel wegen Karriere) auf die notwendige Förderung ihres Kindes mit Behinderung abgestimmt hätten.<sup>153</sup>

Nun komme ich zur Position der Mutter in der Familie. Neben den bereits erwähnten Nebenrollen wird, wie in der allgemeinen Väterforschung auch, im Bereich von Familien von Kindern mit Behinderung die „Gatekeeperfunktion“ der Mutter bezüglich des Kindes diskutiert. Karin JURCZYK und Andrea LANGE (2009) schreiben dazu: Gatekeeping-Prozesse

„[...] stellen einen roten Faden dar, über den das unauflösliche Wechselspiel der väterlichen und der mütterlichen Elternfunktion am deutlichsten zutage tritt. Es wird darauf hingewiesen, dass sich Mütter schwer damit tun, dem Mann Raum für sein Vatersein zu geben, dass sie häufig aber gleichzeitig – wie in einer widersprüchlichen »Doppelbotschaft« – sehr wohl ein väterliches Engagement einfordern, aber damit festliegende Vorstellungen verbinden, wie dieses Engagement auszusehen habe. Auf solche Art und Weise werde aktive Vaterschaft in großem Umfang verleugnet und abgelehnt.“<sup>154 155</sup>

In der Forschungsliteratur finden sich zu den Erwartungen und Einstellungen der Mütter ambivalente Tendenzen. Zum einen wird der Wunsch der Mutter nach Unterstützung und Entlastung durch die Väter thematisiert.<sup>156</sup> Zum anderen steht dem die Beobachtung gegenüber, dass viele Väter ihre Unterstützungsangebote aufgrund der fehlenden Bereitschaft der Mutter, Verantwortung abzugeben, nicht umgesetzt werden könne.<sup>157</sup> Ein Grund für diese fehlende Bereitschaft der Mütter könne in dem hohen spezifischen Fach- und Alltagswissen gesehen werden, das die Mutter als einzige Unterstützungs- und Betreuungsperson monopolisiert. Dies kann aus der Angst heraus geschehen, dass die

---

<sup>150</sup> Vgl. WAGATHA 2006, S. 133f.

<sup>151</sup> Weitere Aspekte der Ausführung von Monika SEIFERT finden sich in Kap. 1.2.2 im Abschnitt Lebenssituation von Eltern nach Auszug.

<sup>152</sup> SEIFERT 2003, S. 53.

<sup>153</sup> Vgl. ebd., S. 52f.

<sup>154</sup> JURCZYK/LANGE 2009, S. 24.

<sup>155</sup> Eine weitere Ausführung findet sich in Kap. 1.3.2.2.

<sup>156</sup> Vgl. u. a. PALM/ECKERT 2008, S. 123; vgl. WAGATHA 2006, S. 133 u. vgl. HINZE 1992, S. 139.

<sup>157</sup> Vgl. u. a. PALM/ECKERT 2008, S. 123; vgl. HINZE 1992, S. 139 u. vgl. KALLENBACH 1999a, S. 73.

Mütter dann einen Sinnverlust durch die „Abgabe der Aufgabe“ erfahren und die Väter das Kind nicht „angemessen“ versorgen, was jene wiederum als mangelndes Vertrauen in ihre Kompetenz als Väter erfahren. Dem gegenüber steht der (scheinbare) Widerspruch, dass die meisten Mütter jedoch die Väter bezüglich der Pflege und Betreuung des Kindes als wichtigen Unterstützungsfaktor im Bewältigungsprozess erleben.<sup>158</sup> Dies verdeutlicht folgendes Zitat einer Mutter:

„Mein Mann engagiert sich voll und ganz bei F. Wenn er abends nach Hause kommt, übernimmt er fast voll, kann man sagen, bis er ins Bett kommt. Und ich könnte mir das anders gar nicht mehr vorstellen. Ohne ihn würde ich gar nicht mehr gut klar kommen.“<sup>159</sup>

Die Bedeutung des Partners bei der Unterstützung verdeutlichen ebenso die Zahlen aus der Fragebogenerhebung des Projektes ElFamBe.<sup>160</sup> Nach diesen Zahlen ist der Partner die wichtigste Unterstützungsperson; demnach leistet mit Abstand der Partner (58%) neben den weiteren Kindern (40%) die meiste Unterstützung bezüglich der Betreuung und Pflege.<sup>161</sup> In der Studie von Christof STAMM (2009a) ist die Hauptbetreuungsperson mit 68% die Mutter und mit 9,7% der Vater. Zudem stellt der Vater in dieser Studie mit 41,7% die wichtigste weitere Betreuungsperson innerhalb der Familie neben den Geschwistern mit 26,6% dar.<sup>162</sup>

In ihrer Untersuchung „Lebensgeschichten von Müttern, deren erwachsene Söhne und Töchter mit Behinderung zu Hause leben“, konnte Judith TRÖNDLE (2014) die besondere Bedeutung der „Anerkennung“ für die Mütter herausarbeiten. Sie schreibt:

„Schließlich bleibt nochmals herauszustellen, dass sich Mütter von Kindern mit Behinderung auf gesellschaftlicher Ebene noch immer zahlreichen Missachtungserfahrungen und vorenthaltenen Anerkennungschancen gegenüber sehen. Diese Missachtung wird auch im Kontext des Hilfesystems erfahren. Um diese Missachtungserfahrungen kompensieren zu können, werden die Primärbeziehungen innerhalb des engsten Familienkreises äußerst bedeutsam und damit auch die Beziehung zum Sohn/ zur Tochter mit Behinderung. Die Erfahrung von Anerkennung, etwa für ihre Leistung als Mutter eines Kindes mit Behinderung, machen viele Mütter von erwachsenen Söhnen und Töchtern mit Behinderung in erster Linie im engsten Familien- und Freundeskreis. Die eventuelle Angewiesenheit einiger Mütter auf diese Anerkennung kann ihnen nicht einfach persönlich angelastet werden („Ablöseprobleme“), sondern sie steht auch im Zusammenhang mit verwehrten Anerkennungschancen auf gesellschaftlicher Ebene.“<sup>163</sup>

Die Zahlen aus dem Projekt ElFamBe bestätigen, dass ein Großteil der Eltern (65% der gültigen Antworten) Anerkennung aus dem Familienkreis bekommen (55,6%) und ein kleiner Teil (13,9%) Anerkennung durch Professionelle erfahren.<sup>164</sup>

---

<sup>158</sup> Vgl. PALM/ECKERT 2008, S. 123; vgl. WAGATHA 2006, S. 49ff.; vgl. STAMM 2009a, S. 37f. u. vgl. SCHMIDT 2015a, S. 34f.

<sup>159</sup> HINZE 1999, S. 136.

<sup>160</sup> Das Projekt „ElFamBe“ wird ausführlicher in Kap. 1.2.2 vorgestellt.

<sup>161</sup> Vgl. SCHMIDT 2012b, S. 211.

<sup>162</sup> Vgl. STAMM 2009a, S. 37.

<sup>163</sup> TRÖNDLE 2014, S. 127f.

<sup>164</sup> Vgl. SCHMIDT 2011, S. 14f. Bei dieser Frage waren Mehrfachantworten möglich.

**Die Begegnung mit professionellen Akteuren im Unterstützungssystem – aus Vatersicht**

Im Allgemeinen ist die Begegnung zwischen Eltern und den professionellen Akteuren der Unterstützung ein fortwährendes und emotional bestimmtes Spannungsfeld. Andreas ECKERT (2002)<sup>165</sup> untersuchte in seiner qualitativen Studie den Kontakt zwischen Fachleuten und Eltern behinderter Kinder – aus der Perspektive der Eltern. Die befragten Eltern beschreiben den Kontakt mit Professionellen sehr uneinheitlich, sowohl positiv wie auch negativ. Dabei lag ein Schwerpunkt eher bei den negativen Erfahrungen bzw. hielten sich positive und negative Erfahrungen zum Teil die Waage. Positive Aspekte wurden mit konkreten Erlebnissen in Verbindung gebracht; negative Aspekte werden auf einer eher abstrakten und verallgemeinernden Ebene besprochen. Zudem erlebten die Eltern sehr oft von Seiten des Fachpersonals eine „Vernachlässigung der familialen Lebenswirklichkeit“.<sup>166</sup> Aufbauend auf seinen Ergebnissen schreibt Andreas ECKERT:

„Die Erfahrungen und Bedürfnisse von Eltern behinderter Kinder als Grundlage der Gestaltung oder Verbesserung von familienorientierten Angeboten im Rahmen heilpädagogischer Arbeitsfelder zu verstehen, kann in diesem Sinne bedeuten, aus den Schilderungen von Eltern konkrete Ableitungen für das professionelle Selbstverständnis sowie die unmittelbare Arbeitsgestaltung zu entwickeln.“<sup>167</sup>

Bei Otto SPECK (2005) heißt es diesbezüglich: „*Elternarbeit als Hilfe für die Eltern ist Aktion mit den Eltern, nicht an den Eltern*“.<sup>168</sup> Er sieht die Rolle der Unterstützer in einer assistierenden Funktion: „*Sie verfehlen sie, wenn sie meinen, für alles kompetent sein zu müssen [...]*“.<sup>169</sup> So stellt Otto SPECK (2008) heraus, dass demnach Hilfe dem Grundgedanken nach nur als „[...] *Hilfe zur Selbsthilfe verstanden werden (Subsidiaritätsprinzip)*“<sup>170</sup> kann. Für ihn ist besonders die familiäre Autonomie im Hilfesystem bedeutend. Die Autonomie ist jedoch für ihn durch das hohe Maß an Angewiesenheit von externen Unterstützungssystemen besonders gefahrenanfällig:

„Die Familie – im generellen Sinn – ist als System nur dann ihrer Aufgabe gewachsen, wenn sie über eine hinreichende Autonomie verfügt, d.h. über ihre ureigenen Angelegenheiten selber bestimmen kann. [...] Jegliche Hilfe von außen, so notwendig sie auch sei, und so sehr sie auch abhängig macht, muss diesen Autonomieanspruch beachten, wenn Familien mit einem behinderten Kind ein haltgebender Lebensort sein sollen.“<sup>171</sup>

Auf diesen Aspekt weist ebenfalls Angelika ENGELBERT (2002) hin:

„Die Familien müssen sich dabei in ungewöhnlich hohem Maße für Einblicke von außen öffnen. Das kollidiert mit ihrem Bedürfnis nach Abgrenzung.“<sup>172</sup>

---

<sup>165</sup> Vgl. ECKERT 2002, S. 231f.

<sup>166</sup> Ebd., S. 232.

<sup>167</sup> Ebd., S. 242.

<sup>168</sup> SPECK 2005, S. 313.

<sup>169</sup> Ebd.

<sup>170</sup> SPECK 2008, S. 471.

<sup>171</sup> Ebd., S. 471f.

<sup>172</sup> ENGELBERT 2002, S. 39.

Weiter merkt sie an, dass das Hilfesystem stark problemfixiert ist.<sup>173</sup> Eltern müssten sich ständig als Eltern eines behinderten Kindes wahrnehmen. Womit eine „*Dominanz der Abweichung*“<sup>174</sup> einhergehe. Dies erschwere eine Normalisierung der Elternrolle und führe so zur verstärkten Neigung zur Abgrenzung.<sup>175</sup> Um den Kontakt mit professionellen Akteuren zu gestalten, legt sie den Schwerpunkt eine starke emotionale Zusammenarbeit mit der Familie und dem unterstützenden Netzwerk. Hier nennt sie vor allem die Freundschaften.<sup>176</sup> Auf die Bedeutung von sozialen Netzwerken weist ebenfalls Christoph HECKMANN (2004) hin.<sup>177</sup> Angelika ENGELBERT sieht vor allem das Wissen und die Handlungskompetenz der Mutter als Schlüssel für den Zugang zu Hilfen. Damit erklärt sie, dass vor allem Angehörige oberer sozialer Schichten im Hilfesystem stark präsent seien, da das Wissen in der Familie und familiäre Ressourcen nicht gleich verteilt in der Gesellschaft seien und es damit zu einer Ungleichverteilung der Hilfe komme.<sup>178</sup> Notwendig seien eine stärkere Familienorientierung der Hilfen sowie die Messung der Qualität einer Hilfeleistung an ihrer Bedeutung für die Eltern.<sup>179</sup> Die Erfahrungen aus dem Projekt ElFamBe weisen zudem im Beratungskontext auf beidseitige (unbewusste) Übertragungen hin – „die ist ja wie meine Mutter“ oder „aus der Jugend kann nichts werden, hat keinen Krieg erlebt.“<sup>180</sup>

Auf die Spezifika von Vätern eines Kindes mit Behinderung bezüglich Beratungsangeboten und dem Kontakt mit Professionellen weist neben den bereits dargestellten Ausführungen von Andreas FRÖHLICH (2007)<sup>181</sup> auch Andreas ECKERT (2008) hin.<sup>182</sup>

Ein unbefriedigender oder fehlender Kontakt mit professionellen Akteuren bzw. das Fehlen von Beratungsangeboten kann sich bei den Vätern zu einem Belastungsfaktor entwickeln. In der vorhandenen Literatur kommt es zu einer Kritik an den professionellen Akteuren und ihrem mangelnden Berücksichtigung der speziellen Bedürfnisse und Perspektiven der Väter bei diagnostischen oder auch therapeutischen Prozessen.<sup>183</sup> Somit kann eine ignorierende Haltung gegenüber Vätern zu einem Gefühl der Inkompetenz und Unwichtigkeit der Väter beitragen.<sup>184</sup> Durch die einseitige Kommunikation z.B. der Fachkräfte mit der Mutter könne die Nebenrolle des Vaters und seiner Stellung in der Familie entsprechend verstärkt werden. Dieses Gefühl zeigt sich in folgender Darstellung eines Vaters:

„Man hatte uns in der Vergangenheit oft genug klargemacht, wie unwissend wir doch seien. Und erst Recht mir. Wie oft war meine Anwesenheit ignoriert worden, meine Fra-

---

<sup>173</sup> Vgl. ebd., S. 40.

<sup>174</sup> Ebd.

<sup>175</sup> Vgl. ebd., S. 39.

<sup>176</sup> Vgl. ebd., S. 42.

<sup>177</sup> Vgl. HECKMANN 2004, S. 185ff.

<sup>178</sup> Vgl. ENGELBERT 2002, S. 42 u. siehe hierzu auch Kap. 3.3.

<sup>179</sup> Vgl. HECKMANN 2004, S. 188ff. u. vgl. ENGELBERT 2002, S. 44.

<sup>180</sup> Vgl. u.a. BURTSCHER 2015b, S. 125f.

<sup>181</sup> Siehe Kap. 1.1.2.

<sup>182</sup> Vgl. PALM/ECKERT 2008, S. 133.

<sup>183</sup> Vgl. PALM/ECKERT 2008, S. 133, welcher sich u.a. auf HINZE 1992 u. KALLENBACH 1997 bezieht.

<sup>184</sup> Vgl. hierzu auch die Ausführungen von KALLENBACH in diesem Kap. zuvor.

gen nicht beachtet oder als nicht wichtig eingestuft. Angesprochen wurde eigentlich immer meine Frau.“<sup>185</sup>

Auch die Hypothese von Kurt KALLENBACH (1994), dass Mütter im professionellen Kontext meist „in der Überzahl“ seien und Väter sich überflüssig fühlen, wird durch folgende Aussage unterstützt:<sup>186</sup>

„Ich musste die Erfahrung machen, dass ich als Vater selten als kompetenter Ansprechpartner bezüglich der Behinderung unseres Sohnes angesehen werde. Vor allem bei den Therapeutinnen – der Beruf ist wohl eher eine ausgesprochen weibliche Domäne – scheint die Vorstellung zu existieren, dass die Kompetenz zu Pflege und Betreuung nur bei der Mutter liegen kann. Die tragen dann mit dazu bei, dass wir als Väter oft außen vor bleiben.“<sup>187</sup>

Da für Väter und Männer im Allgemeinen nur wenige Angebote bestehen, muss hier ein Defizit konstatiert werden. Lara PALM und Andreas ECKERT (2008) geben folgende Anregungen für die praktische Arbeit:<sup>188</sup>

- Aufgrund der starken Belastung könne es sinnvoll sein, Vätern in Gesprächen oder durch Infomaterial/Internet Angebote zu vermitteln. Das Material solle leicht zugänglich sein.
- Aufgrund der hohen Anzahl der Väter mit Erschöpfungs- und depressiven Anzeichen sollte auf stressreduzierende und erholfördernde Angebote hingewiesen werden.
- Eine sensible Auseinandersetzung mit den Bedürfnissen der Väter impliziere u.a. das Wissen um geschlechterspezifische Verhaltensweisen.
- Eine differenzierte Erfassung der Bedürfnisse von Müttern und Vätern sei wichtig. Hier merken die Autoren die hohe Anzahl der weiblichen Fachkräfte an und plädieren für eine Erweiterung von Werten und Maßstäben mit Blick auf verschiedene Bewältigungsformen, Ressourcen und Bedürfnisse.
- Die Unterschiedlichkeit im Bewältigungsverhalten und der Situation von Müttern und Vätern schlägt sich in der Praxis bzgl. der Angebote kaum nieder.
- Bestimmte Entwicklungen in der Familie sollen berücksichtigt werden (Zeit der Diagnosestellung, Alter der Kinder, Übergänge wie Kindergarten/Schule)

Die Angebote sollen nicht zu einer Verfestigung der Rolle beitragen, sondern zu einer differenzierten Betrachtung anregen.

In der Literatur finden sich konkrete Angebote selten, hier ist der von Kurt KALLENBACH (1999b) erwähnte Stammtisch, eine Ausnahme. HEINRICH (2007)<sup>189</sup> findet deutschlandweit 10 Hilfsangebote, welche sich an Väter von Kindern mit Behinderung richten. Er betont „*dass die bestehenden Angebote nur schwer auszumachen sind.*“<sup>190</sup> Auch wenn in der Forschungsliteratur die Väter von Kindern mit Behinderung (auf Väter von erwachsenen Menschen mit Behinderung trifft dies nicht zu) inzwischen (teilweise) in den Diskursen angekommen sind, werden sie zum Teil in neueren Veröffentlichungen noch außen vorgelassen. So schreibt Christa BÜKER (2008):

---

<sup>185</sup> U.J.W.W. 1999, S. 47.

<sup>186</sup> Vgl. KALLENBACH 1994, S. 238 u. vgl. hierzu auch die Ausführungen von FRÖHLICH (2007) in Kap. 1.1.2.

<sup>187</sup> KALLENBACH 1994 zit. in PALM/ECKERT 2008, S. 133.

<sup>188</sup> Vgl. PALM/ECKERT 2008, S. 186ff.

<sup>189</sup> Hierbei handelt es sich um eine unveröffentlichte Examensarbeit an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg.

<sup>190</sup> HEINRICH 2007 zit. in PALM/ECKERT 2008, S. 134.

„Kaum einmal wird die Frage gestellt, woher die Mütter die Kraft nehmen, die Herausforderungen und Belastungen über Jahre hinweg zu tragen. Eine naheliegende Erklärung, die sich auch an der empirischen Untersuchung ablesen lässt, kann sicherlich in der tiefen emotionalen Verbundenheit mit dem Kind gefunden werden. Hinzu kommt seine besondere Hilflosigkeit und Vulnerabilität, die ungeahnte Kräfte weckt, das Kind zu beschützen und sich für sein Wohlergehen einzusetzen. Die Pflege und Versorgung des Kindes verleiht dem Leben Sinnhaftigkeit und wird oftmals als Bereicherung des Lebens empfunden.“<sup>191</sup>

So wird die durchaus bereits bekannte unterstützende Tätigkeit der Väter in der Familie sowohl auf der praktischen als auch auf der emotionalen Ebene in ihrer Darstellung nicht erwähnt.

Andreas ECKERT (2008) fasst den aktuellen Forschungsstand zusammen und verweist auf Andreas FRÖHLICH (2007): Auch wenn die Perspektive der Väter in den letzten Jahren langsam vereinzelt Beachtung finde, sei dieses in der Praxis der Behindertenhilfe nur bedingt präsent. Selbst wenn bei Untersuchungen oft der Begriff der „Eltern“<sup>192</sup> verwendet werde, sei doch eigentlich oft – auch vor dem Hintergrund der „Care-Arbeit“<sup>193</sup> – die Mutter gemeint, da sie vor allem diesen Teil der Familienarbeit übernehme.<sup>194</sup> Dementsprechend liegen zur Lage von Müttern behinderter Kinder eine ganze Anzahl von Untersuchungen vor (z.B. Monika JONAS (1990), Annette HIRCHERT (2004), Monika LANG (1999), Dorothea WOLF-STIEGEMEYER (2001), Christa BÜKER (2008, 2010), Judith TRÖNDLE (2014)). Dabei steht häufig die besondere Benachteiligung der Mütter im Mittelpunkt. Kurt KALLENBACH (1999) schreibt: *„Aussagen zum System Familie werden häufig generalisiert durch Auskünfte der Mütter.“*<sup>195</sup> Ein ähnliches Phänomen findet sich in den Erfahrungsberichten von Vätern, welche, wie er feststellt, viel zu selten sein.<sup>196</sup> Dies hat sich bis heute kaum verändert. Bis dato werden häufig die Mütter untersucht und ihre Perspektive sowohl als Familien- als auch als Elternperspektive subsumiert. meist nicht vorgenommen wird. Somit gilt die Feststellung u.a. von Andreas FRÖHLICH (2007): *„[...] dass fast immer dann, wenn Eltern gesagt wurde, doch Mutter gemeint war.“*<sup>197</sup>

#### *Zwischenfazit zu Vätern von erwachsenen Menschen mit (geistiger) Behinderung*

„Väter, welche zusammen mit ihren erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung leben“ ist ein Terrain mit grundlegendem Forschungsbedarf, sowohl in der praktischen Arbeit als auch im Wissen-

---

<sup>191</sup> BÜKER 2008, S. 158.

<sup>192</sup> Lange Zeit wurde in der Fachliteratur ausschließlich von der Mutter gesprochen (vgl. z.B. GÜNTHER 1966 der ausführliche Text befindet sich im Kap. 4.1.2.4).

<sup>193</sup> Begriff „Care-Arbeit“ siehe Kap. Einführung.

<sup>194</sup> Vgl. u.a. STAMM 2009a; FEURER 2010; HALFMANN 2012. So schreibt Kerstin ZIEMEN: *„In der Mehrzahl der geführten Interviews stand ausschließlich die Mutter als Interviewpartnerin zur Verfügung. Anzunehmen ist, dass es nicht nur mangelndes Interesse ist, welches Väter veranlasst, sich nicht am Interview zu beteiligen. Familien mit behinderten Kindern müssen sich mit einer Vielzahl von Feldern und demzufolge auch mit einer großen Anzahl von Akteuren auseinandersetzen. In Beziehungen damit stehen unterschiedlichste Anforderungen an die Familie, die zumeist von der Mutter bearbeitet und gelöst werden. Bsp.: I.: Welche Rolle spielt ihr Mann? R.: Der hat hier nich viel zu sagen. Aber was Kevin angeht, kümmert er sich genauso, wie alle hier um ihn. Ja. I.: Wäre es möglich, Ihren Mann zu einem späteren Zeitpunkt zu interviewen, ihn selbst zu befragen. M.: Das hier interessiert ihn sowieso nich. Der will seine Ruhe.“* (vgl. ZIEMEN 2002, S. 258f.).

<sup>195</sup> KALLENBACH 1999b, S. 24.

<sup>196</sup> Vgl. ebd., S. 25.

<sup>197</sup> FRÖHLICH 2007, S. 101.



schaftskontext. Es gibt keine expliziten Untersuchungen. Der Forschungsstand lässt nur erahnen, dass sich Vätern von erwachsenen Menschen mit (geistiger) Behinderung ihrem Kind sorgend und unterstützend zuwenden. Diese Väter werden in der Literatur jedoch nur angedeutet. Demgegenüber erhält die Figur des „*fliehenden Vaters*“ mehr Beachtung.

„Elternforschung“ ist, zugespitzt gesagt, das neue Wort für „Mütterforschung“ in der Behindertenhilfe, ist kaum eine Gender-Differenzierung<sup>198</sup> erkennbar. Der Vater wird zur Minderheit. Dies fußt u.a. auf der Annahme, dass Väter von der Behinderung eines Kindes weniger betroffen seien als die Mütter. Begründet wird dies mit der offensichtlich traditionellen Rollenverteilung in der Familie.<sup>199</sup> Kurt KALLENBACHS (1999) Studien zeigen, dass das äußere Bild, was Väter dabei zum Teil von sich zeigen - das, was erwartet wird – nicht mit ihrem Inneren übereinstimmen muss.<sup>200</sup> Er sieht hier als Hintergrund bezüglich der Erkenntnisse zur Rolle der Väter in der Behindertenhilfe auch die spärliche Datenlage zur Bedeutung der Väter unabhängig von einer Behinderung des Kindes in den 1980er Jahren im deutschsprachigen Raum.<sup>201</sup> Väter mit einem Kind mit Behinderung führen in der heilpädagogischen Literatur sowie Praxis ein „Schattendasein“. Wie sich andeutet, übernehmen Männer/Väter auch pflegerische Tätigkeiten.<sup>202</sup> Daher soll sich nun das Thema „pflegende Männer“ anschließen.

#### 1.1.4 PFLEGENDE MÄNNER

Seit Beginn der 2010er Jahre gibt es einige wenige Veröffentlichungen, welche sich mit dem Thema Pflege und Männer beschäftigen, z.B. von Manfred LANGEHENNIG, Detlef BETZ, Erna DOSCH (2012), Eckert HAMMER oder die vom BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (2012) herausgegebene Publikation „*Auf fremdem Terrain ... Wenn Männer pflegen*“. Eckert HAMMER bezeichnet pflegende Männer als „[...] eine ‚übersehene‘, aber rasch wachsende Gruppe [...]“.<sup>203</sup> Wie er weiter schreibt, herrscht in der Pflege die Vorstellung „*Pflege sei weiblich*“, um den Fokus der Forschung auf die Frau zu begründen. Auch in der professionellen Altenpflege arbeiten mehrheitlich Frauen. Männer nehmen in diesem Bericht eher die Rolle eines „Gepflegten“ ein oder werden als Unterstützter der Frau betrachtet. Eckert HAMMER schreibt:

„Männer in der familiären Pflege sind aus dem gesellschaftlichen Bewusstsein gelöscht oder ihr Beitrag wird bagatellisiert [...]. Statistiken werden oft zu Ungunsten der Männer ausgelegt, geringe Unterschiede überbetont („nur“) und Ergebnisse ohne Gender-Perspektive werden vernachlässigt.“<sup>204</sup>

---

<sup>198</sup> Zur Gender-Perspektive siehe Kap. 1.1.3 und ausführlich in Kap. 1.3.1.

<sup>199</sup> Vgl. Ausführungen zur bürgerlichen Familie (Kap. 1.4 u. Kap. 4.1.2.1).

<sup>200</sup> Vgl. CLOERKES 2007, S. 271; vgl. KALLENBACH 1999b, S. 22ff. u. vgl. PALM/ECKERT 2008, S. 113.

<sup>201</sup> Vgl. KALLENBACH 1999b, S. 22f. u. vgl. HINZE 1992, S. 135. Eine ausführliche Darstellung findet sich in Kap. 1.1.2 und Kap.1.3.

<sup>202</sup> Vgl. hierzu die Studie von Michaela HELLMANN, Claudia OLEJNICZAK und Andreas BORCHERS (2007) (Kap. 1.1.2) und die Studie von Christof STAMM (2009) (Kap. 1.2.2). Die Hauptbetreuungsperson stellte mit 68% die Mutter und mit 9,7% der Vater in dieser Studie. Vgl. auch KALLENBACH 1999b, S. 215.

<sup>203</sup> HAMMER 2012, S. 42.

<sup>204</sup> Ebd.

Wie Eckart HAMMER anhand der Zahlen aus dem sozio-ökonomischen Panels (SOEP) herausgearbeitet hat, gibt es 2008 in Deutschland 1,56 Mio. pflegende Männer, was einer Quote von 37,4% aller häuslich Pflegenden entspricht. Dabei seien die Daten im deutschsprachigen Raum gering, vieles sei widersprüchlich.<sup>205</sup> Der hier nachgezeichnete Forschungsstand ist ähnlich dem der Personengruppe der Väter, welche mit ihrem Kind mit Behinderung zusammenleben und unterstreicht den dringenden Forschungsbedarf sowie die Notwendigkeit der Sensibilisierung für dieses Thema.

## **1.2 FORSCHUNGSBEFUNDE ZUR SITUATION DER ELTERN VON ERWACHSENEN MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG<sup>206</sup>**

Nach dem Herausarbeiten des Forschungsstandes zu Vätern von erwachsenen Menschen mit (geistiger) Behinderung, soll nun zur allgemeineren Ebene und damit dem Forschungsstand von Eltern von erwachsenen Menschen mit Behinderung führen. Durch diesen abduktiven Schritt sollen weitere Hinweise zur Untersuchungsgruppe generiert und gleichzeitig der aktuelle Forschungsstand nachvollziehbar gemacht werden.

Nach bundesweiten Schätzungen leben mehr als die Hälfte der Menschen mit einer geistigen Behinderung in ihrer Herkunftsfamilie; dabei werden sie von keinen externen Fachdiensten begleitet. 2006 lebten nach einer groben Schätzung innerhalb der Personengruppe der Menschen mit vorwiegend geistigen und mehrfachen Behinderungen mindestens 70.000 der ca. 213.800 Werkstattbeschäftigten in der Familie.<sup>207</sup> Die Schätzungen, wie viele erwachsene Menschen mit einer geistigen Behinderung in Deutschland in der Herkunftsfamilie leben, schwanken zwischen 40% bis 60%. Zur „Erfassung“ der Anzahl von Menschen mit einer geistiger Behinderung gibt es in Deutschland, historisch und damit ethisch bedingt, kein einheitliches statistisches System und keine Meldepflicht:<sup>208</sup> Je nach Bezugssystem fällt die Zahl der erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung unterschiedlich aus. Genauere Zahlen liegen, laut Literatur, nur aus regional begrenzten Studien vor.<sup>209</sup> In diesen Studien schwankt der Anteil je nach Region, Feldzugang und Untersuchungsmethoden von 24% bis 85% der erwachsenen Menschen mit Behinderung, welche in der Familie leben.<sup>210</sup> Auch der DEUTSCHE BUNDESTAG DER 15 WAHLPERIODE (2004) kommt in seinem Bericht zu dem Schluss:

---

<sup>205</sup> Vgl. ebd., S. 42f.

<sup>206</sup> In dieser Arbeit wird der deutschsprachige Diskurs dargestellt, da die Diskussion zu „Vaterschaft“, wie im Kap. 1.3 noch ausgeführt wird, auch von der jeweiligen Kultur abhängig ist (vgl. Kap. 1.3.2.2 „soziologische Betrachtung“).

<sup>207</sup> Vgl. KÖHNCKE/LINDNER 2009, S. 25 u. vgl. HENNIES/KUHN 2004, S. 131.

<sup>208</sup> Vgl. BRACKHANE 2007, S. 24f. Dies geht vor allem auf die Zeit des Nationalsozialismus und der Euthanasie zurück. Hinzu kommt, dass in der „Behindertenstatistik“ nur Personen geführt werden, welche einen Schwerbehindertenausweis besitzen. Jedoch lassen sich über die Merkzeichen keine Rückschlüsse auf die Bedarfe rückverfolgen (vgl. KÖHNCKE/LINDNER 2009, S. 17). Trotz Befragungen von Fallmanagerinnen in den Sozialämtern in Berlin (Eingliederungshilfe SGB XII), der Familienkasse der Bundesagentur für Arbeit sowie des Statistischen Landesamts Berlin-Brandenburg war eine gesamtstatistische Erfassung nicht möglich (vgl. BURTSCHER 2012, S. 315).

<sup>209</sup> Vgl. STAMM 2009b, S. 255f.

<sup>210</sup> Beispielhaft: Die Fragebogenerhebung des Projektes ElFamBe ergab für Berlin folgendes Ergebnis: 24% der Mitarbeiter\_innen mit Behinderung in den zwölf sich an der Umfrage beteiligten WfbM's leben in den Familien. In den zwei Tagesförderstätten waren es 44% (vgl. SCHMIDT 2011, S. 5). Christof STAMM (2009) kommt in der Untersuchung im Kreis

„Familien leisten den weitaus größten Teil der notwendigen Förderung und Erziehung behinderter Kinder sowie der Betreuung und Pflege erwachsener behinderter Angehöriger.“<sup>211</sup>

Ylva KÖHNCKE und Peter LINDNER (2012) schreiben zudem:

„Die meisten Bewohner leben unfreiwillig im Heim, aus Mangel an Alternativen. Das geht aus verschiedenen Umfragen hervor. In einer Studie mit mehr als 600 Bewohnern von stationären Wohneinrichtungen wurde klar, dass die Herkunftsfamilien die Unterstützung aus verschiedenen Gründen nicht mehr leisten können, meist weil sie unweigerlich selbst altern. Fast jeder Zweite ist in das Heim gezogen, weil die Hauptpflegetperson überlastet war. Weitere Gründe sind: ein schlechter Gesundheitszustand des behinderten Menschen (26 Prozent), schwer erträgliche Spannungen (21 Prozent) und der Tod der Pflegeperson (14 Prozent). Von den 40- bis 50- Jährigen ist gar jeder Fünfte in das Heim gezogen, weil die Pflegeperson gestorben ist.“<sup>212</sup>

Trotz dieser Zahlen und der Bedeutung wird der Forschungsstand zur Familie im Allgemeinen als vielfach unbefriedigend und widersprüchlich bezeichnet<sup>213</sup>. Deshalb lohnt sich ein kurzer Exkurs zur Forschungsentwicklung bezüglich der Eltern von Menschen mit Behinderung im Allgemeinen.

### 1.2.1 FORSCHUNGSENTWICKLUNG

Eltern von Menschen mit Behinderung stehen seit den 1950er Jahren im Fokus der Forschung. Dies fällt mit dem Zeitpunkt der Gründung von Elternvereinen (z.B. Lebenshilfe) zusammen.<sup>214</sup> Es ist die Hochzeit der bürgerlichen Kleinfamilien in Deutschland.<sup>215</sup> Dabei ist der traditionelle Zugang defektorientiert nach dem Motto: behindertes Kind – behinderte Familie. Dieser Blick ändert sich in den letzten Jahren langsam dahin, dass sich die Probleme von Familien mit einem Kind mit Behinderung von Familien ohne ein Kind mit Behinderung keinesfalls so grundsätzlich unterscheiden.<sup>216</sup> Günter CLOERKES merkt zudem an, dass die psychoanalytische bzw. psychologisch-theoretische Ausrichtung der Betrachtung von „Familien mit einem Kind mit Behinderung“ auffällt.<sup>217</sup> Die Ausrichtung auf die „*physiologische Erziehung*“<sup>218</sup> hat eine lange Tradition in der Arbeit mit Menschen mit Behinderung.<sup>219</sup> Unter anderem Günther CLOERKES (2007) weist darauf hin, dass dieser Blick auch Notlagen und Bedürfnisse verdecken kann; zudem merkt er an, dass Begrifflichkeiten in der Literatur stigmati-

---

Minden - Lübbecke, in welcher er sich ebenfalls vorrangig auf WfbM – Mitarbeitende bezieht, auf 85% der erwachsenen Menschen mit einer Behinderung, welche bei den Eltern/ Elternteil wohnen (vgl. STAMM 2009a, S. 89).

<sup>211</sup> DEUTSCHER BUNDESTAG 15. WAHLPERIODE 2004, S. 135.

<sup>212</sup> KÖHNCKE/LINDNER 2009.

<sup>213</sup> Vgl. CLOERKES 2007, S. 280; vgl. hierzu auch ECKERT 2007, S. 51; vgl. STAMM 2009b, S. 256 u. vgl. SCHULTZ 2010, S. 20.

<sup>214</sup> Vgl. BÜKER 2010, S. 34; vgl. WAGATHA 2006, S. 27; vgl. MITTERMAIER 1968 u. vgl. ECKERT 2007, S. 42.

<sup>215</sup> Vgl. PEUCKERT 2008, S. 20 u. ausführlich Kap. 1.4.1.

<sup>216</sup> Vgl. CLOERKES 2007, S. 280.

<sup>217</sup> Vgl. ebd. S. 281.

<sup>218</sup> Das Konzept der „*physiologischen Erziehung*“ wurde von dem Arzt, Taubstummenlehrer und Leiter der „Idiotenschule“ in Paris, Edouard SÉGUIN (1812-1880), entwickelt. Dieses Konzept sollte den Allgemeinzustand des Menschen mit Behinderung verbessern und damit seine „Daseinsberechtigung“ beweisen. Dies stand mit dem Anstreben gesellschaftlicher Anerkennung in Verbindung. Dieses Konzept war prägend für das Anstaltswesen und wirkt bis heute in der Pädagogik (vgl. STATISTISCHES BUNDESAMT (DESTATIS)/WISSENSCHAFTSZENTRUM BERLIN FÜR SOZIALFORSCHUNG (WZB) 2013 u. vgl. FORNEFELD 2004, S. 33f.).

<sup>219</sup> Vgl. STATISTISCHES BUNDESAMT (DESTATIS)/WISSENSCHAFTSZENTRUM BERLIN FÜR SOZIALFORSCHUNG (WZB) 2013 u. vgl. FORNEFELD 2004, S. 34.

sierende „Etiketten“ hervorrufen können, z.B. „Sonderfamilie“ (ROSS, 1967), „behinderte Familie“, „traditionslose Elternschaft“ oder auch „lebenslange bzw. permanente Elternschaft“ (BALZER/ROLLI, 1975).<sup>220</sup>

Andreas ECKERT (2007) stellt aktuell vier Forschungsschwerpunkte fest; dabei liegt der Fokus auf (nicht erwachsenen) Kindern. Er benennt die jeweiligen Studien dazu:<sup>221</sup>

- Die beschreibende Beschäftigung mit den „Besonderheiten familiärer Lebensgestaltung“ in Bezug auf das Zusammenleben mit einem Kind mit Behinderung (z.B. THIMM/WACHTEL (2002), JELTSCH-SCHUDEL/WILKEN (2003), ECKERT (2002), ZIEMEN (2002), zudem auch Wagatha (2006))
- Forschungen zu Belastungen und Bewältigungsprozessen<sup>222</sup> im Zusammenleben mit einem Kind mit Behinderung (z.B. KRAUSE (1996), HECKMANN (2004), zudem auch RETZLAFF/SCHLIPPE (2010))
- Untersuchungen zu familiären Bedürfnissen in ihrer „besonderen Lebenssituation“ (z.B. SPECK/PETERANDER (1994), ECKERT (2002, 2008))
- Inanspruchnahme und Passung von Angeboten der Behindertenhilfe im Zusammenwirken zwischen familiärer Lebenswirklichkeit und fachlichen Hilfen (z.B. ENGELBERT (1999), THIMM/WACHTEL (2002)).

Christoph HECKMANN (2004) schreibt zusammenfassend:

„Es liegen sowohl Befunde vor, die eine generelle Gefährdung der Familie bestätigen, als auch solche, die dieses widerlegen. Die Variabilität der Befunde lässt darauf schließen, dass die Familien in ihrer Situationsbewältigung unterschiedlich erfolgreich sind. Welche Bedingungen für diese Unterschiede verantwortlich sind, wurde jedoch bisher zu wenig erforscht.“<sup>223</sup>

Die Forschungslage, trotz verbesserter Materiallage, wird als nicht eindeutig und widersprüchlich beschrieben.<sup>224</sup> Zudem wurde u.a. die fast ausschließliche Fokussierung auf die Mutter bzw. auf das System Familie kritisiert. Erst im letzten Jahrzehnt kamen die Bedeutung der Großeltern, der Geschwister und schließlich der Väter in den Blick (z.B. Dieter HINZE (1999),<sup>225</sup> Kurt KALLENBACH (1997,

---

<sup>220</sup> Vgl. CLOERKES 2007, S. 280f.

<sup>221</sup> Vgl. ECKERT 2007, S. 42. Weitere aktuelle Studien wurden hinzugefügt.

<sup>222</sup> In der Literatur werden hier vor Allem die emotionalen Reaktionen und Verarbeitungen untersucht. Günther CLOERKES 2007 (S. 282) fasst den Forschungsstand so zusammen: „Die Forschung hat sich stark auf die durch die Geburt eines behinderten Kindes ausgelöste ‚traumatische Krise‘ und ihre Bewältigung konzentriert.“ So haben alle Eltern ein Bild von einem „idealen Kind“. Es werden die eigenen Wünsche und Träume auf das Kind übertragen. Wird nun ein Kind mit Behinderung geboren, so kommt es wie u.a. CLOERKES 2007 (S. 282) schreibt, zu einer „Diskrepanz zwischen Wunschbild und Realität“ So wird in der Veröffentlichung von Ute FISCHER 2008 (S. 50) vom „enttäuschten“ Baby gesprochen. Typisch sei ein ambivalentes Gefühl zwischen Zuneigung und Ablehnung. Dabei stehen die gesellschaftliche Einstellung und die gefühlsmäßige Reaktion der Eltern in Wechselwirkung. Die Reaktionen werden in der Literatur als uneinheitlich beschrieben, auf jedenfall sind sie „[...] vielschichtig und kompliziert, so daß vor unzulässiger Verallgemeinerung gewarnt werden muss“ (CLOERKES 2007, S. 284). Als ein weiteres Modell wird in den letzten Jahren im deutschsprachlichen Raum zunehmend das „Doppelte ABCX-Modell“ von McCUBBIN & PEATTERSON genannt und einbezogen. Anders als bei den Phasenmodellen löst ein Ereignis (Geburt eines Kindes mit Behinderung) nicht automatisch eine Krise aus, sondern trifft auf individuelle persönliche und familiäre Bedingungen, die einer möglichen Krise vorgeschaltet sind und diese nicht ausbrechen zu lassen (vgl. u.a. ECKERT 2007, S. 48).

<sup>223</sup> HECKMANN 2004, S. 49.

<sup>224</sup> Vgl. SCHULTZ 2010, S. 20; vgl. WAGATHA 2006, S. 28 u. vgl. HECKMANN 2004, S. 49.

<sup>225</sup> Die Untersuchung stammt aus dem Jahre 1992; bei dem genannten Buch handelt es sich um die 3. Auflage. Gegenüber der Erstausgabe wurde das Vorwort ergänzt.

1999<sup>226</sup>)).<sup>227</sup> In neueren Veröffentlichungen wird den Vätern in einzelnen Kapiteln Aufmerksamkeit geschenkt.<sup>228</sup> Vertiefend auf diese Diskurse zu Vätern bin ich im Kapitel 1.1. eingegangen.

Erst seit Ende der 2000er Jahre gibt es zunehmend Veröffentlichungen bezüglich Eltern von erwachsenen Menschen mit Behinderung. Zuvor lag der Fokus meist auf dem Kinder- bzw. Jugendalter.<sup>229</sup> In der Folge konzentriere ich mich zielgruppenbedingt auf Erkenntnisse bezüglich der Forschung von Eltern von erwachsenen Menschen mit Behinderung.

### **1.2.2 ELTERN VON ERWACHSENEN MENSCHEN MIT (GEISTIGER) BEHINDERUNG**

In der Forschung und der Praxis der Behindertenhilfe der letzten Jahre wurden bei erwachsenen Menschen mit Behinderung das „Alter“ thematisiert. Dabei ging es meist um institutionelle Entwicklungen (Anpassung an Hilfemaßnahmen an die Zielgruppe der alten Menschen mit Behinderung). Dieser Schwerpunkt zeigt sich z.B. in den zunehmenden Veröffentlichungen und Angeboten seit Beginn der 2000er, vor allem jedoch ab den 2010er Jahren zum Thema „Palliative Care für Menschen mit geistiger Behinderung“.<sup>230</sup> Zudem nimmt das Thema „Ablösung/Auszug“ Raum ein.<sup>231</sup>

Diese Entwicklung ist vor dem Hintergrund zu betrachten, dass in den letzten Jahren immer mehr Menschen mit Behinderung alt werden. Es ist die erste Generation nach der Euthanasie in der Zeit des Nationalsozialismus. Hinzu kommt die besser gewordene medizinische Versorgung.<sup>232</sup> Es erzählten mir zudem Eltern immer wieder, dass die Lebenserwartung bei der Geburt ihrer Kinder als gering eingeschätzt wurde. Ein Vater (Tochter geb. 1972 mit dem „Down-Syndrom“) sagte im Interview: „DAMALS als die schwester JOSEPHINE äh sachte, ach na ja äh ihre TOCHTER wärn se BEQUEM ÜBERLEBEN“<sup>233</sup>

Nach Christof STAMM (2009a) stammen die ersten Studien, über die Situation von Familien von erwachsenen Menschen mit Behinderung, aus dem deutschsprachigen Raum aus der Mitte der 1990er Jahre.<sup>234</sup> Es sind vor allem regionale Studien, die den Großteil der Datenlage liefern. Christof STAMM (2009a) stellt zusammenfassend fest, dass der Befund von SCHUBERT (1987), Familien von erwachsenen Menschen mit Behinderung seien völliges Neuland für die Wissenschaft, nicht mehr so zutrifft.<sup>235</sup> Christof STAMM (2009) nennt bis dahin folgende Studien: die Studie von HÄUBLER/ WACKER/ WETZLER

---

<sup>226</sup> Erstveröffentlichung 1994 im Rowohlt Verlag.

<sup>227</sup> Vgl. WAGATHA 2006, S. 29.

<sup>228</sup> Z.B. FISCHER 2008 u. ECKERT 2008a.

<sup>229</sup> Vgl. hierzu STAMM 2009a.

<sup>230</sup> Vgl. BRUHN/STRABER 2014, S. 14, bspw. die Publikationen von: LUCHTERHAND/MURPHY 2001; BEUERS 2003; BOSCH/HUMBERT 2009; HARTMANN 2010; FÄSSLER-WEIBEL 2008; FRANKE 2012; SCHMIDT 2012a u. KOSTRZEWA 2013.

<sup>231</sup> Vgl. LINDMEIER/FEURER 2011, S. 123, ausführlicher dazu in Kap. 1.2.2.2.

<sup>232</sup> Vgl. KÖHNCKE/LINDNER 2009, S. 4f. u. vgl. HELLMANN/BORCHERS/OLEJNICZAK 2007, S. 170.

<sup>233</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 1255-1256.

<sup>234</sup> Frühere Literatur zu erwachsenen Menschen mit Behinderung, welche in der Familie leben, stammen u.a. von Angelika THANNHÄUSER 1976 sowie HOFMANN, Theodor (1983) u.a. mit darin enthaltenen Beiträgen von Ingeborg THOMAE und Theodor HOFMANN.

<sup>235</sup> Vgl. STAMM 2009a, S. 15.

(1996)<sup>236</sup>, die Studie von HARTEMA (1997)<sup>237</sup>, die Studie von KLICPERA/BENSCH (2001)<sup>238</sup> und die Studie von GASTEIGER-KLICPERA/KLICPERA (1997).<sup>239</sup> Die Hauptperspektive liegt dabei auf den erwachsenen Menschen mit Behinderung selbst bzw. den Bedarfen, die die betreuenden Angehörigen (meist Eltern<sup>240</sup>) sehen. Die Forschung zur Familie von erwachsenen Menschen mit Behinderung entwickelte sich unter anderen aus der Frage heraus, welche Bedürfnisse im Hinblick auf den Ablösungsaspekt bestehen. Gerade die Frage nach der Planung von Angeboten für Menschen, die in der Familie leben und zukünftig ausziehen möchten, stellt für Christoph STAMM (2009) einen Forschungsbedarf dar.<sup>241</sup> Bis dahin standen die Eltern eher am Rande bzw. wurden als Perspektive meist nur mitbefragt. Die aktuelle Forschung bzw. empirische Datenlage zur Gruppe der Eltern von erwachsenen Menschen mit Behinderung kann aus meiner Sicht überschrieben werden mit den Worten: „Der Weg hin zu einer familienexternen Wohnform“. Dabei lassen sich folgende Schwerpunkte ausmachen: die Lebenssituation der Eltern/Familie (Schwerpunkt: zukünftige Bedarfserhebung für ihre erwachsenen Kinder mit Behinderung), die Wohnwünsche von Eltern bezüglich ihrer Kinder, der Ablöseprozess und die Lebenssituation von Eltern, bei denen die erwachsenen Kinder ausgezogen sind. Barbara FEURER und Bettina LINDMEIER verweisen auf Studien aus dem angelsächsischen Raum. Diese zeigen, dass ältere Eltern weniger Stress erleben als jüngere Eltern. Sie sehen sich als eingespielt und keineswegs als Problemgruppe. Fachleute würden dies und die familiären Wertevorstellungen zu wenig wahrnehmen und anerkennen.<sup>242</sup> Sie schreiben weiter:

„Viele Eltern ziehen z.B. Stolz und Selbstachtung aus der Tatsache, keine Hilfe annehmen zu müssen, allein zurechtzukommen, ihr Kind gut zu versorgen. Genau dieses Verhalten sehen Fachkräfte oft als hinderlich für die Weiterentwicklung der Familiensituation und das Ausprobieren möglicher Zukunftsszenarien an. Zudem beurteilen sie die Situation

---

<sup>236</sup> In dieser Studie ging es um die Lebenssituation von erwachsenen Menschen mit Behinderung in der Familie selbst. Hierfür wurden Menschen in neun Bundesländern befragt. Die Studie zeigt, dass Menschen mit Behinderung in privaten Haushalten, überwiegend von Familienangehörigen betreut, in 15% von Professionellen unterstützt werden. Zudem machten sich die Angehörigen Zukunftssorgen (vgl. STAMM 2009a, S. 15f.).

<sup>237</sup> Eine Studie mit dem Titel: „Wohn- und Lebenssituation Erwachsener mit geistigerer Behinderung im Elternhaus“. Sie ist im Rahmen einer Diplomarbeit für den ostfriesischen Landkreis Leer entstanden. Befragt wurden Personen, welche die Betreuungsarbeit übernahmen – meist die Eltern. Schwerpunkt war die qualitative Bewertung des Elternhauses als Wohn- und Lebensort. Zudem stand die Frage nach regionalen Unterstützungsbedarfen der Eltern im Fokus (vgl. STAMM 2009a, S. 16).

<sup>238</sup> Die Studie wurde von 1996-1998 in Niederösterreich durchgeführt und ebenfalls die Lebenssituation von Menschen mit Behinderung untersucht. Sie wohnten sowohl in Einrichtungen als auch in privaten Haushalten. Dabei wurden sowohl Mitarbeiter\_innen als auch Eltern befragt. Die Forscher stellten fest, dass viele Bewohner der Einrichtung häufig erst umzogen, wenn die Eltern überfordert waren, krank wurden oder starben. Die Sorge der befragten Eltern bestand darin, dass ihre Angehörigen keine adäquate Unterstützung finden könnten und ob es richtig ist, die Verantwortung abzugeben. Sie empfanden es als Abschieben (vgl. STAMM 2009a, S. 17). Christoph STAMM schreibt zusammenfassend weiter: „Auch aufgrund einer häufig im Elternhaus wenig entwickelten Selbstständigkeit befürchten viele Eltern, dass das behinderte Familienmitglied nicht ohne ihre Hilfe auskommen wird. Entscheidungen zur zukünftigen Wohnsituation des behinderten Familienangehörigen werden somit vielfach mit der Folge aufgeschoben, dass dann plötzlich und ohne Vorbereitung eine Umstellung der Lebenssituation erfolgen muss - der Übergang gerät zum schmerzlichen Prozess. Viele Eltern - so wird weiter deutlich - gehen auch davon aus, dass sich die Verwandten (meist die Geschwister) um den behinderten Angehörigen kümmern, wenn es ihnen nicht mehr möglich ist.“(ebd.).

<sup>239</sup> Die Studie wurde in Südtirol durchgeführt und nimmt die Lebenssituation von Menschen mit Behinderung in den Blick (vgl. GASTEIGER-KLICPERA/KLICPERA 1997, S. 251ff.).

<sup>240</sup> Siehe Hierzu auch Kap. 1.1.3, Stichwort: „Elternforschung“.

<sup>241</sup> Vgl. STAMM 2009a, S. 21.

<sup>242</sup> Vgl. LINDMEIER/FEURER 2011, S. 124.

der Familien häufig auf Grundlage eines anderen Wertesystems, was wesentlich stärker an Werten wie Selbstverwirklichung und Individualisierung orientiert ist.“<sup>243</sup>

Die im Folgenden vorgestellten Studien lassen sich in Forschungsschwerpunkte zu Eltern von erwachsenen Menschen mit Behinderung strukturieren, um einen Überblick zur Datenlage zu bekommen:

### ***Forschungsschwerpunkt „Lebenssituation von Eltern/Familien“***

*Studie von Michaela HELLMANN, Claudia OLEJNICZAK, Andreas BORCHERS (2007)*

Eine der ersten umfangreichen Studien zur Familie und deren Lebenssituation, in welcher die Eltern einen größeren Raum einnehmen, stammt von Michaela HELLMANN, Claudia OLEJNICZAK, Andreas BORCHERS (2007) mit dem Titel: „Perspektiven alternder Menschen mit schwerster Behinderung in der Familie“<sup>244</sup>. Der Fokus lag auf Menschen mit schwerster körperlicher, geistiger und psychischer Behinderung mit einem Grad der Behinderung (GdB) von  $\leq 80$  und im Alter ab ca. 40 Jahren. Die betreuenden Eltern sind zum Zeitpunkt der Studie selbst über 60 Jahre. Das Ziel war ein „biographisches Verstehen“ der erwachsenen Menschen mit Behinderung und der versorgenden Angehörigen (meist Eltern). Die Eltern wurden mittels Leitfadeninterviews und ihre erwachsenen Kinder mit Hilfe eines problemzentrierten Interviews (nach WITZEL) befragt, Experteninterviews ergänzten diese Sicht.<sup>245</sup> Als Ergebnis wurden folgende vier Familientypen (Tabelle 1) abgebildet:

<b>Familientyp</b>	<b>Entscheidungs- und Gestaltungsspielraum</b>	<b>Offenheit der Familiennetze</b>	<b>Zeit- bzw. Zukunftsperspektive</b>
I <b>Ich nehme mein Leben in meine Hände.</b> 2 Frauen 3 Männer	Eigenständige Nutzung und Ausbau von großen Entscheidungs- und Gestaltungsspielräumen durch schwerstbehinderte Töchter und Söhne	Große Offenheit und starke Ausrichtung auf Teilhabe der Menschen mit schwersten Behinderungen, vor allem auch unabhängig von den Eltern ausgerichtet	Selbstständige bzw. selbstbestimmte Zukunft – auch ohne Eltern – ist antizipiert und bereits konkret geplant
II <b>Ich weiß, sie fordern mich auch weiterhin.</b> 4 Frauen 5 Männer	Entscheidungs- und Gestaltungsspielräume erlauben (Weiter-) Entwicklung und Ausbau von Entscheidungsmöglichkeiten in Absprache mit den Eltern	Offenheit und Ausrichtung auf Teilhabe als Lernchance der Menschen mit schwersten Behinderungen	Selbstbestimmte Zukunft ohne Eltern ist bedacht und zum Teil gewünscht, aber die Vorstellungen sind noch wenig konkret und meist gemeinsam mit den Eltern antizipiert
III <b>Wir haben schon viel geschafft.</b> 4 Frauen 5 Männer	Bestehende Entscheidungs- und Gestaltungsspielräume können aufrecht erhalten werden, ihr Ausbau ist nicht vorgesehen	Ausrichtung auf Teilhabe für die Gestaltung des gegenwärtigen Alltags, Familiennetze sind überwiegend geschlossenes System	Handlungsstrategien sind auf Gegenwart und Sicherung des bisher Erreichten ausgerichtet, Veränderung wird bewältigt ohne Blick auf die Zukunft
IV <b>Jetzt sind auch mal die Eltern dran.</b> 2 Frauen 2 Männer	Schwerstbehinderte Menschen fügen sich in den durch Eltern vorgesehenen engen Gestaltungs- und Entscheidungsrahmen	System Familie ist geschlossen im Sinne von Außenkontakten und Aufnahme von Impulsen, Förderung ist offenbar nicht mehr Ziel der Eltern	Zeit- und Gestaltungsperspektive sind stark an Vergangenem orientiert, keine Überlegungen für die Zukunft der Töchter und Söhne

**Tabelle 1: Familientypologie nach Michaela HELLMANN, Claudia OLEJNICZAK, Andreas BORCHERS<sup>246</sup>**

<sup>243</sup> Ebd. Sie verweisen hier auf THIMM/WALTER: Kritische Anmerkungen zur Selbstbestimmungsdiskussion in der Behindertenhilfe oder: Es muß ja immer wieder etwas Neues sein ... In: Zeitschrift für Heilpädagogik 48 (1997) 6, S. 222-232.

<sup>244</sup> Diese Studie wurde bereits in Kap. 1.1.3 bezüglich ihrer Ergebnisse zu Vätern betrachtet.

<sup>245</sup> Vgl. HELLMANN/BORCHERS/OLEJNICZAK 2007, S. 7 u. S. 170f.

<sup>246</sup> Ebd., S. 51.

*Studie von Christof STAMM 2009*

Die Studie mit dem Titel: „Erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung im Elternhaus. Zur Situation von Familien, in denen erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung leben – eine empirische Studie im Kreis Minden-Lübbecke“, wurde an der Universität Siegen durchgeführt. In dieser regional durchgeführten Studie gab es folgendes Forschungsinteresse:

„Wie gestaltet sich im Kreis Minden-Lübbecke aus Sicht der Hauptbetreuungspersonen die Lebens – und Bedarfssituation von Familien, in denen erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung leben. Inwiefern spielt dabei die Perspektive eines möglichen Auszugs aus dem Elternhaus eine Rolle?“<sup>247</sup>

Es wurden ausschließlich die Eltern befragt. Christof STAMM verweist darauf, dass aus fachlicher Perspektive die Sicht von Menschen mit geistiger Behinderung als eigene Experten sinnvoll erscheint. Im Rahmen seines Projekts sei dies wegen zeitlicher Begrenzung nicht möglich gewesen. Bei seiner Erhebung handelt es sich um eine quantitative Befragung mittels Fragebogen.<sup>248</sup>

Zum Erhebungszeitpunkt 2007 lebten demnach 85% der erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung in dieser Region bei ihren Familienangehörigen – meist bei ihren Eltern. Die Hauptbetreuungsperson stellte mit 68% die Mutter und mit 9,7% der Vater neben Geschwistern und anderen Familienmitgliedern dar. Sie war bei 80% über 50 Jahre alt.<sup>249</sup> In 70% der Familien gab es weitere Betreuungspersonen. Hier wurden u.a. zu 41,7% die Väter und zu 7,9% die Mütter genannt.<sup>250</sup> Die Hauptpflegepersonen gaben einen Zeitaufwand innerhalb der Woche im Durchschnitt von 5 Stunden an, an den Wochenenden von 8 Stunden. Es gab durchaus Fälle mit niedrigerem Zeitaufwand, aber auch einer Pflegebedürftigkeit von 8h wochentags bzw. bis zu 20h am Wochenende.<sup>251</sup>

60% der Familien gaben an, keine professionelle ambulante Unterstützung in Anspruch zu nehmen. Häufig wird eingeschätzt, dass eine externe Hilfe nicht benötigt wird oder Unterstützung innerhalb der Familie existiert! Christof STAMM (2009) fasst zusammen:

„Dabei werden zum Teil auch Einschätzungen deutlich, die zeigen, dass die Inanspruchnahme ambulanter Leistungen innerhalb der Familie, solange es irgendwie möglich ist, vermieden und eher mit einer Abgabe von Verantwortung verbunden wird“<sup>252</sup>

Unterstützung von außen würde

„erst dann angenommen [...], wenn vorhandene Schwierigkeiten ein bestimmtes, nicht mehr innerfamiliär auffangbares Ausmaß erreicht haben.“<sup>253</sup>

---

<sup>247</sup> STAMM 2009a, S. 23.

<sup>248</sup> Vgl. ebd., S. 23ff.

<sup>249</sup> Vgl. ebd., S. 89f.

<sup>250</sup> Vgl. ebd., S. 37f.

<sup>251</sup> Vgl. ebd., S. 91.

<sup>252</sup> Ebd.

<sup>253</sup> Ebd.



Des Weiteren stellt er fest, dass in jeder fünften Familie kein „Plan B“ existiert, wenn die Hauptbetreuungsperson ausfällt.<sup>254</sup> Bezüglich der Vorstellung, die Betreuung nicht mehr erfüllen zu können, wurden starke Gefühle wie Sorge, Angst, Verzweiflung und Trauer geäußert

„[...] bis hin zur Äußerung von starker Verzweiflung, bei welcher der Wunsch nach einem gemeinsamen Tod von Mutter und behindertem Familienmitglied als Ausweg formuliert wird.“<sup>255</sup>

Einen Auszug verbinden sie mit eigenen „*Gefühlen von Schuld und mangelnder Verantwortung*“<sup>256</sup> und er wird weniger als ein „[...] gesellschaftlich üblicher Schritt in eine größere Selbstständigkeit gesehen.“<sup>257</sup> Hinzu kommt die Angst vor hohen Kosten.<sup>258</sup> Christof STAMM (2009a) zeichnet in der Studie ein problemorientiertes Handlungsbild von einigen Eltern. Er kritisiert weiter, dass Eltern einen Auszug nicht als selbstverständlich ansehen – aus seiner Perspektive ist ein Auszug aber entwicklungspsychologisch begründete Normalität. Aus meiner Perspektive werden die hohe Bewältigungsleistung der Eltern sowie die jahrzehntelange Betreuung kaum gewürdigt. Mit der Konzentration auf die Hauptbetreuungsperson (meist die Mutter) wird vor allem deren Sichtweise (z.B. auf Unterstützungsbedarfe, zukünftige Wohnperspektive und Gefühle) abgebildet. Damit stellen sich mir die Fragen: Kann der mütterlich empfundene Bedarf auf die Person des Vaters übertragen werden? Welche Bedarfe haben weitere Betreuungspersonen (meist der Vater)? Der Autor beschreibt einen Ist-Zustand, nicht aber die Genese, d.h. das Geworden-Sein des Ist-Zustandes.

#### PROJEKT KOMPASS

Die Studie von Barbara FEURER und Bettina LINDMEIER ist eine weitere regionale Studie. Sie wurde 2010 veröffentlicht und trägt den Titel: „Kompass – Aufsuchender familienberatender Dienst“. Das dazugehörige Projekt fand vom November 2007 bis Oktober 2009 in Karlsruhe in Zusammenarbeit mit der Lebenshilfe e.V. Karlsruhe, Ettlingen und Umgebung und der Leibniz-Universität Hannover statt.<sup>259</sup> Der Adressat der aufsuchenden Beratung war der erwachsene Mensch mit Behinderung selbst. Dieser steht bei der Klärung der Zukunftsfragen im Mittelpunkt, seine Wünsche und Vorstellungen spielen eine entscheidende Rolle. Die Ziele des Projektes waren: zukünftige Wohnbedarfsermittlung, Beratung und Begleitung der Familien, Erhalt und Stärkung familiärer Selbsthilfe sowie die Unterstützung bei der Zukunftsplanung. Dies sollte erreicht werden durch eine direkte Befragung der Menschen mit Behinderung und ihrer Hauptbezugspersonen sowie Begleitung der Familien. Befragt wurden insgesamt 195 Familien, der Kontakt erfolgte über die WfbM.<sup>260</sup> In den Familien lebten 113 Väter und 173 Mütter. 56 Väter und 20 Mütter waren verstorben. 26 der Väter und 2 Mütter lebten

---

<sup>254</sup> Vgl. ebd., S. 93.

<sup>255</sup> Ebd., S. 98.

<sup>256</sup> Ebd., S. 101.

<sup>257</sup> Ebd.

<sup>258</sup> Vgl. ebd., S. 102.

<sup>259</sup> Vgl. FEURER 2010 u. vgl. LINDMEIER/FEURER 2011.

<sup>260</sup> Vgl. FEURER 2010, S. 15.

getrennt von der Familie. Die Projektmitarbeiterinnen ziehen folgendes Resümee: Es zeigte sich, dass die aufsuchende Familienberatung einen wichtigen Baustein im Hilfesystem darstellt. Sie konnten einen höheren zukünftigen Wohnbedarf feststellen als prognostiziert wurde. Es geht um eine Bedarfserhebung für außerfamiliäre Unterstützung; somit schwingt das Thema Auszug mit. Das Ziel sei es, die Selbstständigkeit zu fördern, denn je mehr an Alltagsbewältigung in der Familie erfahren wird, desto mehr Eigenständigkeit außerhalb der Familie könne gewonnen und gelebt werden – dies jedoch braucht Zeit und Begleitung wie die Autorinnen betonen.<sup>261</sup> Als Ergebnis halten sie zu hochaltrigen Eltern fest:

„Es gibt auch Fälle, in denen trotz Beratung ein Notfall nahezu vorprogrammiert ist, weil die Familie nicht einsieht, dass Handeln gefordert ist oder trotz dieser Einsicht davor zurückschreckt, konkrete Schritte zu gehen.“<sup>262</sup>

Die Studie von Christoph STAMM als auch die Studie von Barbara FEURER und Bettina LINDMEIER (KOMPASS) haben gemeinsam: 1.) Die befragten Personen, meist die Mutter, sind die Hauptbetreuungsperson; somit wird ihre Perspektive abgebildet. Die Gender-Perspektive<sup>263</sup> spielt keine Rolle. 2.) Der Fokus liegt auf der Zukunft und den Bedürfnissen der erwachsenen Menschen mit Behinderung. 3.) Dargestellt wurden ein Ist-Zustand und der Versuch einer Prognostizierung der zukünftigen Bedarfe für die Behindertenhilfe der jeweiligen Region. 4.) Das Verhalten der Eltern (besonders bei hochbetagten Eltern) wird problematisiert; dabei bleibt die Perspektive der Eltern selbst ebenso wie ihre Genese unberücksichtigt.

*Projekt: „ÄLTER WERDENDE ELTERN UND ERWACHSENE FAMILIENMITGLIEDER MIT BEHINDERUNG ZU HAUSE. INNOVATIVE BERATUNGS- UND UNTERSTÜTZUNGSANGEBOTE IM ABLÖSUNGSPROZESS (ELFAMBE)“*

Das Projekt wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung finanziert und an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin angesiedelt. Die Projektlaufzeit war von Mai 2010 bis Mai 2013. In diesem Projekt war ich als wissenschaftlicher Mitarbeiter beschäftigt. Die Zielgruppe waren die Eltern von erwachsenen Söhnen und Töchtern mit Behinderung selbst. Die Annäherung an die Zielgruppe erfolgte über unterschiedliche Zugänge: den quantitativen Zugang (Fragebogenerhebung), eine Partizipativen Projektentwicklung sowie über einen qualitativen Zugang.

*Zur Fragebogenerhebung:* Ausführliche Darstellungen der Rahmung und der Ergebnisse finden sich in folgenden Veröffentlichungen: Reinhard BURTSCHER (2012) und Thomas SCHMIDT (2011, 2012b). Insgesamt nahmen 482 Elternteile an der Fragebogenerhebung teil. Die meisten erwachsenen Kinder gingen in eine tagesstrukturierende Maßnahme (z.B. WfbM oder Fördergruppe). Diese war ebenso der Hauptzugangsweg zu den Eltern. Die Eltern hatten zum Zeitpunkt der Erhebung ein Durchschnittsalter von 58 Jahren. Der Fragebogen hatte nicht die Hauptbetreuungsperson im Fokus, sondern die

---

<sup>261</sup> Vgl. LINDMEIER/FEURER 2011, S. 129 u. vgl. FEURER 2010, S. 43.

<sup>262</sup> LINDMEIER/FEURER 2011, S. 126.

<sup>263</sup> Siehe hierzu auch Kap. 1.1.3 u. Kap. 1.3.1.

Eltern im Allgemeinen. Einzelne Ergebnisse sind bereits in diese Arbeit eingeflossen, wie z.B. die Form der Behinderung der erwachsenen Kinder.<sup>264</sup>

Auf die Frage: „Wird Ihre Familienarbeit/ Betreuungsarbeit anerkannt (wertgeschätzt)?“ gaben von den befragten Eltern 60% an, Anerkennung (288) zu bekommen. 32% (156) verneinten die Frage. 8% (38) gaben keine Antwort. Auf die offene Frage<sup>265</sup> „Wenn ja, von wem?“ antworten 254 Personen. In vier von 5 Familien (80,3%) erfolgte demnach die Anerkennung durch die Angehörigen, 2 von 5 erhielten Anerkennung (37,8%) vom nahen sozialen Umfeld, wie von Freunden, Nachbarn und Kollegen, 1 von 5 Familien (20,1%) hingegen bekamen Anerkennung von Professionellen. Wie aus diesen Antworten hervorgeht, hat demnach die Anerkennung in der Familie eine herausragende Bedeutung.<sup>266</sup> Die hohe Stellung der Familie spiegelt sich bei der Übernahme der gesetzlichen Betreuung wider: Von den 380 Familien, die angaben, dass ihr Sohn oder ihre Tochter eine(n) Betreuer\_in hat, haben in 350 Familien die Geschwister und Eltern (35% der Väter und 86% die Mütter) die rechtliche Betreuung inne; davon übernehmen in 21% der Familien Mütter und Väter gemeinsam die Betreuung.<sup>267</sup> In 10 Familien war eine externe Person zusätzlich bestellt. In 20 Familien wird die gesetzliche Betreuung ausschließlich von einer externen Person übernommen. Auch die anderen Unterstützungsleistungen im Familienalltag werden primär innerhalb und durch die Familie geleistet.<sup>268</sup> Weiter zeigt sich die Bedeutung des Partners als wichtigste Unterstützungsperson; demnach leistet mit Abstand der Partner (58%) neben den weiteren Kindern (40%) die meiste Unterstützung bezüglich der Betreuung und Pflege.<sup>269</sup> Dabei spielt die gegenseitige Unterstützung und Wertschätzung der Eltern im Alltag eine bedeutende Rolle. Die Familie ist der Ort der Subsidiarität.<sup>270</sup> Dies wird vom Sozialleistungssystem in Deutschland gefördert, was sich in einer strukturellen Abhängigkeit (Angewiesen-Sein z.B. auf Kindergeld, Grundsicherung, Pflegegeld fürs Familieneinkommen) der Eltern niederschlägt, wie die Ergebnisse der Fragebogenerhebung zeigen.<sup>271</sup> Hier ergibt sich ein Spannungsfeld zum Auszug- bzw. Ablösungsgedanken. Die Eltern der Befragung bevorzugten ein weiteres Zusammenleben gegenüber einem Auszug.<sup>272</sup>

*Zur Partizipativen Projektentwicklung:* Über die Kontaktdaten (freiwillige Angaben) konnte im Projekt mit den Eltern zusammen ein Elternangebot entwickelt werden – das Themen- und Elterncafé sowie zwei Workshops. Die Themen wurden im Vorfeld gemeinsam mit den Eltern in verschiedenen Treffen

---

<sup>264</sup> Siehe hierzu Kap. 1.2.1.

<sup>265</sup> Es war eine offene Frage und die Eltern konnten ihre Angaben als Freitext einfügen. Durch uns erfolgte anschließend die Aufteilung in die jeweiligen Kategorien.

<sup>266</sup> Vgl. SCHMIDT 2011, S. 15f.

<sup>267</sup> Eigene Analyse für diese Forschungsarbeit. Zudem ist anzumerken, dass in der Untersuchung 62% des befragten Eltern teils verheiratet, 17% geschieden, 12% verwitwet, 8% ledig und rund 1% verpartnert waren (vgl. SCHMIDT 2011, S. 43).

<sup>268</sup> Vgl. SCHMIDT 2012b, S. 212 u. vgl. hierzu auch die Studie von Christof STAMM 2009.

<sup>269</sup> Vgl. SCHMIDT 2012b, S. 211.

<sup>270</sup> Vgl. SCHMIDT 2015a, S. 35f.

<sup>271</sup> Siehe hierzu Kap. 1.4 u. vgl. BURTSCHER 2012, S. 321.

<sup>272</sup> Vgl. BURTSCHER 2012, S. 320.

(vom Projektteam initiiert) erarbeitet. Gewünschte und angebotene Themen im Themencafé und in den Workshops waren: „Zusammenleben und neue Wohnformen“; „Krise und Notfallbewältigung – schnelle Hilfe; Gesundheit und Alter“, „Zukunftsplanung“; „Endliches Leben: Abschied-Trauer-Tod“ und ein „Blick zurück“. Bei allen Angeboten stellten wir einen hohen Redebedarf fest; diesem Bedürfnis versuchten wir mit dem Angebot des moderierten Elterncafés Rechnung zu tragen. Auffällig war, dass die Angebote überwiegend von Müttern, welche häufig ohne Partner lebten, in Anspruch genommen wurden. Demgegenüber standen die Daten aus den Fragebögen des Projektes „ElFamBe“: dass Eltern von erwachsenen Kindern mit Behinderung langfristig häufiger in Partnerschaften (auch verheiratet) leben als in der vergleichbaren Altersgruppen (in Berlin).<sup>273</sup> Damit stellt sich die Frage: „Wann nutzen Mütter die Angebote der Behindertenhilfe genutzt werden?“<sup>274</sup>

Neben den bereits genannten Zugängen und Einblicken in die Bedürfnisse und Lebenssituationen von Eltern nahm mit Projektverlauf die Biographieforschung einen bedeutenden Raum ein.<sup>275</sup> Zu nennen sind dabei die Qualifikationsarbeiten von Judith TRÖNDLE (2014) einer Masterarbeit an der Alice Salomon Hochschule Berlin mit dem Titel *„Lebensgeschichten von Müttern, deren erwachsene Söhne und Töchter mit Behinderung zu Hause leben“*<sup>276</sup>. Zudem hat Judith TRÖNDLE eine Promotion Humboldt-Universität zu Berlin mit einem Promotionsprojekt zu Paararrangements berufstätiger Eltern eines Kindes mit Behinderung angefangen. Zudem begann Dominique HEYBERGER ihre Promotion mit dem Arbeitstitel: *„Biographische Verläufe zwischen Abhängigkeit und Selbstverwirklichung. Zur sozialen Situation von Frauen mit erwachsenen Kindern mit Behinderung“* an der Georg-August-Universität Göttingen. Auch die vorliegende Forschungsarbeit zu Vätern wurde mit Projektbeginn im Oktober 2010 angeregt und begonnen. Mit diesen Arbeiten ist der Blick auf das „Geworden-Sein“ der Eltern von erwachsenen Menschen in den Fokus gerückt.

Das Projekt ElFamBe untersucht die Lebenssituation, allerdings mit dem Fokus auf die „Vorsorge“, ohne einen Auszug in den Mittelpunkt zu stellen; damit hat das Projekt ein Alleinstellungsmerkmal. Noch eine Anmerkung zum Begriff Ablösung: Auch im Projekt ElFamBe war zu Beginn der Begriff der „Ablösung“ von Bedeutung. Uns wurde jedoch im Lauf der Bearbeitung bewusst, dass die Begrifflichkeit sowohl in den Interviews als auch in den Gesprächen mit Eltern auf Ablehnung, Ängste und Unbehagen stieß. Dieser neue Zugang der Vorsorge, so zeigen unsere Erfahrungen, hat die Hemmschwelle im Kontakt verringert. Wir merkten, dass die Eltern sich sehr wohl Gedanken über die Zukunft machten und was mit ihren Kindern werden solle. Der Begriff „Vorsorge“ ist neutral, wert-

---

<sup>273</sup> Vgl. SCHMIDT 2015a, S. 29f.

<sup>274</sup> Vgl. DRIESENER U.A. 2015, S. 37ff.

<sup>275</sup> Vgl. HEYBERGER/SCHMIDT 2015, S. 63ff.

<sup>276</sup> Die Ergebnisse sind bereits im Kap. 1.1.3 dargestellt.

freier und steht nicht unmittelbar mit den Diskursen zur Problematisierung der Eltern, Ablösung und Auszug in Verbindung.<sup>277</sup>

***Forschungsschwerpunkt „Wohnwünsche von Eltern für ihr erwachsenes Kind mit Behinderung“***

Nun komme ich zum Schwerpunkt „Wohnwünsche von Eltern für ihre erwachsenen Kinder mit Behinderung“.

*Studie von Christoph STAMM (2009)*

Christoph STAMM fasst folgende Wohnwünsche der Hauptbetreuungspersonen für ihre erwachsenen Kinder mit Behinderung zusammen: 31,1% wünschten sich ein Wohnen in der Familie, bei Verwandten und Freunden; 34, 2% wünschen sich ein professionell betreutes Arrangement außerhalb der Familie und 27,6% haben noch keine (eindeutige) Vorstellung.<sup>278</sup>

Monika SEIFERT (2010): „KUNDENSTUDIE“

Monika SEIFERT gibt in ihrem Forschungsprojekt „Kundenstudie“, in dem sie den Bedarf an Dienstleistungen zur Unterstützung des Wohnens von Menschen mit Behinderung erforschte, folgende Hinweise:

„Fast alle Befragten sind der Meinung, dass ihre behinderten Angehörigen mit dem Wohnen in der Familie voll oder überwiegend zufrieden sind. Positiv bewertet werden vor allem die jeweiligen Wohnverhältnisse, die soziale Einbindung in der Nachbarschaft und die Qualität der familiären Unterstützung. Kritische Aspekte beziehen sich auf mobilitätsbedingte Probleme hinsichtlich der Größe und Ausstattung der Wohnung und der Umfeldbedingungen, die mangelnde Förderung der Selbstständigkeit und Eigenverantwortung im Elternhaus und das Fehlen sozialer Kontakte.“<sup>279</sup>

Bei der Frage nach dem Wunsch bezüglich der zukünftigen Wohnform nannte jede vierte Familie das gemeinsame Wohnen bei den Eltern; es wird damit am häufigsten genannt. Bei außerfamiliären Wohnformen wird gemeinschaftliches Wohnen mit individueller Unterstützung bevorzugt, in seltenen Fällen auch ein Wohnheim.<sup>280</sup> Monika SEIFERT identifiziert sechs Typen von Eltern hinsichtlich eines erforderlichen Dienstleistungsbedarfs und der Wohnvorstellungen der Eltern:<sup>281</sup>

1. „Leben in der Familie“: Das Zusammenleben in der Familie wird als Zukunftsmodell gesehen.
2. „Familie plus“: Die Familien, die im Zusammenleben externe Unterstützung nutzen, erlauben die Bedingungen für eine größtmögliche Selbstbestimmung des erwachsenen Menschen mit Behinderung im Alltag.
3. „Wohnformen der Behindertenhilfe“: Eltern sehen die angebotenen Wohnformen als eine positive Alternative zum Leben in der Familie.

---

<sup>277</sup> Vgl. auch BURTSCHER 2015a, S. 94.

<sup>278</sup> Vgl. STAMM 2009a, S. 58 (Die Studie wurde im Schwerpunkt „Lebenssituation von Eltern“ von Eltern vorgestellt).

<sup>279</sup> SEIFERT 2010, S. 18f.

<sup>280</sup> Vgl. ebd., S. 19.

<sup>281</sup> Vgl. ebd., S. 20.

4. „Wohnformen in Bewegung“: Eltern nutzten die Angebote der Behindertenhilfe, setzen sich jedoch kritisch mit ihnen auseinander und engagieren sich für eine Weiterentwicklung.
5. „Wohnen in Nachbarschaft“: Diese Eltern streben neue und individuelle Angebote mit sozialer Eingebundenheit an.
6. „Kultursensible Unterstützungsangebote“ sind spezifische Unterstützungsbedarfe für Eltern mit Migrationshintergründen.

Eigene Zukunftsvorstellungen der Eltern wurden von Christoph STAMM und Monika SEIFERT nicht untersucht. Nach dem Schwerpunkt „Wohnwünsche der Eltern“ komme ich zum Schwerpunkt „Ablöseprozess“.

### ***Forschungsschwerpunkt zum „Ablöseprozess“***

Im allgemeinen Sprachgebrauch wird Ablösung mit einem Auszug gleichgesetzt und hat Symbolcharakter.<sup>282</sup> Christiane PAPASTEFANOU (2006) schreibt:

„Der Auszug aus dem Elternhaus - neben der Aufnahme einer Berufstätigkeit, Heirat und Familiengründung - markiert einen wesentlichen Abschnitt des Erwachsenwerdens. Das selbstständige Wohnen hat Symbolcharakter, weil es als Zeichen eines gelungenen Übergangs zum Erwachsenenalter zu bewerten ist.“<sup>283</sup>

Aus psychologischer Sicht ist der Prozess der Ablösung der erwachsenen Kinder von den Eltern eine zentrale Entwicklungsaufgabe und wird als entscheidend für die Identitätsbildung angesehen.<sup>284</sup> Ein Auszug bedeutet jedoch nicht zwangsläufig die Unabhängigkeit vom Elternhaus. Ann-Kathrin SCHULTZ (2010) fasst die Bedeutung von Ablösung in der Behindertenhilfe in der Fachliteratur wie folgt zusammen:

„Im sonderpädagogischen Kontext wird der Ablösung – und auch dem Ereignis des Auszugs – besondere Bedeutung beigemessen. In der Fachliteratur wird einstimmig deren Notwendigkeit für die Erlangung von körperlicher, psychischer und sozialer Reife und Mündigkeit (vgl. Klauß 1988, 112; Lempp 1996b; Stamm 2009b, 255f) betont. [...] Der Weg zum selbstbestimmten Leben ist in jedem Fall mit der Ablösung von den Eltern verbunden.“<sup>285</sup>

Michael WINIGER (2006) schreibt:

„Der dauerhafte Verbleib von Menschen mit geistiger Behinderung in deren primären Familienbezügen unterstützt soziale Isolationstendenzen und entspricht nicht den normalen Lebensbedingungen in unserem kulturellen Bezugsrahmen. Junge Erwachsene mit geistiger Behinderung müssen bewusst den normalen Lebensrisiken ausgesetzt werden, da diese für die Identitäts- und Persönlichkeitsentwicklung wesentliche Entwicklungsimpulse beinhalten.“<sup>286</sup>

Sie sollen ein Leben so normal wie möglich führen können.<sup>287</sup> Damit stellt sich die Frage nach der Normalität im Leben. Ein weiteres, in der Literatur angeführtes Argument ist mit dieser Frage ver-

---

<sup>282</sup> Vgl. FISCHER 2006, S. 273 u. vgl. SCHULTZ 2011, S. 188.

<sup>283</sup> PAPASTEFANOU 2006, S. 23f.

<sup>284</sup> Vgl. KLAUß 2013, S. 15.

<sup>285</sup> SCHULTZ 2010, S. 18.

<sup>286</sup> WINIGER 2006 zit. in SCHULTZ 2010, S. 19.

<sup>287</sup> Vgl. SCHULTZ 2011, S. 188.

bunden: Wie geht es weiter, wenn die Eltern durch z.B. Krankheit oder Tod nicht mehr können?<sup>288</sup>

Theo KLAUß schreibt dazu:

„Trotz aller Unklarheiten lautet die unausweichliche Frage nicht, ob, sondern wann die Ablösung des behinderten Kindes stattfindet.“<sup>289</sup>

Dabei solle jedoch die Ablösung als ein kontinuierlicher Prozess und nicht als radikaler Schnitt verstanden werden.<sup>290</sup> Somit wird der Auszug von erwachsenen Menschen mit Behinderung von dem Standpunkt aus als eine entwicklungspsychologisch begründete Normalität betrachtet – einem Ideal. Das Thema „Ablösung“ vom Elternhaus ist eine besondere Herausforderung für Familien mit einem Kind mit Behinderung. Hierzu gibt es Publikationen, die die Perspektive des erwachsenen Menschen mit Behinderung berücksichtigen und hieraus argumentieren.<sup>291</sup>

Die zwei deutschsprachigen Untersuchungen (Dissertationen), die die Perspektive der Eltern von erwachsenen Menschen mit Behinderung im Ablöseprozess zum Gegenstand haben, stammen von Ute FISCHER (2008) und Ann-Katrin SCHULTZ (2010). Ich umreiße an dieser Stelle die Studie von Ute FISCHER. Auf die Studie von Ann-Katrin SCHULTZ gehe nicht näher ein, da sie diejenigen Eltern mit erwachsenen Kindern in den Fokus stellt, die bereits ausgezogen sind, und sie keine Retrospektive einnimmt.

*Ute FISCHER (2008): „AUTONOMIE UND VERBUNDENHEIT“*

Die Untersuchung von Ute FISCHER ist eine rekonstruktive Längsschnittstudie. Sie untersuchte 12 Familien mit einem erwachsenen Kind mit Behinderung im Ablösungsprozess über einen Zeitraum von 10 Jahren. Zu Beginn wohnten die erwachsenen Kinder in der Familie, im Verlauf gab es Auszüge und Rückzüge. Sie schreibt als Studienanlage:

„Detaillierte Einzelfallrekonstruktionen beleuchten die familienspezifischen Verarbeitungsformen im Umgang mit dem Auszugserleben. Vorrangig aus Sicht der Eltern werden die erschwerenden und begünstigenden Einflussfaktoren im interaktionalen Geschehen von Eltern, Bewohner/-innen und Mitarbeiter/-innen der aufnehmenden Wohneinrichtung herausgearbeitet.“<sup>292</sup>

Ute FISCHER sieht und versteht unter einem gelungenen Ablösungsprozess die „*Zunahme beiderseitiger Autonomie bei fortbestehender emotionaler Verbundenheit*“<sup>293</sup>. Sie ordnet den Familien nach ihrer Rekonstruktion drei Typen von Ablöseprozessen zu: gelungene Ablöseprozesse mit begünsti-

---

<sup>288</sup> Vgl. u.a. KLAUß 1995, S. 443; vgl. STAMM 2009b, S. 256 u. vgl. HENNIES/KUHN 2004, S. 131ff.

<sup>289</sup> Vgl. KLAUß 1995, S. 445.

<sup>290</sup> Vgl. u.a. STAMM, S. 107.

<sup>291</sup> Vgl. u.a. SCHULTZ 2011, S. 188ff.; vgl. KLAUß 2013, S. 15f.; vgl. HENNIES/KUHN 2004; vgl. FORNEFELD 2004, S. 140 u. vgl. SCHMIDT 2012a, S. 5f.

<sup>292</sup> FISCHER 2008, S. I (Zusammenfassung).

<sup>293</sup> Ebd., S. 549.

genden Bedingungen (drei Familien); gelungene Ablöseprozesse mit erschwerten Bedingungen (7 Familien) sowie nicht gelungene Ablöseprozesse (zwei Familien):<sup>294</sup>

- *gelungene Ablöseprozesse mit begünstigenden Bedingungen:* Die Eltern zeigten von Beginn an eine hohe Ablösebereitschaft und eine pragmatische (zielorientierte) Einstellung. Die Erwartungen von ihnen waren realistisch auf die Wohnsituation und den Verlauf abgestimmt. Sie konnten sich an die außerfamiliäre Wohnsituation anpassen. *„Die Eltern hatten den Eindruck, dass ihre Tochter oder ihr Sohn von den Betreuerinnen und Betreuern angenommen wurde, ihre Bedürfnisse weitgehend beachtet wurden und sie ausreichend Zuwendung erhielten. Es war erkennbar, dass sie sich in der Wohngruppe bald eingelebt hatten und dort überwiegend wohl fühlten.“*<sup>295</sup> Die Eltern setzten Prioritäten. Wahrgenommene Probleme konnten der positiven Gesamtsituation untergeordnet werden.
- *gelungene Ablöseprozesse mit erschwerten Bedingungen:* Bei Familien dieses Typus hätte es eine Zahl von erschwerenden Bedingungen am Anfang des Prozesses gegeben, wie den Partner ersetzende Beziehungen, ein übermäßiger beschützender Umgang oder eine symbiotische Beziehung. Mit dem Ablöseprozess gingen somit hohe Ambivalenzen einher. Zudem war das herausfordernde Verhalten der erwachsenen Kinder mit einem hohen Kontrollbedürfnis und Angewiesenheit an die Begleitung verbunden gewesen.<sup>296</sup> *„Die große anfängliche Unzufriedenheit vieler dieser Eltern mit der Betreuungssituation ließ bei ihnen immer wieder Zweifel an der Richtigkeit ihrer Entscheidung zur Ablösung aufkommen – parallel dazu erkannten sie, dass ihre Töchter und Söhne die neue Wohnsituation annahmen und sich darin zunehmend wohl fühlten. Dies trug zu einer Veränderung ihrer Ansprüche und Erwartungen bei.“*<sup>297</sup> Sie konnten die Ablösung rational akzeptieren, was auch verbunden war mit dem Alter und der eigenen Gesundheit; ein Rückzug war nicht möglich.
- *nicht gelungene Ablöseprozesse:* Die Eltern zeigten Befürchtungen gegenüber einem Auszug ihrer erwachsenen Kinder mit Behinderung, seien aber grundsätzlich positiv eingestellt. Im Verlauf hätten sie festgestellt, dass sich die Kinder in den Wohneinrichtungen nicht wohlfühlte und Heimweh hätten. Zudem wäre es nicht möglich gewesen, eine Bindung zwischen den erwachsenen Menschen mit Behinderung und den Fachkräften aufzubauen. *„Enttäuschte Erwartungen der Eltern, Probleme in der Zusammenarbeit und die von der Wohneinrichtung bei diesen Familien geforderte ‚Kontaktsperre‘ entzog den Eltern schließlich die Vertrauensgrundlage für eine Fortsetzung dieser außerfamiliären Wohnsituation. Da sie noch in der Lage waren, ihre Söhne selbst zu betreuen, kehrten diese nach dreieinhalb bzw. vier Jahren ins Elternhaus zurück.“*<sup>298</sup>

Ute FISCHER fasst in ihrer Dissertation acht erschwerende Bedingungen im Ablösungsprozess bei Menschen, die als schwer geistig behindert gelten, zusammen: 1. die Bindung als zentrales Problem, 2. der Schweregrad der Behinderung, 3. die sogenannte „permanente Elternschaft“, 4. spezifische familiäre Beziehungsmuster (z. B. das „Sorgenkind“, das die Eltern zusammen hält oder das „letzte“ Kind, das auszieht und eine Lücke hinterlässt), 5. Schuldgefühle, 6. mangelnde Wohnalternativen, 7. belastende Vorerfahrungen, 8. vielfältige Bedenken (z. B. gesellschaftliche Tendenzen, finanzielle Hinder-

---

<sup>294</sup> Vgl. ebd., S. 521f.

<sup>295</sup> Ebd., S. 522.

<sup>296</sup> Vgl. ebd., S. 521f.

<sup>297</sup> Ebd., S. 522.

<sup>298</sup> Ebd., S. 521.



nisse).<sup>299</sup> Als Schlüsselvariable im Ablöseprozess kristallisiert sie familienübergreifend die „Vertrauensentwicklung“ heraus.

„Vertrauen entsteht durch eine Zunahme an Sicherheit auf der Sach- und Beziehungsebene, die sich v.a. über Transparenz und persönlichen Kontakt vermittelt. Das erforderliche Maß des Vertrauens ist eine subjektiv empfundene Größe, die sich hier durch Gewährung von Einblick der Eltern in die neue Lebenssituation ihrer Tochter oder ihres Sohnes herstellen lässt.“<sup>300</sup>

Zusammenfassend lässt sich zum Forschungsschwerpunkt „Ablösung“ festhalten, dass sich die beschriebenen Ablösungsparadigmen in der Behindertenhilfe auf die Angebotsstrukturen und Forschungsthemen der Behindertenhilfe sowie Perspektiven und Bewertungen von Professionellen und auch Forschenden auf „unangepassten“ Eltern auswirken.<sup>301</sup> Es könnte der Eindruck entstehen, die Eltern müssten auf den richtigen, den normalen Weg hin „erzogen“ werden – so sagte ein Vater auf einer Veranstaltung im Projekt ElFamBe: *„Wir wurden schulmeisterlich behandelt“*.

Wie im Projekt ElFamBe gehe ich davon aus, dass der Ablösungsprozesse eine unumgängliche Lebensaufgabe für jeden Menschen ist, spätestens dann, wenn geliebte Personen sterben.<sup>302</sup> Es entsteht der Verlust einer vertrauten Person und/oder eines (Heimat-) Ortes.<sup>303</sup> Eine aktive vorzeitige Auseinandersetzung (im Voraus) bietet die Chance, die zukünftige Lebenssituation der erwachsenen Kinder mit Behinderung thematisieren zu können. Theo KLAUß (2013) merkt zudem an, dass Eltern eine Ablösung aktiv unterstützen müssen<sup>304</sup> - eine Situation, die unweigerlich mit Gefühlen wie Trauer, Schuld und Angst verbunden ist. Es entsteht die Frage: Gibt es einen „richtigen“ Weg? Ist der Auszug das allein entscheidende Merkmal? (Stichwort: Mehrgenerationshaushalte<sup>305</sup>, Hausfamilien<sup>306</sup>, Wandel der Familienformen<sup>307</sup>, Eltern ziehen zu ihren erwachsen Kinder im Alter). Zudem ist ein Aus-

---

<sup>299</sup> Vgl. ebd., S. 200ff.

<sup>300</sup> Ebd., S. 545.

<sup>301</sup> Siehe hierzu auch die Hinweise in Kap. 3.3.3 zu den Auswertungsgruppen.

<sup>302</sup> Vgl. HEYBERGER/DRIESENER/BURTSCHER 2015, S. 24.

<sup>303</sup> Vgl. SCHMIDT 2012a, S. 10 u. S. 97.

<sup>304</sup> Vgl. KLAUß 2013, S. 16.

<sup>305</sup> Bezüglich der Mehrgenerationshaushalte gab es in den letzten Jahren einen Rückgangs (1972 gab es auf dem Bundesgebiet 768 000 Drei- und Mehrgenerationsfamilien, (3,3% aller Privathaushalte) mit Großeltern, Eltern und Kindern. Dies hat sich bis 2005 in Westdeutschland auf 206.000 (0,7%) reduziert (vgl. PEUCKERT 2008, S. 301).

<sup>306</sup> Die Hausfamilien sind häufiger als Mehrgenerationshaushalte. In dieser Form des Zusammenlebens wohnen mehrere Generationen eines Familienverbandes in eigenen abgeschlossenen Wohnungen, aber in einem Haus bzw. unter einem Dach zusammen. In Deutschland liegt der Anteil bei 6,9% der Familien; in ihnen leben 13,1% der Bevölkerung in Deutschland. Hier handelt es sich meist um einen Dreigenerationsverband. Dabei leben in kleinen Gemeinden erheblich mehr Personen in einer Hausfamilie als in Mittel- und Großstädten. Sie zeigen eine starke Verwandtschaftsorientierung. Nach Zahlen von FUCHS (2003), welche PEUCKERT 2008 darstellt, spielen daneben etwa bei der Hälfte wirtschaftliche Gesichtspunkte eine Rolle. Die meisten bezeichnen das Zusammenwohnen in der Hausfamilie als „gut“ bis „sehr gut“, etwa 5% bzw. 4% als „ungenügend“ und „mangelhaft“, als „Zwangsgemeinschaft“ (vgl. PEUCKERT 2008, S. 301f.).

<sup>307</sup> Vgl. hier vertiefend ROSENBAUM 1982 u. vgl. PEUCKERT 2008 sowie Kap. 1.3.

zug des Kindes aus der Familie von Kultur und Tradition beeinflusst und muss nicht ein einmaliges Ereignis sein.<sup>308</sup>

Damit komme ich nun zum letzten Forschungsschwerpunkt „Eltern von erwachsen Menschen mit Behinderung“.

### ***Forschungsschwerpunkt zur „Lebenssituation von Eltern nach Auszug“***

Zwei Studien nehmen die Perspektive der Eltern im Ablöseprozess bzw. nach dem Auszug der Kinder in den Blick. Es sind die Untersuchungen von Ann-Katrin SCHULTZ (2010)<sup>309</sup> und Saskia ALICH (2011). Letztere forscht in ihrer quantitativ angelegten Studie zu Lebenslagen von Angehörigen von erwachsen Menschen mit Behinderung, die in Einrichtungen der Behindertenhilfe leben. Ein interessanter Aspekt dieser Arbeit ist, dass sie u.a. feststellt:

„Angehörige von erwachsenen Menschen mit Behinderung leisten aber Hilfe und Unterstützung - und das (so die vorliegenden Ergebnisse) – nach Kräften. Eltern leisten dabei signifikant mehr Unterstützung als Geschwister. Ein Unterschied zwischen Mutter und Vater oder Schwester und Bruder ist dabei nicht signifikant nachzuweisen. [...] Dabei leisten Angehörige insbesondere emotionale und eher weniger praktische Unterstützung.“<sup>310</sup>

Sie stellt auch für Eltern fest, bei welchen das erwachsene Kind ausgezogen ist, „[...] dass das Wissen über die spezielle Zielgruppe bisher gering ist.“<sup>311</sup> Eine weitere Studie wurde von Monika SEIFERT (2003)<sup>312</sup> durchgeführt. Aspekte sind hier die Wünsche für die Zukunft sowie die Einschätzung der aktuellen Lebenssituation. Die Eltern wünschten sich von der Gesellschaft mehr Anerkennung für ihre Tätigkeit. Auf die Aspekte der Erfahrungen von Vätern im Zusammenleben mit ihrem behinderten Kind bin ich bereits in Kap. 1.1.3 eingegangen. Monika SEIFERT (2003) fasst u.a. zusammen, dass

„[...] das Gelingen des Alltages in Familien mit behinderten Angehörigen vor allem durch binnenfamiliäre Ressourcen und ein funktionierendes soziales Netz begünstigt wird.“<sup>313</sup>

### ***Zwischenfazit zur Situation der Eltern von erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung***

Zusammenfassend kann gesagt werden: Die hohe Bedeutung der Familie hinsichtlich Begleitung und Unterstützung für Menschen mit Behinderungen, besonders für Menschen mit einer geistigen und Mehrfachbehinderung, bis in die Zeit des Erwachsenseins (dies gilt auch, wenn sie nicht mehr in der Familie leben), erkennbar wird. Die Partner sind dabei die wichtigsten Unterstützungspersonen der

---

<sup>308</sup> In Deutschland lag 2007 das durchschnittliche Auszugsalter bei Frauen bei 23,9 und bei Männern bei 25,1. In Italien liegt das Auszugsalter bei Frauen 29,5 und Männern bei 30,9). Zudem leben Personen auf dem Land länger im Elternhaus als in der Stadt (vgl. BURTSCHER 2015a, S. 89 u. vgl. hierzu auch FISCHER 2008, S. 25).

<sup>309</sup> Siehe vorherigen Schwerpunkt Ablösungsprozess.

<sup>310</sup> Vgl. ALICH 2011, S. 156f.

<sup>311</sup> Vgl. ebd., S. 158.

<sup>312</sup> Buchbeitrag zu einer unveröffentlichten schriftlichen Befragung von 6 Vätern und Müttern (Alter 54-72 Jahre), welche erwachsene Kinder mit Behinderung (über 30 Jahre) betreuen und diese mit einer Ausnahme in Wohneinrichtungen wohnen (vgl. SEIFERT 2003, S. 51).

<sup>313</sup> SEIFERT 2003, S. 55.

„Hauptbetreuungsperson“. Ein dringender Bedarf an Forschungen in Hinblick auf die Eltern von erwachsenen Menschen mit Behinderung wird offenkundig. Die Forschung zu Eltern von erwachsenen Menschen mit Behinderung stellt ein junges Forschungsgebiet dar.

Die Forschung zu Eltern von erwachsenen Menschen mit Behinderung ist beeinflusst von der Sicht auf Ablösung/Auszug vom Elternhaus als entwicklungspsychologische Normalität; die Themenwahl und Interpretation der Ergebnisse werden davon geprägt. Es besteht die Gefahr des „Normal-Machens“. Diesbezüglich wird das Verhalten der Eltern meist problematisiert. Die Eltern von erwachsenen Menschen mit Behinderung stehen dabei als „Einflussfaktor“ am Rande der Betrachtung, hier ist dringend weitere Forschung nötig.<sup>314</sup>

### **1.3 VÄTER**

In Hinblick auf das Thema dieser Arbeit ist nun in einen weiteren, abduktiven Schritt zu klären: Was macht einen Vater aus? Wie hat sich die Bedeutung der Väter historisch entwickelt? Wie sieht der Forschungsstand aus und können eventuell Erkenntnisse zu Vätern von erwachsenen Menschen mit Behinderung abgeleitet werden?

Männer werden zu Vätern, Frauen werden zu Müttern – dies ist banal, scheint selbstverständlich und unverrückbar. Durch die Entwicklung in der Reproduktionsmedizin, aber auch durch die Geschlechterforschung, lässt sich diese Eindeutigkeit in Frage stellen. Dies wirkt sich dementsprechend auch auf das Vaterbild aus. Wie sich das Familienbild über die Zeit wandelt, so entwickeln sich die unterschiedlichen Bilder und Erwartungen sowohl an den Vater als auch an die Mutter.<sup>315</sup> So ist heute die Rede vom Mythos des „modernen Mannes“<sup>316</sup>. Zudem wird die Vaterschaft mit Männlichkeit in Verbindung gesetzt. Damit gewinnt das „Geschlecht“ als Dimension an Bedeutung und soll in einem Exkurs Beachtung finden.<sup>317</sup> Dabei gehe ich im Hinblick auf „meine“ eher älteren Väter<sup>318</sup> der Frage nach, wie sich das „Väterbild“ und die Forschung zu „Vätern“ entwickelt und gewandelt haben. Zuvor unternehme ich zugunsten einer differenzierten Betrachtung von Müttern und Vätern einen Exkurs zum Konstrukt „Geschlecht“ (Stichwort: Gender-Perspektive)<sup>319</sup>.

#### **1.3.1 EXKURS – DAS GESCHLECHT ALS KONSTRUKT**

Diese Arbeit gibt Einblick in drei der „unzähligen“ Argumentationslinien zum Thema „Geschlecht“. Es gibt zwei Hauptstränge: den biologischen und den konstruktivistischen Strang. Letzterer unterglie-

---

<sup>314</sup> Sowohl beim Forschungsschwerpunkt „Ablösung“ als auch „Lebenssituation nach einem Auszug“ ist auffällig, dass es sich bei diesen Studien ausschließlich um Promotionsprojekte handelte, die drittmittelfinanzierte Projekte sind, welche zukünftige Bedarfe der Sozialplanung erfragen. Das Projekt ElFamBe wurde über eine Förderlinie finanziert, welche den demographischen Wandel (SILQUA-FH - Soziale Innovationen für Lebensqualität im Alter) in den Mittelpunkt stellt.

<sup>315</sup> Vgl. JURCZYK/LANGE 2009, S. 24 u. vgl. BERESWILL/SCHWEIWE/WOLDE 2006, S. 9.

<sup>316</sup> Vgl. WIPPERMANN/CALMBACH/WIPPERMANN 2009b, S. 1ff.

<sup>317</sup> Vgl. BERESWILL/SCHWEIWE/WOLDE 2006, S. 7.

<sup>318</sup> Vgl. Kap. 3.3 u. Kap. 4.

<sup>319</sup> Vgl. Kap. 1.1.2 (Studie von Andreas FRÖHLICH 2007).

dert sich in die Nebenstränge der *Gender*- und der *Queer*-Perspektive.<sup>320</sup> Innerhalb dieser Linien gibt es weitere Ausdifferenzierungen, auf die in dieser Arbeit nicht näher eingegangen wird. Ausführliche Darstellungen finden sich u.a. bei Michael MEUSER (2006); Birgitte AULENBACHER, Micael MEUSER, Gabriele MORDT (2009); Karl LENZ und Mariana ADLER (2010); Carsten WIPPERMANN, Marc CALMBACH und Katja WIPPERMANN (2009a) und Leah CZOLLEK, Gudrun PERKO und Heike WEINBACH (2009).

### ***Geschlecht aus biologischer Perspektive***

In der Argumentationslinie der biologischen Perspektive, auch Natur-Model<sup>321</sup> genannt, wird davon ausgegangen, dass die Unterschiede zwischen den Geschlechtern naturgegeben, d.h. in der Biologie des Menschen, verankert sind.<sup>322</sup> Es wird von einer klaren Unterteilung der zwei Geschlechter ausgegangen: Frau und Mann.<sup>323</sup> Diese Unterteilung wird nicht ausschließlich an körperlichen oder Reproduktionsmerkmalen festgemacht, sondern auch im Hinblick auf das Fühlen, Denken und Handeln. Diese Differenzen werden dabei auf eine biologische Ursache zurückgeführt.<sup>324</sup> Dabei wird unterschieden zwischen dem äußeren körperlichen (wie Körperbau, Stimmhöhe, Geschlechtsorgane) und den inneren anatomischen Differenzen (wie Gehirnstruktur, Chromosomen, aber auch Hormonniveaus). Diese zwei Linien ergänzen und bedingen sich dabei. Den Geschlechtern wurden Charaktere zugeordnet, psychologische Merkmale zugeschrieben und diese als naturgegeben verstanden. Mit dem Wandel zur Industrialisierung und der Stärkung des Bürgertums im 18. Jahrhundert kam es zur Entstehung und Entwicklung von Geschlechtscharakteren. Es wurde eine Gegensätzlichkeit der Geschlechter beschrieben und Unterschiede herausgestellt. Es entstanden die bekannten Muster von Rationalität vs. Emotionalität, Aktivität vs. Passivität. So war die Frau für das Private, Innere der Familie (das „Weiche“), der Mann im Gegensatz bzw. ergänzend für das äußere und öffentliche Leben („Stärke“) zuständig. Im 19. Jahrhundert wurde die biologische Perspektive durch Psychologie, Medizin oder Anthropologie wissenschaftlich bestätigt und institutionalisiert.<sup>325</sup> Ein Beispiel hierfür sind auch die klaren Rollenverteilungen und Arbeitszuweisungen in den bürgerlichen Familien.<sup>326</sup>

Eine weitere Argumentationslinie, welche in die biologisch-naturalistische Perspektive eingeordnet werden kann und sich mit dem zuvor Dargestellten verschränkt, ist die anthropologische Argumentationskette; dabei wird der Menschheitsentwicklung besonderes Augenmerk geschenkt. In dieser Perspektive sind Frauen für die Erziehung der Kinder und die Ernährungszubereitung zuständig, Väter für die Versorgung. Die Ursache für die klare Rollenverteilung wird in der ungleichen Körperkraft

---

<sup>320</sup> Vgl. CZOLLEK/PERKO/WEINBACH 2009, S. 17; vgl. MEUSER 2006, S. 10 u. vgl. RIEGRAF 2009a, S. 15ff.

<sup>321</sup> Vgl. LENZ/ADLER 2010, S. 16.

<sup>322</sup> Vgl. MEUSER 2006, S. 21.

<sup>323</sup> Vgl. LENZ/ADLER 2010, S. 79.

<sup>324</sup> Vgl. ebd., S. 16f.

<sup>325</sup> Vgl. MEUSER 2006, 19f.

<sup>326</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.1 (Exkurs: bürgerliche Familie) u. vgl. SCHOFFIT 2010, S. 42.

gesehen. Zudem wird die Verbindung zwischen der Bestimmung der Frau zum Gebären und der damit verbundenen Säuglingspflege hergestellt.<sup>327</sup>

Bei diesen Argumentationslinien werden weitestgehend die gesellschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen außenvorgelassen. Es zeigt sich jedoch in der sozialisationstheoretischen und sozialphilosophischen (z.B. von Simone BEAUVOIR) aber auch in der ethnologischen, kulturanthropologischen sowie historischen Forschung (u.a. von Margaret MEAD (1974), Karin HAUSER (1976), Thomas LAQUEUR (1992)), dass sich die Phänomene des Geschlechterverhältnisses, sowie die Rollen und Charaktere der Geschlechter mit der naturalistisch-biologischen Argumentationslinie allein nicht umfassend erklären lassen und sich von Kultur zu Kultur unterscheiden.<sup>328</sup> Damit braucht es eine andere, zusätzliche Sichtweise auf das Geschlecht und das Geschlechterverhältnis.

### **Die „Gender“-Perspektive – die Konstruktion von Geschlecht**

Mit der Gender-Perspektive ist der Einbezug der gesellschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen erreichbar. Eine der wohl an meisten zitierten Sätze der Diskussion um die soziale Konstruktion von Geschlecht stammt von Simone BEAUVOIR: (1992) *„Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“*<sup>329</sup>. Das bedeutet aber auch *„Man kommt nicht als Mann zur Welt, man wird es.“* Die Genderperspektive ist eng mit der soziologischen Geschlechterforschung verbunden. Diese entwickelte sich aus der Frauenforschung der 1970er Jahre heraus. Dabei wurden die Männer von der „kämpferischen Avantgarde“ der Frauenbewegung als „Randbedingung“ und „Gegnerschaft“ (mit) betrachtet.<sup>330</sup> Es formten sich in der soziologischen Forschung zum Thema „Geschlecht“ zwei Schwerpunkte heraus: Zum einen die Untersuchung des Geschlechterverhältnisses in der Entstehung in der Gesellschaft und Wissenschaft mit dem Ziel der Erkenntnis- und Wissenschaftskritik; und zum anderen die Selbstreflexion der eigenen Erkenntniskategorien mit entsprechenden Ergebnissen, z.B. die Umbenennung des Begriffes der „Frauenforschung“ in die „Frauen- und Geschlechterforschung“, „Gender-Studies“ oder „Genderforschung“.<sup>331</sup>

In der sozialwissenschaftlichen Perspektive auf das „Geschlecht“ steht die Gesamtheit der Zuschreibungen, welche in einem Sozialsystem mit den biologischen Unterschieden (morphologische, chromosomale, gonadale bzw. hormonelle) verbunden sind. Die englische Sprache kennt, im Gegensatz zur deutschen Sprache, zwei Begriffe für den Sachverhalt: „sex“ und „gender“. „Sex“ meint dabei den biologischen Unterschied, „gender“ beschreibt die sozialen und kulturellen Zuschreibungen, Vorstellungen und Erwartungen von Frau und Mann in einer Gesellschaft. In der deutschen Wissenschaftssprache finden sich die Begriffe „sex“ und „gender“ seit den 1980er Jahren. Sie stammen aus dem

---

<sup>327</sup> Vgl. SCHOFFIT 2010, S. 37.

<sup>328</sup> Vgl. RIEGRAF 2009b, S. 61f. u. vgl. SCHOFFIT 2010, S. 36.

<sup>329</sup> BEAUVOIR 1992 zit. in RIEGRAF 2009b, S. 60.

<sup>330</sup> Vgl. WIPPERMANN/CALMBACH/WIPPERMANN 2009a, S. 7.

<sup>331</sup> Vgl. RIEGRAF 2009a, S. 15.

amerikanischen Diskurs. Ursprünglich ist der Begriffe „gender“ in der Psychologie verwurzelt und beschreibt die Widersprüchlichkeit zwischen dem biologischen und dem „gefühlten“ Geschlecht (z.B. Transgender) oder der Darstellung des Geschlechts („gender role“).<sup>332</sup> In machen Veröffentlichung ist deshalb die Rede vom „biologischen“ und vom „sozialen“ Geschlecht.<sup>333</sup>

Die „Gender“-Perspektive und damit die Genderforschung zielen auf den sozialen, historischen sowie soziokulturell konstruierten Teil von Geschlecht und den damit verbundenen Rollen und Funktionen ab.<sup>334</sup> Dabei ist das „sex“, wie Hartmann TYRELL (1986) sagt „hochgradig identitätsrelevant“.<sup>335</sup> Im Alltag ist die Geschlechtszugehörigkeit ein grundlegendes Orientierungs- und Organisationsprinzip der Sozial- und Kulturwelt. Hierbei spielt der Vorname eine Rolle. Bei einem Kontakt mit einer Personen, von der wir das Geschlecht nicht kennen, sind wir fast unfähig, mit der Person zu interagieren; dabei ist der direkte Kontakt ein bedeutendes Setting, bei dem sich das Geschlecht darstellt. Die Bedeutung ist jedoch nicht auf den direkten Kontakt beschränkt, sondern reicht auch auf die Ebenen von Arbeit, Bildung, Erziehung von Kindern und Recht. Heute sind verschiedene Identitäten möglich. Das Geschlecht gibt den Rahmen vor und formt nachhaltig das Bild einer Person.<sup>336</sup> Diese Bilder und Rahmen sind dabei sozial und kulturell konstruierte und hergestellte Vorstellungen von Geschlecht – „gender“.<sup>337</sup> Es wird die Wechselbeziehung der beiden Ebenen „sex“ und „gender“ deutlich.<sup>338</sup> Die anatomischen Differenzen sind von Geburt an vorhanden, erst durch die sozialen Interaktionen werden sie zum „Geschlecht“. Somit ist das Geschlecht kein angeborenes anhaltendes Merkmal, sondern es formt sich in der Interaktion zwischen allen Beteiligten heraus. In diesem Zusammenhang sprechen WEST und ZIMMERMANN (2002) auch von „doing gender“.<sup>339 340</sup>

Bei dieser konstruktivistischen Perspektive bilden sich zwei Merkmale heraus. Erstens: Bei der Konstruktion von Geschlecht sind alle Personen beteiligt, Männer wie Frauen. Zweitens: Mit diesem Wissen kann diese Arbeit mit einem differenzierten Blick auf die Bedingungen von Männern (mit einem Kind mit Behinderung) weitergeführt werden. Dabei stehen sich die Geschlechter nicht in einer dualistischen Opposition gegenüber.<sup>341</sup>

### **Die Queer – Perspektive**

Die „Queer“-Perspektive erweitert die „Gender“-Perspektive mit der Unterscheidung der zwei Möglichkeiten des biologischen Geschlechtes von Mann und Frau hin zur Vielfältigkeit der Geschlechter,

---

<sup>332</sup> Vgl. ebd., S. 24.

<sup>333</sup> Vgl. LENZ/ADLER 2010, S. 15.

<sup>334</sup> Vgl. CZOLLEK/PERKO/WEINBACH 2009, S. 17.

<sup>335</sup> TYRELL 1986 zit. in LENZ/ADLER 2010, S. 15.

<sup>336</sup> Vgl. LENZ/ADLER 2010, S. 16.

<sup>337</sup> Vgl. CZOLLEK/PERKO/WEINBACH 2009, S. 17.

<sup>338</sup> Vgl. SCHOFFIT 2010, S. 44.

<sup>339</sup> WEST/ZIMMERMANN 2002 zit. in LENZ/ADLER 2010, S. 51.

<sup>340</sup> Vgl. CZOLLEK/PERKO/WEINBACH 2009, S. 24.

<sup>341</sup> Vgl. SCHOFFIT 2010, S. 44.

z.B. Homosexualität, Intersexualität, Transgender usw.<sup>342</sup> In der deutschsprachigen Diskussion wurden vor allem die Schriften („Gender Trouble“) und Analysen von Judith BUTLER aufgegriffen.<sup>343</sup> Sie geht davon aus, dass das biologische Geschlecht nicht selbstverständlich ist, sondern der weibliche und männliche Körper in einem Diskussionsprozess hergestellt werden - „*Die soziale Konstruktion von Geschlecht auf die Spitze getrieben*“<sup>344</sup> wie Birgit RIEGRAF schreibt. Für Judith BUTLER (1991) ist die biologische Zweigeschlechtlichkeit „*in Wirklichkeit diskursiv produziert, nämlich durch verschiedene wissenschaftliche Diskurse*“<sup>345</sup>. Damit löst sich in der „Queer-Perspektive“ „sex“ in „gender“ auf.<sup>346</sup> Judith BUTLER kritisiert die Heteronormativität der „Gender-Perspektive“ als unzureichend. HIRSCHAUER (1993) sieht den Körper als „*fleischliches Gedächtnis von Darstellungen*“<sup>347</sup> und beschreibt, dass in Sozialisationsprozessen symbolische Praktiken wie Blicke, Haltung, Tonlagen beim Sprechen, Gestik und Mimik oder auch die Positionierung im Raum, beiläufig erworben und habitualisiert sind. Der Körper verinnerlicht die symbolischen Praktiken des „doing gender“<sup>348</sup>. Aus dieser Überlegung folgt, dass die Geschlechtlichkeit des Körpers habitualisiert ist.<sup>349</sup> Pierre BOURDIEU (1997) sieht im Geschlecht „*[...] eine ganz fundamentale Dimension des Habitus*“<sup>350</sup>.<sup>351</sup>

Körperliche Aspekte wie Gebärd- und Zeugungsfähigkeit werden bei der Queer-Perspektive nicht berücksichtigt und bleiben in der Diskussion außen vor. Ein vertiefender Überblick befindet sich bei Leah CZOLLEK, Gudrun PERKO und Heike WEINBACH (2009).

Unter anderem kritisiert Ralf SCHOFFIT (2010) die „Queer – Perspektive“. Er bezieht sich dabei auf verschiedene Ebenen – zwei davon sollen kurz skizziert werden.<sup>352</sup> Der bereits beschriebenen Entwicklung des „Habitus“ im Sozialisationsprozess stehen die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse gegenüber. Geschlechterbeziehungen sind gleichzeitig mit Machtbeziehungen verbunden. So gibt es auf den strukturellen gesellschaftlichen Ebenen viele Ungleichheiten. Beispielhaft sind hier die teilweise unterschiedliche Bezahlung von Männern und Frauen und (erworbene) Strukturen innerhalb der Familie zu nennen. Ein Geschlechterwechsel bedeutet damit auch immer einen Wechsel der Machthierarchien. Auch auf der Ebene des Körpers gibt es Grenzen. Der Körper macht nicht immer

<sup>342</sup> Vgl. CZOLLEK/PERKO/WEINBACH 2009, S. 17.

<sup>343</sup> Vgl. ebd., S. 34.

<sup>344</sup> RIEGRAF 2009b, S. 73.

<sup>345</sup> BUTLER 1991 zit. in RIEGRAF 2009b, S. 75.

<sup>346</sup> Vgl. RIEGRAF 2009a, S. 29.

<sup>347</sup> HIRSCHAUER 1993 zit. in MEUSER 2006, S. 18.

<sup>348</sup> HIRSCHAUER (2001) teilt ebenfalls die Auffassung der Aufzeigung der Geschlechter im „doing gender“, geht jedoch theoretisch davon aus, dass es eine Unterbrechung der wechselseitigen Herstellung von Geschlechtern geben müsste. Er beschreibt es mit den Begriff „undoing gender“ (vgl. RIEGRAF 2009b, S. 72).

<sup>349</sup> Vgl. MEUSER 2006, S. 18.

<sup>350</sup> Der Habitusbegriff ist ein Schlüsselbegriff in der Sozialtheorie von Pierre BOURDIEU. Der Begriff steht für das Verhältnis zu den Sozialen Feldern und deren wechselseitiger Ermöglichung. Aber nicht nur Pierre Bourdieu verwendet den Begriff, sondern u.a. auch Max WEBER, ARISTOTELES, Emil DURKHEIM oder Edmund HUSSERL. Zum Teil nimmt BOURDIEU Bezug auf sie. Gemeinsam ist: „*[...] es geht immer um die vielschichtigen Bedeutungen von Fähigkeiten, Gewohnheiten, Haltungen, Erscheinungsbild, Stil.*“ (BOHN/HAHN 2007, S. 295). BOURDIEU führt die Begriffe zusammen und legt sein Augenmerk auf den generativen Aspekt von Habitus (vgl. ebd.). Vertiefend dazu auch LENZ/ADLER 2010 (S. 55ff.).

<sup>351</sup> BOURDIEU 1997 zit. in LENZ/ADLER 2010, S. 57.

<sup>352</sup> Vgl. SCHOFFIT 2010, S. 46.

das, was „Mann“ will, hier sind z.B. der Stimmbruch bei Jungen, vorzeitiger Haarausfall oder aber auch Schweißausbrüche zu nennen. Raewyn CONNELL schreibt zusammenfassend:

„Körper sind kein neutrales Medium des sozialen Prozesses. Sie werden bestimmte Dinge tun und andere lassen. Körper spielen in der sozialen Praxis eine wesentliche Rolle, vor allem beim Sport, bei der Arbeit, in der Sexualität.“<sup>353</sup>

In der alltäglichen Wahrnehmung erfolgt die Zuordnung zu einem Geschlecht und somit ein als natürlich wahrgenommener Geschlechtscharakter aufgrund der anatomischen, d.h. der biologisch sichtbaren Differenzen, aber auch über den Namen - die soziale Differenzierung basiert auf unterschiedlichen physischen Merkmalen als unumgängliche Basis. Es entsteht eine „[...] *Naturalisierung von sozialer Praxis und von historisch gewordenen Verhältnissen*“<sup>354</sup>. Besonders leicht gelingt dieser Rückgriff bei einem körperlichen Merkmal.<sup>355</sup> Und somit wirkt das geschlechtliche Merkmal „[...] *der geschlechtliche Habitus als von der Natur diktiert*“<sup>356</sup>.

Abschließend lässt sich zusammenfassen, dass es „die“ Weiblichkeit bzw. Männlichkeit nicht gibt. Sie ist weder von der Biologie noch von den damit verbundenen geschlechtertypischen Charakteren und Eigenschaften (z.B. Härte oder Mutterliebe) bestimmt. Dies heißt im Umkehrschluss nicht, dass eine einfache selbstbestimmte Wahl des Geschlechts möglich ist. Die körperlichen Merkmale und Unterschiede können nicht ignoriert werden, der Körper ist kein einfach beherrschbares und formbares Objekt. Hinzu kommen ökonomische und machthierarchische gesellschaftliche Strukturen, welche in das Konstrukt von Geschlecht mit einfließen. Ich schließe mich somit dem Verständnis von MÖLLER (1997) an: „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ sind kein ausschließliches, gesellschaftliches Phänomen. Denken, Fühlen und Verhalten sowie die Zuschreibung spezifischer, geschlechtlicher Aufgaben und Rollen lassen sich aber gleichzeitig nicht nur auf biologische Merkmale zurückzuführen.<sup>357</sup> Mit der „Gender“- Perspektive wird es möglich, die Biographen als Männer und damit als Väter differenziert mit ihren (historischen) Strukturen und ihrem Handeln zu analysieren.

### 1.3.2 VATERSCHAFT – VÄTERFORSCHUNG – EIN ÜBERBLICK

In Deutschland hat das Thema „Väter“ und damit auch „Vaterschaft“ in der Politik und Wissenschaft zurzeit Hochkonjunktur. So ist heute die Rede von den „neuen“ oder „aktiven“ Vätern.<sup>358</sup> Mit diesen Bildern sind Erwartungen verbunden, wie ein „neuer Vater“ zu sein (er geht mit zum Geburtsvorbereitungskurs, zur Krabbelgruppe, wechselt die Windeln, geht zum Babyschwimmen oder nimmt „Vätermonate“). Als Forschungsgegenstand und damit in der Wissenschaft ist die „Vaterschaft“ jedoch

---

<sup>353</sup> CONNELL 1999, S. 78.

<sup>354</sup> MEUSER 2006, S. 118.

<sup>355</sup> Vgl. MEUSER 2006, S. 118 u. vgl. SCHOFFIT 2010, S. 47.

<sup>356</sup> MEUSER 2006, S. 118.

<sup>357</sup> Vgl. SCHOFFIT 2010, S. 48.

<sup>358</sup> Vgl. BARONSKY/GERLACH/SCHNEIDER 2012, S. 31 u. vgl. PEUCKERT 2008, S. 207.



erst seit kurzem Thema.<sup>359</sup> Hinzu kommt, dass die Reflexion des historischen und gesellschaftlichen Wandlungsprozesses in der wissenschaftlichen Betrachtung um das Thema „Väter“ selten mit einbezogen wird.<sup>360</sup> Aus diesen Vorüberlegungen heraus und da es sich bei dieser Arbeit auch um eine Retrospektive der Väter auf ihr Leben handelt, zeichne ich kurz die Entwicklung der Forschung zur „Vaterschaft“ nach.

Betrachtet man die Forschungsentwicklung in der Bundesrepublik, sind erste Arbeiten zum Thema „Vaterschaft“ in den 1950er Jahren verfasst worden. Die Forschungen standen unter der übergeordneten Fragestellung nach dem Wandel von Familien im Kontext der Kriegs- und Nachkriegszeit. Dabei stand der „abwesende Vater“ im Mittelpunkt der Betrachtung. Die Arbeiten stammen aus dem Kontext der Familiensoziologie. Hier geht es beispielhaft um Autoritätsstrukturen in den Familien selbst.<sup>361</sup> Ebenfalls aus dieser Perspektive, jedoch aus sozialpsychologischer Perspektive betrachtet, befasst sich Alexander MITSCHERLICH (1955/1963) mit dem Autoritätsverlust des Vaters. Er stellt Thesen zu den Folgen der „vaterlosen Gesellschaft“ bezüglich der männlichen Charakterstrukturen vor. Diese Thesen hatten zu ihrer Zeit großen Einfluss auf die Diskurse sowohl auf der wissenschaftlichen als auch der alltäglichen Ebene.<sup>362</sup>

Erst Anfang der 1970er Jahre entstanden im angelsächsischen Raum (USA, Großbritannien und Australien) Forschungen, welche ausdrücklich die Vaterschaft bzw. Väterlichkeit in den Mittelpunkt stellten. Sie untersuchten psychologische, soziologische sowie geschichts- und kulturwissenschaftliche Aspekte im Bereich der „men’s studies“. Dieses Forschungsinteresse entstand aus der Frauenforschung heraus. Der psychologische Forschungszweig befasste sich zunächst mit der Auswirkung der Abwesenheit der Väter auf die kindliche Entwicklung. Damit rückte die Vater-Kind-Beziehung in den Mittelpunkt und stellte das lang verbreitete Paradigma der Exklusivität der Mutter-Kind-Beziehung für die Entwicklung eines Kindes in Frage.<sup>363</sup>

In der BRD beschäftigte sich vor allem die Psychologie ab Mitte der 1970er Jahre mit dem Thema. Sie differenzierte es in der Folge aus und wurde schließlich von anderen Wissenschaftszweigen beforscht. Seit den 1980er Jahren entstanden sowohl in der psychologischen als auch in den soziologischen Perspektiven immer neue Studien, in denen die Bedeutung der väterlichen Person zunehmend im Mittelpunkt stand. So untersuchten NAVE-HERZ und KRÜGER (1992) alleinerziehende Väter. PETZOLD

---

<sup>359</sup> Vgl. SCHOFFIT 2010, S. 48.

<sup>360</sup> Vgl. BERESWILL/SCHWEIWE/WOLDE 2006, S. 7.

<sup>361</sup> Vgl. ebd. Dabei beziehen sich die Autoren auf die Veröffentlichungen von Renè KÖNIG (1957/1974).

<sup>362</sup> Vgl. KORTENDIEK 2010, S. 444 u. vgl. BERESWILL/SCHWEIWE/WOLDE 2006, S. 7f. So schreibt PETRI (2002) z.B. *„Die Rolle des Vaters bei der Bewältigung dieses Entwicklungsschritts kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Anders als die Mutter, die dem Kind hauptsächlich durch ihre Emotionalität und sprachliche Kommunikation den notwendigen Rückhalt gibt, vermittelt der Vater ihm die Welt durch aktive Konfrontation, Ermutigung, Förderung und gesellschaftlich vorgegebene Normensysteme.“*

<sup>363</sup> Vgl. SCHOFFIT 2010, S. 49 u. vgl. BERESWILL/SCHWEIWE/WOLDE 2006, S. 8.

(1991, 1994) untersuchte hingegen die Übergänge zur Vaterschaft.<sup>364</sup> In Folge der Frauenbewegung wurde in der soziologischen Forschung vor allem die Beteiligung der Väter an der Hausarbeit sowie der Kinderbetreuung diskutiert – der „Care-Arbeit“. Bis heute zielen die sozialwissenschaftliche Forschung und die Medien auf die „neuen Väter“ ab. Anhand dieses Begriffes wurde der Wandel der normativen Orientierung von Vätern diskutiert. So wurde festgestellt, dass Väter heute eine höhere Bereitschaft zeigen, sich für ihre Kinder Zeit zu nehmen und somit verstärkt im Alltag mitwirken. Allerdings zeigen die Untersuchungen auch, dass es aus den verschiedensten Gründen nur einem kleinen Teil gelingt.<sup>365</sup> Die Entwicklung der Forschung zum Thema „Väter“ ist mit den sich veränderten gesellschaftlichen Bildern von Familie, Kindheit oder auch Elternschaft verwoben; diese bedingen sich.<sup>366</sup>

### 1.3.2.1 Eine Begriffsklärung – Väter und Vaterschaft

In den vorangestellten Ausführungen ist viel der Begriff „Väter“ bzw. „Väterlichkeit“ gefallen. Aber was ist nun ein Vater? Was ist „Väterlichkeit“? Im Herkunftswörterbuch des Dudens steht: „Vater“ ist der gemeingermanische Begriff für „Haupt der Familie, Erzeuger, Ernährer“<sup>367</sup>. „Vetter“<sup>368</sup> ist dabei eine alte Ableitung von „Vater“.<sup>369</sup>

Bei dieser Begriffsbestimmung klingen schon einige Aspekte von Vaterschaft an, wie Abstammung und Versorgung. Aber auch Schutz oder Macht können damit in Verbindung gebracht werden. Jean LE CAMUS (2001) beschreibt dabei vier Aspekte:

1. den biologischen Vater (oft „Erzeuger“ genannt) als den Mann, welcher seinen Samen und somit seine Chromosomen weitergibt;
2. den gesetzlichen/rechtliche Vater, „der das Kind gesetzlich als das seine anerkennt“<sup>370</sup>;
3. den sozialen Vater, welcher das Kind in seinem Haus erzieht. Er ist somit für das Kind unmittelbar greif- und identifizierbar;
4. den symbolischen Vater, welcher das Kind gegenüber dem Gesetz vertritt.<sup>371</sup>

Aus dieser Unterscheidung heraus deuten sich bestimmte „Vaterrollen“ an. Auf den Begriff der „Rolle“ und seine Kritik gehe ich dabei in der soziologischen Betrachtung von Vätern nochmals ein.<sup>372</sup> Was wird nun in dieser Arbeit unter „Vatersein“ verstanden? Ralf SCHOFFIT (2010) versteht unter Vater:

„[...] diejenige Person, die im Leben eines Kindes als konkrete, kontinuierliche Bezugsperson präsent ist. Das muss nicht der biologische Vater, auch nicht der juristische Vater sein.“<sup>373</sup>

---

<sup>364</sup> Vgl. BERESWILL/SCHWEIWE/WOLDE 2006, S. 8.

<sup>365</sup> Vgl. u.a. BERESWILL/SCHWEIWE/WOLDE 2006, S. 9.

<sup>366</sup> Vgl. BERESWILL/SCHWEIWE/WOLDE 2006, S. 9.

<sup>367</sup> DUDENREDAKTION 2001, S. 886.

<sup>368</sup> „Vetter“ (westgermanisch) ist eine Verwandtschaftsbezeichnung und bedeutet ursprünglich „Vatersbruder“. Später wurde der Bruder der Mutter als Vetter bezeichnet, in der Folge wurden alle männlichen Verwandten so bezeichnet. Heute wird nur der Sohn von Tante oder Onkel als Vetter bezeichnet (vgl. DUDENREDAKTION 2001, S. 899).

<sup>369</sup> Vgl. DUDENREDAKTION 2001, S. 886.

<sup>370</sup> LE CAMUS 2001, S. 130.

<sup>371</sup> Vgl. ebd.

<sup>372</sup> Siehe Kap. 1.3.2.2.

Bei diesem Verständnis tritt das Moment der „sozialen Vaterschaft“ in den Vordergrund. Ralf SCHOFFIT bezieht sich dabei auf LE CAMUS, welcher das Verständnis vom „Vater“ wie folgt beschreibt:

„Ob ein Kind im Rahmen einer Ehe oder außerhalb gezeugt wurde, ob es beim gesetzlichen Vater oder einem Stiefvater (dem neuen Lebensgefährten der Mutter) lebt, ob es von dem Paar gezeugt oder adoptiert wurde, das Wesentliche ist, dass das Kind einen Vater hat, der die Vaterschaft ausübt.“<sup>374</sup>

Dieses Verständnis vom „Vater“ bedeutet nicht, dass andere Aspekte, bspw. die rechtlichen, nicht ebenfalls eine wichtige Bedeutung einnehmen und nicht vorenthalten werden sollen und können, z.B. bei Trennungen und Scheidungen.<sup>375</sup> Bei den Biographen in dieser Studie handelt es sich um Männer, welche mit einem erwachsenen Kind mit Behinderung zusammenleben – somit besitzen sie zumindest das Moment der „sozialen Vaterschaft“. Aus diesem Verständnis heraus komme ich zum Begriff der „Vaterschaft“. Mechthild BERESWILL, Kirsten SCHEIWE, Anja WOLDE (2006) verstehen unter Vaterschaft ein *„Bündel von Zuschreibungen, Erwartungsunterstellungen, Handlungsorientierungen und Kompetenzen“*<sup>376</sup>. Diesen Gedanken greift Harry WILLEKENS (2006) mit einem kulturanthropologischen Zugang auf, in dem er „Vaterschaft als Institution“ in der Gesellschaft bezeichnet.<sup>377</sup> Das bedeutet für die Institution Vater einen

„Satz von Regeln, die für einen Teilbereich der menschlichen Verhältnisse vorschreiben, wie Menschen sich zu verhalten haben, verhalten dürfen oder nicht verhalten dürfen.“<sup>378</sup>

Ein Beispiel:

„Set von Regeln, die bestimmen (1) welche Kinder zu welchem Mann gehören und (2) welche Ansprüche und Verpflichtungen zwischen dem Kind, dem Mann und beider Verwandten bestehen.“<sup>379</sup>

In seiner Erklärung merkt Harry WILLEKENS (2006) an: Eine Vaterschaft in diesem Sinne hat mit dem Zusammenleben, der Zeugung oder auch einem Beziehungsverhältnis grundsätzlich erst einmal nichts zu tun. Ein „institutioneller“ Vater kann

„[...] sogar ein Mann sein, der sich nicht um das Kind kümmert und keine Entscheidungen für das Kind trifft, obwohl dies normalerweise die Kernaufgaben des institutionellen Vaters sind – denn die Vaterschaft im institutionellen Sinne ist ein *normatives Konstrukt*, kein Begriff zur Beschreibung von Handlungen.“<sup>380</sup>

---

<sup>373</sup> Vgl. LE CAMUS 2001, S. 130.

<sup>374</sup> Ebd.

<sup>375</sup> Siehe Kap. 1.3.2.2. rechtliche Perspektive.

<sup>376</sup> BERESWILL/SCHEIWE/WOLDE 2006, S. 10.

<sup>377</sup> Vgl. ebd., S. 11.

<sup>378</sup> WILLEKENS 2006, S. 19.

<sup>379</sup> Ebd.

<sup>380</sup> Ebd.

Des Weiteren merkt er an, dass Institutionen in den unterschiedlichen Gesellschaften in verschiedener Gestalt auftreten.<sup>381</sup> Vaterschaft unter den hier dargelegten Aspekten ist demnach nicht statisch und unterliegt dem Wandel der Zeit.

### **1.3.2.2 Väter und Vaterschaft aus unterschiedlichen Perspektiven**

Jede wissenschaftliche Perspektive betrachtet Vaterschaft aus dem ihr eigenen Forschungsinteresse heraus. In dieser Arbeit umreißt ich drei Perspektiven: die rechtlichen, die psychologischen sowie die soziologischen Aspekte.

#### ***Rechtliche Perspektive***

Rechtlich gesehen (nach dem Bürgerliche Gesetzbuch (BGB)) ist die Mutter eines Kindes die Frau, welche es geboren hat (§ 1591 BGB). Beim Vater kennt das BGB heute (§1592) drei Möglichkeiten der Abstammung. Der rechtliche Vater eines Kindes ist der Mann:

1. welcher zum Zeitpunkt der Geburt mit der Mutter verheiratet ist.<sup>382</sup>
2. welcher die Vaterschaft anerkannt hat<sup>383</sup> oder
3. bei den die Vaterschaft gerichtlich festgestellt ist.<sup>384</sup>

Mit der rechtlichen Feststellung sind verschiedene Pflichten und Rechte verbunden (s.o.) und werden vor allem in einer „Verantwortung“ gesehen. Unter die Rechte der Eltern fallen: das Verwalten des Vermögens, Vertretung des Kindes im Rechtsverkehr sowie das Recht, den Kindern Anweisungen zu geben, sie zu kontrollieren und in engen Grenzen zu sanktionieren und die Unterhaltspflicht auch nach dem Erreichen der Volljährigkeit, damit ein Kind z.B. seine Ausbildung abschließen kann. Zudem sind die Rechte der Eltern durch das Kinder- und Jugendschutzgesetz, die UN-Kinderrechtskonvention oder durch das Schulgesetz begrenzt.<sup>385</sup>

Die heute existierenden Rechtslagen waren und sind einem Entwicklungsprozess und Wandel unterzogen. Im Zuge der gesellschaftlichen Entwicklung kam es zu einer generellen juristischen Auseinandersetzung mit dem Thema „Väter“. Es kam, beginnend Ende der 1950er über die 1970er bis Ende der 1990er Jahre, zu einer Reform des Familien- und Kindschaftsrechts. In der Retroperspektive betrachtet zeigt sich, dass sich die Kritik lange an die Vorrechte von Ehemännern und Vätern richtete und der Ehefrau und Mutter Rechte zu entziehen. Zudem war es ein Ziel, der Diskriminierung von nichtehelichen Kindern und unverheirateten Müttern entgegenzuwirken. Im Verlauf dieser Entwicklung kam es zu einer annähernden, wenn auch nicht gänzlichen Gleichstellung von Vätern und Müt-

---

<sup>381</sup> Vgl. ebd.

<sup>382</sup> Dabei muss der Ehemann nicht der „biologische“ Vater des Kindes sein (vgl. SCHEIWE 2006, S. 51). Im Falle der Auflösung der Ehe durch den Tod wird der Mann als Vater eingetragen, welcher 300 Tage vor der Geburt des Kindes mit der Mutter verheiratet war (vgl. § 1593 BGB in NOMOS GESETZE 2015, S. 613).

<sup>383</sup> Ist die Mutter nicht verheiratet, kann die Vaterschaft vom Mann, mit der Zustimmung der Mutter, anerkannt werden (vgl. SCHEIWE 2006, S. 51).

<sup>384</sup> In diesem Fall kann eine gerichtliche Vaterschaftsfeststellung aufgrund der genetischen Abstammung festgestellt werden (vgl. ebd.).

<sup>385</sup> Vgl. WILLEKENS 2006, S. 27ff.

tern sowie von nichtehelichen und ehelichen Kindern. Im Zuge dessen entstanden die Fragen um die „Väterrechte“.<sup>386</sup> Grundsätzlich fasst Harry WILLEKENS (2006) zusammen: Vaterschaft im westeuropäischen Recht kommt vor allem mit der Festlegung der Vaterschaft der biologischen Abstammung sehr nahe. Zudem werden derzeit die Pflichten mehr betont als die Rechte.<sup>387</sup> Gerade die „Väterrechte“ stehen heute in der gesellschaftlichen Diskussion. Zentrale Fragen sind hier vor allem die Sorge-rechtsregelung nach einer Scheidung und um die Rechte der Väter, welche nicht mit der Kindsmutter verheiratet waren oder sind.<sup>388</sup>

### ***Psychologische Perspektive***

Wie bereits erwähnt setzte die Forschung zunächst aus psychologischer Sicht ein. Diese beschäftigte sich explizit mit der Vaterschaft. Ihre Perspektive liegt auf der Beziehungsebene und der Bedeutung des Vaters für das Kind.<sup>389</sup> Auch wenn es in diesem Bereich noch Forschungsbedarf gibt, lassen sich dennoch Tendenzen und Richtungen zeigen.<sup>390</sup> Eines der ersten Themen als Reaktion auf den II. Weltkrieg ist die Bedeutung der Vaterabwesenheit auf die moralische, kognitive und psychosoziale Entwicklung des Kindes.<sup>391</sup> Später folgten Arbeiten zur Mutter-Kind-Beziehung. Darin wurden auch die Vater-Kind-Beziehungen untersucht.<sup>392</sup> In der Folge werde ich kurz die bisherigen Erkenntnisse zusammengefasst darstellen:

Auch die Psychologie geht heute davon aus, dass Frauen und Männer nicht als Väter und Mütter geboren werden, sondern ebenso<sup>393</sup>

„[...] wie die Mutter lernt auch der Vater, welche Rolle von ihm erwartet wird.<sup>394</sup> Er passt sein Verhalten, seine eigenen Rhythmen denen des Babys an und lernt dabei seine eigenen Fähigkeiten kennen, auf das Kind zu reagieren und seine Entwicklung zu fördern.“<sup>395</sup>

Dem Vater geben die Reaktionen des Kindes auf ihn das Gefühl, wichtig zu sein, was wiederum seine Rolle und damit die Beziehung festigt. Mit der Geburt eines Kindes kommt es zu einer Aushandlung und erneuten Ausbalancierung innerhalb der Paar-/Elternbeziehung und der Aufgaben zwischen den Eltern. BRAZELTON und CRAMER (1994) merken an:

---

<sup>386</sup> Vgl. BERESWILL/SCHWEIWE/WOLDE 2006, S. 9.

<sup>387</sup> Vgl. WILLEKENS 2006, S. 21.

<sup>388</sup> Vgl. BERESWILL/SCHWEIWE/WOLDE 2006, S. 9.

<sup>389</sup> Vgl. ebd., S. 8.

<sup>390</sup> Vgl. SCHMIDT-DENTER 2005, S. 35 u. vgl. SCHOFFIT 2010, S. 61.

<sup>391</sup> Vgl. SCHMIDT-DENTER 2005, S. 29.

<sup>392</sup> Vgl. BERESWILL/SCHWEIWE/WOLDE 2006, S. 8.

<sup>393</sup> Vgl. PETRI 2002 u. vgl. FISCHER 2008, S. 45.

<sup>394</sup> So werden Jungen auch heute noch dahin erzogen „einen tüchtigen Beruf“ zu erlernen und nützlich für die Gemeinschaft zu sein. Sie werden in ihrem späteren Leben demnach auch folgerichtig von der sozialen Gemeinschaft über ihren Beruf „definiert“ und definieren sich selbst darüber (durch die neuen Erwartungen an die Väter bzgl. Verfügbarkeit und Emotionalität). Hinzu kommen, in der aktuellen Zeit, die Wünsche nach Selbstbestimmung und die freie Gestaltung der Freiräume. Nach seiner Auffassung ergeben sich für Horst PETRI Widersprüche, die für die Väter schwer zu lösen sind (vgl. PETRI 2002).

<sup>395</sup> BRAZELTON/CRAMER 1994 zit. in FISCHER 2008, S. 45.

„Mütter sind Torwächter, sie können die Vater-Säuglings-Bindung intensivieren oder unterdrücken. Wenn sie die Dreiecks-Beziehung fördern, eröffnen sie dem Kind die Möglichkeit einer künftigen Bindung.“<sup>396</sup>

Damit kann die Mutter die Beziehung und ihre Bedürfnisse zwischen Vater und Kind regeln.<sup>397</sup> Ein Einflussfaktor<sup>398</sup> auf die Anpassungsleistung sind dabei gesellschaftliche Rahmenbedingungen.<sup>399</sup>

Die Entwicklung der Beziehung des Vaters zu seinem Kind ist, ebenso wie die Mutter-Kind-Beziehung, durch die eigenen Erfahrungen aus der Kindheit beeinflusst. Der Vater kann unbewusst, vor allem bei einem Sohn, seine eigenen Wünsche und Zielvorstellungen in die Erziehung einfließen lassen. Während der Schwangerschaft können bei ihm Selbstzweifel und Ängste entstehen. Er fühlt sich gegebenenfalls verantwortlich als „Verursacher“ für die Schwangerschaft. Während der Schwangerschaft, aber vor allem nach der Geburt, besteht für die Väter die Gefahr, dass sie in eine Nebenrolle („Care-Arbeit“) gelangen. In dieser Zeit steht die Mutter mit dem Kind im Mittelpunkt, die Familie organisiert sich neu und Beziehungen werden neu geordnet – was zu Rivalitätsgefühlen führen kann. In den letzten Jahren kam es durch das sich verändernde Engagement des heutigen Vaters zu einem Umbruch in der Familienorganisation.<sup>400</sup> Wie hat sich also der Blick auf die Vater-Kind-Beziehung sowohl aus bindungs- als auch entwicklungstheoretischer Sicht entwickelt?

#### *DIE VATER-KIND-BEZIEHUNG AUS BINDUNGSTHEORETISCHER SICHT*

Ulrich SCHMIDT-DENTER (2005) verweist darauf, dass sich die Bedeutung des Vaters für die Entwicklung des Kindes stark verändert hat. Bis etwa in die 1970er Jahre wurde dem direkten Einfluss des Vaters auf die kindliche Entwicklung in den ersten Lebensjahren wenig Bedeutung zugesprochen.<sup>401</sup> Vor dem Hintergrund der psychoanalytischen Vorstellung ging die Forschung zuvor davon aus, dass die ödipale Phase (spätes Vorschulalter) den Beginn der Identifikation mit dem Vater darstellt. Zudem war seine Autorität für den Erziehungsprozess gefragt. Aus dieser Annahme heraus wurde davon ausgegangen, dass der Vater vor der ödipalen Phase keine nennenswerten Effekte auf die Entwicklung des Kindes hat.<sup>402</sup> Als ein Grund für diese Perspektive werden die einflussreichen Entwicklungstheorien (die Psychoanalyse sowie die Attachment- bzw. die Bindungstheorien von John BOWLBY) dieser Zeit gesehen, welche vor allem die Mutter-Kind-Bindung unterstützten.<sup>403</sup> Im Auftrag der Weltgesundheitsorganisation (WHO) 1951 formulierte John BOWLBY in seinem Bericht über heimatlo-

---

<sup>396</sup> BRAZELTON/CRAMER 1994 zit. in FISCHER 2008, S. 45.

<sup>397</sup> Vgl. FISCHER 2008, S. 45.

<sup>398</sup> Nach heutigem Forschungswissen sind es vor allem drei Faktoren, die für die Anpassungsleistung in der jungen Familie bedeutend sind: Beziehungsqualität vor der Geburt, Erleben von Ungerechtigkeit sowie enttäuschte Erwartungen. So traten enttäuschte Erwartungen bei Frauen mit nichttraditionellen Einstellungen häufiger auf als bei Frauen, welche traditionell orientiert sind. Grund: Bei der Geburt eines Kindes verschieben sich die Aufgabenteilungen von einer egalitären hin zu einer eher traditionellen Struktur. Wollen Frauen ihre vorgeburtliche Rolle behalten, kann es zu einem Ungerechtigkeitsgefühl kommen, dies kann sich jedoch auf die Paarbeziehung auswirken (vgl. SCHMIDT-DENTER 2005, S. 190).

<sup>399</sup> Vgl. SCHMIDT-DENTER 2005, S. 190.

<sup>400</sup> Vgl. Kap. 1.3.2 (Care-Arbeit) u. vgl. FISCHER 2008, S. 45.

<sup>401</sup> Vgl. SCHMIDT-DENTER 2005, S. 28.

<sup>402</sup> Vgl. ebd.

<sup>403</sup> Vgl. ebd.

se Kinder im Nachkriegseuropa grundsätzliche Annahmen über die Beziehung der Eltern zu ihren Kindern. Er war der Auffassung, dass die Mutter von Natur aus die vorbestimmte primäre Bezugsperson für Säuglinge und Kleinkinder darstellt. Er spricht hier von einer „Monotropie“. Vätern wurde dem entgegen auf Grundlage ihrer Biologie das Aufrechterhalten einer stabilen und sicheren Bindung abgesprochen. Dem Vater wurde eine Unterstützungsfunktion zugeschrieben. Auch MAHLER gibt dem Vater erst ab dem zweiten Lebensjahr Bedeutung, indem er das Kind unterstützt und es so dem „regressiven Sog“ der Mutter entkommen könne. 1953 jedoch formulierte LACAN, dass der Vater grundsätzlich für die menschliche Existenz von Bedeutung sei, unabhängig von den Entwicklungsphasen des Kindes.<sup>404</sup> 1972 hält dann Mary AINSWORTH fest, dass nicht automatisch die Mutter die erste feste Bindungsperson sein muss.<sup>405</sup> Es kann jede Personen sein, die sich aktiv um das Kind kümmert und sich ihm annähert, also auch der Vater.<sup>406</sup> SKYNNER (1976) sah – in der Weiterentwicklung von BOWLBYs Auffassung – die Aufgabe des Vaters darin, die Mutter-Kind-Beziehung zu unterstützen. Zu einem späteren Zeitpunkt müsse er in die Beziehung zwischen Mutter und Kind eindringen, um eine eigene Bindung aufzubauen und ein Ablösen von der Mutter zu ermöglichen.<sup>407</sup>

Als zweiter Grund für die erst spät zugeschriebene väterliche Bedeutung wird die familiäre Rollenverteilung in der traditionell bürgerlichen Familie gesehen. Dritter Grund ist schließlich, bis in die jüngste Vergangenheit hinein, die unterschätzte soziale Kompetenz von Kleinkindern.<sup>408</sup> Eine Folge dieser verbreiteten Annahmen bzw. Konstruktionen konnte dazu führen, dass sich selbst Väter, die sich in die Familie einbringen wollten, oft von der Familie, aber auch von der Gesellschaft ausgegrenzt fühlten und durch Trennung oder Scheidung offiziell ausgegrenzt wurden.<sup>409</sup>

Beim Betrachten des vielschichtigen Geschehens innerhalb eines Familiensystems ist zu beachten, dass sich die Familienmitglieder durch die indirekte wie direkte gegenseitige Interaktion beeinflussen. So wird der Vater wichtig für die Geschlechtsidentifikation, aber auch zum Ergänzen, Entschärfen oder Ersetzen der Mutter und ihres Handlungsmuster bzw. der Bezugsperson.<sup>410</sup> Durch die Väter- aber auch die Säuglings- und Kleinkindforschung, ist deutlich geworden, welchen Wert ein verfügbarer Vater für die Entwicklung eines Kindes hat.<sup>411</sup> Die Bindungsforschung geht heute davon aus, dass eine Sicherheit in der Vater-Kind-Beziehung viel zur Sicherheit in der Selbstbehauptung beiträgt und das Autonomiestreben der Kinder stärkt.<sup>412</sup> Harald WERNECK (2005) sieht ein

---

<sup>404</sup> Vgl. FISCHER 2008, S. 146.

<sup>405</sup> Vgl. SCHMIDT-DENTER 2005, S. 12.

<sup>406</sup> Vgl. SCHMIDT-DENTER 2005, S. 12 u. S. 33 sowie vgl. PETRI 2002.

<sup>407</sup> Vgl. FISCHER 2008, S. 146f.

<sup>408</sup> Vgl. SCHMIDT-DENTER 2005, S. 28 u. vgl. PETRI 2002.

<sup>409</sup> Vgl. PETRI 2002.

<sup>410</sup> Vgl. FISCHER 2008, S. 146.

<sup>411</sup> Vgl. PETRI 2002 u. vgl. FISCHER 2008, S. 146 (Sie bezieht sich auf Forschungen von KLITZING (1998)).

<sup>412</sup> Vgl. FISCHER 2008, S. 146.

„[...] wesentliches, wenn nicht vielleicht *das wichtigste* Verdienst der Väterforschung in den 70er-Jahren war in weiterer Folge jedoch die Erkenntnis, daß Väter *grundsätzlich* in demselben Ausmaß wie Mütter dazu *befähigt* sind, eine Bindung zu ihrem Kind aufzubauen. Das Konzept der *Exklusivität* der Mutter-Kind-Bindung, das sich für viele Mütter ja auch zugleich als Falle herausstellte – etwa in Hinblick auf den oftmals dadurch legitimierten Ausschluß vom Arbeitsmarkt - erwies sich als nicht haltbar.“<sup>413</sup>

Bereits 1985 fasst Wassilios FTHENAKIS zusammen:

„Monotrope Bindung, d.h. Bindung vorwiegend oder ausschließlich an eine einzelne Person, dürfte – dies als ein Hauptergebnis der Vaterforschung – in Familien, die aus mehr Personen als nur einer Pflegeperson und dem Kind bestehen, eher die Ausnahme darstellen, und auch eine Hierarchie der Bindungsfiguren, wie von *Bowlby* (1969) postuliert, scheint nicht der Regelfall zu sein.“<sup>414</sup>

Es gilt heute als belegt, dass der Vater schon während des ersten Lebensjahres genauso eine Bindung zum Kind aufbauen kann wie die Mutter. Säuglinge und Kleinkinder zeigen bei einer Trennung ebenso Protestreaktionen wie Freude bei der Rückkehr.<sup>415</sup>

#### *DIE VATER-KIND-BEZIEHUNG AUS ENTWICKLUNGSPSYCHOLOGISCHER PERSPEKTIVE*

Heute wird auch in der entwicklungspsychologischen Perspektive die Vater-Kind-Beziehung über die gesamte kindliche Entwicklung hinweg als bedeutungsvoll gesehen, unabhängig davon, wer die Hauptbezugsperson ist. In der Perspektive der Entwicklungspsychologie fordert der Vater als Mann die Kinder, sich in der Umwelt zu orientieren, sie aktiv zu erforschen und sich behaupten zu lernen. Dies setzt ein Gefühl von Sicherheit und Selbstvertrauen bezüglich der eigenen Fähigkeiten voraus. Es entwickelt sich demnach eine moralische Vorbildfunktion, ein sogenanntes „Über-Ich“.<sup>416</sup> Studien, z.B. von CLARKE-STEWART (1978, 1980) und LAMB (1980), stellten Unterschiede in der Art und Weise der Interaktionen von Vater und Mutter zum Kind fest. Demnach spielten die Väter eher lebendiger, unvorhersehbarer, körperbetonter, individueller und tobten mit den Kindern. Die Mütter hingegen spielten eher verbalisierend und distanziert, das Spielzeug wurde als Medium genutzt und sie waren eher auf Sicherheit bedacht.<sup>417</sup> Die unterschiedliche Art beider Elternteile zu erziehen, zu spielen und ihre Beziehung anzubieten, ist im Idealfall komplementär. Sie ergänzen sich emotional, sozial, kognitiv und instrumental in ihren Anreizen.<sup>418</sup> Auch in der Pubertät, der Zeit des Überganges und der Schnittstelle zwischen Familie und Gesellschaft – der Zeit der Orientierungslosigkeit – werden die Bewältigungsstrukturen der Eltern relevant. Diese Phase stellt die Identität sowohl der Jungen als

---

<sup>413</sup> WERNECKE 2005.

<sup>414</sup> FTHENAKIS 1985, S. 285.

<sup>415</sup> Vgl. SCHMIDT-DENTER 2005, S. 34.

<sup>416</sup> Vgl. PETRI 2002.

<sup>417</sup> Vgl. SCHMIDT-DENTER 2005, S. 34.

<sup>418</sup> Vgl. PETRI 2002 u. vgl. BAADER 2006, S. 121.



auch der Mädchen in Frage – es kommt zur „Identitätskrise“. Im Wechselspiel zwischen Vater und Mutter entwickelt sich bei den Jugendlichen eine Geschlechtsidentität.<sup>419</sup>

Ulrich SCHMIDT-DENTER (2005) stellt ein „*inkonsistentes Bild*“<sup>420</sup> in der Literatur bezüglich der Wechselwirkung zwischen dem Geschlecht des Kindes und seinen Eltern fest. Wassilios FTHENAKIS et. al. (1982) schreibt nach Sichtung der Literatur

„[...] daß die affektive Zuwendung der Väter und Mütter mehr auf das Kind des anderen Geschlechts gerichtet ist, während aufmerksamkeits- und stimulierendes Verhalten beim gleichgeschlechtlichen Kind häufiger ist.“<sup>421</sup>

#### VATER UND SOHN

Ergebnisse von BILLER (1993) deuten an, dass die männliche Rollenidentität des Vaters die Geschlechtsrollenidentität der Söhne beeinflusst. Ob ein Vater drohend, zurückweisend, passiv oder fürsorglich und interessiert ist, welche Rolle er in der Familie innehat, ist bedeutsam für den Sohn. LAMB (1997) betont, dass Söhne bei einer positiven Beziehung zueinander den Vater als Identifikationsobjekt wahrnehmen. Zudem zeigen Studien (z.B. RADIN 1994), dass eine positive Vater-Sohn-Beziehung weniger den stereotypen Geschlechterrollenorientierungen unterliegt.<sup>422</sup>

#### VATER UND TOCHTER

Die Väter beeinflussen nicht nur die Geschlechtsrollenidentität ihrer Söhne, sondern auch ihrer Töchter. Unterstützt und akzeptiert ein Vater die weibliche Geschlechtsrollenidentität der Tochter, hat dies positive Effekte auf ihr Selbstkonzept. Anderenfalls wird das Selbstkonzept der Tochter gehemmt. Töchter sammeln in den Interaktionen mit dem Vater Erkenntnisse, welche sich auf ihre späteren Beziehungen zu Männern auswirken. Frauen, die eine positive Beziehung zu ihrem Vater erlebten, pflegen mit höherer Wahrscheinlichkeit eine partnerschaftlich befriedigende Beziehung; zudem seien die Ehen stabiler.<sup>423</sup> Auch wenn in der Literatur ein inkonsistentes Bild gezeichnet wird und Langzeitstudien für die Entwicklung des Kindes fehlen, wird heute von einer entwicklungspsychologisch großer Bedeutung des Vaters für die Tochter ausgegangen.<sup>424</sup>

#### BEDEUTUNG DER VATERABWESENHEIT

Die große Bedeutung der Väter wird ebenfalls durch die Untersuchung von Kindern mit einem „abwesenden Vater“ untermauert. So stellte man bei der Entwicklung der betroffenen Kinder fest, dass es Hinweise auf Defizite im kognitiven sowie schulischen Bereich gab. Zu Beginn (nach dem II. Weltkrieg) gingen die Forscher davon aus, dass das Moment der Abwesenheit allein eine Rolle spielt. Spä-

---

<sup>419</sup> Vgl. PETRI 2002 u. vgl. SCHMIDT-DENTER 2005, S. 34.

<sup>420</sup> SCHMIDT-DENTER 2005, S. 34.

<sup>421</sup> FTHENAKIS et al. 1982 zit. in SCHMIDT-DENTER 2005, S. 35.

<sup>422</sup> Vgl. SCHMIDT-DENTER 2005, S. 44.

<sup>423</sup> Vgl. ebd., S. 44.

<sup>424</sup> Vgl. ebd., S. 34f.

ter kam es zu Differenzierungen. So zeigten die Ergebnisse: Je länger die Abwesenheit, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit für gravierende Folgen.<sup>425</sup> In der Forschung zur Väterabwesenheit finden sich bis heute ebenso Mängel wie Schwierigkeiten. Es kann nach aktuellem Stand mit Vorsicht gesagt werden, dass die Vaterabwesenheit zumindest in bestimmten Entwicklungsbereichen des Kindesalters die Wahrscheinlichkeit erhöht, sich negativ auszuwirken. Es besteht ein höheres Risiko für Beeinträchtigungen im Leistungsbereich und in der psychosozialen Entwicklung; u.a. zeigten sich bei den Kindern später vermehrt Beziehungsprobleme in der Partnerschaft.<sup>426</sup> Entstandene Mängel können durch andere männliche Bezugspersonen - „Ersatzväter“ – kompensiert werden.<sup>427</sup> So schreibt z.B. Hartmut RADEBOLD (2008), dass die Dauer der Abwesenheit bzw. Endgültigkeit sowie das Alter des Kindes wesentlich für die Biographie/Entwicklung der Psyche des Kindes wären.<sup>428</sup> Auch weist er darauf hin, dass durch den Krieg hervorgerufene, traumatische Erfahrungen bei den Kindern selbst und auch bei den Müttern eine Rolle spielen und Auswirkungen auf die Mutter-Kind-Beziehung zur Folge gehabt haben können.<sup>429</sup> Wichtig ist zu betonen, dass die Familien nicht automatisch als defizitär zu sehen sind – es braucht eine individuelle Betrachtung. In der Forschung zu „Kriegskindern“ spielt das Thema der „abwesenden Väter“ heute eine Rolle. Zu nennen sind u.a. Matthias FRANZ (2004), Sepp SCHINDLER (2006) oder Hartmuth RADEBOLD (2008a, 2008b).

### **Soziologische Perspektive**

Im Gegensatz zur Psychologie, welche auf die Beziehung und die Bedeutung für die Entwicklung des Kindes schaut, untersucht die soziologische Perspektive, welchen Platz und Rollen die Väter im sozialen Netz der Familie einnehmen und welche Bilder vom Umfeld vermittelt werden. Zudem untersucht sie, wie sich der Platz des Vaters retropektiv in der Gesellschaft entwickelte.

Michael MEUSER (2009) schreibt: „*Väter sind nicht nur in der Familie abwesend, sie sind es auch in der Familienforschung*“.<sup>430</sup> 2005 wurden Männer als „das ‚Vernachlässigte‘ in der Familienforschung“<sup>431</sup> bezeichnet. Es gibt bisher nicht nur in Deutschland wenig gesichertes empirisches Material über die Ausübung der Vaterschaft und damit die Frage „Was machen Väter oder auch nicht, wie teilen sie sich ihre Zeit ein?“<sup>432</sup> steht im Raum. Den im Vergleich zur Mutterschaft geringen Forschungsstand führt Michael MEUSER auf zwei Gründe zurück: Erstens ist er „*Ausdruck der gesellschaftlichen ‚Feminisierung‘ von Familie*“, d.h., dass die Aufgabenverteilung der Frau zugewiesen ist. Zweitens liegen die Wurzeln der Väterforschung in der Frauen- und Geschlechterforschung; diese ist bis heute domi-

---

<sup>425</sup> Vgl. ebd., S. 29.

<sup>426</sup> Vgl. FÖRSTER 2006, S. 102f.

<sup>427</sup> Vgl. SCHMIDT-DENTER 2005, S. 29.

<sup>428</sup> Vgl. RADEBOLD 2008b, S. 176ff. Vertiefend dazu auch SCHOFFIT 2010, S. 63ff.

<sup>429</sup> Vgl. RADEBOLD 2008a, S. 49; vgl. RADEBOLD 2008b, S. 180f. u. vgl. USTORF 2010, S. 27ff. Hierzu siehe auch die jeweiligen Rekonstruktionen im Kap. 4.

<sup>430</sup> MEUSER 2009, S. 146.

<sup>431</sup> TÖLKE/HANK 2005 zit. in MEUSER 2009, S. 146.

<sup>432</sup> Vgl. MEUSER 2009, S. 146.

nant.<sup>433</sup> Beim Durchschauen der Quellenlage zu Vätern stellt auch Kurt KALLENBACH (1999) fest, dass auffällig viele Forscherinnen zur Perspektive der Väter veröffentlichen.<sup>434</sup>

Wie schon in der Einführung vorgestellt, wird „Vaterschaft“ als ein „*Bündel von Zuschreibungen, Erwartungsunterstellungen, Handlungsorientierungen und Kompetenzen*“<sup>435</sup> verstanden. Das bedeutet, dass das Bild des Vaters gesellschaftlich konstruiert ist und einem Wandel unterzogen wird. Es hat sich über die Jahrhunderte nachhaltig verändert. Diese Konstruktionen, die Formen von Leitbildern und Normen, die Gewohnheiten und Sitten haben großen Einfluss auf die jeweilige Ausgestaltung von Väter- und Männerrollen.<sup>436</sup> Die jeweiligen Väterbilder geben ein Bild davon ab, was in bestimmten Epochen und Kulturen über Väter gesprochen und gedacht, was von ihnen erwartet und ihnen zugeschrieben wurde. Diese Bilder transportieren auch Stereotype, welche wiederum das Bild eines Vaters in seiner Zeit prägen. Damit stellt sich auch die Frage nach der „Vaterfunktion“. Diese umfasst nach Michael MATZNER: „[...] *die Stellung und Aufgaben des Vaters innerhalb seiner Familie sowie der Gesellschaft*“.<sup>437</sup> Obgleich der Vater durch seine „Erzeugerfunktion“ aus biologischer Sicht zunächst getrennt von seinem Kind ist, hängt es viel mehr von der Kultur und damit der Gesellschaft ab, wie und wann er zum „sozialen Vater“ wird.<sup>438</sup> So schreibt GRIESER „[...] *nicht die Biologie, sondern die Kultur bringt Vater und Sohn an einen Tisch*“.<sup>439</sup>

Neben der normativen gibt es die persönliche Ebene: Was wollen Väter und welches Selbstbild haben sie? Durch diese zwei Ebenen kommen verschiedene „Rollen“ in den Blick. Somit kann behauptet werden, dass das Bild des Vaters mehr als das der Mutter „[...] *mit ihrem ‚härteren‘ biologischen Kern*“<sup>440</sup> dem sozialen Wandel unterliegt. Eine zusammenfassende Darstellung des Wandels des Vaterbildes (im westeuropäischen Kulturkreis) findet sich bei Michael MATZNER (2001). Dieser Wandel wird in der Folge kurz skizziert:

#### *PATRIARCHEN UND HAUSVÄTER*

Nach Hildegard MACHA gab es bis ins 18. Jahrhundert hinein im europäischen Kulturkreis ein über Jahrhunderte hinweg vorherrschendes Vaterbild: das Bild des *pater familias* aus der römischen Antike. Der Vater war das Familienoberhaupt und die oberste Autorität des Hauses bzw. der Familie. Er vertrat die Familie nach außen. Er hatte rechtliche, wirtschaftliche, soziale und politische Vorrechte und er besaß Pflichten gegenüber seinen Angehörigen und Hausbewohnern (z.B. Knechten, Mägden, Gesellen). Neben dieser weltlichen Funktion besaß er außerdem eine Priesterfunktion. Er konnte als

---

<sup>433</sup> Vgl. ebd., S. 147.

<sup>434</sup> Vgl. KALLENBACH 1999b, S. 209. Dies hat sich bis dato nicht verändert: z.B. BERESWILL, Mechthild; SCHEIWE, Kirsten; WOLDE, Anja (2006) mit den Buch: „Vaterschaft im Wandel“.

<sup>435</sup> BERESWILL/SCHEIWE/WOLDE 2006, S. 10.

<sup>436</sup> Vgl. MATZNER 2001.

<sup>437</sup> Ebd.

<sup>438</sup> Vgl. ebd.

<sup>439</sup> GRIESER zit. in MATZNER 2001.

<sup>440</sup> MATZNER 2001.

König, Priester und Richter der Familie gesehen werden. Ihm wurde Pflichtgefühl, Milde und Fürsorge und gleichzeitig eine Form von väterlicher Gewalt in Form von Strenge und Zucht zugesprochen. Diese Funktionen sollte der Vater miteinander vereinen. Diese Form des patriarchalisch geführten Hauses war die Basis der Gesellschaft. Diese Funktionen waren in unterschiedlichen Kulturen und Zeiten verschieden ausgeprägt.<sup>441</sup>

Im deutschsprachigen Raum bestand zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert eine Kultur der Vaterschaft. Dem Hausvater kam eine besondere soziale und rechtliche Stellung zu. Ihm wurde die Alleinverantwortung für und die Macht über die Familie zuerkannt. Die Funktion in der Familie wurde unterdessen an die Mutter bzw. an den Staat übertragen. Der Vater wurde bis zum Ende des 18. Jahrhundert als Verantwortlicher für die Betreuung und Erziehung der Kinder von Pädagogen, Kinderärzten und Juristen gesehen. Seit etwa 200 Jahren erfährt die Rolle des Vaters einen Funktionsverlust. Hierzu zählen vor allem die Erziehung und Sozialisation der heranwachsenden Kinder (besonders die der Söhne), welche von Institutionen (Schulen, Betrieben) und anderen Personen (z.B. Müttern, Handwerksmeistern und Lehrern) übernommen wurden. Es kam zum Verlust der Schutzfunktion und, zumindest partiell, zum Verlust der Funktion des „Zeigens der Welt“. Dies steht vor allem in Verbindung mit der steigenden außerhäuslichen Berufstätigkeit des Vaters.<sup>442</sup>

Ab dem 18. Jahrhundert vollzog sich zudem eine gesellschaftliche Veränderung bezüglich der Vorstellung der Kinder. Zunächst gewannen Kinder als Person zunehmend in den bürgerlichen Familien<sup>443</sup> an Interesse. Kinder wurden vor allem als „erziehbare Wesen“ angesehen. Die Eltern sollten ihre Kinder zu einem „vernünftigen Menschen“ befähigen. Als Erziehungsstil stand nun die Empathie im Vordergrund, die Vatersautorität wurde reduziert. Der Vater blieb zwar oberste Autoritätsperson, er war jedoch nicht mehr wie im „ganzen Haus“ primär befehlender und züchtigender Hausvater, sondern wurde – der Idee nach – zum Ratgeber und Freund”.<sup>444</sup>

#### DER VATER ALS ERNÄHRER UND BESTRAFER

Durch die Veränderung der beruflichen Tätigkeit verbrachten die Väter zunehmend mehr Zeit außerhalb der Familie. So schreibt SCHÜTZ (1988): „Der Vater war nicht mehr Hausvater, sondern primär Berufsmensch“.<sup>445</sup> Die Ratgeberliteratur aus der Pädagogik und der Medizin fokussierte sich zunehmend auf die Mutter und ihr allein wurde zugeschrieben, die natürliche Fähigkeit zu besitzen, eine emotionale Bindung zum Kind zu entwickeln. Von den Männern wurde im Umkehrschluss erwartet, dass sie ihre Gefühle und andere Schwächen unterdrücken – ihrer Gefühle „mannhaft werden“.<sup>446</sup>

---

<sup>441</sup> Vgl. ebd.

<sup>442</sup> Vgl. ebd.

<sup>443</sup> Ausführliche Erläuterung zur bürgerlichen Familie im Kap. 4.1.2.1. u. auch ROSENBAUM 1982, S. 251ff.

<sup>444</sup> ROSENBAUM 1982, S. 270.

<sup>445</sup> SCHÜTZ 1988 zit. in MATZNER 2001.

<sup>446</sup> Vgl. MATZNER 2001.

Eine Norm, welche am Ende des 19. Jahrhundert bis weit ins 20. Jahrhundert wirkte, war, dass die Beschäftigung mit Kindern als „unmännlich“ galt. Eine enge gefühlsmäßige Bindung konnte nach damaliger Auffassung die männliche Autorität gefährden. Dem Vaterbild wurde Vernunft, Härte und Disziplin zugeschrieben. Der Vater war in der Erziehung „oberster Normenvollstrecker“. Dies bezog sich besonders auf die Söhne.<sup>447</sup>

Mit der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB) am 1. Januar 1900 wurde die polare Geschlechterordnung gefestigt. Mit diesem Gesetzbuch wurde der Vater quasi per Gesetz zum Lebensunterhalt verpflichtet. Die Mutter wiederum war für das Haus und die Kinder zuständig. Es wurde jetzt von der elterlichen und nicht mehr der väterlichen Gewalt gesprochen. Die Mutter konnte erst mit dem Gleichstellungsgesetz von 1957 die volle elterliche Gewalt ausüben. Sie war bis dahin auf die Personensorge beschränkt. Der Vater hatte die elterliche „Hauptgewalt“. Ab den 1920er Jahren kam es langsam zu einer Aufwertung der Mutter- und Frauenrolle. In bestimmten städtischen Milieus kam es zu einer schrittweisen Emanzipation der Frau. Mit der Übernahme von „Männeraufgaben“ durch Frauen in der Kriegs- und Nachkriegszeit kam es zu einer Aufwertung der Frau in der Familie. Der Vater blieb, zumindest nach außen, weiterhin Familienoberhaupt.<sup>448</sup>

Es lassen sich in der Zeit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts über die Vater-Kind-Beziehung aus der Forschungsdatenlage keine generalisierenden Aussagen treffen.<sup>449</sup> Es ist die Zeit in der die Väter, bedingt durch Beruf und Krieg, abwesend waren. Ralf SCHOFFIT (2010) stellt bei der Auswertung von Feldpostbriefen zum Verhältnis zwischen Vater und Kind fest, dass:

„[...] sich dies als Spannungsbogen zwischen Instrumentalisierung und Abhängigkeit charakterisieren [lässt, T.S.]. Zum einen sollten die Kinder ‚funktionieren‘ [...] Zum anderen jedoch waren die Väter ihren Kindern emotional zugewandt und wünschten sich, mit ihnen in Beziehung treten zu können, dabei spielte die Alltagsebene eine große Rolle. Gemeinsame Unternehmungen, zusammen spielen, das waren Vorstellungen, die sie immer wieder artikulierten.“<sup>450</sup>

Des Weiteren stellte er fest, dass die Kinder für die Väter Stabilisatoren für die Psyche und ein Sinngebungselement für das Tun im Krieg waren. Die Soldaten sahen sich als Ernährer, Beschützer und Oberhäupter der Familie. So gaben sie in Feldbriefen Erziehungsrichtlinien und sie fragten nach individuellen Vorkommnissen.<sup>451</sup> Es ist schon hier feststellbar, dass die Frauen – notgedrungen – die Vaterrolle übernehmen mussten und die erste Bezugsperson für ihr Kind waren.<sup>452</sup> Die Väter konnten vielfach nur von „außen“ Lebenszeichen geben und wurden abgegrenzt.

---

<sup>447</sup> Vgl. ebd.

<sup>448</sup> Vgl. ebd.

<sup>449</sup> Vgl. MATZNER 2001 u. vgl. SCHOFFIT 2010, S. 52ff.

<sup>450</sup> SCHOFFIT 2010, S. 388.

<sup>451</sup> Vgl. ebd.

<sup>452</sup> Vgl. Kap. 1.3.2 (Bindung).

*DIE VATERLOSE GESELLSCHAFT*

Anfang der 1950er und 1960er Jahre wird das Bild von der „vaterlosen Gesellschaft“ geprägt, z.B. durch Max HORKHEIMER mit seiner Studie: „Autorität und Familie in der Gegenwart“ (1947/49) und Alexander MITSCHERLICH (1963) mit der Studie „Auf den Weg zur vaterlosen Gesellschaft“. Beide stellen eine zunehmende „Entväterlichung“ des Erziehungs- und Sozialisationsprozesses fest. HORKHEIMER sieht die Aufgabe des Vaters in der Förderung der geistigen Entwicklung sowie der Erziehung zur Ausdauer. In der Industrialisierung sieht er eine Schwächung des Vaters. Den Söhnen fehle es an einer Identifikationsfigur, da die Väter selbst einem anderen untergeben waren. MITSCHERLICH sieht den Verlust eher in der innerfamiliären Machtposition und in der damit einhergehenden Veränderung der Vater-Kind-Beziehung (besonders der Vater-Sohn-Beziehung). Nach ihm geht damit ein Mangel an strukturbildender Funktion des Vaters einher, was sich ungünstig auf die moralische Entwicklung des Kindes auswirke.<sup>453</sup>

*KRISE DER VATERSCHAFT – UNSICHERE VÄTER*

Am Ende des 20. Jahrhundert sieht ein Teil der Wissenschaft (z.B. die Niederländerin Trudie KNIJN) den Vater in der Krise. Die Männer seien verunsichert, was einen Vater ausmache. Es geht um eine bewusste Entscheidung, Vater sein zu wollen. Manche Väter sehen die Versorgung und Betreuung der Kinder mit als ihre pädagogische Aufgabe, dabei seien sie unsicher und ambivalent, da eine aktive Vaterschaft noch mit einer „echten Männlichkeit“ schwer zu vereinbaren ist. Hier steht das Bild des in dem bürgerlichen Rollenverhalten autoritären Vaters in Ambivalenz zum „neuen“ präsent sein wollenden Vater.<sup>454</sup>

*SCHATTENVÄTER, FREIZEITVÄTER UND MISSBRAUCHENDE VÄTER*

Es gibt Bilder, in denen der Vater als problematisch oder als ein negatives Phänomen gesehen wird. Eine Vaterlosigkeit wird individuell aber auch kulturell als eher belanglos, wenn nicht gar als günstig für die Entwicklung des Kindes und für das Wohlbefinden der Mutter gesehen. Vom Vater wird ein Bild eines „egomanischen Workaholics“ gezeichnet. Die Väter würden vor ihrer Verantwortung flüchten oder nach der Scheidung keine Verantwortung übernehmen. In den Bildern stand ihr Engagement in der Familie zur Diskussion. Sie seien bei der Hausarbeit faul, zu wenig für die Familie da und passiv oder gleichgültig. Bei der Erziehung würden sie nur die angenehmen Aufgaben übernehmen. Häufig wurden Väter pauschal als Schattenväter, Freizeitväter oder Wochenendväter bezeichnet. Anfang der 1990er standen Väter in der Forschung aber auch im medialen Diskurs im Zusammenhang mit dem Missbrauch von Kindern.<sup>455</sup>

---

<sup>453</sup> Vgl. MATZNER 2001.

<sup>454</sup> Vgl. ebd.

<sup>455</sup> Siehe Kap. 1.1.2 (Untersuchung von Andreas FRÖHLICH (2007)). Es wird auf die Figur des „fliehenden Vaters“ verwiesen.

*DIE NEUEN VÄTER*

Ab Mitte der 1980er Jahre wird in der sich langsam etablierenden „Väterforschung“ vor allem der Nutzen und die Bedeutung eines engagierten, partnerschaftlichen, gefühlvollen und kompetenten Vaters für die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes als unverzichtbar angesehen.<sup>456</sup> Damit zeichnet dieses Vaterbild eine eher positive Sicht. Michael MEUSER (2005) schreibt:

„Das gesellschaftliche Leitbild von Vaterschaft wandelt sich: Der ‚involvierte‘ und ‚engagierte‘ Vater avanciert zur neuen Leitfigur. Dies ist bislang allerdings mehr ein diskursives Phänomen denn gesellschaftliche Praxis.“<sup>457</sup>

Aktuell steht das Thema der „Vereinbarkeit von Beruf und Familie“ im Blickpunkt in der Forschung, welches aus der Tradition heraus der Frau zugeschrieben wurde.<sup>458</sup> Bezüglich des populären wie wissenschaftlichen Bildes des „neuen Vaters“ merkt Nicole KIRCHHOFF (2013) an:

„Welche Typen, Attribuierungen – Bilder – sich hinter dem ‚Label‘ des ‚neuen Vaters‘ verbergen, ist begrifflich weder eindeutig noch einheitlich zu fassen.[...] Es gibt nicht den neuen Vater, sondern etliche Varianten seiner in Aushandlung befindlichen Figur.“<sup>459</sup>

Michael MEUSER schreibt bereits 2005:

„Wie auch immer der neue Vater aussieht oder aussehen soll – negativer Gegenhorizont ist das tradierte Modell des Vaters als Ernährer der Familie.“<sup>460</sup>

Zudem werden heute in der soziologischen Perspektive – ähnlich wie in der psychologischen Perspektive – „Gatekeeping-Prozesse“ („die Mutter als Türöffner“) diskutiert, d.h. innerfamiliäre Interaktionen werden in den Blick genommen.<sup>461</sup>

Nach der Studie von ALLEN und HAWKINS (1999)<sup>462</sup> zum Thema „Gatekeepers“ zeigten sich 21% der Mütter in der Familie als „Gate Closers“. Kennzeichnend erarbeiten sie drei Dimensionen: eine sich immer wieder validierende mütterliche Identitätsbestätigung; die Verantwortung und Standards im Hinblick auf Erziehung und Pflege des Kindes (welche im negativen Fall dem Vater abgesprochen wurden) sowie die strikte Auffassung der Verteilung der Familienrollen (diese konnte den Vater ausschließen).<sup>463</sup> Es hat sich in den letzten Jahren einen Wandel des Vaters

„[...] von einer vorwiegend strafenden und machtausübenden Instanz, die sich primär über die Funktionen des Zeugens, Beschützens und Ernährens definieren ließ, hin zu einer auch emotional zugänglicheren Ansprechperson mit modifizierten Erzieheraufgaben

---

<sup>456</sup> Vgl. psychologische Perspektive u. vgl. MATZNER 2001.

<sup>457</sup> MEUSER 2005.

<sup>458</sup> Vgl. BÖHNISCH 2012, S. 30; vgl. KAPPELLA/RILLE-PFEIFFER 2011 u. vgl. WIPPERMANN/CALMBACH/WIPPERMANN 2009a, S. 30f.

<sup>459</sup> KIRCHHOFF 2013, S. 14.

<sup>460</sup> MEUSER 2005.

<sup>461</sup> Vgl. JURCZYK/LANGE 2009, S. 24.

<sup>462</sup> Vgl. ebd.

<sup>463</sup> Vgl. ebd.

und Funktionen als Identifikationsobjekt bzw. zunehmend auch als Freizeitpartner“<sup>464</sup> vollzogen.

Bis heute bringt der Beruf für den Mann und damit für den Vater neben dem Stillen der finanziellen Bedürfnisse den Aspekt der Selbstbestätigung, des Status und damit der Anerkennung mit sich. So kann ein Berufsverlust oder lange Arbeitslosigkeit zu psychischen Problemen führen.<sup>465</sup>

Carsten WIPPERMANN, Marc CALMBACH, Katja WIPPERMANN (2009) können zudem zeigen, dass sich die Vorstellungen von „Vatersein“ und sowohl die Übernahme von Aufgaben im Haushalt als auch in der Kinderbetreuung in den Bevölkerungsgruppen (Milieus) unterscheiden, d.h. es gibt nicht *den* Mann und damit auch nicht *den* Vater. Mann- und Vatersein heute ist eine Kombination von Geschlechtsidentität, sozialer Lage, praktischen Verhaltensmustern im Haushalt und Milieuzugehörigkeit – eine „Vielfalt alltagstauglicher Arrangements“<sup>466</sup>.

Zum Abschluss dieses Abschnittes noch ein Hinweis zum „Rollenbegriff“. In der Literatur<sup>467</sup> wird bezüglich des Vaters in der Familie immer wieder der Begriff der Rolle verwendet.<sup>468</sup> Unter einer Rolle wird aus soziologischer Sicht

„[...] ein Bündel normativer Verhaltenserwartungen, die von einer Bezugsgruppe oder mehreren Bezugsgruppen an Inhaber bestimmter sozialer Positionen herangetragen werden“<sup>469</sup>, unter einer sozialen Position „dauerhafte, von einzelnen Personen ablösbare Schnittpunkte sozialer Beziehungen im Gesellschaftlichen Beziehungsgeflecht (z.B. Vater, Lehrer)“<sup>470</sup> verstanden.

Eine Person kann gleichzeitig mehrere Rollen in sich vereinen, was zu Konflikten führen kann. So kann ein Mann die Rolle eines Direktors eines Unternehmens, eines Ehemanns, eines Vaters und eines Trainers im Ortsfußballverein einnehmen.<sup>471</sup> Wassilios FTHENAKIS und Beate MINSEL (2002) schreiben:

„Die Metapher Rolle hat zudem die Schwäche, gleichermaßen deterministisch (Väter tun einfach, was ihre Rolle von ihnen fordert) und relativistisch zu sein (gute Vaterschaft ist ausschließlich auf der Veränderung sozialer Normen und nicht auf den gleichbleibenden Bedürfnissen der Kinder begründet).“<sup>472</sup>

Michael MEUSER (2006) ergänzt zur Statik des Begriffes dahingehend, dass die Rolle durch die Erwartungen auf die Person aufgebunden wird und dass das aktive und individuelle Moment einer Person wenig beachtet wird. Zudem ist eine Rolle ein passives und austauschbares Bild, d.h. es kann assoziiert werden, dass eine Rolle mit mehreren Schauspielern besetzt werden kann und eine Person die

---

<sup>464</sup> WERNECK 23.05.2015.

<sup>465</sup> Vgl. KALLENBACH 1997, S. 63.

<sup>466</sup> WIPPERMANN/CALMBACH/WIPPERMANN 2009a, S. 209.

<sup>467</sup> Vgl. u.a. WIPPERMANN/CALMBACH/WIPPERMANN 2009a; vgl. FTHENAKIS/MINSEL 2002; vgl. PETRI 2002 u. vgl. SCHMIDT-DENTER 2005.

<sup>468</sup> Vgl. FTHENAKIS/MINSEL 2002, S. 56 u. S. 216; vgl. SCHMIDT-DENTER 2005, S. 44; vgl. MATZNER 2001 u. vgl. SCHOFFIT 2010, S. 57f.

<sup>469</sup> PEUCKERT 2001a, S. 290.

<sup>470</sup> Ebd.

<sup>471</sup> Vgl. ebd., S. 291f.

<sup>472</sup> FTHENAKIS/MINSEL 2002, S. 21.



Rolle einfach verlassen oder sich von der Rolle distanzieren kann.<sup>473</sup> Wie schon zuvor im Kapitel „Geschlecht als Konstrukt“ erläutert, ist dieser Wechsel der Rollen nur bedingt und nicht so leicht möglich.<sup>474</sup> Zudem werden in dieser Perspektive andere Komponenten (Charakter, Emotionen usw.) außen vor gelassen. Aus diesen Überlegungen heraus wird in der Forschung außerdem der Begriff der „Vaterarbeit“ benutzt. Wassilios FTHENAKIS und Beate MINSEL sehen Vorteil dieses Begriffes, dass er eine Verknüpfung des Konzeptes von Arbeit für Mütter wie für Vater und Familie miteinander gibt.<sup>475</sup>

Es stellt sich grundsätzlich die Frage, welche Tätigkeiten die Väter in der Familie übernehmen. So kritisieren die Autoren CHRISTIANSEN und PALKOVITZ (1997)<sup>476</sup>, dass die Betrachtung des Vaters als Versorger für die Familie nicht genügend untersucht wird und stattdessen vor allem das Engagement des Vaters im Bereich der Care-Arbeit im Blick ist. Die Begrifflichkeit der „Vaterarbeit“ bzw. „Vätertätigkeit“ in der Familie scheint mir für meine Untersuchung, aufgrund meines Erkenntnisinteresses, passend zu sein, daher soll im Folgenden von „Tätigkeiten des Vaters in der Familie“ die Rede sein.<sup>477</sup>

#### *Zwischenfazit zur Vaterschaft und Väterforschung*

Zusammenfassend wird deutlich, dass Vatersein heute und damals mit verschiedenen Normen verbunden war und somit generationsübergreifend unterschiedliche Auffassungen herrschen können.<sup>478</sup> Die Befunde zu Beziehungen und Bindungen zeigen, dass Väter ebenso wie Mütter eine grundsätzlich qualitative Beziehung zum Kind aufbauen können. Dabei wird die Bedeutung des Vaters für die Entwicklung des Kindes ab der Schwangerschaft heute nicht mehr in Zweifel gestellt. Es wurde aber auch hier deutlich, dass es immer noch grundlegenden Forschungsbedarf (z.B. zu den Aufgaben, die Väter in der Familie übernehmen) gibt. Die Betrachtung des Forschungsstandes zu Vätern allgemein und zu Vätern von erwachsenen Menschen mit Behinderung im Besonderen zeigt, dass die historisch-gesellschaftlichen Diskurse und die Diskurse in der Heilpädagogik eng miteinander verknüpft sind.

### **1.4 DAS ELTERNHAUS – FAMILIE ALS ORT DER SOLIDARITÄT UND SUBSIDIARITÄT – VERSUCH EINER BEGRIFFSKLÄRUNG**

Da die hier untersuchten Väter zusammen mit ihrem erwachsenen Kind mit einer geistigen Behinderung leben, soll zum Abschluss des theoretischen Zugangs der Frage nachgegangen werden: Was ist „Familie“, was macht „Eltern“ aus? Wie der Familienpsychologe Klaus SCHNEEWIND schreibt, ist es sehr schwierig eine einheitliche Definition von Familie zu finden, welche umfassend und von allen akzeptiert ist.<sup>479</sup> Auch wenn dieser Anspruch in diesem Rahmen nicht zu erfüllen ist, sollen ein für diese Arbeit grundlegendes Verständnis und wichtige Aufgaben von Familie erarbeitet werden. In

---

<sup>473</sup> Vgl. MEUSER 2006, S. 120f.

<sup>474</sup> Vgl. hierzu auch SCHOFFIT 2010, S. 56.

<sup>475</sup> Vgl. FTHENAKIS/MINSEL 2002, S. 21.

<sup>476</sup> CHRISTIANSEN/PALKOVITZ (1997) zit. in FTHENAKIS/MINSEL 2002, S. 19.

<sup>477</sup> Vgl. Kap. 2.

<sup>478</sup> Weitere Ausführung in Kap. 6.2.3.

<sup>479</sup> Vgl. SCHNEEWIND 2009, S. 12.

Bezug auf das gesellschaftliche Alltagsverständnis sind die Vorstellungen über Familie von Mythen und Idealisierung geprägt. Aus diesem Grund kann die aktuelle Diskussion nur in der rückblickenden Entwicklung verstanden werden.<sup>480</sup> Ausführliche Darstellungen zur Entwicklung der Familie (Familienformen) vor allem aus einer soziologischen Perspektive finden sich u.a. bei Heidi ROSENBAUM (1982), Rosemarie NAVE-HERZ (2004) und Rüdiger PEUCKERT (2008). An dieser Stelle kann und soll nur ein kurzer Abriss der Entwicklung dargestellt werden; das Bewusstsein dafür hat sich als wichtiger Bestandteil der späteren fallgeschichtlichen Darstellungen herausgestellt (Kap. 4).

Das Wort „Familie“ gründet sich auf das lateinische Wort „*famulus*“ („Diener“). Der Begriff „*familia*“ stellt die Kollektivverbindung her: „*Gesamtheit der Dienerschaft, Gesinde*“. Im 16. Jahrhundert wurde unter dem Begriff „Familie“ „Weib und Kind“ (aus der Sicht des Mannes) zusammengefasst und mit dem Begriff „Haus“ erweitert. Das lateinische Wort „*familiaris*“ und das frz. Wort „*familier*“ bedeuten „zur Familie gehörig, vertraut, vertraulich“.<sup>481</sup>

Das Wort „Familie“ wurde im 17. Jahrhundert in die deutsche Sprache aufgenommen. Auch in dieser Zeit wurden viele Konstellationen von Personen und Bedeutungen unter dem Dach der „Familie“ zusammengefasst.<sup>482</sup> Die Großfamilie bestimmt dabei das Bild und die Vorstellungen von Familie. Es war das Bild eines harmonischen Lebens mehrerer Generationen unter einem Dach mit gegenseitiger Fürsorge- und Unterstützungsfunktion.<sup>483</sup> Wie Untersuchungen der Zeit vor und zu Beginn der Industrialisierung belegen, trat die Mehrgenerationenfamilie jedoch sehr selten auf; tatsächlich existierten bereits alle heute bekannten Lebensformen. Gründe hierfür waren u.a. die geringe Lebenserwartung, ökonomische Aspekte und die höhere Säuglings- und Kindersterblichkeit.<sup>484</sup>

Die wichtigste und zur damaligen Zeit am weitesten verbreitete Lebensweise bei Bauern und Handwerkern war das Wirtschafts- und Sozialbild des „ganzen Hauses“.<sup>485</sup> Es war eine „Einheit von Produktion und Familienleben“. Der Lebensort der Mitglieder der Hausgemeinschaft war zugleich der Arbeitsort. Alle Familienmitglieder, dazu gehörten aber auch Mägde, Knechte, Gesellen und Lehrlinge. Sie alle unterstanden dem Ehemann, den Vater des Hauses. Es standen ökonomische Überlegungen (Arbeitskraft, Mitgift, Gesundheit) und Sachzwänge im Vordergrund der Beziehung der Mitglieder, nicht in erster Linie eine emotionale Beziehung.<sup>486</sup>

Aufgrund der Trennung von Produktion und Leben mit der beginnenden Industrialisierung im 19. Jahrhundert löste sich die Sozialform des „ganzen Hauses“ langsam auf. Sie wurde ersetzt durch die Form der „bürgerlichen Familie“, zuerst in den wohlhabenden Gesellschaftsschichten (z.B. Bürger-

---

<sup>480</sup> Vgl. WAGENBLASS 2006, S. 3 u. vgl. HETTLAGE 1992, S. 41ff.

<sup>481</sup> Vgl. DUDENREDAKTION 2001, S. 204.

<sup>482</sup> Vgl. WAGENBLASS 2006, S. 3 u. vgl. NAVE-HERZ 2004, S. 29.

<sup>483</sup> Vgl. WAGENBLASS 2006, S. 3.

<sup>484</sup> Vgl. PEUCKERT 2008, S. 17 u. vgl. WAGENBLASS 2006, S. 3.

<sup>485</sup> Vgl. PEUCKERT 2008, S. 17.

<sup>486</sup> Vgl. PEUCKERT 2008, S. 17 u. vgl. WAGENBLASS 2006, S. 3.

tum<sup>487</sup>), in den Zeiten des Wirtschaftswunders (1960er Jahre) auch von anderen Schichten. Ihre Basis ist eine durch die Ehe gegründete Haushaltsgemeinschaft mit Kindern. Das Motiv der Liebe sowie lebenslanger monogamer Ehe und Elternschaft wurde der Leitgedanke. Es war das herausragende Kennzeichen dieser Form des Zusammenlebens. Obwohl die Gefühle eine bedeutende Stellung einnahmen, wurden jedoch materielle Vor- und Nachteile weiterhin genau abgewogen. Die Emotionalisierung der Paarbeziehung wurde auch auf die Eltern-Kind-Beziehung übertragen. Die Kinder galten als eigenständige Individuen. Die Erziehung wurde zur Hauptaufgabe der von der Erwerbsarbeit freigestellten Mutter. Dabei waren die Rollen bzw. Tätigkeiten in der Familie klar aufgeteilt: Der Mann als Familienoberhaupt und Ernährer vertrat die Familie nach Außen, die Mutter verantwortete den Innenbereich der Familie. Dass die Frau nicht erwerbstätig war, wurde als Privileg verstanden. Mit der Familiengründung wurde der Sinn der Ehe erfüllt. Diese Form der bürgerlichen Familie, die Kernfamilie (Eltern mit ihren unverheirateten Kindern)<sup>488</sup>, wurde vor allem von anderen Gesellschaftsschichten idealisiert.<sup>489</sup> Der Höhepunkt des Idealbildes dieser bürgerlichen Familienform war in den späten 1950er Jahren und Anfang der 1960er Jahre in der BRD (Bundesrepublik Deutschland) und in der DDR (Deutschen Demokratischen Republik). In der DDR bestand jedoch formal keine so klare Trennung der Geschlechterrollen. In einer Umfrage in der BRD zu Beginn der 1960er Jahre hielten 90% der Männer und Frauen die Ehe „als grundsätzlich notwendig“.<sup>490</sup> TYRELL (1979) hebt die „institutionelle Dignität“<sup>491</sup> von Ehe und Familie hervor – die Eheschließung und Familiengründung wurde als „normal“ gesehen, als selbstverständlich und sogar verpflichtend.<sup>492</sup> Die Erwerbsarbeit von Frauen wurde in einer Untersuchung (Bundesrepublik) von 1964, bei der 23-jährige Frauen und Männer befragt wurden, als ein „vorrübergehendes, notgedrungenes, von außen auferlegtes Miterwerben“ gesehen.<sup>493</sup> 10% der Männer und 10% der Frauen der Geburtsjahrgänge 1929-1931 blieben kinderlos. Lediglich 5% der Kinder dieser Jahrgänge wurden unehelich geboren, 90% der Kinder unter 6 Jahren wuchsen mit beiden Elternteilen auf. Die „moderne Kleinfamilie“ hatte das Reproduktionsmonopol.<sup>494</sup> Dieses Verständnis hat sich ab Mitte der 1960er Jahre in der Bundesrepublik und in abgeschwächter und verzögerter Form auch in der DDR grundlegend geändert. In der Studenten- und Emanzipationsbewegung in der Bundesrepublik kommt es zu einer kritischen Hinterfragung des bürgerlichen Familienideals; es wird nach alternativen Lebensformen gesucht. Es kommt in der Folge zu einer Pluralisierung der Lebensformen.<sup>495</sup> Wie die Befragung vom INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE ALLENSBACH zeigt, kommt es im Verlauf zu einer Erweiterung des Familienbegriffes in der deutschen Bevölkerung.

---

<sup>487</sup> Vgl. hierzu Fallgeschichte KAUFMANN Kap. 4.1.2.

<sup>488</sup> Vgl. ROSENBAUM 1982, S. 27.

<sup>489</sup> Vgl. u.a. WAGENBLASS 2006, S. 3; vgl. PEUCKERT 2008, S. 18ff. u. vgl. ROSENBAUM 1982, S. 261ff.

<sup>490</sup> Vgl. PEUCKERT 2008, S. 20.

<sup>491</sup> TYRELL 1979 zit. in PEUCKERT 2008, S. 20.

<sup>492</sup> Vgl. PEUCKERT 2008, S. 20.

<sup>493</sup> Vgl. ebd.

<sup>494</sup> Vgl. ebd., S. 20f.

<sup>495</sup> Vgl. PEUCKERT 2008, S. 20f. u. vgl. WAGENBLASS 2006, S. 4.

Dennoch ist die bürgerliche Kernfamilie (Vater, Mutter und unverheiratetes Kind(er)) bis heute als Grundmodell im Denken vieler Menschen verwachsen. Das heutige gesellschaftlich verankerte, aber nicht zwingend mit der individuellen Realität übereinstimmende Verständnis von Familie und damit das Leitbild der bürgerlichen Familie spiegeln sich im rechtlichen Verständnis wieder. Daneben gibt es weitere fachspezifische Sichtweisen zu „Familie“.<sup>496</sup>

### **Familie aus rechtlicher Sicht**

„Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutz der staatlichen Ordnung“<sup>497</sup>. So steht es im Artikel 6 Abs. 1 des Grundgesetzes (GG) für die Bundesrepublik Deutschland. Mit keiner anderen menschlichen Gemeinschaft oder Institution ist die Familie in ihrer Bedeutung vergleichbar.<sup>498</sup> Trotz dieser Bedeutung und dem Schutz der Familie durch das Grundgesetz findet sich weder im Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) noch in den Sozialgesetzbüchern (SGB) eine Definition vom Begriff „Familie“. Auf den Familienbegriff wird in manchen Gesetzestexten verzichtet. Es werden die Begriffe „Verwandtschaft“ oder „Gemeinschaft“ verwendet.<sup>499</sup> Im Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) wird im § 1589 unter „Verwandtschaft“ folgendes verstanden:

„Personen, deren eine von der anderen abstammt, sind in gerader Linie verwandt. Personen, die nicht in gerader Linie verwandt sind, aber von derselben dritten Person abstammen, sind in der Seitenlinie verwandt.“<sup>500</sup>

Verwandte in gerader Linie sind demnach Kinder-Eltern-Großeltern usw. aber auch Ehepartner. „Verwandte in gerader Linie sind verpflichtet, einander Unterhalt zu gewähren“<sup>501</sup>, steht in § 1601 BGB. Diese Unterhaltspflicht besteht laut § 1602 BGB dann, wenn eine Person außerstande ist, sich selbst zu versorgen.<sup>502</sup> Aus diesen Normen ergibt sich für die Eltern von erwachsenen Kindern eine Unterhaltspflicht nach dem BGB, welche unabhängig vom Alter der Kinder ist. Diese Unterhaltspflicht besteht ebenso in entgegengesetzter Richtung (Kinder sind unterhaltspflichtig für ihre Eltern). Im Sozialhilfegesetzbuch steht der Begriff der Gemeinschaft im Mittelpunkt. Das SGB II (§ 7 Abs. 3) kennt den Begriff der Bedarfsgemeinschaft. Zu ihr gehören demnach:

- „1. die erwerbsfähigen Hilfebedürftigen,
2. die im Haushalt lebenden Eltern oder der im Haushalt lebende Elternteil eines unverheirateten erwerbsfähigen Kindes, welches das 25. Lebensjahr noch nicht vollendet hat, und die im Haushalt lebende Partnerin oder der im Haushalt lebende Partner dieses Elternteils,
3. als Partnerin oder Partner der erwerbsfähigen Leistungsberechtigten

---

<sup>496</sup> Vgl. INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE ALLENSBACH 2004, S. 4ff.; vgl. INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE ALLENSBACH 2012, S. 41f. u. vgl. WAGENBLASS 2006, S. 5f.

<sup>497</sup> BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND 2004.

<sup>498</sup> Vgl. WAGENBLASS 2006, S. 6.

<sup>499</sup> Vgl. ebd.

<sup>500</sup> NOMOS GESETZE 2015, S. 612.

<sup>501</sup> Ebd., S. 601.

<sup>502</sup> Vgl. ebd.

- a) die nicht dauernd getrennt lebende Ehegattin oder der nicht dauernd getrennt lebende Ehegatte,
  - b) die nicht dauernd getrennt lebende Lebenspartnerin oder der nicht dauernd getrennt lebende Lebenspartner,
  - c) eine Person, die mit der erwerbsfähigen leistungsberechtigten Person in einem gemeinsamen Haushalt so zusammenlebt, dass nach verständiger Würdigung der wechselseitige Wille anzunehmen ist, Verantwortung füreinander zu tragen und füreinander einzustehen.
4. die dem Haushalt angehörenden unverheirateten Kinder der in den Nummern 1 bis 3 genannten Personen, wenn sie das 25. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, soweit sie die Leistungen zur Sicherung ihres Lebensunterhalts nicht aus eigenem Einkommen oder Vermögen beschaffen können.“<sup>503</sup>

Durch die Ersetzung des Familienbegriffes wird der Personenkreis bezüglich des „Verwandtschaftsbegriffes“ aus dem BGB erweitert. Der § 43 Abs. 2 SGB XII (Sozialgesetzbuch) regelt z.B. die Unterhaltsansprüche zwischen Eltern und Kindern in Bezug auf Leistungsansprüche auf Grundsicherung. Das SGB XII schützt die Familie als besondere Gemeinschaft. In § 16 SGB XII steht:

„Bei Leistungen der Sozialhilfe sollen die besonderen Verhältnisse in der Familie der Leistungsberechtigten berücksichtigt werden. Die Sozialhilfe soll die Kräfte der Familie zur Selbsthilfe anregen und den Zusammenhalt der Familie festigen.“<sup>504</sup>

Im SGB XII steht gleichzeitig neben der Förderung der Familie auch eine Unterhaltspflicht, welche im § 2 (Nachrang der Sozialhilfe) in Absatz 1 wie folgt formuliert ist:

„Sozialhilfe erhält nicht, wer sich vor allem durch Einsatz seiner Arbeitskraft, seines Einkommens und seines Vermögens selbst helfen kann oder wer die erforderliche Leistung von anderen, insbesondere von Angehörigen oder von Trägern anderer Sozialleistungen, erhält.“<sup>505</sup>

Das SGB XII kommt besonders zur Anwendung, wenn es um Eingliederungshilfe nach § 53 SGB XII und die Grundsicherung im Alter und bei Erwerbsminderung nach § 19 SGB XII geht und betrifft somit auch erwachsene Menschen mit Behinderung.

An den beispielhaft genannten Gesetzestexten wird deutlich, dass es keine einheitliche Definition von „Familie“ gibt, obwohl die Familie im Grundgesetz unter besonderen Schutz gestellt wird.<sup>506</sup> Sowohl im Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) als auch in den Sozialgesetzbüchern (SGB) werden (Unterhalts-)Pflichten zwischen den Kindern (auch im Erwachsenenalter) und ihren Eltern festgeschrieben. Der Gesetzgeber folgt damit dem Subsidiaritätsprinzip<sup>507</sup>, welches die Familie als kleinste Einheit

---

<sup>503</sup> Ebd., S. 1288.

<sup>504</sup> Ebd., S. 1964.

<sup>505</sup> Ebd., S. 1961.

<sup>506</sup> Vgl. WAGENBLASS 2006, S. 7 u. vgl. HEMMER U.A. 2011, S. 1.

<sup>507</sup> „Prinzip, das auf die Entfaltung der individuellen Fähigkeiten, der Selbstbestimmung und Selbstverantwortung abstellt. Nur dort, wo die Möglichkeiten des Einzelnen bzw. einer kleinen Gruppe nicht ausreichen, Aufgaben zu lösen, sollen staatliche Institutionen subsidiär eingreifen. Dabei ist der Hilfe zur Selbsthilfe der Vorrang vor einer unmittelbaren Aufgabenübernahme durch den Staat zu geben.“ (SPRINGER GABLER). Das Subsidiaritätsprinzip ist ein gesellschaftsethisches Prinzip aus der katholischen Soziallehre. Die Familie wird dabei als kleine Gruppe gesehen. Es ist ein ordnungspolitisches Konzept, ein zentrales Element der sozialen Marktwirtschaft (vgl. ebd.).

schützt, aber auch Verantwortung und Erwartungen an Solidarität, Unterstützung und Unterhaltspflichten stellt.

### ***Der psychologische Familienbegriff***

Für die Psychologie ist es irrelevant, ob es sich bei einer Paarbeziehung um eine juristische Ehe oder um eine Zweierbeziehung ohne Trauschein handelt.<sup>508</sup> Das Zentrum des Interesses liegt auf Bindungs- und Beziehungsaspekten. Die Psychologie fokussiert damit die Mikroebene des Familiensystems. Die nach Klaus SCHNEEWIND, sind Kennzeichen der Familie,

„[...] dass ihre Mitglieder einen mehr oder minder großen Teil ihres Lebens gemeinschaftlich vollziehen. Durch die Art, Dauer und Intensität des gemeinschaftlichen Lebensvollzugs entstehen Bindungen, die einen Einfluss auf die Personen und ihre Beziehungen untereinander haben.“<sup>509</sup>

Aufgrund des gemeinschaftlichen Zusammenlebens entsteht – im besten Falle – ein hohes Maß an zwischenmenschlicher Verbundenheit. Somit können Familien als „*intime Beziehungssysteme*“<sup>510</sup> bezeichnet werden. Dieses Beziehungssystem unterscheidet sich von anderen sozialen Systemen durch vier Kriterien:

**Abgrenzung:** Darunter wird verstanden, dass zwei oder mehr Personen ihr Leben räumlich und zeitlich abgegrenzt von anderen Personengruppen leben mit expliziten oder impliziten Regeln.

**Privatheit:** Unter diesem Kriterium wird ein Vorhandensein eines umgrenzten Lebensbereiches (z.B. einer Wohnung oder eines Mediums, welches wechselseitig genutzt wird), verstanden.

**Dauerhaftigkeit:** Die Gemeinschaft ist auf einen längeren Zeitraum angelegt. Kennzeichen sind dabei die wechselseitige Verpflichtung, Bindung und Zielorientierung.

**Nähe:** Es kommt zur Verwirklichung von physischer, emotionaler und geistiger zwischenmenschlicher Beziehung („interpersonaler Beziehungen“).<sup>511</sup>

Diese Beschreibungen sind meist an gelungenen Beziehungen angelehnt. Die familiären Verhältnisse vollziehen sich jedoch nicht immer positiv.<sup>512</sup> Die Beziehungen in den Familien sind dynamische, aufeinander aufbauende Phasen. So ist die frühe Phase der Eltern-Kind-Beziehung gekennzeichnet von einem intimen Beziehungssystem: *Bindung und Fürsorge* stehen hier im Vordergrund. Die wechselseitige Beziehung ist in einem hohen Maße mit positiven Gefühlen verbunden. Die Aufrechterhaltung und die Entwicklung einer persönlichen Beziehung erfolgt durch Wechselwirkung der Personen aufeinander. Daraus entwickelt sich ein gemeinsames Symbolsystem, sowohl verbal als auch nonverbal. Dieses Symbolsystem ist die Voraussetzung für die nächste Entwicklungsphase des *Kommunizierens*. Eine weitere Stufe ist die *Gemeinsame Problemlösung*. Im Idealfall haben sich im familiären Beziehungssystem Konfliktlösungsressourcen entwickelt, welche zu einem Moment der Solidarität führen,

---

<sup>508</sup> Vgl. PETZOLD 2001.

<sup>509</sup> SCHNEEWIND 2008, S. 21.

<sup>510</sup> Vgl. ebd., S. 24.

<sup>511</sup> Vgl. ebd., S. 25f.

<sup>512</sup> Vgl. SCHNEEWIND 2008, S. 25f. u. vgl. WAGENBLASS 2006, S. 11.

wenn sie eingesetzt werden. Die letzte Entwicklungsstufe ist die *Gegenseitigkeit*, welche das Familiensystem und die eingespielten Muster herausfordert und ersetzt, wenn diese nicht mehr greifen. Beispiele für Herausforderungen sind die Entwicklung vom Paar hin zur Elternschaft und die Pubertät des Kindes.<sup>513</sup> Die Beziehungsentwicklung und Verbundenheit der Mitglieder in den unterschiedlichen Phasen wird an dieser Systematik sichtbar. Die Ziele der Verbundenheit sind eine Lebenserhaltung und -erweiterung. Dabei wird davon ausgegangen, dass das Leben in einer Gemeinschaft in der Regel besser gemeinsam gewährleistet werden kann als von einem Individuum allein. Es kann jedoch ein Spannungsfeld zwischen Ich- und Wir-Orientierung entstehen. Die Ich-Orientierung zielt auf Eigenständigkeit oder die individuelle Autonomie ab. Aus dem gemeinsamen Wollen, Fühlen, Wissen, Tun und der Zielerreichung ergibt sich die Wir-Orientierung.<sup>514</sup>

Für die Psychologie ist die Familie ein umfangreiches System, welches aus verschiedenen Blickwinkeln/Richtungen betrachtet werden kann. All diese Facetten spiegeln sich auch in der Intimbeziehung der Familienmitglieder wieder und beeinflussen diese.<sup>515</sup> Damit fließt in der psychologischen Betrachtung das Moment der Solidarität mit in die Betrachtung ein.

### ***Der soziologische Familienbegriff***

Die Teildisziplin der Soziologie, die sich speziell mit dem Thema Familie beschäftigt, ist die „Familiensozio­logie.“ Im Gegensatz zum psychologischen Familienbegriff, welcher dem Beziehungs- und Bindungsaspekt und der Frage nach der wechselseitigen Verbundenheit innerhalb der Mitglieder des familiären Beziehungssystems nachgeht, legt die Soziologie den Schwerpunkt ihrer Betrachtung auf die Lebensformen von „Familien“. Sie fragt: Welche Funktionen können diesen Veränderungen zugeschrieben werden? Was ist die Basis für die Rollenverteilungsmuster innerhalb der Familie? Dabei wird sowohl die Vergangenheit als auch das Heute in den Blick genommen.<sup>516</sup> Vor diesem Hintergrund formulieren Karl LENZ und Lothar BÖHNISCH „Familie“ wie folgt:

„Das zentrale Kennzeichen von Familie ist die Zugehörigkeit von zwei (oder mehreren) aufeinander bezogenen Generationen, die zueinander in einer Eltern-Kind-Beziehung stehen.“<sup>517</sup>

Die Intergenerationsbeziehung und das Aufeinandertreffen von verschiedenen Generationen als Hauptdefinitions­kriterium bietet eine große Bandbreite von Varianten. Einige Möglichkeiten sind: Ein-Elternfamilie, Zwei-Elternfamilie, Patchworkfamilie, Stieffamilie, Adoptivfamilie, Pflegefamilie, Zwei- oder Mehrgenerationsfamilie.<sup>518</sup>

---

<sup>513</sup> Vgl. SCHNEEWIND 2008, S. 29ff. u. vgl. WAGENBLASS 2006, S. 11.

<sup>514</sup> Vgl. WAGENBLASS 2006, S. 11f.

<sup>515</sup> Vgl. ebd., S. 12.

<sup>516</sup> Vgl. ebd., S. 9.

<sup>517</sup> LENZ/BÖHNISCH 1997, S. 28.

<sup>518</sup> Vgl. WAGENBLASS 2006, S. 9.

Rosemarie NAVE-HERZ (2004) nennt drei Unterscheidungsmerkmale der Familie von anderen sozialen Lebensformen:

1. die Übernahme von Produktions- und Sozialisationsfunktionen („biologisch-soziale Doppelnatur“)
2. die Generationsdifferenzierung (Kinder, Eltern, Großeltern, Urgroßeltern usw.)
3. das spezifische Kooperations- und Solidaritätsverhältnis, woraus die Rollendefinitionen innerhalb der Familie festgelegt sind.<sup>519</sup>

Die juristische Ehe, galt lange Zeit als zentrales Kriterium für den Begriff „Familie“ in der Soziologie. Familien wurden und werden durch die Form der juristischen Ehe begründet oder erweitert. Es gab jedoch immer schon Familien, welche nicht durch eine Ehe begründet waren. Heute werden Familien, ohne dieses institutionelle Subsystem, nicht mehr als „unvollständige“ Familie bezeichnet.<sup>520</sup> Neben den vorgestellten Definitionen gibt es den „statistischen“<sup>521</sup> und „politischen“ Familienbegriff<sup>522</sup>; letzterer unterscheidet sich nach politischen Prägungen (Parteien).<sup>522</sup> Wie Sabine WAGENBLASS (2006) darlegt, ist der Familienbegriff

„[...] in unserer Gesellschaft nicht eindeutig definiert, sondern das Ergebnis von gesellschaftlichen Definitions- und Aushandlungsprozessen. Das Verständnis dessen, was Familie ist, ist ein zeitbedingtes, kultur- und systemabhängiges Konstrukt, das sich im Zuge gesellschaftlicher Wandlungsprozesse immer wieder verändert hat.“<sup>523</sup>

Wie der Familienbegriff ist der Elternbegriff nicht eindeutig definiert.

#### **1.4.1 DER ELTERNBEGRIFF**

Bei Fragestellungen oder Betrachtungsweisen, die den rechtlichen Bereich verlassen, ist der Elternbegriff, obwohl in öffentlichen und wissenschaftlichen Debatten verwendet, kaum systematisch bestimmt. Der Eltern- und Familienbegriff gehen meist ineinander über und werden synonym verwendet. Aus der Auseinandersetzung des Familienbegriffes kann die Definition des „Elternbegriffs“ abgeleitet werden. Sowohl die Psychologie als auch die Soziologie sehen das Beziehungs-, Unterstützungs- oder Verantwortungsmoment als zentrales Kennzeichen. Die Familie ist ein dauerhaftes, intimes Netzwerk von gegenseitiger Verantwortung und Unterstützung.<sup>524</sup> Vor diesem Hintergrund können Eltern als Personen gesehen werden,

„[...] die in einer engen oder intimen Beziehung zu dem Kinde stehen und dauerhaft die Erziehungsverantwortung für sie übernehmen.“<sup>525</sup>

---

<sup>519</sup> Vgl. NAVE-HERZ 2004, S. 30ff. u. vgl. BIEDENKOPF/BERTRAM/NIEJAHR 2009.

<sup>520</sup> Vgl. NAVE-HERZ 2004, S. 31 u. vgl. WAGENBLASS 2006, S. 10.

<sup>521</sup> Bspw.: „Die Familie im statistischen Sinn umfasst im Mikrozensus alle Eltern-Kind-Gemeinschaften. Im Einzelnen sind das Ehepaare, Lebensgemeinschaften sowie allein erziehende Mütter und Väter mit ledigen Kindern im Haushalt.“ (KRIEGER/WEINMANN 2008, S. 33).

<sup>522</sup> Siehe dazu weiterführend WAGENBLASS 2006; PETZOLD 2001 u. STATISTISCHES BUNDESAMT (DESTATIS) 23.05.2015.

<sup>523</sup> WAGENBLASS 2006, S. 14.

<sup>524</sup> Vgl. WAGENBLASS 2006, S. 23f.

<sup>525</sup> Ebd., S. 24.



Bei der hier vorliegenden Untersuchung handelt sich um eine mikrosoziologische Betrachtung<sup>526</sup> von Vätern, welche mit ihrem erwachsenen Kind mit Behinderung zusammenleben („Eltern-Kind-Gemeinschaft“<sup>527</sup>), lege ich folgendes Verständnis für Familie zugrunde: Die Familie ist eine Lebensform, in der verschiedene Generationen aufeinander bezogen sind und eine dauerhafte, emotional gefärbte und intime Einheit der gegenseitig gelebten Verantwortung und Unterstützung bilden.

#### 1.4.2 DIE BEDEUTUNG DER „FAMILIE“

Es wurde deutlich, dass die „Familie“ eine intime Einheit der Subsidiarität und Solidarität ist, welche rechtlich unterstützt ist. Im Idealfall erleben die Mitglieder der Familie Geborgenheit, Unterstützung, Schutz, Befriedigung der körperlichen und der emotionalen Grundbedürfnisse. Die Erziehung der Kinder hin zu mündigen und selbstständigen Persönlichkeiten ist die wichtige Aufgabe des Familiensystems – Familie ist identitätsbildend.<sup>528</sup> Besonders Eltern pflegen, umsorgen und schützen ihre Kinder. Sie unterstützen das Kind mit den benötigten Entwicklungsimpulsen. Wer die Kinder versorgt, bestimmen dabei der individuelle Tagesablauf der Partner, die familiären Prägung, gesellschaftliche Rahmenbedingungen und die Aufgabenverteilung in der Familie. Die Familienzufriedenheit ist von der Qualität der Partnerbeziehung, dem sozialen Status und zum Großteil vom Harmoniegefüge der Familie gekennzeichnet.<sup>529</sup>

Der Familienreport des BUNDESMINISTERIUMS FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (BMFSFJ) (2009) bestätigt, dass „[...] *die Familie für den allergrößten Teil der Bevölkerung das wichtigste Lebensfeld*“<sup>530</sup> darstellt<sup>531</sup>:

„Der Zusammenhalt der Familien bewährt sich in gegenseitigen Hilfs- und Unterstützungsleistungen von Jung und Alt. [...] Die Bereitschaft von Eltern, zugunsten der Chancen ihrer Kinder Opfer zu bringen, ist quer durch alle Schichten groß. 80 Prozent der Eltern aus der Unterschicht, 77 aus der Mittelschicht sind bereit, für ihre Kinder auf vieles zu verzichten, um ihnen möglichst viele Chancen zu eröffnen.“<sup>532</sup>

Ergänzend hierzu stellt der Datenreport 2008 fest:

„So sind Ehe- und Lebenspartner sowie Verwandte diejenigen, die am meisten als Vertrauenspersonen oder für mögliche Unterstützungsleistungen genannt werden. Dies trifft insbesondere für den Fall zu, dass man bei Pflegebedürftigkeit jemanden um Hilfe bitten müsste.“<sup>533</sup>

---

<sup>526</sup> Siehe Kap. 3.

<sup>527</sup> Vgl. BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE 2013.

<sup>528</sup> Vgl. BIEDENKOPF/BERTRAM/NIEJAHR 2009, S. 6.

<sup>529</sup> Vgl. RÖHR-SENDMEIER/GREUBEL 2004, S. 57f.; vgl. HEYBERGER/DRIESENER/BURTSCHER 2015, S. 21 u. vgl. Kap. 1.3.2.2.

<sup>530</sup> BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE 22.05.2015, S. 28.

<sup>531</sup> Vgl. hierzu auch KRACK-ROBERG U.A. (2013). Sie schreiben: „*Die deutsche Bevölkerung weist der Familie nicht nur einen hohen Stellenwert zu, sie äußert sich auch als mit dem Familienleben sehr zufrieden*“ (KRACK-ROBERG U.A. 2013, S. 67).

<sup>532</sup> BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE 22.05.2015, S. 32.

<sup>533</sup> Vgl. WEICK 2008, S. 46.

### 1.5 ZUSAMMENFASSENDE BETRACHTUNG UND FORSCHUNGSLÜCKEN

Die Familie und das Elternhaus sind Orte der gelebten, staatlich geförderten und geforderten Subsidiarität und Solidarität. Dieses Elternhaus ist ein Ort der Identitätsbildung.<sup>534</sup> Mit der Geburt eines Kindes wird der Mann zum Vater („sozialer Vater“), dabei muss er nicht automatisch der biologische Vater sein. Durch seine Position in der Familie erfährt der Vater ein „[...] Bündel von Zuschreibungen, Erwartungsunterstellungen, Handlungsorientierungen und Kompetenzen [...]“.<sup>535</sup> Obgleich Väter zur Familie gehören, sind sie in der Forschung wenig präsent. Der Schwerpunkt in der Forschung liegt auf dem Bereich der „Care-Arbeit“. Dadurch steht die Frau als Hauptakteur im Mittelpunkt. Andere Tätigkeiten (z.B. Absicherung der Familie oder Bau- und Renovierungsarbeiten, behindertengerechter Umbau der Wohnung des Hauses) werden kaum wahrgenommen. Aus heutiger Lesart hängt dies u.a. mit der Tradition der Geschlechter-/Feministischen Forschung zusammen, aus welcher sich die Forschung zu Männern und Vätern forschungshistorisch erst entwickelt hat. In den letzten 200 Jahren hat sich dabei das Bild vom Vater mehrfach gewandelt. Seine Position hängt dabei viel mehr als das Bild von der „Mutter“ von der Kultur und damit der Gesellschaft sowie der familiendynamischen Interaktion ab.<sup>536</sup> Die Forschungen zu Beziehungen und Bindungen zeigen, dass Väter ebenso wie Mütter eine qualitative Beziehung zum Kind aufbauen können. Dabei wird die Bedeutung des Vaters für die Entwicklung des Kindes ab der Schwangerschaft heute nicht mehr in Zweifel gestellt; in der Vergangenheit war dies nicht immer so. Da bei gibt es noch immer Forschungsbedarf (z.B. die Aufgaben, die Väter in der Familie übernehmen).

Auch wenn sich der traditionelle defektorientierte Zugang zur Familie von Menschen mit Behinderung in den letzten Jahren langsam änderte<sup>537</sup>, merkt Georg THEUNISSEN (2013) jedoch an, dass es noch Tendenzen dahin gibt,

„[...] Eltern behinderter Kinder vorrangig im Lichte von Problemen, Hilfebedürftigkeit, Ohnmacht, Mängeln, Schwächen und Inkompetenz wahrzunehmen oder gar zu, pathologisieren“.<sup>538</sup>

Eine Problematisierung des Verhaltens der Eltern von erwachsenen Kindern mit Behinderung anhand normativer Konzepte findet aus verschiedenen Gründen statt (Stichwort: Ablösungsparadigma). Gleichzeitig unterstützt das Subsidiaritätsprinzip die Eltern in der familiären Betreuung ihrer Kinder.<sup>539</sup>

So wird mit der entwicklungspsychologisch begründeten Normalitätsperspektive – einem Ideal nach argumentiert (Stichworte: Loslassen, Ablösen, selbstständige Lebensführung, gesellschaftlich üblich

---

<sup>534</sup> Vgl. SPECK 2005, S. 300.

<sup>535</sup> BERESWILL/SCHWEIWE/WOLDE 2006, S. 10.

<sup>536</sup> Vgl. MATZNER 2001.

<sup>537</sup> Vgl. CLOERKES 2007, S. 280.

<sup>538</sup> THEUNISSEN 2013, S. 161.

<sup>539</sup> Vgl. auch ENGELBERT 2002, S. 40.

vs. Nicht - Gehen – Wollen, Nicht-Loslassen-Können, verwöhnende Überbehütung, unüblich).<sup>540</sup> Diese Perspektive wird jedoch dem Geworden-Sein, der gewachsenen Lebenswirklichkeit und den (bedingenden) Rahmenbedingungen nicht hinreichend gerecht. Die enorme Leistung der Eltern wird zudem nicht geachtet. Die Praxis und die Literatur sprechen von einem „Ablösungsproblem“ und problematisieren das elterliche Verhalten, wenn Eltern aus Angst vor einer eventuellen, unangemessenen außerfamiliären bzw. gesellschaftlichen Unterstützung ihres erwachsenen Kindes den Schritt des Auszuges nicht wagen. Durch die weitere bestehende Angewiesenheit auf Unterstützung sowohl in lebenspraktischen Dingen wie auch auf emotionaler Ebene wird eine Loslösung vom Elternhaus erschwert. Vor diesem Hintergrund scheint es wichtig, nicht nur im direkten persönlichen Kontakt, sondern ebenso in der wissenschaftlichen Perspektive die Gefühle von Ängsten und Sorgen ernst zu nehmen. Es darf und kann die in unserem heutigen Kulturkreis postulierte Ablösungs- und Auszugsforderung vor dem Hintergrund der heutigen Pluralisierungen der Lebens- und Familienformen<sup>541</sup> hinterfragt werden. Zudem darf die Frage aufgeworfen werden, ob eine Wohngruppe dem beworbenen Autonomiestreben immer gerecht wird oder ob es zu einer institutionalisierten und pädagogischen Abhängigkeit kommen kann.

„Behinderung“ ist vielfältig und abhängig von verschiedenen Faktoren.<sup>542</sup> Es lassen sich diese einzelnen Faktoren nur schwer isoliert betrachten. Das könnte eine mögliche Erklärung der sich widersprechenden Erkenntnisse in der Forschung sein. Insgesamt wird in diesen Studien meist die aktuelle Situation durch quantitative Erhebungen erfasst. Die Genese der aktuellen Situation der Familie, das Geworden-Sein wird dabei außer Acht gelassen. Aber erst mit einem Verständnis für das Geworden-Sein der aktuellen Lebenssituation auch in Bezug zum Leben in der Familie werden die Handlungen von Vätern wie auch von Müttern im Zusammenspiel verständlich.<sup>543</sup>

Aus forschungsmethodischer Sicht lässt sich feststellen, dass es sich bei der Thematik „Eltern von erwachsenen Menschen mit einer meist geistigen Behinderung“ um ein vorwiegend quantitativ erforschtes Feld handelt, in der die psychologische Perspektive im Vordergrund steht. Dabei stehen meist die Kinder selbst im Fokus (Prinzip der „Personenzentrierung“<sup>544</sup>). Das Thema *Auszug* bzw. *Ablösung* ist das übergeordnete Feld der Untersuchungen.<sup>545</sup> Damit wird an das aktuell bedeutende Thema „Alter und Behinderung“ in der heilpädagogischen Forschung angeknüpft. Diese Studien liefern wertvolle Daten. In jüngster Zeit gibt es einen zunehmenden Anteil qualitativer Studien. Charakteristisch ist dabei eine überwiegend elternnahe, ressourcenorientierte Herangehensweise. Somit konnten die Eltern zunehmend und dennoch zögerlich ihre Perspektiven ins Forschungsfeld einbrin-

---

<sup>540</sup> Siehe hierzu die Ausführungen von STAMM 2009b, S. 256 u. LINDMEIER/FEURER 2011, S. 123.

<sup>541</sup> Vgl. u.a. PEUCKERT 2008, S. 23.

<sup>542</sup> Vgl. SPECK 2005, S. 302.

<sup>543</sup> Vgl. HEYBERGER/SCHMIDT 2015, S. 63.

<sup>544</sup> Vgl. CARITAS BEHINDERTENHILFE UND PSYCHIATRIE E.V. U.A. 22.05.2015.

<sup>545</sup> STAMM 2009a, S. 12.

gen. Bis auf die Studie von Ute FISCHER (2008) (Schwerpunkt: Ablösung), eine erste unveröffentlichte Masterthesis mit biographisch-narrativen Interviews zu Müttern (Judith TRÖNDLE), einem Promotionsprojekt ebenfalls mit Müttern (Dominique HEYBERGER), einem Promotionsprojekt zu Paararrangements berufstätiger Eltern eines Kindes mit Behinderung (Judith TRÖNDLE) und zwei kurzen Fallrekonstruktionen im Rahmen des Projektes ElFamBe, welche in Auszügen veröffentlicht wurden, sind mir keine weiteren aktuellen explizit rekonstruktiv ausgerichteten Arbeiten bekannt.<sup>546</sup>

Lange Zeit wurde in der heilpädagogischen Fachliteratur (fast) ausschließlich die Perspektive der Mutter beschrieben. Bei der Verwendung des Begriffs „Eltern“ nimmt doch oft die Mutter den zentralen Platz ein, ihre Perspektive wird als Eltern- und Familienperspektive subsumiert, ihr Blick, ihre Bedürfnisse und Wünsche werden auf die Väter übertragen. Auffällig ist diesbezüglich, dass in der Forschung zu Eltern eine „Gender-Differenzierung“ meist nicht vorgenommen wird. Diese Stellung hängt jedoch nicht kausal mit dem Vermögen der Väter (psychologische Perspektive)<sup>547</sup>, sondern vielmehr mit der historischen Entwicklung der Behindertenhilfe und den damit verbunden gesellschaftlichen Zuschreibungen der Väter zusammen. Lange und teilweise bis heute wird den Vätern eine Unemotionalität gegenüber der Behinderung ihres Kindes unterstellt. Dies rechtfertigte, den Fokus auf die Mutter als Hauptbetreuungsperson zu legen („Pflege ist weiblich“). Wirkmächtige Bilder wie z.B. der „*Fliehende Vater*“, die in der Praxis und Forschung vorhanden sind, verhindern bis heute die Erweiterung des Blicks auf das Innere der Väter von erwachsenen Menschen mit (vorwiegend geistiger) Behinderung – sie „operieren“ im Dunkeln.

Aktuelle Schlagworte aus Untersuchungen zur Väterforschung sind: *Care-Arbeit*, *Berufliche Tätigkeit* und *Gatekeeping*. Sie finden sich ebenso in den wenigen Studien zu Vätern von Kindern mit Behinderung wieder. Diese Studien sind quantitativ geprägt, teilweise widersprüchlich und legen den Fokus auf die psychologische Perspektive. In diesem Zusammenhang wird die Rolle der professionellen Akteure diskutiert.

Hypothesen könnten lediglich anhand der wenigen Studien zu Eltern (meist Mutterperspektive) von erwachsenen Menschen mit Behinderung abgeleitet werden. Da es sich bei den vorhandenen Zugängen zum Feld meist um klassische hypothesen- und theorieprüfende Verfahren handelt, ist kritisch anzumerken, dass die gewählten Annahmen und Themenschwerpunkte (z.B.: Ablösungsparadigma) die Interpretation der gewonnenen Daten gefärbt haben könnten. Da die Forschung zu pflegenden Männern ebenfalls in den Kinderschuhen steckt, kann kaum auf gesicherte, valide Erkenntnisse als Anhaltspunkt bzw. Kontrastfolie zurückgriffen werden.

---

<sup>546</sup> Vgl. SCHMIDT 2015b (Fall Reimer siehe Anlage 5), TRÖNDLE 2015 (Fall Lauer) u. vgl. BURTSCHER/HEYBERGER/SCHMIDT 2015, S. 142f.

<sup>547</sup> Vgl. Kap. 1.3.2.2.

Aus der Herleitung geht hervor, dass das in dieser Arbeit behandelte Thema Terrain mit multiperspektivischem Forschungsbedarf ist, sowohl in der praktischen Arbeit als auch im Wissenschaftskontext. Hieraus ergeben sich folgende Forschungslücken, welche eines genaueren Blickes bedürfen.

Diese sind:

- den grundsätzlichen Bedarf, die Situation von Vätern, welche mit ihrem erwachsenen Kind mit Behinderung zusammenleben und damit verbunden deren Handlungsstrukturen und Genese zu verstehen;
- die fehlende differenzierte Genderperspektive in Bezug zu den Vätern und Müttern in der Behindertenhilfe sowie
- die Situation von pflegenden Männern.

## 2 ZIELSETZUNG UND ERKENNTNISINTERESSE – FORSCHUNGSFRAGE

*„Wenn wir jemandem helfen wollen, müssen wir zunächst herausfinden, wo er steht [und damit wo er herkommt, T.S.]. Das ist das Geheimnis der Fürsorge. Wenn wir das nicht tun können, ist es eine Illusion zu denken, wir könnten anderen Menschen helfen. Jemandem zu helfen impliziert, dass wir mehr verstehen als er, aber wir müssen zunächst verstehen, was er versteht“*

Søren KIERKEGAARD<sup>548</sup>

Aus heilpädagogischer Forschungsperspektive und Praxis sind die Väter von erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung eine kaum bekannte „Personengruppe“, gleichzeitig sind sie eine wichtige Unterstützungsperson für die Familie. In einem Forschungsfeld, das über Jahrzehnte an zum Teil diskreditierende Annahmen gegenüber Familien und besonders gegenüber Vätern von einem erwachsenen Kind mit Behinderung gebunden war und teilweise noch ist, erscheint mir der abduktive Zugang dringend geboten um ihr Wirken ohne hypothetische bzw. theoretische Vorannahmen darzustellen, zu beschreiben und zu erklären.

Die vorliegende Arbeit geht von folgender Annahmen aus: Die aktuelle Lebenssituation können wir erst vor dem Hintergrund ihrer Genese begreifen; nur so scheint ein Verständnis für die betroffenen Väter möglich d.h. die Lebensgeschichte, auch mit ihren gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, unsere Emotionen und damit unsere Handlungen färben.<sup>549</sup> Erst aus diesem Verstehen heraus und nicht aufgrund von vorhandenen Klischees oder einer entwicklungspsychologisch begründeten „Normalität“ können eventuelle Bedürfnisse von Vätern aus ihrer Sicht entdeckt und darauf aufbauend Hinweise für heilpädagogische Unterstützungs- und Begleitangebote für sie selbst abgeleitet werden. Diese Angebote kommen schlussendlich auch ihrem erwachsenen Kind mit (geistiger) Behinderung zugute.<sup>550</sup>

Die Zielsetzung dieser Forschungsarbeit ist somit, grundlegende Erkenntnisse zum Leben der Väter von erwachsenen Menschen mit (geistiger) Behinderung zu gewinnen und ihre Handlungsperspektive und damit auch ihre Sinnkonstruktion in den Blick zu nehmen, sie und damit ihre „Vaterschaft“ zu verstehen und zu erklären.

Aus den Erkenntnissen in der Beschäftigung mit den Biographien bietet sich aus heilpädagogischer Sicht an, nach den Familientätigkeiten der Vätern zu fragen. Auch, um die Genese der väterlichen Aufgaben in der Familie zu verstehen. Zudem wurde deutlich, dass die Tätigkeiten in Verbindung mit

---

<sup>548</sup> Søren KIERKEGAARD zit. in ZÖLLER/HUBER 2009, S. 113.

<sup>549</sup> Vgl. HÜLSHOFF 2006, S. 15ff. u. vgl. SCHMIDT 2012a, S. 9.

<sup>550</sup> Vgl. hierzu das vorherige Zitat von Søren KIERKEGAARD.

der Ansprechbarkeit der Väter stehen<sup>551</sup> und einen Zugang zu den Vätern bieten sowie daraus resultierend die mögliche Einbindung dieser in heilpädagogische Prozesse.

Aus diesen Überlegungen heraus stellt sich für mich die Forschungsfrage, welche Tätigkeiten Väter in ihrer Familie und im Umgang mit ihrem Kind mit Behinderung ausüben. Dahinter steht das übergeordnete Forschungsinteresse, herauszufinden, welche Sinnkonstruktionen hinter ihrem Handeln stehen und wie sie sich entwickelt haben. Es geht um einen „verstehenden Nachvollzug“ der herausgearbeiteten Vaterschaften.

---

<sup>551</sup> Vertiefend siehe Kap. 5.1.4.

### 3 METHODOLOGISCHE VERORTUNG UND METHODISCHES VORGEHEN - FORSCHUNGSDESIGN

Es stellt sich nun die Frage: Mit welchem Forschungsdesign kann das beschriebene Forschungsinteresse<sup>552</sup> untersucht werden? Gelingen soll dies mit Hilfe von exemplarisch rekonstruierten Lebensgeschichten (mit Familiengeschichte) von Vätern, welche zusammen mit ihrem erwachsenen Kind mit geistiger Behinderung leben. Damit wird die gesamte Lebensspanne (offenbarte und recherchierte) in ihrer Entwicklung und den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen beachtet. Das Neue, Innovative und Gewinnbringende an diesem Vorgehen ist, dass nicht nur die aktuelle Lebenssituation oder ein ausgewählter Ausschnitt der Lebensgeschichte der Väter oder der Söhne und Töchter im Bezug zum Vater, wie z.B. der Kindheit, betrachtet wird.

Für das Forschungsinteresse in Verbindung mit dem beobachteten Phänomen bietet sich ein offennarrativer Zugang an.<sup>553</sup> Dieser gibt den Vätern die Möglichkeit, ihre Themen zu präsentieren, ohne sie durch eine Frage von meiner Seite aus einzuengen. In dieser Fallstudie geht es um eine Beschreibung bzw. eine Rekonstruktion der Lebensgeschichten von Vätern und damit um eine Beschreibung von permanenten Vaterschaften. Durch die Betrachtung der Biographien hat diese Einzelfallstudie einen retrospektiven Charakter.<sup>554</sup> Die soziologische Perspektive ist dahingehend interessant, dass sie u.a. nach den Formen des Zusammenlebens, den Strukturen des „sozialen Handelns“ eines Einzelnen und dem „sozialen Gebilde“ fragt.<sup>555</sup> d.h. auch das Handeln der Väter im Gebilde der „Familie“ und in der Interaktion mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen betrachtet, beschreibt und erklärt. Nach Max WEBER (1972) kann Soziologie definiert werden als:

„[...] eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will. ‚Handeln‘ soll dabei ein menschliches Verhalten (einerlei ob äußeres oder innerliches Tun, Unterlassen oder Dulden) heißen, wenn und insofern als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven Sinn verbinden. ‚Soziales‘ Handeln aber soll ein solches Handeln heißen, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten *anderer* bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist.“<sup>556</sup>

Aus diesem Interesse heraus sind mein methodisches Vorgehen und damit das Forschungsdesign nach der „Interpretativen Sozialforschung“, ein Ansatz aus der soziologischen Biographieforschung nach Gabriele ROSENTHAL, zielführend. Nach Gabriele ROSENTHAL (2008) selbst bildet das von ihr entwickelte methodische Vorgehen u.a. folgende Chancen: eine Erforschung eines unbekannten Phänomens, die Rekonstruktion von komplexen Handlungsstrukturen am Einzelfall, die Deskription sozialen Handelns sowie die Rekonstruktion von Sinnkonstruktionen.<sup>557</sup> Meine Fragestellung wurde

<sup>552</sup> Siehe Kap. 2.

<sup>553</sup> Vgl. LAMNEK 2010, S. 349.

<sup>554</sup> Vgl. FLICK 2011, S. 177, S. 180 u. S. 185 sowie vgl. ROSENTHAL 1995, S. 215f.

<sup>555</sup> Vgl. SCHÄFFERS 2001a, S. 333.

<sup>556</sup> WEBER zit. in ROSENTHAL 2008, S. 30.

<sup>557</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 26 u. Kap. „Einführung“.



geleitet von der Haltung des „verstehenden Nachvollzugs“<sup>558</sup>. Die Methode ist in dieser Arbeit das „Erhebungs- und Auswertungsmittel“, um eine Datenbasis zu schaffen, welche Grundlage für weitere Überlegungen und Forschungen zu einer heilpädagogischen Begleitung und Unterstützung der Väter sein soll.<sup>559</sup> Zum Einstieg in dieses Kapitel kläre ich die methodologische Verortung und das methodische Vorgehen im Forschungsprozess dieser Arbeit, um mit der Beschreibung des Samples und der Auswertung abzuschließen.

### **3.1 THEORETISCHE UND METHODOLOGISCHE VERORTUNG – SOZIOLOGISCHE, BIOGRAPHISCHE UND REKONSTRUKTIVE SOZIALFORSCHUNG**

Das beobachtete Phänomen und damit das Erkenntnisinteresse, das Wirken von Vätern eines erwachsenen Kindes mit geistiger Behinderung ohne theoretisches Vorwissen und ohne Hypothesen auch in ihrer Genese anzusprechen und zu beschreiben sowie zu erklären ist thematisch, im Bereich der Heilpädagogik angesiedelt. Als Zugang zum Erkenntnisinteresse fiel die Wahl, wie zuvor beschrieben, bei der Durchführung der Erhebung als auch bei der Aufbereitung und Auswertung der Daten auf den soziologisch-biographisch-theoretischen Untersuchungsansatz, der „Interpretativen Sozialforschung“ nach Gabriele ROSENTHAL (1995, 2008).<sup>560</sup> Dieser Untersuchungsansatz wird der verstehenden oder interpretativen Soziologie und einer mikrosoziologischen Perspektive zugeordnet.<sup>561</sup> Diese Herangehensweise ermöglicht es, die Lebensgeschichte der Väter sowohl in ihrer Entwicklung als auch in der gegenwärtigen rückblickenden Deutung zugleich wahrnehmen und nachvollziehen zu können und als „[...] ein individuelles und ein soziales Produkt“<sup>562</sup> zu erkennen.

Es stellt sich nun die Frage: Welche grundlagentheoretischen und methodologischen Annahmen liegen der „Interpretativen Sozialforschung“ nach Gabriele Rosenthal zugrunde? Wie gestaltet sich das methodische Vorgehen? Diese Ausführungen sollen dazu dienen, die gewonnenen Daten in ihrer Reichweite und ihren Grenzen einordnen zu können. Zuvor erfolgt eine skizzenhafte Darstellung der Wurzeln der biographischen Ansätze im Allgemeinen und damit auch der „Interpretativen Sozialforschung“. Ausführliche Ausführungen des im Folgenden Zusammengefassten befinden sich bei Werner FUCHS-HEINRITZ (2009) und Gabriele ROSENTHAL (1995, 2008). Eine Sammlung der Grundlagentexte zur Methodologie der Interpretativen Sozialforschung haben Jörg STRÜBING und Bernt SCHNETTLER (2004) zusammengetragen.

#### **3.1.1 ZU DEN WURZELN DER INTERPRETATIVEN SOZIALFORSCHUNG**

Der Begriff „Biographieforschung“ lässt an einen Methodenansatz in der Forschung denken, mit gemeinsamen Grundlagen, die einen Ansatz gemeinhin ausmachen. Dieses einheitliche Bild trifft jedoch

<sup>558</sup> KÖTTIG 2004, S. 61.

<sup>559</sup> Siehe Kap. 6.

<sup>560</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 162f.

<sup>561</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 29 u. vgl. KÖTTIG 2004, S. 61.

<sup>562</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 137.

auf die momentane Situation der biographisch orientierten Forschungslandschaft nicht zu. So schlagen u.a. Gisela JAKOB (2010) und Werner FUCHS-HEINRITZ (2009) vor, die Begrifflichkeit „biographische Forschungsansätze“ für die Gesamtheit der biographisch orientierten Forschungsmethoden zu verwenden. Die Biographieforschung gehört weder der Psychologie noch der Soziologie, weder den Geschichtswissenschaften, der Volkskunde, der Ethnologie, noch den Erziehungswissenschaften alleine an.<sup>563</sup> Jeder der Wissenschaftszweige hat verschiedene Erkenntnisinteressen und Fokusse. So zielt z.B. der Ansatz in der Psychologie, insbesondere der der analytischen Perspektive, auf die Entdeckung von Persönlichkeitsstrukturen auf Grundlage lebensgeschichtlicher Stegreiferzählung<sup>564</sup> ab. In der erziehungswissenschaftlichen Perspektive steht die Lern- und Bildungsgeschichte eines Biographen<sup>565</sup> im Zentrum. Die Soziologie hingegen lenkt ihren Blick sowohl auf die Gesellschaft<sup>566</sup> und deren Systeme, als auch auf das Erleben der Biographen sowie deren Verhalten und Handlungen.<sup>567</sup> Dabei gehe ich im Rahmen dieser Arbeit nicht auf die Bandbreite von theoretischen Ansätzen zur Biographie ein. Ich verweise an dieser Stelle lediglich stellvertretend auf die theoretischen Grundlagen u.a. von Wolfram FISCHER und Martin KOHLI (1987), Wolfram FISCHER-ROSENTHAL und Peter ALHEIT (1995); Gabriele ROSENTHAL (1995, 2008); Bettina DAUSIN (1996); Peter ALHEIT und Bettina DAUSIN (2000); Bettina VÖLTER, Bettina DAUSIN, Helma LUTZ und Gabriele ROSENTHAL (2005). Neben der zuvor genannten Grundlagenliteratur ist in den letzten Jahren eine Reihe von Forschungsvorhaben mit Hilfe der Interpretativen Sozialforschung durchgeführt worden.<sup>568</sup>

Die Geschichte der biographischen Forschung im universitären Kontext begann in den 1920er Jahren und verlief in der Psychologie und Soziologie annähernd parallel. Für die universitäre psychologische Forschung ist in dieser Zeit vor allem die Psychoanalyse kennzeichnend. Psychoanalytische Gespräche sind nicht nur ein biographisches Forschungsverfahren, sondern darüber hinaus hat Sigmund FREUD historische und biographische Quellen von Personen der Geschichte interpretiert (z.B. Leonardo da Vinci oder Mose). Seine Arbeiten nehmen jedoch nicht das gesamte Leben der Person in den Blick, sondern untersuchen vor allem prägende Erlebnisse aus der Kindheit und Jugend und geben ihr

<sup>563</sup> Vgl. JAKOB 2010, S. 219 u. vgl. FUCHS-HEINRITZ 2009, S. 9ff.

<sup>564</sup> Fritz SCHÜTZE (1984) verwendet hierfür den Begriff „kognitive Figur des autobiographischen Stegreiferzählens“.

<sup>565</sup> Mit der Verwendung des Wortes „Biograph“ lehne ich mich an Gabriele ROSENTHAL an, welche auch von „BiographInnen“ spricht (vgl. u.a. ROSENTHAL 2008, S.172). In dieser Arbeit nutze ich der Einfachheit halber das Wort die männlichen Wortformen „Biograph“/„Erzähler“, da mir Väter ihre Biographie erzählt haben. Das Dargestellte kann jedoch auch auf jede Person angewandt werden.

<sup>566</sup> Zur „Gesellschaft“ wird in dieser Arbeit folgendes Verständnis zugrunde gelegt: „[...] dass sie da existiert, wo mehrere Individuen in Wechselwirkung treten. Irgendeine Anzahl von Menschen wird nicht dadurch zur Gesellschaft, dass in jedem für sich irgendein sachlich bestimmter oder ihn individuell bewegender Lebensinhalt besteht; sondern erst, wenn die Lebendigkeit dieser Inhalte die Form der gegenseitigen Beeinflussung gewinnt, wenn eine Wirkung von einem auf das andere – unmittelbar oder durch ein Drittes vermittelt – stattfindet, ist aus dem bloß räumlichen Nebeneinander oder auch zeitlichen Nacheinander der Menschen eine Gesellschaft geworden“ (SIMMEL 1992 zit. in ROSENTHAL 2008, S. 29). In dieser Konzeption wird Gesellschaft „[...] als ein durch den Prozess der Interaktion stets neu hervorgebrachtes Produkt verstanden und nicht als ein vorgegebenes statisches Gebilde“ (ebd.). SIMMELS Verständnis liefert somit bedeutende basistheoretische Vorarbeiten für ein sequenziell rekonstruktives und mikrosoziologisches Vorgehen der interpretativen Sozialforschung (vgl. ebd.).

<sup>567</sup> Vgl. KRÜGER 2006, S. 14 u. vgl. ROSENTHAL/FISCHER-ROSENTHAL 2012, S. 456f.

<sup>568</sup> Zu nennen sind hier u.a. die Untersuchungen von Carla WESSELMANN (2009), Michaela KÖTTIG (2004), Ingrid MIETHE, Claudia KAJATIN und Jana POHL (2004), Ingrid MIETHE (1999) und Gaby STRASSBURGER (2003).

besondere Bedeutung. In den 1920er bis 1930er Jahren erlebte die biographische Forschung am psychologischen Institut der Universität Wien im Umkreis von Karl und Charlotte BLÜHER eine Blüte. Aufgrund ihrer Studien zu Kindheit und Jugend forderten sie in ihrem Werk „Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem“ (1933), einzelne Handlungen vor dem Hintergrund der gesamten Lebensspanne zu sehen.<sup>569</sup>

Als Beginn des soziologischen biographischen Forschungsansatzes wird die Arbeit von William Isaac THOMAS und Florian ZNANIECKI (1918-1920) mit der Migrationsstudie „The Polish peasant in Europe and Amercia“<sup>570</sup> von der Universität in Chicago gesehen. Diese Studie hat gleich in mehrerer Hinsicht Neuland betreten: mit der Orientierung am Einzelfall, der biographischen Sozialwissenschaft, der Auswertung von „personal documents“ und der Arbeit mit Menschen mit Migrationshintergrund.<sup>571</sup> In dieser Studie stellten sie neben Dokumentenanalysen des Migrationsprozesses die Biographie eines polnischen Migranten dar. Sie schreiben, sie waren *„sicher, dass persönliche Lebensberichte – so vollständig wie möglich – den perfekten Typ von soziologischem Material darstellen“*<sup>572</sup>. Sie sind der Auffassung, dass autobiographische Daten den Zugang zu subjektiven Einstellungen und Erfahrungen ermöglichen. Aus dieser Studie entwickelte sich am dortigen soziologischen Institut durch die Aktivitäten von Ernst W. BURGESS und Robert E. PARK die biographische Methode. Bei ihren Arbeiten erkannten sie die Bedeutung der Erfassung der subjektiven Sicht, des sozialen Handelns vor dem Hintergrund der Handlungsgeschichte und deren unterschiedliche Milieus. Hinzu kommt das Erkennen des Gewinns aus der Rekonstruktion der sozialen Lebenswelt und deren Nutzen für Anregungen in der sozialen Praxis.<sup>573</sup>

Ab den 1970er Jahren besinnt sich die Soziologie zurück auf die Arbeiten der Forscher der Chicago School und es kommt zu einer regelrechten Blüte der Interpretativen Sozialforschung gerade im deutschsprachigen Raum. „Soziologie des Lebenslaufs“, herausgegeben von Martin KOHLI 1978, war der erste Sammelband zur soziologischen Biographieforschung. In diese Zeit fällt ebenfalls die Entwicklung der Erhebungsmethode des narrativen Interviews nach Fritz SCHÜTZE (1983), welches sich in der „biographischen Forschung“ etabliert und sie gefördert hat.<sup>574</sup> Es folgten u.a. 1984 neben Günter ROBERT der von Martin KOHLI herausgegebene Band „Biographie und Soziale Wirklichkeit“. Im gleichen Jahr veröffentlichte Werner FUCHS seine Einführung in die Biographieforschung. Mit seinen pragmatischen und empirischen Schriften hat Martin KOHLI maßgeblich zu der Etablierung und Verbreitung der Biographieforschung in Deutschland beigetragen. Bis heute haben sich die biographischen Forschungsansätze auch in anderen sozialen und humanwissenschaftlichen Fachdisziplinen etabliert

<sup>569</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 161f.

<sup>570</sup> Eine gekürzte Form der methodologischen Vorbemerkung zu dieser Studie von den beiden Autoren findet sich bei STRÜBING/SCHNETTLER 2004, S. 247-266.

<sup>571</sup> Vgl. STRÜBING/SCHNETTLER 2004, S. 247.

<sup>572</sup> THOMAS/ZNANIECKI (1958) zit. in ROSENTHAL 2008, S. 162.

<sup>573</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 162.

<sup>574</sup> Siehe Kap. 3.2.1 (Erhebungsmethode) u. vgl. ROSENTHAL 1995, S. 12.

(siehe oben). Die Disziplin der Psychologie entdeckte in den vergangenen Jahren dieses Konzept wieder neu.<sup>575</sup>

### 3.1.2 ZU DEN METHODOLOGISCHEN UND THEORETISCHEN VORANNAHMEN

Die Hintergrundtheorien der Interpretativen Sozialforschung nach Gabriele ROSENTHAL beruhen auf zwei methodologischen Fundamenten: dem Fundament der Theorie des „Symbolischen Interaktionismus“, welcher auf der Identitätstheorie von Georg Herbert MEAD (1863-1931) und seinem Schüler Herbert BLUMER formuliert wurde, sowie auf dem Fundament der Methodologie der „verstehenden Soziologie“<sup>576</sup> (1913; 1921) nach Max WEBER (1864-1920), welche von Alfred SCHÜTZ (1899-1959) weiterentwickelt wurde.<sup>577</sup>

#### ***Zum Symbolischen Interaktionismus***

Siegfried LAMNEK (2010) schreibt:

„Unter symbolischer Interaktion versteht man [...] ein wechselseitiges, aufeinander bezogenes Verhalten von Personen und Gruppen unter Verwendung gemeinsamer Symbole, wobei eine Ausrichtung an den Erwartungen der Handlungspartner aneinander erfolgt. Daneben gibt es auch nicht-symbolische Interaktionen, d.h. reflexartiges aufeinander bezogenes Verhalten [...]“<sup>578</sup>

Die Sprache ist dabei ein besonders wichtiges Symbol.<sup>579</sup> Drei methodologische Aussagen können konkretisiert werden: 1.) Menschen handeln auf der Grundlage der Bedeutung der Objekte (auch Personen), die sie für sie haben. 2.) Das Zusammenleben wird als ein Prozess der Entwicklung von Handlungsstrukturen verstanden. 3.) Eine Person steht einer aktuellen Situation gegenüber und arbeitet eine Handlungslinie heraus. Dies gilt sowohl für kollektive als auch individuelle Aktivitäten des Handelnden. Das Handlungskonzept wird aufgrund von Beobachtungen von Interaktionsprozessen und den sich daraus ergebenden Kategorien zusammengesetzt. Die Bedeutung ist dabei nicht statisch, sondern wird in einer interaktiven Aushandlung immer wieder ermittelt. Diese Überlegungen können sowohl auf Organisationen, Instruktionen oder Schichtstrukturen übertragen werden.<sup>580</sup> Herbert BLUMER (1973) schreibt als Handlungsmaxime für Forschende:

„Berücksichtigen Sie die Beschaffenheit der empirischen Welt und bilden Sie eine methodologische Position aus, um diese Berücksichtigung zu reflektieren. Dies ist das, was meines Erachtens der symbolische Interaktionismus zu tun bemüht ist.“<sup>581</sup>

<sup>575</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 162f.

<sup>576</sup> Obgleich diese zu ihrer Zeit stärker auf theoretische und makrosoziologische Fragestellungen ausgerichtet waren, liefern sie Grundlagen für die Methodologie der interpretativen Methoden (vgl. ROSENTHAL 2008, S. 29).

<sup>577</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 29ff. u. vgl. WESSELMANN 2009, S. 64.

<sup>578</sup> LAMNEK 2010, S. 35.

<sup>579</sup> Vgl. ebd.

<sup>580</sup> Vgl. LAMNEK 2010, S. 77 u. vgl. DENZIN 2012, S. 138f.

<sup>581</sup> BLUMER 1973 zit. in LAMNEK 2010, S. 77.

Der symbolische Interaktionismus ist den „Verhaltens- und Handlungstheorien“ in der Soziologie zuzuordnen.<sup>582</sup>

### **Zur „verstehenden Soziologie“**

Das zweite methodologische Fundament bildet die „verstehende Soziologie“, welche in erster Linie mit den Überlegungen von Max WEBER in Verbindung gebracht wird und von Alfred SCHÜTZ weiter entwickelt wurde.<sup>583</sup> Auf die „verstehende Soziologie“ gehe ich in der Folge näher ein.

Das Erkenntnisinteresse von Max WEBER bezieht sich auf die empirische Wirklichkeit, die er wie folgt versteht:

„Wir wollen die uns umgebende Wirklichkeit des Lebens, in welches wir hineingestellt sind, in ihrer Eigenart verstehen - den Zusammenhang und die Kulturbedeutung ihrer einzelnen Erscheinungen in ihrer heutigen Gestaltung einerseits, die Gründe ihres geschichtlichen so-und-nicht-anders Gewordenseins andererseits.“<sup>584</sup>

Anders formuliert – Ziel ist, den subjektiven Sinn des sozialen Handelns prozesshaft zu verstehen. Warum haben sich z.B. die Väter entschieden, mit ihrem erwachsenen Kind mit Behinderung zusammen zu wohnen? Dabei geht Max WEBER von der Existenz eines Sinnes aus. In der Folge erweitert Alfred SCHÜTZ die Sinnsuche mit den Fragen: Wie konstruiert sich der subjektive Sinn, und wie wird er objektiv von anderen verstanden?<sup>585</sup> Somit liegt die grundsätzliche Annahme der interpretativen Sozialforschung darin, dass Personen auf Grundlage ihrer Deutungen der sozialen Wirklichkeit handeln. Weiterführend soll es in dieser Untersuchung darum gehen, wie Professionelle in der Behindertenhilfe diesen subjektiven Sinn verstehen können.

Im Gegensatz zu Max WEBER geht Alfred SCHÜTZ einen Schritt zurück und fragt nicht ausschließlich nach Handlungsmotiven, sondern setzt diese in Bezug zur umgebenden Sozialwelt. Dadurch verknüpft er die Phänomenologie,<sup>586</sup> das Konzept der Lebenswelt von Edmund HUSSERL (1859-1938), mit dem verstehenden Ansatz von Max WEBER.<sup>587</sup> Die Auffassung von Edmund HUSSERL von der „Welt der natürlichen Einstellung“<sup>588</sup> ist die Welt unseres alltäglichen Lebens. Diese Welt ist uns vertraut, wir nehmen sie als selbstverständlich hin und sie ist uns allen gemeinsam, das heißt, es ist eine intersub-

<sup>582</sup> Vgl. PEUCKERT 2001b, S. 353ff.

<sup>583</sup> Vgl. WESSELMANN 2009, S. 64; vgl. ROSENTHAL 2008, S. 26ff. u. S. 165; vgl. ROSENTHAL/FISCHER-ROSENTHAL 2012, S. 458 sowie das Buch „Methodologie interpretativer Sozialforschung, Klassische Grundlagentexte“ von STRÜBING/SCHNETTLER 2004.

<sup>584</sup> WEBER 2004, S. 65.

<sup>585</sup> Vgl. WESSELMANN 2009, S. 64f.

<sup>586</sup> Phänomenologie bei Edmund HUSSERL hat seine Grundlage darin, dass sie sich für die Erfassung des Wesens einer Erscheinung interessiert, und sich nicht ausschließlich auf Beobachtungen von Vorgängen im Sinn von naturwissenschaftlichen Erkenntnissen bezieht. Aus diesem Ansatz heraus werden auch Bewusstseinsgegebenheiten zum Untersuchungsgegenstand und nicht nur konkrete, sinnliche Dinge oder Vorgänge. Sie ist vorurteilsfrei und lässt das theoretische Wissen außen vor. Das heißt, es wird sich fremdgemacht, der Gegenstand wird ohne Vorwissen betrachtet bis die Struktur und das Wesen von selbst sichtbar wird (vgl. LAMNEK 2010, S. 45).

<sup>587</sup> Vgl. PEUCKERT 2001b, S. 357 u. vgl. WESSELMANN 2009, S. 65.

<sup>588</sup> HUSSERL zit. in PEUCKERT 2001b, S. 357.

jektive Welt.<sup>589</sup> Ausgehend von den beiden Ansätzen von Max WEBER und Edmund HUSSERL entwickelt Alfred SCHÜTZ die soziologische Theorie der „Lebenswelt“.<sup>590</sup> Alfred SCHÜTZ ist damit der bedeutendste Vertreter der phänomenologischen Soziologie. Sie lässt sich methodologisch zu den mikrosoziologischen Theorieansätzen sowie inhaltlich in die Systematik der Verhaltens- und Handlungstheorien einordnen.<sup>591</sup> Der phänomenologische Ansatz in der Soziologie nimmt die Beschaffenheit der *alltäglichen Lebenswelt* als seinen Untersuchungsgegenstand. Es geht um die Identifizierung des Alltagslebens in seinen Grundstrukturen. Im Zentrum steht die Art und Weise, wie soziale Akteure ihr Handeln typisieren und auf welches vorhandene Wissen sie zugreifen, um ihrem Handeln Sinn zu verleihen.<sup>592</sup> Alfred SCHÜTZ sieht als Aufgabe der Soziologie

„[...] den durch das wechselseitige Handeln der Menschen entstehenden sinnhaften Aufbau der sozialen Wirklichkeit zu rekonstruieren.“<sup>593</sup>

Sein Augenmerk liegt dabei auf dem „Alltag“. In seinem Verständnis von „Lebenswelt“ sieht Alfred SCHÜTZ die gegebene Wirklichkeit, welche intersubjektiv strukturiert ist. Eine Person wird hineingeboren in die intersubjektive Wirklichkeit. In dieser Welt bekommt sie Zugang zum gesellschaftlich „verfügbaren Wissensvorrat“<sup>594</sup>, wie es Alfred SCHÜTZ nennt. Dieser Wissensvorrat ist an die biographische Situation gebunden. Das bedeutet auch, dass diese Welt immer schon eine interpretierte Welt ist.<sup>595</sup> Diese ist weitgehend sozial vermittelt und hat Sinn sowie Ordnung.<sup>596</sup> Die Verknüpfung der intersubjektiven Sozialwelt und den Sinn des sozialen Handelns einer Person herzustellen, stellt einen hohen Anspruch dar. Um die alltägliche Sozialwelt und das Handeln einer Person auslegen zu können, beschreibt Alfred SCHÜTZ die Mechanismen, die ein Verstehen (Fremdverstehen) eines Gegenübers ermöglichen. Aus der Perspektive der hier vorliegenden Arbeit seien hier vor allem drei Mechanismen genannt: erstens ein Verstehen aus den gemachten Erfahrungen der Vergangenheit; zweitens die Annahme, dass angenommen wird, dass die Erfahrung im Gestern ihre Gültigkeit für ähnlich empfundene Situationen im Heute behält und drittens, das Handeln des Gegenübers zu typisieren.<sup>597</sup> Hinzu kommt, dass diese Mechanismen sich gegenseitig bedingen. Zudem entwickelte er die These, dass ein Wechsel der Perspektive („Reziprozität der Perspektiven“)<sup>598</sup> möglich ist, dessen Fundament auf den gedanklichen Konstruktionen eines jeden Einzelnen ruht. Das „*Common-Sense*-

<sup>589</sup> Vgl. PEUCKERT 2001b, S. 357.

<sup>590</sup> Vgl. ENDREß 2006, S. 338.

<sup>591</sup> Die Zielperspektive der mikrosoziologischen Theorieansätze ist auf die Handlungsebene von Kleingruppen und Individuen bezogen (vgl. GUKENBIEHL/SCHÄFERS 2001, S. 342).

<sup>592</sup> Vgl. PEUCKERT 2001b, S. 356f.

<sup>593</sup> ENDREß 2006, S. 338.

<sup>594</sup> SCHÜTZ zit. in PEUCKERT 2001b, S. 357.

<sup>595</sup> Vgl. PEUCKERT 2001b, S. 357.

<sup>596</sup> Alfred SCHÜTZ weist darauf hin, dass das Wissen einer Person nur zu einem geringen Teil auf eigenen Erfahrungen aufbaut. Der weitaus größere Teil ist von dem sozialen Umfeld (z.B. Familie, Freunde, Lehrer, Trainer) abgeleitet (vgl. SCHÜTZ 2004, S. 166 u. vgl. PEUCKERT 2001b, S. 357).

<sup>597</sup> Vgl. SCHÜTZ 2004, S. 168-171 u. vgl. WESSELMANN 2009, S. 65.

<sup>598</sup> Vgl. SCHÜTZ 2004, S. 164f. u. vgl. PEUCKERT 2001b, S. 357.

Wissen<sup>599</sup> wird also nicht nur zwischen zwei Personen geteilt, die in einer Beziehung zueinander stehen, sondern es wird gezeigt, dass die umgebende Sozialwelt ebenfalls intersubjektiv konstruiert ist. Aus dieser Tatsache heraus leitet Alfred SCHÜTZ ab, dass in dieser Welt lebende Personen theoretischen Zugang zum Wissensvorrat haben.<sup>600</sup>

Gabriele ROSENTHAL nennt drei grundlagentheoretische Vorannahmen, um Zugang zu diesem Wissensvorrat einer Person zu bekommen:

- „1. Um soziale oder psychische Phänomene verstehen und erklären zu können, müssen wir ihre *Genese* – den Prozess ihrer Entstehung, Aufrechterhaltung und Veränderung – rekonstruieren.
2. Um das Handeln von Menschen verstehen und erklären zu können, ist es notwendig, sowohl die Perspektiven des Handelnden als auch die Handlungsabläufe selbst kennen zu lernen. Wir wollen erfahren, was sie konkret erlebt haben, welche Bedeutung sie ihren Handlungen damals gaben und heute zuweisen und in welchen biographisch konstituierten Sinnzusammenhang sie ihre Erlebnisse und Handlungen stellen.
3. Um die Aussagen eines Interviewten/Biographen über bestimmte Themenbereiche und Erlebnisse seiner Vergangenheit verstehen und erklären zu können, ist es notwendig, sie eingebettet in den Gesamtzusammenhang seines gegenwärtigen Lebens und in seine daraus resultierenden Gegenwarts- und Zukunftsperspektive zu interpretieren.“<sup>601</sup>

Die Begriffe „Verstehen“ und „Erklären“ verwendet sie in diesem Zusammen ebenfalls im Sinne von Max WEBER. Gabriele ROSENTHAL sieht die Aufgabe des/der Forscher\_in zunächst darin, den gemeinsamen Sinn des Handelns des Biographen zu verstehen und darüber sein Handeln sowie die Folge seines Handelns in der Interaktion mit den Anderen im Prozess zu sehen und zu verstehen.<sup>602</sup>

Allerdings wird: Die Komplexität des Fremdverstehen nie in Gänze zu lösen sein und es bleibt immer ein Moment der Intersubjektivität bestehen.<sup>603</sup> Wir praktizieren dieses „Fremdverstehen“ ständig in alltäglichen Prozessen und Beziehungen, ohne dass es uns bewusst ist. In der Alltagssituation tritt der komplexe Vorgang des Verstehens einem Verstehen im Kontext des wissenschaftlichen Verstehens entgegen. So setzen die Alltagssituationen bei der Alltagsdeutung (erster Grad) an. Bei sozialwissenschaftlichen Verstehenskonstruktionen handelt es sich immer um Konstruktionen und Deutungen „zweiten Grades“<sup>604 605</sup>.

Das Moment der Intersubjektivität, verwoben mit der Frage nach dem Sinn von Handlungen, nimmt in der Identitätstheorie Georg Herbert MEADS und später im symbolischen Interaktionismus (Herbert BLUMER) eine wichtige Rolle ein. In ihrem Sinne geht es in erster Linie um einen Sinn, welcher sich in

<sup>599</sup> In der ersten Übersetzung des Begriffes aus dem Englischen ins deutsche wurde es mit „alltäglicher Erfahrung“, „Alltagsverstand“ u.a. kontextabhängig übersetzt (vgl. STRÜBING/SCHNETTLER 2004, S. 158 (Fußnote)).

<sup>600</sup> Vgl. SCHÜTZ 2004, S. 168-171 u. vgl. WESSELMANN 2009, S. 66.

<sup>601</sup> ROSENTHAL 2008, S. 165.

<sup>602</sup> Vgl. ebd.

<sup>603</sup> Vgl. SCHÜTZ 2004, S. 170 u. vgl. WESSELMANN 2009, S. 66.

<sup>604</sup> Max WEBER sieht den wissenschaftlichen Anspruch an Objektivität allein in der an die soziale Wirklichkeit angepassten Methodenauswahl (vgl. STRÜBING/SCHNETTLER 2004, S. 43).

<sup>605</sup> Vgl. SCHÜTZ 2004, S. 159f. u. vgl. WESSELMANN 2009, S. 66.

der momentanen Interaktion zwischen z.B. in diesem Fall Professionellen der Behindertenhilfe und dem Vater eines erwachsenen Kindes mit Behinderung herauskristallisieren kann. Dabei können Spannungsfelder der Selbst- und Fremdwahrnehmung entstehen. Diese bestimmen die Zusammenarbeit der professionellen Akteure in der Behindertenhilfe mit den Vätern und nehmen eine nicht zu unterschätzende Rolle ein. Diese Sinnzuschreibung ist in dieser Situation viel stärker an die konkreten Interaktionen zwischen den Beteiligten gebunden als das Verständnis der Theorie der „Lebenswelt“ nach Alfred SCHÜTZ<sup>606</sup>, bei der Vorhandenes im Vordergrund steht, z.B. der Sinn des Zusammenwohnens für den Vater mit seinem erwachsenen Kind mit Behinderung.<sup>607</sup> Zusammengefasst liegt die grundsätzliche Annahme der interpretativen Sozialforschung darin, dass Personen auf Grundlage ihrer Deutungen der sozialen Wirklichkeit handeln. Diese Wirklichkeit wird nach bestimmten sozialen Regeln interaktiv immer wieder neu hergestellt. Als übergeordnetes Forschungsinteresse gilt es somit herauszufinden, wie die Alltagshandelnden selbst ihre Wirklichkeit konstruieren, wie sie ihre Welt erleben und deuten. Dabei wird auf kollektive Wissensbestände zurückgegriffen, welche ein Verstehen ermöglichen.

Die interpretative Biographieforschung hat demnach nicht das Ziel einer numerischen Häufigkeit, sondern strebt eine theoretische Verallgemeinerung am Einzelfall an – „*das allgemeine im individuellen Fall*.“<sup>608</sup> Mit Hilfe der Analyse von erzählten Biographien wird es möglich, Wechselbeziehungen zwischen Einzelmensch und Gesellschaft und die gegenwärtige Bedeutung der kollektiven Vergangenheit mit einfließen zu lassen. Die kollektive Geschichte und die Geschichte des Individuums, die kollektive Wirklichkeit und die intersubjektive Wirklichkeit durchfärben sich gegenseitig.<sup>609</sup> So sind Biographien sowohl von ihrer Entwicklung her als auch in ihrem gegenwärtig gedeuteten Rückblick des Erzählers immer beides gleichzeitig: „[...] *ein individuelles und soziales Produkt*“<sup>610</sup>.

Vor allem in der deutschen soziologischen Biographieforschung nehmen die Forscher\_innen die gesamte Lebensgeschichte sowohl in ihrer Konstruktion aus der Gegenwartsperspektive als auch in ihrer Genese heraus in den Blick. Bei der Erhebung der Lebensgeschichte wird daher keine bestimmte Lebensphase herausgelöst erhoben.<sup>611</sup> Ein Lebensbereich oder eine Phase, wie z.B. das Vater-Sein von einem Kind mit Behinderung, sollte erst analysiert werden, wenn die Gestalt bzw. die Struktur der Lebensgeschichte und der Lebenserzählung rekonstruiert worden ist. Das eigentliche Forschungsinteresse wird somit zunächst zurückgestellt.<sup>612</sup>

<sup>606</sup> Siehe zuvor.

<sup>607</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 31f. u. vgl. WESSELMANN 2009, S. 66f.

<sup>608</sup> ROSENTHAL 2008, S. 169.

<sup>609</sup> Vgl. ebd., S. 172.

<sup>610</sup> Ebd.

<sup>611</sup> Vgl. ebd., S. 173.

<sup>612</sup> Vgl. ebd., S. 174.



### 3.1.3 ZUM GEGENSTAND UND KONSTRUKT BIOGRAPHIE

*„Unsere Lebensgeschichten sind datengestützte Erfindungen:  
Wir nehmen nur wahr, was wir wahrnehmen wollen,  
und erinnern uns nur an das, woran uns erinnern nützlich erscheint.  
Nur deshalb halten wir den Verlauf unseres Lebens  
für eine plausible, zwangsläufige Entwicklung.“<sup>613</sup>*

Wenn eine Person aus ihrem Leben erzählt, berichtet sie von Entscheidungen, Handlungen, Entwicklungen. Das „Ich“ stellt seinen Weg durch günstige und schwierige soziale Bedingungen und Faktoren dar.<sup>614</sup> Biographische Erzählungen von Vätern erwachsener Menschen mit Behinderung als Untersuchungsgegenstand, Datenlage und Zugang zu wählen, bedeutet, sich über die Selbstbeschreibung der Väter zu nähern. Hinter einer Selbstbeschreibung (biographischer „Stegreif“<sup>615</sup>) stehen komplexe Handlungen und Konstruktionen. An dieser Stelle muss zwischen Lebenslauf und Biographie unterschieden werden. Unter „Lebenslauf“ wird der faktische Ablauf von Lebensdaten verstanden. Aufgrund der gesteigerten Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen Sinnwelten und der damit einhergehenden sich herausbildenden Mannigfaltigkeit der Lebensentwürfe und Werthaltungen lassen sich kaum mehr „Normallebensläufe“ beschreiben und vorhersagen.<sup>616</sup> Biographie bedeutet in der Wortherkunft „Lebensbeschreibung“ und geht auf das spätgriechische Wort „biographia“ zurück.<sup>617</sup> Unter dem Begriff der „Biographie“ wird die Interpretation bzw. die Rekonstruktion des Lebenslaufes gefasst. Biographische Daten legen die soziale und gesellschaftliche Situation dar, an denen der Biograph im Verlauf seines Lebens teilgenommen hat. Dabei beschreibt der Erzählende seine persönliche Sicht zu einem Datum. Biographien sind somit subjektive Konstruktionen, in denen sich Allgemeines und Spezielles abbildet.<sup>618</sup>

Bei der Vorstellung der eigenen Lebensgeschichte der Väter geht es zum einen um ein Rekonstruieren lebensgeschichtlicher Prozesse und Rahmenbedingungen (erlebtes Leben), zum anderen um Sinngebung des Lebens vor sich selbst und vor anderen (erzähltes Leben).<sup>619</sup> Erlebtes und erzähltes Leben bilden die Grundstruktur der Selbstbeschreibung.<sup>620</sup> Bei der Selbstbeschreibung der Lebensgeschichte unterliegen die Biographen, wie Fritz SCHÜTZE herausgearbeitet hat, Erzählpwängen.<sup>621</sup> Die Entwicklung der Sinnsetzung in der biographischen Selbstdarstellung bedingt beide Ebenen des gelebten und erzählten Lebens.<sup>622</sup> So versucht ein Biograph, seine Lebensgeschichte in einer widerspruchsfreien, abgerundeten Geschichte zu präsentieren. Zudem unterliegen Selbstbeschreibungen

<sup>613</sup> Zit. in THIMM 2011, S. 27.

<sup>614</sup> Vgl. FUCHS-HEINRITZ 2009, S. 82.

<sup>615</sup> Vgl. SCHÜTZE 1984.

<sup>616</sup> Vgl. MAROTZKI 2012, S. 177.

<sup>617</sup> Vgl. DUDENREDAKTION 2001, S. 97.

<sup>618</sup> Vgl. LAMNEK 2010, S. 606 u. vgl. ROSENTHAL 2008, S. 169.

<sup>619</sup> Vgl. ROSENTHAL 1995, S. 14f. u. vgl. WESSELMANN 2009, S. 61f.

<sup>620</sup> Vgl. FUCHS-HEINRITZ 2009, S. 82.

<sup>621</sup> Vgl. FLICK 2011, S. 231 u. siehe Kap. 3.2.1.

<sup>622</sup> Vgl. ROSENTHAL 1995, S. 20ff.

gesellschaftlichen Paradigmen, Bildern, Haltungen und Vorstellungen. Im Kontext dieser Forschung sind es die bezüglich der Väter von Menschen mit Behinderung (Stichwort: „fliehende Väter“), Ablösungsparadigmen und ihrem Alter – es können positiv wie negativ konnotierte Deutungsmuster sein.<sup>623</sup> Bei der Entwicklung ihrer Biographie wird deutlich, wie die Väter ihr bisheriges Leben aus der heutigen Perspektive und ihre Zukunft sehen. Es besteht eine „dialektische Beziehung“ zwischen Erleben – Erinnern – Erzählen, wie es Gabriele ROSENTHAL nennt.<sup>624</sup> Bei diesen Überlegungen bezieht sie sich auf die Gestalttheorie von Aron GURWITSCH. Gabriele ROSENTHALS Überlegungen bezüglich der Betrachtung von Lebensgeschichten basieren auf der Annahme, dass *„die einzelnen Teile der erzählten Lebensgeschichte in einem gestalthaften Zusammenhang stehen.“*<sup>625</sup>

Deshalb hier ein kurzer Exkurs zum „Gestaltbegriff“ aus gestalttheoretischer Perspektive: Unter einer „Gestalt“ in diesem Sinne ist ein zusammenhängendes „Ganzes“, eine „Ganzheit“, zu verstehen, deren einzelne Teile in einer durchgehenden Interdependenz zueinander stehen:

„In durchgehender Wechselseitigkeit verleihen und verdanken die Komponenten einander ihre funktionale Bedeutsamkeit“<sup>626</sup>. „Eine Gestalt ist [...] ein zusammenhängendes Ganzes, das aufgrund der Konfiguration seiner Teile ‚Kohärenz und Festigkeit aufweist, sich so aus dem Feld als organisierte und geschlossene Einheit heraushebt‘ (Gurwitsch 1974:97).“<sup>627</sup>

Eine „Gestalt“ wird erkennbar, indem sie sich von einem dazugehörigen thematischen Feld abhebt. Dieses kristallisiert sich wiederum von einem Hintergrund ab, der für das Thema nicht relevant ist.<sup>628</sup>

Lebensgeschichtliche Erzählungen erzählen so im „Heute“ vom „Gestern“ – sie sind deshalb von dem „Heute“ gefärbt. So sind Kindheitserinnerungen Erinnerungen des Erwachsenen an seine Kindheit.<sup>629</sup>

Die Perspektive der Gegenwart bestimmt die Auswahl der Erinnerungen, die Art der Darbietung und die Abfolge und das Verhältnis der Erinnerungen zueinander. Diese Annahme beruht auf der Tatsache, dass die Bedeutung des Erlebens abhängig vom Kontext bzw. der Kontexte ist. Anders gesagt, dass sich im Laufe eines Lebens mit seinen Interpretationsmomenten jeweils neue und veränderte erinnerte Vergangenheiten entwickeln. Das bedeutet: Ändert sich die Gegenwartsperspektive durch ein Ereignis (z.B. Tod des Partners), kann sich das Verhältnis zum erwachsenen Kind mit Behinderung ändern und die Art und Weise, wie der Vater auf seine Vergangenheit aus dem Heute blickt. Das „thematische Feld“ der Erzählung ändert sich, wie Aron GURWITSCH es formuliert.<sup>630</sup> Auf der anderen Seite ist die Vergangenheit keine vom Erleben losgelöste Konstruktion. Die Erinnerungen sind viel-

<sup>623</sup> Vgl. z.B. Kap. 1.1, Kap. 1.2; Kap. u. 1.3.

<sup>624</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 166ff. Eine ausführliche Ausarbeitung zum Verhältnis der Dialektik Erleben – Erinnern – Erzählen befinden sich in ROSENTHAL 1995, S. 27-98.

<sup>625</sup> ROSENTHAL 1995, S. 22.

<sup>626</sup> GURWITSCH 1974, S. 11 zit. in ROSENTHAL 1995, S. 29.

<sup>627</sup> ROSENTHAL 1995, S. 29.

<sup>628</sup> Vgl. ebd., S. 33.

<sup>629</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 166f. u. vgl. FUCHS-HEINRITZ 2009, S. 53.

<sup>630</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 167.

mehr Erfahrungen, die durch das nochmalige Miterleben der Vergangenheit beim Darüber-Sprechen konstruiert sind.<sup>631</sup> Das bedeutet für die Väter, dass sie beim biographischen Erzählen Erfahrungsarbeit leisten. Die Biographie bildet damit eine subjektive Orientierungshilfe, in der gesellschaftliche Aspekte miteinander verwoben sind – sie ist ein zum Interviewzeitpunkt aktuelles „Produkt“. Dieses sogenannte biographische Konzept als multifaktorielles Bedingungsgefüge (Entgegenwirken des Dualismus zwischen Gesellschaft und Individuum sowie zwischen Handlung und Struktur)<sup>632</sup> für die Perspektive und Handlungsstrukturen von Vätern von erwachsenen Kindern mit Behinderung ist ein in der Forschung bislang wenig genutzter Weg. Dabei geht es um den (historischen) Nachvollzug von Prozessen in der Lebensgeschichte der untersuchten Väter. Berücksichtigt werden dabei die konstruierten positiven wie negativen Faktoren, auch im konkreten Zusammenspiel beider und vor dem jeweiligen gesellschaftlichen Hintergrund. Aus diesen Überlegungen heraus ergibt sich zwangsläufig, dass der Prozess des Nachvollzuges nie abgeschlossen sein kann und ist.<sup>633</sup>

Zusammenfassend bedeutet die Dialektische Beziehung zwischen dem Erleben – Erinnern – Erzählen nach Gabriele ROSENTHAL (2008):

„Die in der Vergangenheit liegenden Erlebnisse können sich dem Biographen in der Gegenwart des Erinnerns und Erzählens nicht darbieten, wie sie erlebt wurden, sondern nur im Wie ihrer Darbietung, d.h. nur im Wechselverhältnis zwischen dem sich in der Gegenwart der Erzählung Darbietenden und dem Gemeinten. Doch nicht nur die Erzählsituation konstituiert die im Erzähl- und im Erinnerungsprozess vorstellig werdende Erfahrung, sondern auch das aus dem Gedächtnis vorstellig werdende Erinnerungsnoema<sup>634</sup> gibt bereits die Strukturiertheit vor.“<sup>635</sup>

Die biographische Erzählung gibt so Hinweise auf die Gegenwart als auch auf deren Vergangenheitsperspektive der Biographen. Gabriele ROSENTHAL weist darauf hin, dass selbst das „Erfinden“ von Geschichten, um bspw. Erlebnisse zu verdecken oder zu umschreiben, ihren Realitätsgehalt hat, indem sie an der Erschaffung der Wirklichkeit mitwirken und Spuren der zu verdeckenden Vergangenheit zeigen. Karl MANNHEIM (1928) schreibt: *„Denn auch in der Negation orientiert man sich grundlegend am Negierten und lässt sich ungewollt durch es bestimmen.“*<sup>636</sup> Eine lebensgeschichtliche Erzählung kann, wie bereits angedeutet, somit immer nur eine Annäherung an die Abbildung von faktischen Abläufen – der (sozialen) „Wirklichkeit“ – sein. Sie kann und ist immer eine (thematische) Kondensation<sup>637</sup> der Komplexität des bereits er- und gelebten Lebens und von dem Erzähler bereits eigenkonstruierte und interpretierte Wirklichkeiten. Im Unterschied zur Naturwissenschaft untersucht ein

<sup>631</sup> Vgl. ebd.

<sup>632</sup> Vgl. WESSELMANN 2009, S. 62.

<sup>633</sup> Vgl. ebd., S. 61.

<sup>634</sup> HUSSERL bezeichnet „Noema“ als das sich dem Bewusstsein Darbietende, ob in der unmittelbaren Wahrnehmung in der Erinnerung oder in der Vorstellung. Beim Noema geht es um das *Wie* der Darbietung von etwas und nicht um das *Wie* der Zuwendung zu etwas (=Noesis) (vgl. ROSENTHAL 2008, S. 166).

<sup>635</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 168.

<sup>636</sup> MANNHEIM zit. in ROSENTHAL 2008, S. 168f.

<sup>637</sup> Dieser Fakt ergibt sich aus der Tatsache, dass für ein Interview nur eine begrenzte Zeit zur Verfügung steht und vgl. auch FLICK 2011, S. 231.

Sozialwissenschaftler somit eine bereits interpretierte Welt. Diese empfundene und subjektive Wirklichkeit färbt jedoch sein/ihr Handeln.<sup>638</sup> Die erzählte Lebensgeschichte liefert den Rahmen, in dem die neu gewonnenen Erfahrungen eingeordnet, dargestellt, bewertet und interpretiert werden.<sup>639</sup>

Am den zuvor dargestellten Ausführungen zu den methodologischen und theoretischen Überlegungen leitet Gabriele ROSENTHAL (1995) für die Erhebungs- und Auswertungsmethoden grundlegende Erfordernisse und Konsequenzen ab, die ich abschließend für meine weiteren Ausführungen als Basis vorstelle:

„1. Einzelne Teile oder Segmente einer biographischen Selbstpräsentation besitzen keine Eigenschaften unabhängig von ihrer Integration in einen Gesamtzusammenhang, Teile von Gestalten existieren nur durch ihre funktionale Bedeutsamkeit für die Gestalt.“<sup>640</sup> Forschungspragmatische Konsequenzen: Für die Interviewführung ergibt sich die Anforderung, Raum zu geben, damit die interviewte Person die erzählerische Gestalt ihrer Lebensgeschichte entfalten kann. Das bedeutet jedoch, dass dieses Prinzip gegen eine dekontextualisierende Interpretation (ohne sie in die Gesamtgestalt des Interviews einzuordnen) von einzelnen Interviewsequenzen spricht.<sup>641</sup>

„2. Die biographische Selbstpräsentation konstituiert sich nicht über die Summe ihrer Teile, sondern über deren Organisiertheit.“<sup>642</sup> Forschungspragmatische Konsequenzen: So ist die Gestaltung der thematischen und zeitlichen Verknüpfung mit zu rekonstruieren. Das bedeutet, dass keine Analysen von Teilen des Interviews bei der Interpretation des gesamten Falles aufzusummieren sind.<sup>643</sup>

„3. Ähnliche Gestalten sind möglich, selbst wenn sie in keinem ihrer Teile übereinstimmen. Und umgekehrt: Gestalten können sehr verschieden sein, obwohl sie in vielen ihrer Teile übereinstimmen.“<sup>644</sup> Forschungspragmatische Konsequenzen: Aus diesem Prinzip heraus kann die Unterschiedlichkeit, aber auch die Ähnlichkeit von Fällen erst mit Abschluss der Analyse bestimmt werden und nicht auf Grundlage einzelner Faktoren. Das bedeutet in der Konsequenz eine kontrastive Analyse.<sup>645</sup> Die anschließende Typenbildung kann nicht anhand von Faktoren summativ erfolgen, sondern es gilt Typen anhand der Rekonstruktion der „Gestaltlichkeit der Lebenserzählung und der zugrunde liegenden Regeln ihrer Konstitution“<sup>646</sup> zu bilden.

<sup>638</sup> Vgl. FLICK 2012, S. 152ff.

<sup>639</sup> Vgl. FLICK 2012, S. 162 u. vgl. FLICK 2011, S. 231.

<sup>640</sup> ROSENTHAL 1995, S. 22.

<sup>641</sup> Vgl. ebd.

<sup>642</sup> Ebd.

<sup>643</sup> Vgl. ebd.

<sup>644</sup> Ebd.

<sup>645</sup> Vgl. ebd.

<sup>646</sup> Ebd.

### 3.2 METHODISCHES VORGEHEN NACH GABRIELE ROSENTHAL

Auf Grundlage der zuvor aufgezeigten Erfordernisse an das methodische Vorgehen schlägt Gabriele ROSENTHAL hier mit Hilfe der Interpretativen Sozialforschung aufeinander aufbauende Erhebungs- und Auswertungsschritte vor und verknüpft damit unterschiedliche Forschungskontexte und -blickwinkel miteinander. Als Erhebungsmethode nutzt sie das biographisch-narrative Interview nach Fritz SCHÜTZE (1983, 1984).<sup>647</sup> Zur Auswertung der narrativen Quellen werden die hermeneutische (Ulrich OEVERMANN u.a.), die textanalytische (Fritz SCHÜTZE) und die thematische Feldanalyse (Wolfram FISCHER 1982, welcher sich auf Aron GRUWITSCH 1974<sup>648</sup> bezieht) verknüpft.<sup>649</sup>

Sowohl die Erhebungsmethode als auch die Auswertungsverfahren gehen mit dem „Prinzip der Offenheit“ ins Feld und ins Datenmaterial, d.h. es gibt einen Verzicht auf hypothesengeleitete Datengenerierung und Auswertung.<sup>650</sup> Die im Kapitel 3.2.2 vorgestellten Auswertungsschritte berücksichtigen diese beiden Seiten.<sup>651</sup> Diese Offenheit überträgt sich auch auf den Forschungsplan und bezieht sich demensprechend auf die Forschungsfrage. Im Gegensatz zum deduktiven Verfahren ist die Forschungsfrage zu Beginn recht vage formuliert und es wird auf ein hypothesengeleitetes Vorgehen weitestgehend verzichtet – ein abduktiver Zugang. Vielmehr sollen auf empirischen Beobachtungen basierende Hypothesen generiert, überprüft, verändert und verworfen werden. Aus dieser Logik heraus ist es nicht möglich, dass genaue Zielgruppen vorab klar umrissen und definiert werden können. Für den Forschungsplan bedeutet das, dass er im Verlauf der Untersuchung offen für Modifikationen sein muss, eine Hypothesenbildung im Verlauf des Forschungsprozess erst entsteht und die Forschungsfrage im Verlauf der Untersuchung auf Basis der sich zunehmend herausbildenden Annahmen konkretisiert wird. Diese Offenheit fordert von der/dem Wissenschaftler\_in eine Bereitschaft, sich auf ein empirisches Feld einzulassen, Neues zu entdecken, einen Erkenntnisprozess zu durchlaufen, Wissen zu verändern sowie sich eigener Vorannahmen bewusst zu werden<sup>652</sup>, damit sie den Forschungsprozess möglichst nicht steuern.<sup>653</sup> Es kommt der Kommunikation in diesem Vorgehen und in den qualitativen Forschungsansätzen im Allgemeinen eine entscheidende Rolle zu. Das bedeutet methodologisch, dass der Zugang selbst einen dialogischen und damit kommunikativen Charakter hat. Das Interview wird somit selbst zu einer interaktiven und subjektiven Wirklichkeit, die auf eine kollektive und über eine individuelle Interpretationsleistung hergestellt und somit handlungswirksam werden kann.<sup>654</sup>

<sup>647</sup> Vgl. Kap. 3.1.1.

<sup>648</sup> Vgl. ROSENTHAL/FISCHER-ROSENTHAL 2012, S. 460.

<sup>649</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 173.

<sup>650</sup> Vgl. ROSENTHAL 1995, S. 186.

<sup>651</sup> Vgl. ROSENTHAL/FISCHER-ROSENTHAL 2012, S. 460.

<sup>652</sup> Vgl. hierzu auch Kap. 3.3. Eine Auswertung des Materials in Gruppen kann diesen Prozess bewusst machen und eine Selbstreflexion anregen.

<sup>653</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 48ff.

<sup>654</sup> Vgl. FLICK/KARDORFF/STEINKE 2012, S. 21.

Bevor ich das konkrete Vorgehen vorstelle, noch etwas Grundlegendes zur „Interpretativen Sozialforschung“: Das Fundament bei dieser Auswertungsmethode ist die Unterscheidung zwischen der Narration des Lebens (erzähltes Leben) und dem erlebten Leben. Das heißt, die Unterscheidung vom erlebten und erzählten Leben spielt in der Auswertung eine entscheidende Rolle. Die Erlebnisse eines Biographen wie auch seine Kommunikation über diese Erlebnisse sind in der sozialen Rahmung eingebettet, d.h. sie sind unterschiedlichen gesellschaftlichen, institutionellen und gruppenspezifischen (siehe auch Sinus-Milieu<sup>655</sup>) Regularien bzw. Diskursen unterworfen.<sup>656</sup> Auf die Behindertenhilfe übertragen wird exemplarisch der Diskurs des erwachsenen Menschen im Sinne des Normalisierungsprinzips und Ablösungs- und Auszugsparadigmas dargestellt: erwachsen werden, aus der Familie ausziehen und in einer geeigneten Wohnform leben.<sup>657</sup> In diesem Sinne ist eine biographische Analyse nach Gabriele ROSENTHAL (2008) immer auch eine Diskursanalyse.<sup>658</sup> Über den kontrastiven Vergleich von erlebter und erzählter Lebensgeschichte wird erkennbar, über welche Themen gesprochen werden darf, welche Erlebnisse berichtet werden können und welche nicht. Wie werden die Erlebnisse interpretiert und welche Strukturen der Argumentation haben sich verfestigt?

Gerade den kontrastiven Vergleich (erlebte<sup>659</sup> und erzählte<sup>660</sup> Ebene) der interpretativen Sozialforschung nach Gabriele ROSENTHAL mit seinem expliziten Einbezug der Rahmenbedingungen in Verbindung mit dem offenen Zugang sehe ich für mein Erkenntnisinteresse mit dem Ziel der rekonstruierten Sinnfrage von Handlungen als besonders gewinnbringend an. Ein Grund dafür sind die wenigen bis kaum vorhandenen Wissensbestände zu Vätern von erwachsenen Menschen mit Behinderung, vor allem in der Entwicklung ihrer Handlungen und dem Sinn des Handelns.<sup>661</sup> Besonders interessant scheint es, den Aspekt des Hintergrundrahmens in diesen Verstehensprozess mit einzubeziehen, da die Väter eine ältere Generation mit anderen Erfahrungen und Werten (bspw. Wandel der Familienformen)<sup>662</sup> repräsentieren. Auch gibt es in der Behindertenhilfe mittlerweile veränderte Paradigmen, Diskurse, Angebotsstrukturen und medizinische Möglichkeiten (z.B. Diagnostiken).<sup>663</sup> Bevor ich die auf die Auswertungsschritte eingehe, komme ich zunächst auf die Erhebungsmethode – das biographisch narrative Interview – zu sprechen.

<sup>655</sup> Siehe hierzu WIPPERMANN/CALMBACH/WIPPERMANN 2009a.

<sup>656</sup> Siehe hierzu Kap. 3.1.3.

<sup>657</sup> Vgl. Kap. 1.2.

<sup>658</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 171f.

<sup>659</sup> Bei der erlebten Lebensgeschichte werden Lebensdaten in den Blick genommen, welche kaum an die individuelle Interpretation des Biographen gebunden sind. Es stellt sich die Frage: Welche funktionale Bedeutung hat dieses Erlebnis/Ereignis für die Gesamtgestalt der erlebten Lebensgeschichte? (vgl. ROSENTHAL 1995, S. 175).

<sup>660</sup> Bei der erzählten Lebensgeschichte geht es um die Eigendeutung des Biographen, das Einordnen der Erlebnisse. Es stellt sich die Frage: Welche funktionale Bedeutung hat diese Textsequenz für die Gesamtgestalt der biographischen Selbstpräsentation? (vgl. ROSENTHAL 1995, S. 185 u. S. 208).

<sup>661</sup> Vgl. Kap. 2.

<sup>662</sup> Vgl. PEUCKERT 2008.

<sup>663</sup> Vgl. RADEBOLD/BOHLEBER/ZINNECKER 2008 u. vgl. u.a. FORNEFELD 2004, vgl. KOCH 1999.

### 3.2.1 ERHEBUNGSMETHODE – DAS BIOGRAPHISCH-NARRATIVE INTERVIEW

In der Folge der Entwicklung der qualitativ – rekonstruktiven Forschungsätze und der einhergehenden Herausbildung der biographischen Forschungsansätze in den 1970er Jahren wurde das narrative Interview von Fritz SCHÜTZE (1983, 1984) entwickelt, welches in der Tradition der Interpretativen Sozialforschung steht.<sup>664</sup> Im Verlauf seiner nunmehr über 30-jährigen Entwicklungsgeschichte hat sich diese Form der Interviewführung in der sozialwissenschaftlichen Forschung etabliert. Seine Anwendung erschöpft sich nicht ausschließlich auf biographische Forschungsfragen. Aufgrund des Prozess- und Erkenntnischarakters liegt die Anwendung in diesem Feld jedoch nah. So werden narrative Interviews als Erhebungsmethode vor allem im Rahmen der biographischen Forschung verwendet.<sup>665</sup> Die Form des narrativen Interviews (eine (Stegreif-) Erzählung) hat wesentlich zur Etablierung der biographischen Forschungsansätze beigetragen, denn sie gibt vor, wie mit lebensgeschichtlichen Daten umgegangen werden kann. Diese wiederum haben die Interviewform befördert.<sup>666</sup> Auch Gabriele Rosenthal greift in ihren Forschungsdesigns auf diese Form der Erhebungsmethode zurück.<sup>667</sup>

Warum werden (Stegreif-) Erzählungen als Datengrundlagen genutzt?<sup>668</sup> Das Erzählen stellt eine wichtige Bedingung dar, um an Ereignisse und Erlebnisse eines Biographen zu gelangen. Die Form zur erzählauffordernden Gesprächsführung nennt sich *narrativer Ansatz*. Der lateinische Begriff „*narrare*“ heißt ins Deutsche übersetzt „erzählen“.<sup>669</sup> Das Besondere an Erzählungen ist, dass sie eine allgegenwärtige Alltagshandlung darstellen, mit der einzelne Erlebnisse und Ereignisketten gegenwärtig und nachvollziehbar werden. Wichtige Voraussetzung, um Erfahrungen und Erlebnisse zu integrieren, ist wiederum das Erzählen. Nach Fritz SCHÜTZE steht eine Erzählung von selbst erlebten Ereignissen am nächsten zu den Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns. Das bedeutet, dass, wenn wir einen Eindruck davon bekommen wollen, wie eine Person in bestimmten Situationen gehandelt hat (und nicht nur wie sie es im Nachhinein interpretiert und bewertet), es sich lohnt, sie erzählen zu lassen. In der Form des Erzählens bringen Personen Ort, Zeit und andere Personen in einen Zusammenhang, der eine Bedeutung hat, und verbinden diese ausführlich. Über eine autobiographische Stegreiferzählung<sup>670</sup> oder eigene lebensgeschichtliche Stegreiferzählung – alltagssprachlich Selbstpräsentation – kann dies gelingen. So ist es möglich, über diese Perspektive eine Person zu verstehen und einen Zugang zu ihrer lebensgeschichtlichen Sicht zu bekommen. Für diese autobiographische Kommunikation – dem Erzählen der eigenen Lebensgeschichte – bedarf es der alltagssprachlichen Voraussetzung, um das Erlebte sprachlich darzustellen zu können. Auf der soziolinguistischen Basis hat Fritz SCHÜTZE vier Darstellungsformen durch Textsorten herausgearbeitet: Erzählung, Bericht,

<sup>664</sup> Vgl. Kap. 3.1.

<sup>665</sup> Vgl. FLICK 2011, S. 228.

<sup>666</sup> Vgl. JAKOB 2010, S. 219f.

<sup>667</sup> Vgl. ROSENTHAL 1995, S. 187 u. vgl. ROSENTHAL 2008, S. 173.

<sup>668</sup> Vertiefende Ausführungen zur Erzähltheorie finden Sie bei GRIESEHOP/RÄTZ/VÖLTER 2012b, S. 47ff.; LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2002, S. 141ff. u. ROSENTHAL 2008, S. 125ff.

<sup>669</sup> Vgl. GRIESEHOP/RÄTZ/VÖLTER 2012b, S. 47.

<sup>670</sup> Fritz SCHÜTZE (1984) verwendet den Begriff „Kognitive Figur des autobiographischen Stegreiferzählens“.

Beschreibung und Argumentation. Die Biographieforschung geht davon aus, dass es von Bedeutung ist, ob ein Biograph im Verlauf der lebensgeschichtliche Darstellung eher argumentiert, beschreibt, berichtet oder erzählt; dies gilt ebenfalls für bestimmte Themen der Selbstpräsentation.<sup>671</sup> In der Anlage 4 sind die Textsorten in einer Übersicht „Textsorten und Biographische Kommunikation“ dargestellt.

Fritz SCHÜTZE (1984) nennt „Zugzwänge des Stegreiferzählens“<sup>672</sup> aus der Linguistik, die beim Erzählen wirksam werden und zur gehaltvollen Darstellung der individuellen Wirklichkeitskonstruktion führen.

1. Gestaltschließung: Durch die Einordnung der Erzählungen in die Lebensgeschichte muss der/die Erzähler\_in Geschichten ausführen ohne diese abzubereiten, da sonst eine Lücke entsteht, die Fragen offen lässt. Der größere Sinnzusammenhang bedarf somit eines abgeschlossenen Geschehensablaufs; dem widerspricht es, sich auf einzelne Teilerzählungen zu beschränken.
2. Kondensierung: Durch die Zusammenfassung des damaligen Geschehensverlaufs muss sich der/die Interviewte aus Zeitgründen auf die wichtigsten „Ereignisknotenpunkte“ beschränken, um dem/der Zuhörer\_in den Hergang verständlich zu machen.
3. Detaillierung: Da der/die Erzähler\_in bei dem/der Zuhörer\_in Plausibilität erreichen möchte über das eigene Erlebte, bedarf es Hintergrundinformationen, die Rückschlüsse über das damals Erlebte zulassen. Dadurch werden die wegweisenden Aspekte verdeutlicht, die der/die Erzähler\_in im Zuge dessen offenbart.<sup>673</sup>

Das narrative Interview als Instrument hat das Ziel, bei dem Interviewpartner (in dieser Erhebung auch Biographen) Erinnerungen an seine Erlebnisse anzuregen und darüber Erzählungen hervorzulocken.<sup>674</sup> Auf dem Prinzip der „Offenheit“<sup>675</sup> beruhend und orientierend am Prinzip der „Kommunikation“<sup>676</sup> achten die Forscher\_innen<sup>677</sup> zunächst auf die Struktur des Erzählens und das Relevanzsystem der Erzähler. Das bedeutet, konsequent offen zu sein, sich aber vor allem an der Sprache und am Verlauf des Gespräches bzw. des Interviews zu orientieren, der vom Erzähler vorgegeben wird – nach dem Prinzip „Raum zur Gestaltenwicklung“.<sup>678</sup> Somit bietet diese Gesprächsführung einen größtmöglichen Spielraum zur Gestaltung und Darstellung des Selbst und der Erzählung des erlebten Lebens in der Hand der interviewten Personen.<sup>679</sup> Die/der Interviewer\_in verhält sich gegenüber dem Erzähler anregend und zugleich zurückhaltend.<sup>680</sup>

<sup>671</sup> Vgl. GRIESEHOP/RÄTZ/VÖLTER 2012b, S. 47ff.

<sup>672</sup> Vgl. SCHÜTZE 1984, S. 81.

<sup>673</sup> Vgl. u.a. ROSENTHAL 2008, S. 141f. u. vgl. FLICK 2011, S. 231f.

<sup>674</sup> Vgl. GRIESEHOP/RÄTZ/VÖLTER 2012b, S. 54 u. vgl. ROSENTHAL 2008, S. 137f.

<sup>675</sup> Mit dem Prinzip der Offenheit ist der Verzicht auf eine hypothesengeleitete Datengenerierung gemeint (vgl. ROSENTHAL 1995, S. 168). Vgl. hierzu auch das abduktive Vorgehen in der Auswertungsmethode in Kap. 3.2.2.

<sup>676</sup> Das Prinzip der Kommunikation orientiert sich am Regelsystem der Alltagskommunikation (vgl. ROSENTHAL 1995, S. 168).

<sup>677</sup> Weitere Prinzipien für lebensgeschichtliche Interviews: „1. Raum zur Gestaltentwicklung, 2. Förderung von Erinnerungsprozessen, 3. Förderung der Verbalisierung heikler Themenbereiche, 4. eine zeitliche und thematisch offene Erzählauforderung, 5. aufmerksames und aktives Zuhören, 6. sensible und erzählgenierede Nachfragen, 7. Hilfestellung beim szenischen Erinnern.“ (ROSENTHAL 1995, S. 168).

<sup>678</sup> ROSENTHAL 1995, S. 208.

<sup>679</sup> Vgl. GRIESEHOP/RÄTZ/VÖLTER 2012b, S. 54f.

<sup>680</sup> Vgl. LAMNEK 2010, S. 330.



Das narrativ-biographische Interview lässt sich in fünf Phasen (siehe Tabelle 2)<sup>681</sup> einteilen, wobei die erste und letzte Phase zur Vor- und Nachbereitung dienen. Die zweite bis vierte Phase stellt den Kern der Interviewform dar.<sup>682</sup>

	Bezeichnung	Inhalt und Aufgabe
1	Vorbereitungsphase	Vorgespräche zu: Forschungsinteresse und Kontext, Rahmenbedingung (Zeit, Ort usw.), Arbeitsbündnis; Datenschutz; Tonbandaufzeichnung, Smalltalk
2	Erzählaufforderung und Eingangspräsentation	Erzählaufforderung durch Eingangsfrage mit Regieanweisung, Eingangspräsentation im Stegreif; Unterstützen des Interviewers durch aktives Zuhören; Notizen vom Verlauf und Themen der Stegreiferzählung vom Interviewer; abschließende Koda durch Interviewten; Überleitung zum Nachfrageteil durch Interviewer_in
3	erzählinterner/narrativer Nachfrageteil	narratives Nachfragen entlang der Reihenfolge der gemachten Notizen aus Phase 2; Ziel, in der Logik des Interviewten zu einem vertieften Erzählen anzuregen und Erzählungen hervorzulocken
4	externer Nachfrageteil oder Bilanzierungsphase	Nachfragen (narrativ) zu Themen, die bis dahin noch nicht angesprochen oder erwähnt wurden, zu Eigentheorien; Fragen, die Interviewten im Rahmen des Forschungskontextes gestellt worden sind, Gesamtbilanzierung der Lebensgeschichte
5	weitere Absprachen/ Nachsorge, Verabschiedung	Eventuelle Absprachen zu weiteren Terminen, spätestens hier Datenschutzvereinbarung und Erlaubnis zur Verwendung der Daten für Forschungskontext, Erlaubnis zu Akteneinsichten usw., eventuell Nachbetreuung
	Memo von den gesamten Phasen des Interviews	

**Tabelle 2: Phasen des narrativ-biographischen Interviews**

Im Folgenden gehe ich näher auf die einzelnen Phasen des narrativen Interviews ein.

### **Phase 1 – Vorbereitung:**

Vor dem Interview findet ein Vorgespräch statt. In der vorliegenden Untersuchung fanden die Gespräche entweder telefonisch oder bei einer Veranstaltung statt. Bei diesen Gesprächen wurde allgemein mein Forschungsinteresse und die anzuwendenden Methoden vorgestellt. Hier wurde Inhaltliches zum Interview erörtert, bspw. Ort und Zeit des Interviews, voraussichtliche Dauer (ca. 3 Stunden), eine Erlaubnis der Tonbandaufnahme sowie Fragen zum Datenschutz. Des Weiteren wurde eine schriftliche Vereinbarung zum Verwenden der Daten für wissenschaftliche Zwecke geschlossen. Am Interviewtermin selbst fand meist zu Beginn ein Smalltalk statt. Es konnte sich aufeinander eingestimmt werden, Formalien wurden geklärt. Es lohnte sich, hier bereits das Aufnahmegerät mitlaufen zu lassen, da die Interaktionen zwischen Biographen und Interviewer hörbar werden.<sup>683</sup>

### **Phase 2 – Erzählaufforderung und Eingangspräsentation:**

Diese Phase beginnt mit einer Eingangsfrage. Da der Zugang zu den Vätern von erwachsenen Menschen mit Behinderung über das Forschungsprojekt EIfamBe erfolgte, lautet meine Eingangsfrage wie folgt:

<sup>681</sup> Vgl. GRIESEHOP/RÄTZ/VÖLTER 2012b, S. 59.

<sup>682</sup> Vgl. GRIESEHOP/RÄTZ/VÖLTER 2012b, S. 55 u. vgl. LAMNEK 2010, S. 327.

<sup>683</sup> Vgl. GRIESEHOP/RÄTZ/VÖLTER 2012b, S. 55f.

„Wir interessieren uns im Forschungsprojekt für Lebensgeschichten von Eltern mit erwachsenen Söhnen oder Töchtern mit Behinderung, die zu Hause leben. Mich interessieren Erlebnisse und Erfahrungen aus Ihrem Leben, die Ihnen einfallen. Sie können sich erst einmal so viel Zeit nehmen, wie Sie möchten und ich werde Sie vorerst nicht unterbrechen, sondern mir nur ein paar Notizen machen und später noch mal Einzelheiten nachfragen.“

Die/der Interviewer\_in gibt nun Raum für den Erinnerungsprozess mit seinen Relevanzen für den Biographen. Dieser Erinnerungsprozess wird vom Interviewer\_in durch aktives Zuhören<sup>684</sup> unterstützt, über den Gesprächsverlauf und die angesprochenen Themen, Erlebnisse und Personen werden Notizen gemacht. Es empfiehlt sich, den Biographen bis in die Gegenwart erzählen zu lassen, da das Interview, wie bereits erwähnt, immer aus der Gegenwartsperspektive erfolgt. Stegreiferzählungen sind immer mit einem bestimmten, mehr oder weniger bewussten, Präsentationsinteresse verbunden. Der Biograph möchte etwas vermitteln: eine Eigentheorie, Selbsteinschätzung oder eine Einschätzung über ein Thema. Diese Perspektive ist der gegenwärtige Blick. Mit Hilfe der Rekonstruktion ist es möglich, die Genese seiner Perspektive herauszuarbeiten,.

In der Regel endet der Biograph seine Ausführungen mit einer Coda, z.B. *„Joah, das ist eigentlich das, was ich zu erzählen hätte.“*<sup>685</sup> Dies ist der Übergang zum Nachfrageteil (Phase 3). Es wird wieder zum Anfang des Gesprächs geleitet. Das Ergebnis dieser Phase des Interviews wird als „Haupterzählung“ bezeichnet.<sup>686</sup>

### **Phase 3 – Erzählinterner/narrativer Nachfrageteil:**

Thematisch orientiert sich der narrative Nachfrageteil an der Haupterzählung. Die Haupterzählung gibt also einen gewissen „Leitfaden“ vor. Die in der Phase 2 gemachten Notizen stellen den „Roten Faden“ für den Nachfrageteil dar. Es wird die erste Notiz aufgegriffen, z.B. zum Vater: „Zu Beginn haben Sie Ihren Vater erwähnt? Können Sie mehr über Ihren Vater erzählen?“ Durch dieses Vorgehen wird sich an der Erzählstruktur des Biographen orientiert und diese weiter transparent gehalten. In der Folge werden nun Notiz für Notiz Fragen gestellt. Als erzählgenerierend gelten in der Regel Fragen, die auf eine Person, eine Lebensphase oder ein Erlebnis abzielen. Es sind Fragen, die das Wort „erzählen“ beinhalten. Es wurden keine W-Fragen (z.B. Warum, Wozu, Weshalb usw.) gestellt, die den Biographen in einen Begründungs- oder Rechtfertigungszwang bringen könnten. Das Fragewort „Wie“ wird hingegen häufig in dieser Interviewform verwendet, z.B. „Können Sie erzählen, wie das als Kind war ...?“. Auch „Wie-Fragen“<sup>687</sup> laden zu Beschreibungen und Erzählungen ein. Deshalb

<sup>684</sup> Das Unterstützen und aktive Zuhören erfolgt durch Körperhaltung, Mimik, Gestik und Blickkontakt, auch nonverbale und parasprachliche Gesten (z.B. „Mhm“ oder Nicken). Die interviewte Person spürt so, dass die/der Interviewer\_in der Erzählung folgt. Bei längeren Pausen und dem Erkennen, dass der Biograph an einem Weitersprechen interessiert oder noch nicht im „Heute“ angekommen ist, kann unterstützend gefragt werden: „Wie ging es weiter?“ (vgl. GRIESEHOP/RÄTZ/VÖLTER 2012, S. 56 u. vgl. ROSENTHAL 1995, S. 200ff.).

<sup>685</sup> Interview Georg BERG, Zeile 453-454.

<sup>686</sup> Vgl. GRIESEHOP/RÄTZ/VÖLTER 2012b, S. 56f.

<sup>687</sup> Ausnahme: „Wie ging es weiter?“

ist zu prüfen, ob es sich in der Folge um eine Schilderung von Erlebnissen handelt, um Beschreibungen oder Argumentationen. In der Interviewsituation kommt es jedoch häufig zu Abweichungen der narrativen Frageform, was der Alltagskommunikation entspricht. Es bedarf der Sensibilität des narrativen Nachfragens, das zum detaillierten Erzählen anregt. Auch hier sind Notizen nützlich, um nachfragen zu können. Diese Phase des Interviews erfordert Geduld und Aufmerksamkeit von Seiten der/des Interviewer\_in. Es bedarf meist für den Biographen einer gewissen Gewöhnungszeit, mit der Form der Interviewführung vertraut zu werden. Kennzeichen des narrativen Interviews ist, dass die Handlungsgeschichte detailliert im Verlauf geschildert wird. Die Textform „Erzählung“ hat den Vorzug, dass sie verdeutlicht, wie der Biograph mit der sozialen Welt verbunden ist.<sup>688</sup>

#### ***Phase 4 – Externer Nachfrageteil oder Bilanzierungsphase:***

Sind alle relevanten Themen aus Phase 2 und 3 vertiefend nachgefragt, kann in den externen Nachfrageteil übergegangen werden. In dieser Phase können Fragen gestellt werden, welche für alle Interviewteilnehmer gelten, z.B. „Können Sie noch etwas zu Ihrer Familiengeschichte len?“<sup>689</sup> „Was wäre ein Angebot der Behindertenhilfe, bei dem Sie mitmachen würden oder das für Sie unterstützend wäre?“. Abgeschlossen werden kann diese Phase mit einer Abschlussevaluation der Lebensgeschichte oder einer Bilanz des geführten Interviews.<sup>690</sup>

#### ***Phase 5 – Weitere Absprachen/ Nachsorge, Verabschiedung:***

Abschließend geht der/die Interviewer\_in zur letzten Phase über. Es werden eventuelle Absprachen für einen weiteren Interviewtermin getroffen. Die Kontaktdaten werden noch einmal ausgetauscht. In meinem Fall hatte ich individuelle Infobroschüren oder Adressen bzw. benötigte Informationen zusammengestellt. Es folgte meist noch ein Smalltalk, die Wohnung oder der Garten wurden gezeigt. Diese Form des Interviews findet auf einer gegenseitigen Vertrauensbasis statt; es können im Interview schwierige bzw. ungelöste und schambesetzte Themen angesprochen werden. Dies stellt eine besondere Beziehung zwischen den beiden Akteuren her/dar. Bruno HILDENBRAND (1999) schreibt:

„'Fälle' sind eben nicht nur 'Fälle', sondern auch Personen und Personengruppen mit je eigenen Geschichten. Bei aller wissenschaftlichen Distanz schiebt sich vor den Fall die personale Beziehung, ohne die ein lebensgeschichtliches Interview (...) nicht zu haben ist.“<sup>691</sup>

Vor diesem Hintergrund ist ein guter und bewusst gestalteter Abschied von großer Bedeutung. Aus Erfahrung ist zu empfehlen, kurz nach dem Interview (1-2 Tage) nachzufragen, wie das Interview

<sup>688</sup> Vgl. GRIESEHOP/RÄTZ/VÖLTER 2012b, S. 57f. u. vgl. ROSENTHAL 2008, S. 148f.

<sup>689</sup> Diese Frage wurde von mir gestellt, wenn in den ersten Phasen des Interviews die Familiengeschichte nicht thematisiert werden konnte. Siehe hierzu Kap. 3.2.2 Auswertungsschritt 1 „Rekonstruktion der biographischen Daten“.

<sup>690</sup> Vgl. GRIESEHOP/RÄTZ/VÖLTER 2012b, S. 58.

<sup>691</sup> HILDEBRAND 1999 zit. in LOCH 2008.

nachgewirkt hat. Im Anschluss an das Interview wird durch den/die Interviewer\_in ein Memo<sup>692</sup> angefertigt. Dieses beinhaltet Eindrücke und Gespräche vor und nach dem Interview, Informationen zur Wohngegend, erste Hypothesen, erste theoretische Überlegungen sowie Veränderungen zum Eindruck der Person vor bzw. nach dem Interview.<sup>693</sup> Weiterführende Informationen über die Erstellung und Inhalte von Memos finden sich bei Gabriele ROSENTHAL (2008).<sup>694</sup>

### ***Kritik an der Erhebungsmethode des narrativen Interviews***

Uwe FLICK (2011) weist auf Probleme bezüglich der narrativen Interviewführung hin. Er beschreibt, dass es bei dieser Gesprächsform auf beiden Seiten zu systematischen Verletzungen von Rollenerwartungen und Verwirrungen in der Interviewsituation kommt: Hier ist einerseits die Erwartung an die Situation „Interview“ zu nennen, da keine Fragen im klassischen Sinn eines Interviews gestellt werden (Frage-Antwort-Schema); dies gilt vor allem für die Haupterzählung (Phase 2). Auf der anderen Seite erfüllt die klassische Form nicht die Situation „Alltagserzählung“, da der große Erzählspielraum und das freie Entfalten in Alltagssituationen kaum gegeben sind. Darüber hinaus weist Uwe FLICK darauf hin, dass „Erzählen“ zur Alltagskompetenz gehört, aber von Personen verschieden gut beherrscht wird und somit nicht für/in jeden/m Fall das beste Vorgehen ist, gerade in Bezug zu der großen Offenheit und Form der Fragestellung. Zudem verweist FLICK auf MATTHES (1984), der anmerkt, dass die große Offenheit beim Erzählen nicht auf alle, vor allem nicht-westliche, Kulturen angewandt werden kann.<sup>695</sup> So empfiehlt u.a. Uwe FLICK, dass es eines Interviewtrainings bedarf, um die Techniken des aktiven Zuhörens und das erzählgenerierende Nachfragen zu üben.<sup>696</sup>

Kritiker gegenüber dem narrativen Verfahren beziehen sich vor allem auf die erzähltheoretischen Grundlagen und den Abstand zwischen dem Erzählen und dem tatsächlichen Ereignis und verweisen auf die Differenz zwischen dem ursprünglichen Erleben und der späteren autobiographischen Darstellung eines Erlebnisses (*Deutungslogik der Zeitzeugen*)<sup>697</sup>. Demnach ist die Erkenntnismöglichkeit einer biographischen Erzählung beschränkt auf die Analyse, die biographische Konstruktion und die Kommunikation.<sup>698</sup> Wissenschaftler, die narrative Verfahren anwenden, weisen darauf hin, dass es keineswegs darum geht, eine objektive Realität abzubilden. Ziel ist vielmehr, die subjektive Verarbeitung und Abspeicherung von Erlebnissen und Erfahrungen zu erkennen.<sup>699</sup> Fritz SCHÜTZE (1984)<sup>700</sup> wie auch Gabriele ROSENTHAL (2008)<sup>701</sup> weisen u.a. darauf hin, dass ein biographisch-narratives Gespräch

<sup>692</sup> In den Memos werden auch Beobachtungen und Gedanken rund um das Interview, aber auch zum Biographen gesammelt; es ist somit auch ein Beobachtungs- und Gedächtnisprotokoll.

<sup>693</sup> Vgl. GRIESEHOP/RÄTZ/VÖLTER 2012b, S. 58f.

<sup>694</sup> Siehe hier ROSENTHAL 2008, S. 92ff.

<sup>695</sup> Vgl. FLICK 2011, S. 234f.

<sup>696</sup> Vgl. ebd., S. 235.

<sup>697</sup> Vgl. FREI 2009, S. 26.

<sup>698</sup> Vgl. JAKOB 2010, S. 229f.

<sup>699</sup> Vgl. JAKOB 2010, S. 230 u. vgl. Kap. 3.1.3.

<sup>700</sup> Vgl. SCHÜTZE 1984, S. 78f.

<sup>701</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 167.

immer eine Retrospektive darstellt und gegenwärtige lebensgeschichtliche Erzählungen nicht von der Vergangenheit losgelöste Konstruktionen sind. Neuere Ereignisse lassen Vorheriges in den Hintergrund treten und neu bewerten.<sup>702</sup>

Weiterführende Hinweise zum narrativen Interview findet man u.a. in den Arbeiten von Gabriele LUCIUS-HOENE und Arnulf DEPPERMAN (2002), Gabriele ROSENTHAL (2008); Fritz SCHÜTZE (1983, 1984) und Ulrike LOCH (2008).

### 3.2.2 AUSWERTUNGSMETHODE – FALLREKONSTRUKTION NACH GABRIELE ROSENTHAL

Zunächst soll auf das Grundprinzip der rekonstruktiven Fallanalyse eingegangen werden. Das „Prinzip der Offenheit“ als Grundlage bei der Erhebung des Datenmaterials<sup>703</sup> gilt ebenso bei der Auswertung des Materials. Es gibt keine im Vorfeld entwickelten Kategorien. Es soll ein zu schnelles Verstehen vermieden werden unter dem Grundsatz - „Ich verstehe erst einmal nichts“.<sup>704</sup>

Aus dem Prinzip „*Raum zur Gestaltentwicklung*“ des narrativen Interviews leitet sich für die Auswertung das „Verbot zur Gestaltzerstörung“ ab, d.h. dass Teile des Interviews nicht herausgeschnitten, sondern in der Betrachtung und Einordnung ins Gesamtbild der Lebensgeschichte analysiert werden. Als das übergeordnete Prinzip

„[...] einer gestalttheoretisch orientierten Auswertung gilt von daher die Rekonstruktion der Gestalt sowohl der erlebten wie der erzählten Lebensgeschichte.“<sup>705</sup>

Gabriele ROSENTHAL nennt drei Prinzipien, die beachtet werden müssen, um die sequenzielle Gestalt, die thematische Feldentwicklung einer biographischen Erzählung und das Verhältnis der Wechselbeziehung mit der erlebten Lebensgeschichte zu erfassen. So können die einzelnen Sequenzen in ihrer manifesten als auch in ihrer latenten Bedeutung in der Rahmung der erlebten als auch der erzählten Lebensgeschichte verstanden werden:

„1. Das Prinzip der Rekonstruktion von erlebter und erzählter Lebensgeschichte, die auf den Prinzipien der Abduktion<sup>706</sup> beruht;

<sup>702</sup> Vgl. Kap. 3.1.3.

<sup>703</sup> Vgl. Kap. 3.2.1.

<sup>704</sup> Vgl. ROSENTHAL 1995, S. 208; vgl. ROSENTHAL 2008, S. 48 u. vgl. LAMNEK 2010, S. 95.

<sup>705</sup> ROSENTHAL 1995, S. 208.

<sup>706</sup> Gabriele ROSENTHAL (1995) schreibt zum abduktiven Vorgehen: Es „[...] wird zunächst von den möglichen Lesarten über die Bedeutung einer Sequenz im Lebenslauf oder über die Bedeutung einer Textsequenz der biographischen Selbstpräsentation auf den möglichen weiteren Fortgang gefolgert. Erst dann werden die ‚Folgehypothesen‘ mit dem faktischen Fortgang kontrastiert“ (ROSENTHAL 1995, S. 208). In Anlage 5 wird dieses Vorgehen beispielhaft am Interview von Hans HAUCK (Kap. 4.3) aufgezeigt. Mit dem abduktiven Vorgehen wird es möglich, durch die „Kontrastrfolien der objektiven Möglichkeiten“, wie Ulrich OEVERMANN (1988; zit. in ROSENTHAL 1995, S. 214) es nennt, durchzuschauen; so wird das Nichtwählen einer Option erkennbar – es ist das „Sherlock-Holmes“ – Vorgehen (vgl. ROSENTHAL 1995, S. 211 u. S. 214).

Das abduktive Vorgehen besteht aus drei Schritten: 1. Es wird von einem empirischen Phänomen ausgegangen; von diesem wird auf eine allgemeine Regel geschlossen. Wichtig ist dabei jedoch, dass nicht nur eine Lesart oder Regel aufgestellt wird, sondern auf alle zum Zeitpunkt der Auswertung eventuell erkennbare Lesarten Rücksicht genommen wird. 2. Aus den möglichen Lesarten werden mögliche Folgehypothesen gebildet und der Regel entsprechende weitere Fakten geschlossen. 3. Es folgt im empirischen Teil eine induktive Schließung/Prüfung. Das heißt, es werden die Folgehypothesen nach ihrer Richtigkeit und Wahrscheinlichkeit geprüft. Ist eine Lesart als falsifizierend („als Falsch erkannt“), wird sie

2. das Prinzip der Sequentialität, d.h. der sequenziellen Analyse sowohl in der temporalen als auch in der thematischen Struktur von erlebter und erzählter Lebensgeschichte;
3. das Prinzip der Kontrastierung der Gestalt von erzählter und erlebter Lebensgeschichte.<sup>707</sup>

Die rekonstruktive Analyse legt im Gegensatz zum subsumtionslogischen Vorgehen kein festgelegtes Kategoriensystem an den Text sondern arbeitet stattdessen mit der hermeneutischen Rekonstruktion, wie Ulrich OEVERMANN (1983) schreibt:

„[...] von der Explikation der Strukturiertheit eines konkret gegebenen sozialen Ablaufs rekonstruierend zu dem allgemeinen Strukturtyp ..., von dem der konkrete Ablauf ein Exemplar darstellt.“<sup>708</sup>

Das bedeutet für die auswertende Person, bekannte und vertraute Überzeugungen zurückzustellen oder aufzugeben und nach neuen Erkenntnissen zu suchen.<sup>709</sup>

Zur Bestimmung eines Typus im rekonstruktiven Sinn am Einzelfall ist die Häufigkeit des Typus in seinem Auftreten völlig unbedeutend. Dagegen sind bestimmend für die Typisierung eines Falles die Mannigfaltigkeit seiner Teile und die Regeln, die ihn erzeugen.<sup>710</sup> Wichtig ist zu betonen, dass gleiche Gegebenheiten auf der erlebten Ebene sehr unterschiedliche Wirkzusammenhänge haben können, aber nicht demselben Typ entsprechen müssen, und umgekehrt unterschiedliche Erscheinungsformen den gleichen Handlungsmaximen unterliegen können. Dies bedeutet, dass ein Fall erst nach der Rekonstruktion zugeordnet werden kann, da die Struktur nicht von den äußeren Gegebenheiten ableitbar ist.<sup>711</sup>

### ***Zum Vorgehen bei der Auswertung***

Die Auswahl einer biographischen Selbstpräsentation zur Rekonstruktion erfolgt nach Globalanalysen<sup>712</sup> der bereits geführten Interviews und nach den Kriterien der theoretischen Stichprobe<sup>713</sup> für die Einzelfallanalyse im Rahmendesign der „Grounded Theorie“ nach GLASER/STRAUSS.<sup>714</sup> Die Auswertung basiert auf der kompletten Transkription der Tonaufnahme des Interviews, welche nach der hörbaren Gestalt transkribiert<sup>715</sup> worden ist, sowie auf Daten weiterer Rechercharbeiten zum Fall (z.B. Archivmaterial, Arztakten, Internetrecherche).<sup>716</sup> Gabriele ROSENTHAL (1995, 2008, 2012) und Wolf-

---

fallen gelassen. Die wahrscheinlichste Lesart gilt dann als Regel (vgl. ROSENTHAL 1995, S. 213; vgl. WAHRIG-BURGFEIND 2003, S. 281 u. vgl. REICHERTZ 2012a, S. 276ff.).

<sup>707</sup> ROSENTHAL 1995, S. 208f.

<sup>708</sup> OEVERMANN 1983 zit. in ROSENTHAL 1995, S. 209.

<sup>709</sup> Vgl. LAMNEK 2010, S. 72.

<sup>710</sup> In der Vorstellung der Typisierung bezieht sich Rosenthal auf LEWIN 1927, 1930, 1967 (vgl. ROSENTHAL 1995, S. 208).

<sup>711</sup> Vgl. ROSENTHAL 1995, S. 210f.

<sup>712</sup> Globalanalysen werden der eigentlichen Auswertung vorangestellt und erfolgen nicht in der Tiefe einer Fallrekonstruktion. Anhand der Memos können erste vorläufige Auswertungen vorgenommen werden. Diese sind auch Grundlage für das weitere Vorgehen in der Stichprobe (vgl. ROSENTHAL 2008, S. 93).

<sup>713</sup> Weiter Hinweise zur theoretischen Stichprobe finden sich u.a. bei ROSENTHAL 2008, S. 94f.

<sup>714</sup> Vgl. ROSENTHAL 1995, S. 215f.

<sup>715</sup> Die Transkriptionsregeln, die dieser Forschungsarbeit zu Grunde liegen, befinden sich in Anlage 2.

<sup>716</sup> Vgl. ROSENTHAL 1995, S. 216 u. vgl. ROSENTHAL/FISCHER-ROSENTHAL 2012, S. 460.

ram FISCHER-ROSENTHAL (2012) schlagen bestimmte aufeinander aufbauende Auswertungsschritte vor.<sup>717</sup> Bevor ich auf diese näher eingehe,<sup>718</sup> stelle ich eine kurze zusammenfassende Tabelle 3 von Hedwig GRIESEHOP, Regina RÄTZ und Bettina VÖLTER (2012) voran.

### **Auswertungsschritte zu einer ersten Annäherung**<sup>719</sup>

	Analyseschritt	Vorgehen	Ziel /Ergebnis	Fallperspektive
1.	Analyse der biographischen Daten	Rekonstruktion der Bedeutung und Abfolgestruktur aller intersubjektiven überprüfbaren biographischen Daten in der chronologischen Reihenfolge. Hier fließen auch z.B. Daten aus Akten ein	Strukturhypothese über das erlebte Leben	erlebtes Leben – „erlebte Lebensgeschichte“
2.	Text- und thematische Feldanalyse – „Die erzählte Lebensgeschichte“	Rekonstruktion der Bedeutung und Struktur der Themen- und Textsortenabfolge im narrativen Interview, insbesondere in der Eingangspräsentation	Strukturhypothese über das erzählte Leben	erzähltes (im Sinne von präsentiertem) Leben – „Erzählte Lebensgeschichte“
3.	Rekonstruktion der Fallgeschichte	Fundierung der Ergebnisse der biographischen Datenanalyse in den Erlebniserinnerungen im Interviewtext, Falsifizierung, Differenzierung oder Erweiterung der Ergebnisse der biographischen Daten, einzelne Textstellen werden als Beleg für die Falldarstellung verwendet	Erweiterung der Strukturhypothese über das erlebte Leben	erlebtes Leben
4.	Feinanalyse	Rekonstruktion von Bedeutungen und Strukturen anhand kurzer Textpassagen	Rekonstruktion von latentem Sinn/ Interaktionsmuster zwischen Erzähler und Interviewer_in, Rekonstruktion unverständlicher oder widersprüchlicher Textpassagen; Ziel ist ein vertiefendes Verstehen von manifesten und latenten Sinnstrukturen	erlebtes und erzähltes (im Sinne von präsentiertem) Leben
5.	Kontrastierung der Ergebnisse aus allen Analyseschritten sowie der Ebenen „erlebte“ und „erzählte“ Lebensgeschichte	Die Strukturhypothesen aller vier Analyseschritte werden nebeneinander gelegt. Es wird die Frage gestellt, welche Hypothesen erklären könnten, dass in der Selbstpräsentation weniger dargestellt als tatsächlich erlebt wurde und bestimmte Erlebnisse erst im Nachfrageteil erwähnt werden usf.	Alle Ergebnisse der einzelnen Arbeitsschritte werden aufeinander bezogen und es wird versucht, über die Formulierung von erklärenden Hypothesen eine sinnlogische Zusammenfassung herzustellen	erlebtes und erzähltes (im Sinne von präsentiertem) Leben
6.	Typenbildung	Die Forschungsfrage wird mit der Fallstrukturhypothese der Gestalt abstrakt als Typus beantwortet, sodass der so formulierte Typus auch auf andere Fälle übertragen werden kann.		Strukturlogik des Falls wird als Abstraktion fallübergreifend formuliert

**Tabelle 3: Schritte biographischer Fallrekonstruktion (nach ROSENTHAL)**

Für die Analyse der Auswertungsschritte eins, zwei und vier bietet sich die Diskussion und Analyse in einer Gruppe an; so werden die Lesarten aufgrund des abduktiven Vorgehens weiter differenziert und in der Diskussion darüber können eigene Prägungen kritisch hinterfragt werden.<sup>720</sup> Dabei sind die Auswertungsschritte eins und zwei Vorbereitungsschritte für die Rekonstruktion der Fallgeschichte (Auswertungsschritt 5) und damit auch für die Kontrastierung der Ergebnisse „erlebte“ und „erzählte“ Lebensgeschichte (Schritt 3) und die Typenbildung (Schritt 6).

<sup>717</sup> Vgl. ROSENTHAL 1995, S. 216 u. vgl. ROSENTHAL/FISCHER-ROSENTHAL 2012, S. 461.

<sup>718</sup> Hier orientiere ich mich an und fasse zusammen ROSENTHAL 1995, S. 216ff.; ROSENTHAL 2008, S. 174 u. GRIESEHOP/RÄTZ/VÖLTER 2012b, S. 72ff.

<sup>719</sup> Vgl. GRIESEHOP/RÄTZ/VÖLTER 2012b, S. 73.

<sup>720</sup> Vgl. Kap. 3.3.

### **1. Analyse der biographischen Daten – „erlebte Lebensgeschichte“:**

Im ersten Auswertungsschritt der sequenziellen Analyse der biographischen Daten werden diejenigen Daten in den Blick genommen, welche kaum an die individuelle Interpretation des Biographen gebunden sind<sup>721</sup> wie z.B. Geburt, Berufe der Eltern, Geschwisteranzahl, Orte, Ausbildungsdaten, Heirat, eigene Kinder. Die Analyse erfolgt in der chronologischen Abfolge vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Ereignisse und Bedingungen (wie Krieg, Studentenrevolution in der BRD, christliches Elternhaus in der DDR) und dem Lebensalter zum Zeitpunkt der erlebten Ereignisse. Für jedes Ereignis wird der Kontext rekonstruiert. Daraus resultierende Handlungsprobleme sowie die Alternativen, die in dieser Situation zur Verfügung gestanden haben könnten, werden in einem Gedankenexperiment (abduktiv) entwickelt. In dieser Logik werden für jedes Datum gestalttheoretische Überlegungen vorgenommen (Bedeutung des Erlebnisses für die Lebensgeschichte), Handlungsprobleme und -optionen sowie Ressourcen werden in den Blick genommen. Was würde die Person nach der „unterstellten“ Regel (Hypothese), „verständigerweise“ tun? Die Analyse des einzelnen Datums/Ereignisses wird dabei unabhängig von der Präsentation im Interview betrachtet und ausgelegt, und unabhängig vom weiteren biographischen Verlauf. Auf Basis des abduktiven Vorgehens werden eine ganze Reihe von Prognosen und Hypothesen über mögliche weitere Verläufe entworfen. Diese Bandbreite an Lesarten und Prognosen, vor allem in der Interpretationsgruppe, bezieht sich nicht nur auf die Handlungsstruktur sondern ebenso auf die Ergebniskonstellation, unter der die Veränderungen eintreten. Hinzukommt, dass so vermieden werden soll, die Fallstruktur zu schnell abzuschließen. Auf die Interpretation des ersten Datums folgt die Interpretation des chronologisch nächsten Datums. Welchen Weg hat der Biograph eingeschlagen? Wiederum wird gedankenexperimentell entwickelt, welche Folgen sich daraus ergeben könnten. An jedem neuen Datum können mehrere Strukturhypothesen und Lesarten entworfen werden. Im Laufe der Analyse bleiben jedoch nur bestimmte Hypothesen als wahrscheinlich übrig, die fallspezifische Fragen für die weitere Auslegung des Einzelfalls mit sich bringen. Andere Hypothesen erweisen sich als falsifizierend. Dieser Auswertungsschritt bleibt ohne Berücksichtigung der Selbstpräsentation des Biographen.

Schon bei der Erhebung der Daten, spätestens im externen Nachfrageteil im biographisch-narrativen Interview, fragte ich nach der Familiengeschichte. Den Anstoß hierzu gab mir der Workshop „Fallrekonstruktive Familienforschung“ bei Bruno HILDENBRAND auf den Berliner Methodentreffen 2010. Dabei ging es um die Genogrammanalyse. Aber auch die Untersuchungen von u.a. Hartmut RADEBOLD, Werner BOHLEBER, Jürgen ZINNECKER (2008) und Bruno HILDENBRAND (1999), die den Einfluss von Generationen innerhalb der Familie beschreiben, trugen zur Entscheidung bei. Der Bezug der Familiengeschichte zur Einzelbiographie einer Person lässt sich theoretisch ableiten.<sup>722</sup> So ist eine

---

<sup>721</sup> Gabriele ROSENTHAL bezieht sich bei dieser Phase u.a. auf OEVERMANN (vgl. ROSENTHAL 2008, S. 175).

<sup>722</sup> Vgl. Kap. 3.1.



Einzelbiographie immer ein Teil einer Familienbiographie.<sup>723</sup> Weitere Überlegungen zur biographietheoretischen Verknüpfung von (Einzel-) Biographie und Familiengeschichte finden sich bei Bettina VÖLTER (2008a). Hinzu kommen die Ergebnisse unserer Fragebogenerhebung im Projekt ElFamBe, die zeigen, dass die meiste Unterstützung in der Familie erfolgt.<sup>724</sup> Aus diesem Grund bezog ich die familiengeschichtliche Perspektive mit in die Auswertung ein. So wurde bei jeder Rekonstruktion ein Genogramm erstellt, in der Gruppe ausgewertet und in die Gesamtgestalt der Rekonstruktion der Rahmendaten mit einbezogen. Die Genogramme wurden dabei in der von Bruno HILDENBRAND (1999) vorgeschlagenen Form ausgewertet – es wird somit mit einen familiengeschichtlich relevanten „Datum“ begonnen. Weiterführende Hinweise zur Genogrammanalyse finden sich u.a. bei Jürgen BEUSHAUSEN (2012) und Bruno HILDENBRAND (1999, 2005, 2007).

Im Kontext der familiengeschichtlichen Perspektive in den Fallrekonstruktionen weist Norbert FREI (2009) darauf hin,

„[...] daß Inhalte und Formen zeithistorischer Vergegenwärtigungsbereitschaft sowohl Ausdruck zivilgesellschaftlicher Rahmenbedingungen als auch fortwährender demographischer Verschiebungen in der Konstellation der Generation und ihrer Gedächtnisse sind.“<sup>725</sup>

Somit sind die hier dargestellten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen immer eine aktuelle, wenn auch kritische Lesart. Neuere Erkenntnisse zu einem Datum könnten sie vertiefen, aber auch verändern. Dieses ist ein nicht in Gänze zu lösendes Problem, um diesem entgegenzuwirken, ist eine möglichst genaue und mehrperspektivische Recherche von hoher Bedeutung. Die Beschreibungen der Rahmenbedingungen sind somit zum Teil eine Hilfsmittel, um sich dem „erlebten Leben“ des Biographen anzunähern. Auch Gabriele ROSENTHAL und Wolfram FISCHER-ROSENTHAL weisen auf dieses Problem hin, indem sie anmerken: Eine Fallrekonstruktion ist hypothetisch und nie endgültig abgeschlossen – es bleibt immer eine Annäherung. Neue Hinweise und Erkenntnisse können neue Lesarten und Fallstrukturen ergeben; Bestehende müssen unter Umständen verworfen werden.<sup>726</sup>

Dieser erste Analyseschritt dient zur Vorbereitung des dritten Auswertungsschritts, der „Rekonstruktion der Fallgeschichte“. Zudem liefert dieser erste Schritt die Kontrastfolie für den zweiten Analyseschritt der Text- und thematischen Feldanalyse. So kann die Präsentationsart sowie die Präsentationsreihenfolge biographischer Daten erkannt werden. Beispiele zur Verdeutlichung des Auswertungsschrittes finden sich u.a. bei Gabriele ROSENTHAL (1995, 2008).<sup>727</sup>

<sup>723</sup> Vgl. auch VÖLTER 2008a, S. 95.

<sup>724</sup> Vgl. Kap. 1.2.2.2.

<sup>725</sup> FREI 2009, S. 16.

<sup>726</sup> Vgl. ROSENTHAL/FISCHER-ROSENTHAL 2012, S. 461.

<sup>727</sup> ROSENTHAL 1995, S. 217f. u. ROSENTHAL 2008, S. 178ff.

## 2. Text- und thematische Feldanalyse – „erzählte Lebensgeschichte“:

Dieser Auswertungsschritt basiert auf dem methodischen Vorgehen von Fritz SCHÜTZE (1983), der Erzähl- und Textanalyse sowie den Arbeiten zur thematischen Feldanalyse nach Wolfram FISCHER, welche auf die theoretischen Überlegungen von Aron GURWITSCH zurückgehen. Gabriele ROSENTHAL versucht in dieser Phase, die gestalttheoretisch-phänomenologische Konzeption von Aron GURWITSCH auswertungsmethodisch umzusetzen.<sup>728</sup> In diesem Schritt geht es zwar um die Deutung des Lebens, das Einordnen der Erlebnisse und das Einfügen in thematische Felder. Es geht jedoch nicht um das Ziel des subjektiv gemeinten Sinns (Strukturlogik), sondern vielmehr liegt das Augenmerk darauf, herauszufinden, wie die Auswahl von Mechanismen die temporale wie auch thematische Verknüpfung der Geschichte steuert.<sup>729</sup>

Für diesen Analyseschritt wird der Text sequenziert und die dann zusammengefassten Texteinheiten werden analysiert.<sup>730</sup> Es wird nach der Gesamtgestalt des Textes und seinen einzelnen, sich in einander fügenden Puzzleteilen gefragt. Für die Einteilung in die Sequenzen gibt es folgende Kriterien: Redewechsel (Biograph, Interviewer\_in), Textsorten<sup>731</sup> und Themenwechsel. Es wird zu jeder Sequenz (in einer Tabelle) vermerkt: Beginn und Ende (Zeilenzahl im Transkript), Zeilenanzahl, inhaltliche Zusammenfassung und Textsorte. Das abduktive Vorgehen<sup>732</sup> der Analyse erfolgt analog zu den objektiven erlebten Daten. Entsprechend der Sequenzen wird der Text analysiert, ohne den weiteren Verlauf zu kennen und ohne das Wissen aus der Analyse der biographischen Daten.<sup>733</sup>

Für die Hypothesenbildung stellt Gabriele ROSENTHAL folgende Fragen zur Orientierung an jede einzelne Sequenz:

- „ 1. Weshalb wird dieser Inhalt an dieser Stelle eingeführt?
2. Weshalb wird dieser Inhalt in dieser Textsorte präsentiert?
3. Weshalb wird dieser Inhalt in dieser Ausführlichkeit bzw. Kürze präsentiert?
4. Was könnte das Thema dieses Inhaltes sein und was sind mögliche thematische Felder, in die sich das Thema einfügt?
5. Welche Lebensbereiche und Lebensphasen werden angesprochen und welche nicht? Über welche Lebensbereiche und Lebensphasen erfahren wir erst im Nachfrageteil?
6. Welche Textsorte könnte folgen?“<sup>734</sup>

Ziel und Interesse in diesem Auswertungsschritt sind das Erkennen der gegenwärtigen Perspektive und möglicher Lebensereignisse, die darum zu dieser aktuellen Präsentation durch den Biographen führen – bewusst oder unbewusst. Im Fortlauf der Analyse wird dann deutlich, welche Themen prä-

<sup>728</sup> Vgl. ROSENTHAL 1995, S. 218.

<sup>729</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 183ff.

<sup>730</sup> Im Gegensatz dazu werden so bei der qualitativen Inhaltsanalyse zuvor oder am Text entwickelte Kategorien an den Text gelegt und ausgewertet – ein induktiver und deduktiver Zugang. Der Text wird „zerschnitten“, ohne ihn in den Gesamtkontext des Falles einzuordnen (vgl. MAYRING 2000, S. 3ff.; vgl. MAYRING 2012, S. 471ff. u. vgl. REICHERTZ 2012a, S. 278ff.). Einer der bekanntesten deutschsprachigen Vertreter ist Philip MAYRING.

<sup>731</sup> Erzählung, Beschreibung oder Argumentationen sowie deren Unterkategorien Vgl. Kap. 3.2.1 sowie Anlage 4.

<sup>732</sup> Der Beginn der Text- und thematischen Feldanalyse des Interviews von Hans HAUCK befindet sich in Anlage 5.

<sup>733</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 185f.

<sup>734</sup> Ebd., S. 187.

sentiert werden, welche nicht, welche nur oberflächlich, welche ko-präsent sind. Was wird in diesem Zusammenhang unter „Thema“ verstanden?

- „Thema“ meint, was der Biograph als aktuellen Mittelpunkt der Aufmerksamkeit darstellt und ihn in einem gegebenen Augenblick beschäftigt.<sup>735</sup>
- Die einzelnen Themen schließen das thematische Feld zusammen und bilden die Gesamtgestalt (einen „übergreifenden Hintergrund“<sup>736</sup>), vor dem die Themen präsentiert werden. Das sich vor dem thematischen Feld Abzeichnende „steht in einem mehrdimensionalen Verweisungshorizont zum Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen“<sup>737</sup>. Dieser Hintergrund entwickelt sich bei jeder mündlichen Selbstpräsentation, wenn diese nicht von außen gesteuert ist. Die Gesamtgestalt der Selbstpräsentation wird in der Verbindung der einzelnen Teile erkennbar.<sup>738</sup>
- Zum thematischen Feld gehören auch die äußeren Gegebenheiten, die für den Biographen in einem Zusammenhang mit dem Thema stehen. Durch die Wahrnehmung können alle drei Elemente immer wieder modifiziert werden.<sup>739</sup>

Bei diesem Analyseschritt ist gezielt auf die Interaktion zwischen Interviewer\_in und dem Biographen zu achten, da diese die Atmosphäre schafft. Wichtig ist zu ergründen, an welchem Relevanzsystem sich der Biograph orientiert, bspw. an den eigenen, gesellschaftlichen Diskussionen oder an dem des Interviewers.<sup>740</sup>

### **3. Rekonstruktion der Fallgeschichte:**

Im dritten Auswertungsschritt, der „Rekonstruktion der Fallgeschichte“ werden gemäß der Analyselogik der biographischen Daten alle biographischen Ereignisse in chronologischer Reihenfolge mit den Erzählungen und der Selbstdeutung aus dem Heute heraus kontrastiert. Die Analyse wird sequenziell an der Chronologie der erlebten Lebensgeschichte durchgeführt. Die Ergebnisse der Phase 2 geben bedeutende Hinweise auf die Perspektive der Gegenwart und die Funktion der Erzählung für die Gesamtgestalt. So wird von Ereignis zu Ereignis mit den Textstellen aus dem Interview und anderen Ereignissen kontrastiert.<sup>741</sup> Das Verknüpfen geschieht, um Hypothesen zu belegen, zu falsifizieren oder zu erweitern. Es erfolgt ein ausformulierter Lebenslauf. Die analytische Perspektive ist ausgerichtet auf die Bedeutung des Erlebens. Dieser Auswertungsschritt fragt nach der biographischen Bedeutung von Ereignissen und Erlebnissen in der Vergangenheit. So wird die Gestalt der erlebten Lebensgeschichte entschlüsselt und deren damalige Bedeutung für den Biographen rekonstruiert.<sup>742</sup>

### **4. Feinanalyse:**

Der Auswertungsschritt der Feinanalyse kann im Verlauf der Auswertung immer wieder durchgeführt werden. Das Vorgehen bei der Feinanalyse richtet sich beim Ablauf an der objektiven Hermeneutik

<sup>735</sup> Vgl. RÄTZ 2012, S. 133.

<sup>736</sup> Ebd.

<sup>737</sup> ROSENTHAL 1995, S. 49.

<sup>738</sup> Vgl. RÄTZ 2012, S. 133.

<sup>739</sup> Vgl. ROSENTHAL 1995, S. 50.

<sup>740</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 185.

<sup>741</sup> Vgl. ebd., S. 189.

<sup>742</sup> Vgl. ROSENTHAL 1995, S. 220.

nach Ulrich OEVERMANN.<sup>743</sup> Das Vorgehen kann grundsätzlich auf alle Textsorten angewandt werden und fragt nach den objektiven Sinnstrukturen eines Textes „[...] in einer bestimmten Sprach- und Interaktionsgemeinschaft“.<sup>744</sup> Die Orientierung für die Wahl von geeigneten Textstellen zur Feinanalyse erfolgt einerseits an den bereits gewonnenen Hypothesen und Strukturen sowie an Textstellen, die bis jetzt nicht erschlossen werden konnten und/oder dessen biographische Bedeutung noch immer unklar bleibt. Dieser Analyseschritt zielt darauf, ungeklärte Mechanismen und Regeln der Fallstruktur aufzudecken und auf vertiefendes Verstehen von manifesten und latenten Sinnstrukturen.<sup>745</sup>

### **5. Kontrastierung der Ergebnisse „erlebte“ und „erzählte“ Lebensgeschichte:**

Beim fünften Auswertungsschritt erfolgt der Vergleich, die Kontrastierung der Gestalt der erlebten und erzählten Lebensgeschichte. Dieser Schritt gibt Hinweise auf die Auswahl der Ereignisse und die Mechanismen des Präsentierens im Heute und über die Differenz sowie den Zusammenhang zwischen erlebter und erzählter Ebene.<sup>746</sup> Als Ergebnis der bisherigen Analyse wird in diesem Schritt eine Fallstrukturhypothese verfasst, die die Grundstruktur des Falles wiedergibt.<sup>747</sup>

### **6. Typenbildung:**

Die Typenbildung erfolgt am Einzelfall. Im Rahmen der Typenbildung wird erst wieder die Forschungsfrage in den Blick genommen. Jetzt wird entschieden, ob der Typ auf Basis der erlebten oder erzählten Ebene gebildet wird. Mit Hilfe der empirisch fundierten Erkenntnisse wird die Forschungsfrage beantwortet. Die strukturelle Logik wird dabei von den analysierten Vätern fallunabhängig formuliert. Die Formulierung erfolgt so abstrakt, dass die Struktur auch auf andere Fälle mit anderen/ähnlichen sichtbaren Phänomenen oder Geschichten transferiert werden kann. Es stellen sich Fragen nach dem Trennenden und Verbindenden zwischen den Typen und der Kooperation im sozialen Gefüge.<sup>748</sup> Die Typenbildung ist eine Konstruktion der Forschungsperson, welche vom jeweiligen Erkenntnisinteresse definiert wird. Für die Forschungsperspektive heißt das, dass die Struktur einer abgeschlossenen Rekonstruktion in verschiedenen Forschungskontexten mit einem anderen Erkenntnisinteresse anders typologisiert und damit typologisch zugeordnet werden kann.<sup>749</sup>

Weiterführende Hinweise zur Typenbildung finden sich u.a. in Gabriele Rosenthal (2008), Jutta ECARIUS und Burkard SCHÄFFER (2010) sowie Udo KELLE und Susann KLUGE (2008) und Ingrid MIETHE (1999). Wie bereits erwähnt, ist eine Fallrekonstruktion hypothetisch und nie endgültig abgeschlos-

<sup>743</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 193.

<sup>744</sup> Vgl. REICHERTZ 2012b, S. 514.

<sup>745</sup> Vgl. ROSENTHAL 1995, S. 221.

<sup>746</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 193.

<sup>747</sup> Vgl. GRIESEHOP/RÄTZ/VÖLTER 2012, S. 75.

<sup>748</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 74f. u. S. 83 sowie vgl. GRIESEHOP/RÄTZ/VÖLTER 2012b, S. 75.

<sup>749</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 77.

sen – es ist immer eine Annäherung. Neue Hinweise und Erkenntnisse können neue Lesarten und Fallstrukturen ergeben; bestehende müssen verworfen werden.<sup>750</sup>

### 3.3 DAS SAMPLE, DIE DURCHFÜHRUNG UND AUSWERTUNG DER BIOGRAPHISCH – NARRATIVEN INTERVIEWS

Das Erkenntnisinteresse des Forschungsvorhabens entwickelte sich an Erkenntnissen der Praxis der Behindertenhilfe, persönlichen Erfahrungen, wissenschaftlicher Tätigkeit aus dem Forschungsprojekt ElFamBe sowie beim Vorwärtsgen in diesem Forschungsvorhaben selbst, d.h. es war, wie in Kapitel 3.2 beschrieben, ein offener Zugang, welcher sich in der Entwicklung zugespitzt hat. Dies wirkt sich auch auf das Sample und die Auswertung aus. In der Folge beschreibe ich deshalb die Zusammensetzung des Samples und die Auswertung dieses Forschungsvorhabens.

#### 3.3.1 DAS THEORETISCHE SAMPLE UND DER FELDZUGANG

Mein bereits vorhandenes Feldwissen versuche ich sensibel und (kontrastierend) reflektiert im heuristischen Sinne in den Forschungsprozess einfließen zu lassen.<sup>751</sup> Das Prinzip der Offenheit beim Feldzugang und die Entdeckungslogik entsprechen dem Vorgehen nach der *Grounded Theory* (Anselm STRAUSS und Barney GLASER, 1967).<sup>752</sup> Das heißt, die Erhebung und die Auswertung wechseln sich ab und finden parallel statt – es kommt zu einer Aufhebung der Differenz von Erhebungsphase und Auswertungsphase. Die Auswahl der Interviewpartner war einem Prozess unterworfen, d.h. sie war zu Beginn der Erhebung nicht fest definiert und offen angelegt, da zu Beginn unsicher war, welcher Fall theoretisch bedeutend ist. Erste Ergebnisse und die Auswahl weiterer Interviewpartner bedingen sich – die Auswahl war dem Prinzip des kontrastiven Vergleiches unterworfen – das Sampling dieser Untersuchung ist also ein theoretisches Sampling und keine Zufallsstichprobe<sup>753, 754</sup>. Anselm STRAUSS schreibt zum theoretischen Sampling:

„Das Theoretische Sampling ist ein Verfahren, bei dem sich der Forscher auf einer analytischen Basis entscheidet, welche Daten als nächstes zu erheben sind und wo er diese finden kann. Die grundlegende Frage beim Theoretical Sampling lautet: Welchen Gruppen oder Untergruppen von Populationen, Ereignissen, Handlungen (um voneinander abweichende Dimensionen, Strategien usw. zu finden) wendet man sich bei der Datenerhebung als nächstes zu. Und welche theoretische Absicht steckt dahinter? Demzufolge wird dieser Prozess der Datenerhebung durch die sich entwickelnde Theorie kontrolliert.“<sup>755</sup>

Das theoretische Sampling entwickelt sich im Prozess der Untersuchung und der zu Beginn offene Zugang spitzt sich zum Ende des Forschungsprozess hinzu.<sup>756</sup>

<sup>750</sup> Vgl. GRIESEHOP/RÄTZ/VÖLTER 2012b, S. 75 u. vgl. Kap. 3.1.

<sup>751</sup> Vgl. WESSELMANN 2009, S. 67 u. vgl. DAUSIN 1996, S. 100.

<sup>752</sup> Vgl. ROSENTHAL 1995, S. 215f.

<sup>753</sup> Bei der Zufallsstichprobe ist der Umfang der Stichprobe von Anfang an definiert und die Grundgesamtheit in der Regel bekannt (vgl. LAMNEK 2010, S. 236).

<sup>754</sup> Vgl. LAMNEK 2010, S. 236; vgl. GLASER/STRAUSS 2008, S. 53 u. vgl. ROSENTHAL 2008, S. 87.

<sup>755</sup> STRAUSS 1991 zit. in ROSENTHAL 2008, S. 87.

<sup>756</sup> Vgl. JAKOB 2010, S. 229; vgl. ROSENTHAL 2008, S. 85f. u. vgl. KÖTTIG 2004, S. 73.

Dieser Prozess wird durch die materielle oder formale Theorie geleitet (hier: Familientätigkeiten von Vätern<sup>757</sup>) – die Basis für den Prozess sind die bereits gewonnenen Kenntnisse bis hin zur theoretischen Sättigung.<sup>758</sup> In der Zeit von Anfang 2011 bis Mitte 2012 habe ich neun biographisch-narrative Interviews<sup>759</sup> mit Vätern geführt, deren erwachsene Kinder mit Behinderungen bei ihnen wohnen. Hinzu kommen zwei biographisch-narrative Interviews, die im Rahmen des Projektes geführt wurden und mir für eine Auswertung zur Verfügung standen. So hatte ich insgesamt 11 biographisch-narrative Interviews zur Auswertung zur Verfügung (1. Stichprobe). Bei allen Interviews wurden umfangreiche Memos verfasst. Bis auf zwei Interviews<sup>760</sup> wurden alle Interviews zu Beginn in Auswertungsgruppen global analysiert. Bei ebenfalls zwei Interviews wurde bis zum Ende der Auswertung auf ein Transskript verzichtet.<sup>761</sup> In meinem theoretischen Sampling lag das Alter der Väter zum Interviewzeitpunkt zwischen 59 und 82 Jahren (Jahrgänge 1929-1953). Sie lebten sowohl in der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) als auch in der Bundesrepublik. Ein Vater hatte einen syrisch-christlichen Migrationshintergrund, lebte zum Interviewzeitpunkt seit rund 40 Jahren in der Bundesrepublik. Die erwachsenen Kinder mit Behinderung waren zum Erhebungszeitpunkt zwischen 27 und 57 Jahren alt (Jahrgänge 1957-1984) und immer ist eine geistige Behinderung bei ihnen mit diagnostiziert bzw. angegeben worden. Die Interviews wurden alle bei den Vätern zu Hause in der Wohnung, bis auf bei Paul KAUFMANN im Garten, geführt, obgleich ich bei jedem Interview den Ort freistellte.

Die Stichprobenziehung wurde Mitte Mai 2012 beendet. Dies hatte prozessbedingte Gründe: Das Untersuchungsfeld schien theoretisch gesättigt, d.h. keine neuen Fälle wurden gefunden, die weitere Konstruktionen eines weiteren signifikanten „Vater-Typs“ rechtfertigten und die bisherigen vorhandenen Zugänge waren ausgereizt. Dabei ist nach Gabriele ROSENTHAL (2008) zu bedenken, dass es sich um eine idealtypische Forschung handelt. Hinzu kommt, dass einem Promotionsprojekt ein begrenzter Rahmen zur Verfügung steht.<sup>762</sup> Grundsätzlich ist nie auszuschließen, dass im Sampling und in den Fällen keine neuen Erkenntnisse verborgen sind, denn es kann nicht sicher gesagt werden, dass alle „blinden Flecken aufgedeckt“ worden sind.<sup>763</sup>

Basierend auf den Globalanalysen wurden drei Fälle zur Rekonstruktion ausgewählt (2. Stichprobe). Hinzu kommt eine Rekonstruktion, die im Rahmen des Projekts ElFamBe analysiert wurde. In dieser Arbeit werden drei signifikante Väter-Typen repräsentiert, welche bei der 1. Stichprobe zu Tage zu treten schienen.<sup>764</sup>

<sup>757</sup> Vgl. Kap. 2.

<sup>758</sup> Vgl. GLASER/STRAUSS 2008, S. 53 u. vgl. KÖTTIG 2004, S. 73.

<sup>759</sup> Vgl. hierzu Kap. 3.2.

<sup>760</sup> In diesem Interview lag der Schwerpunkt bei der Flucht von Ost- nach Westberlin in den 1950er Jahren; es gibt kaum biographisch auswertbare Daten.

<sup>761</sup> Dabei handelt es sich um zwei Interviews, welche ausschließlich global analysiert wurden.

<sup>762</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 86f.

<sup>763</sup> Vgl. Kap. 3.2.

<sup>764</sup> Siehe Kap. 5.

Als Erstes rekonstruierte ich das Interview von Paul KAUFMANN. Er war zum Zeitpunkt des Interviews Witwer, was für mich ausschlaggebend war. Bei der Erstellung der Typologie habe ich mich an den Kriterien der „*minimalen Kontrastierung*“<sup>765</sup> festgehalten.<sup>766</sup> Dabei nahm ich Bezug auf die Memos und die darauf aufbauenden Globalanalysen der Interviews als Entscheidungsgrundlage für die Auswahl. Ob der scheinbare minimale Kontrast dann in der vertieften Analyse tatsächlich noch einer ist, kann zu dem Zeitpunkt nicht sicher gesagt werden. Der Vater, der unter dem Aspekt des minimalen Kontrasts zu Herrn KAUFMANN ausgewählt wurde, ist Herr BERG. Beide waren Manager von Rahmenstrukturen bzgl. ihres Kindes mit Behinderung, bewegten sich in bürgerlichen Kreisen und pflegten bzw. pflegen ihre Frau. Hinzu kam, dass Herr KAUFMANN seit seiner Jugend in Westberlin wohnt und Herr BERG in Ostdeutschland, so war der Faktor des gesellschaftlichen Systems mit wahlentscheidend.

Die weitere Auswahl erfolgte nach dem Prinzip der „*maximalen Kontrastierung*“<sup>767</sup> ebenfalls anhand der bereits gewonnenen Ergebnisse und den weiteren Memos und Globalanalysen der anderen Interviews. Deshalb entschied ich mich bei der dritten Rekonstruktion für Herrn HAUCK. Im Gegensatz zu Herrn BERG und Herrn KAUFMANN wurde an seinen Daten deutlich, dass er seinen Sohn im Alltag direkt begleitet, betreut und im Haushalt tätig ist, während seine Frau arbeitet, was nicht immer so war. Der vierte „Fall“ ist im Kontrast dazu Herr REIMER – er hat seine aktuelle Tätigkeit in der Familie nahezu seit seiner Geburt inne. Die Pflege, die Betreuung aber auch die Organisation um die Tochter herum liegen im Gegensatz zu den anderen drei Vätern fast vollständig in der Obhut seiner Frau – er übernimmt die Aufgaben eines stillen Angestellten in der Familie, kümmert sich um die Wohnung und Einkäufe sowie Besorgungen. Die letzte Rekonstruktion (Fallgeschichte „Herr REIMER“) wird in dieser Arbeit nicht ausführlich vorgestellt, da sie bereits für das Projekt EIfamBe zusammengefasst dargestellt wurde.<sup>768</sup> Ihre Ergebnisse fließen jedoch im kontrastiven Vergleich und die Typologie (Kap. 5) mit ein.

Eine Anmerkung zu den Vätern bezüglich ihrer Geburtsjahrgänge (1929-1953): Alle wurden von der Zeit zwischen 1933-1945 geprägt, bewusst oder durch das unmittelbare Erleben ihrer Eltern in dieser Zeit. Das Thema „Krieg und seine Folgen“ spielt sowohl thematisch als auch in den Rahmendaten der Väter eine dominante Rolle. Daher möchte ich unter anderem auf die Arbeiten von Gabriele ROSENTHAL (1986, 1990a, 1997) und Harald WELZER, Sabine MOLLER und KAROLINE TSCHUGGNALL (2010) verweisen. Gabriele ROSENTHAL (1990a, 1998) hat empirische Analysen zu Personen und bestimmten Jahrgängen, die die Zeit des Nationalsozialismus voneinander abweichend erlebt haben, vorgenom-

<sup>765</sup> Die Überlegungen der Strategie des minimalen und maximalen Vergleiches gehen auf die Idee von GLASER/STRAUSS 2008 (1967) zurück, bezüglich eines nach theoretischen Gesichtspunkten geleiteten Auswahlprozesses. Siehe hierzu auch die vorherigen Ausführungen zum theoretischen Sampling.

<sup>766</sup> Vgl. SCHÜTZE 1983, S. 287; vgl. JAKOB 2010, S. 229 u. vgl. KÖTTIG 2004, S. 74.

<sup>767</sup> Vgl. SCHÜTZE 1983, S. 287.

<sup>768</sup> Vgl. SCHMIDT 2015b, S. 66ff. Der Fall befindet sich in der Anlage 5.

men.<sup>769</sup> Sie unterscheidet folgende Jahrgänge: die „Willhelminische Jugendgeneration“<sup>770</sup> (Jahrgänge 1890-1900), die „Weimarer Jugendgeneration“ (Jahrgänge 1906-1919), die „Hitlerjugend-Generation“ (Jahrgänge 1922-1929), Kinder des „Dritten Reiches“ (Jahrgänge 1930-1939) sowie die „Generation der Kriegskinder“ (Jahrgänge 1939-1945). Zudem beschreibt sie die Besonderheiten der „Übergangsjahrgänge“ zwischen den genannten Generationen. Gabriele ROSENTHAL zeigt die Relevanz der Rahmenbedingungen für die jeweilige Generation auf. Diese haben Einfluss auf die ideologische Erziehung in der jeweiligen Zeit und wirken mit den individuellen Vorerfahrungen der Person zusammen.<sup>771</sup> Das heißt auch, dass die Eltern der Väter die Zeit des Nationalsozialismus und den Krieg anders erlebt haben als ihre Söhne. Die Ergebnisse von Gabriele ROSENTHAL fließen in die jeweilige Hypothesenbildung und -entwicklung ein und werden in den Fallrekonstruktionen mitdiskutiert. In der populärwissenschaftlichen Literatur (z.B. Sabine BODE (2014), Anne-Ev USTORF (2010) und in (Auto-)Biographien (z.B. Katja THIMM (2011), Helga GOTSCHLICH (2012)) werden die Geburtsjahrgänge der interviewten Väter zunehmend thematisiert.

Noch ein Hinweis zur Erreichbarkeit der Väter selbst. In meiner Strichprobe haben 6 von 11 Vätern studiert, davon haben zwei promoviert und vier Väter arbeiteten zeitweise in der Forschung. Es kann angenommen werden, dass meine Rolle als Wissenschaftler bei diesen Vätern als „Türöffner“ gewirkt haben könnte. Während des gesamten Forschungsprozesses war ich bestrebt, Väter zu finden, welche keinen universitären Abschluss hatten. Hintergrund dieser Bemühung war der Wunsch, auch Zugang zu anderen „Gesellschaftsschichten“ und somit Handlungsstrukturen zu erhalten. Dieses Bemühen stellte sich jedoch als große Herausforderung dar, da die Teilnahme am Interview auf dem Prinzip der Freiwilligkeit beruht.<sup>772</sup> Siegfried LAMNEK (2010) schreibt zu den Grenzen des theoretischen Samplings:

„Da eine gezielte Auswahl immer auch willkürlich ist, kann der Forscher nie wissen, ob er nicht eine selektive, eine verzerrte Auswahl vorgenommen hat. Deshalb sind Generalisierungen problematisch. Mit Hilfe des Theoretical Samplings ist es aber möglich, generalistische Exsistenz Aussagen zu machen, Hypothesen zu entwickeln, Typen zu konstruieren, Gemeinsamkeiten festzustellen, Strukturen zu entdecken. Über deren Verteilung und Häufigkeiten sind keine Aussagen möglich [...]“<sup>773</sup>

Hier stellte sich für mich eine grundsätzliche Frage: Welche Väter fühlen sich vom Forschungsprojekt EIfamBe angesprochen und erklären sich für ein Interview bereit? Wie erhalten sie Zugang zur Forschung? Erweitert kann damit die Frage gestellt werden: Wer nimmt Angebote der Behindertenhilfe

<sup>769</sup> Vgl. ROSENTHAL 1990b, S. 11.

<sup>770</sup> Gabriele ROSENTHAL verwendet hier den Begriff der „Generation“ im Sinne von Karl MANNHEIM; das heißt, generationsbildend sind objektive Bedingungen und Zeitumstände, welche prägend sind. Zudem plädiert ROSENTHAL wie MATTES (1985) nicht nur, den gruppenhaften Charakter einer Generation in den Blick zu nehmen, sondern auch das Verhältnis, in welchem die „Generationen“ zueinander stehen - Generationsbeziehung (vgl. ROSENTHAL 1990b, S. 17 u. vgl. VÖLTER 2008a, S. 99). Andere Verwendungen des „Generationsbegriffs“ stellt Bettina VÖLTER 2008 zusammenfassend dar (vgl. VÖLTER 2008a, S. 97ff.).

<sup>771</sup> Vgl. ROSENTHAL 1990b, S. 18ff.; vgl. ROSENTHAL 1998, S. 117f. u. vgl. KÖTTIG 2004, S. 81ff.

<sup>772</sup> Vgl. ROSENTHAL 2008, S. 53ff.

<sup>773</sup> Vgl. LAMNEK 2010, S. 237.



wahr? Sebastian BÖDEKER (2012) vom Wissenschaftszentrum Berlin (WZB) stellt in einer Untersuchung zur politischen Partizipation fest, dass besser gebildete Personen und Personen mit höheren Schulabschlüssen stärkere Verantwortung für politisches Geschehen empfinden und an politischen Prozessen beteiligt sind. Noch höher fällt der Anteil bei der Beteiligung an zivilgesellschaftlichen Organisationen (z.B. Elterninitiativen und Bürgerinitiativen) aus.<sup>774</sup> Die erste Stichprobe dieser Untersuchung zeigt hier eine gleiche Tendenz bei der Bereitschaft zur Teilnahme am Interview.

Meine empirisch fundierten, theoretischen Überlegungen (Kap. 6) basieren auf den Ergebnissen der Einzelfallstudien dieser Fallrekonstruktionen. In der Folge gehe ich auf die Besonderheiten des Feldes und seiner Erschließung ein. Daran wird zum einen die Reichweite der Ergebnisse deutlich. Zum anderen ergeben sich jedoch auch offene Fragen zum Thema, die in diesem Forschungsrahmen nicht hinreichend beantwortet werden können.

### 3.3.2 BESONDERHEITEN DES FELDES UND SEINER ERSCHLIEßUNG

Die meisten interviewten Väter kommen aus Berlin bzw. wohnen in seinem Umland, da der Zugang über den Fragebogen<sup>775</sup> und die Veranstaltungen aus dem Projekt ElFamBe erfolgte. Die erwachsenen Kinder mit Behinderung nahmen fast ausschließlich an einer tagesstrukturierenden Maßnahme (WfbM oder Tagesförderstätte) teil. Reinhard BURTSCHER stellt fest, dass Eltern, deren erwachsenen Kinder mit Behinderung nicht an einer tagesstrukturierenden Maßnahme teilnehmen, zu den schwer erreichbaren Familien („hard to reach“) zählen.<sup>776</sup> Zu Beginn konzentrierte ich mich bei der Erhebung auf die ältesten Väter und erweiterte die Altersspanne prozessorientiert hin zu den „jüngeren“ Vätern. Somit konnte ich meine Untersuchungen auf eine größere Lebensspanne ausweiten.

Der Zugang zum Forschungsfeld war zum Teil eine Herausforderung; es gab immer wieder Verzögerungen in der Erhebung. Das hatte folgende Gründe:

- Die Terminfindung: Die Väter gaben ein sehr begrenztes Zeitfenster vor, da sie sehr strukturierte Tagesabläufe zu haben scheinen.
- Terminabsagen durch die Väter: Diese führten zum Teil zum Ausfall eines ausgewählten Interviewpartners (nach mehrmaligen Terminänderungen).
- Das bekommen von Einzelterminen mit Vätern (ohne Partnerin).

Zum letztgenannten Grund eine kurze Erläuterung: Bei vier von den elf Interviews waren die Ehefrauen mit anwesend. Dies beeinflusste den Gesprächsverlauf unweigerlich und der Vater war dann zum großen Teil nur über seine Frau „erreichbar“ (Stichwort: „Gate Closers“<sup>777</sup>).<sup>778</sup> Im Verlauf des

<sup>774</sup> Vgl. BÖDEKER 2012, S. 1ff.

<sup>775</sup> Im Fragebogen konnten die Eltern freiwillig ihre Adresse angeben und ankreuzen, ob sie für ein Gespräch zur Verfügung stehen.

<sup>776</sup> Vgl. BURTSCHER 2012, S. 315f.

<sup>777</sup> Vgl. Kap. 1.1 u. vgl. Kap. 1.3.2. Ähnliche Erfahrungen machte auch Kerstin ZIEMEN (2002) (S. 258f.).

<sup>778</sup> Beim Interview mit Herrn REIMER erzählte seine Frau weitestgehend die Biographie ihres Mannes, sodass Herr REIMER selbst im Interview kaum zu Wort kam. Ein anderer Vater konnte lange allein über die Wohnung berichten, was er alles umgebaut und verändert hat, die Ausführungen hingegen zu seinem Kind mit Behinderung waren diesbezüglich relativ knapp; seine Frau war bei diesem Thema mit anwesend und ergänzte ihn ständig.

Projektes EIfamBe konzentrierte sich mein Fokus zunehmend auf die Tätigkeiten der Väter im Kontext des Themas „Eltern mit erwachsenen Kindern mit Behinderung“, da ich bemerkte, dass der Zugang häufig über die Mütter erfolgte. Sie füllten Fragebogen aus und gaben ihren Mann als Kontaktperson an. In den Interviews mit beiden Partnern konnte ich feststellen, dass die Väter über ihre Arbeit/Tätigkeit in der Familie erreichbar sind (z.B. handwerkliche Aufgaben), aber auch auf Anerkennung in ihrer Situation oder fachlichen Rat hofften, dort verknüpft mit meiner Rolle als wissenschaftlicher Mitarbeiter. Beim Zugang generell war ich bestrebt, die Väter direkt zu erreichen (ohne „Umleitung“ über ihre Frauen), um Konflikte in der Familie zu vermeiden. Dennoch: Für eine Globalanalyse eigneten sich die Interviews mit beiden Partnern. Zudem eröffnet sich hier ein neues Forschungsthema bezüglich der Interaktion von Eltern von Menschen mit Behinderung, was im Rahmen dieser Forschung nicht behandelt werden kann.

Dieser Zugang zum Feld und das theoretische Sample geben Grenzen vor. So kann sich die Typologie (Kap. 5.2) erweitern oder gar verändern, wenn sich das zu untersuchende Feld verändert. Beispielsweise wurden keine Väter erreicht, deren Kindern keinen Zugang zu tagesstrukturierenden Maßnahmen haben<sup>779</sup> oder deren Kinder in einem außerfamiliären Wohnsetting wohnen (sie gehörten auch nicht zur Zielgruppe).

Für die Behindertenhilfe sind daraus folgende Zugänge zu Vätern ableitbar:

- Das Ansprechen der Person in ihrer Tätigkeit/Aufgabe in der Familie kann ein Zugang sein; dies gilt historisch bedingt für die Väter als Herausforderung.<sup>780</sup>
- direktes Ansprechen: Sie haben das Bedürfnis, über ihre Perspektive zu sprechen.
- Konkrete Fragen und Bedürfnisse der Väter sind ein Nährboden für einen Zugang.
- Die teilweise begrenzte Zeit der Väter ist eine Herausforderung
- Eine nicht moralisierende Atmosphäre ist von Bedeutung.

Nach diesen Stichproben und der Feldbeschreibung komme ich zu meinen Rahmenbedingungen bei der Auswertung.

### 3.3.3 DIE AUSWERTUNG DER BIOGRAPHISCH – NARRATIVEN INTERVIEWS

Bei der Auswertung der biographischen-narrativen Interviews ging ich nach den Auswertungsschritten nach Gabriele ROSENTHAL (Kap. 3.2) vor. Giesela JAKOB (2010) weist darauf hin, dass eine Auswertung eines narrativen Interviews nicht aus einem Lehrbuch erlernt werden kann, sondern es braucht ein „selbsterworbenes Erfahrungswissen“, wie BOHNENSACK (2008) es nennt.<sup>781</sup> Personen, welche die Auswertungsmethode kennen, fungieren als Anleiter für Personen, die sich neu mit dieser Auswertungsmethode beschäftigen (z.B. in Auswertungswerkstätten oder Interpretationsgruppen). Ein wei-

<sup>779</sup> Dieser Personenkreis wurde trotz vielfältiger Versuche mit dem Fragebogen aus dem Projekt schwer erreicht (vgl. SCHMIDT 2012b, S. 206f. u. vgl. BURTSCHER 2012, S. 315).

<sup>780</sup> Vgl. JURCZYK/LANGE 2009, S. 14f. u. vgl. Kap. 1.3.2.2.

<sup>781</sup> BOHNENSACK zit.in JAKOB 2010, S. 226.

terer wichtiger Aspekt ist der kommunikative Auswertungsprozess.<sup>782</sup> Hinzu kommt, dass so die eigene Rolle im Forschungssetting (sowohl in der Erhebung als auch in der Auswertung) reflektiert werden kann. Das bedeutet, dass auch für eine Auswertung eines biographisch-narrativen Interviews nach Gabriele ROSENTHAL die personellen und strukturellen Bedingungen Grundvoraussetzungen sind.

Diese beiden Voraussetzungen konnte ich im Rahmen des Projektes durch die Teilnahme an sechs Methodentagungen und durch die Teilnahme an zwei Auswertungsgruppen (Datenschutz ist zu beachten), die nach der Methode von Gabriele ROSENTHAL arbeiteten, entsprechen. Durch den intensiven Austausch über eigenes und „fremdes“ Material ergaben sich vielfältige Blickwinkel. Zusätzlich war ich mit meinem Material aktiver Teilnehmer an zwei Forschungstagungen.<sup>783</sup> Im Projekt EIfamBe konnte zusätzlich ein zweitägiger Methodenworkshop zur Rekonstruktiven Sozialforschung über das Berliner Institut für Qualitative Sozialforschung e.V. unter der Leitung von Dr. Rixta WUNDRAK stattfinden. In diesen Settings wurden alle Interviews global analysiert; die Interviews wurden hier anhand der Auswertungsschritte „Analyse der Biographischen Daten“ (Schritt 1), die „Text- und Thematische Feldanalyse“ (Schritt 3) und „Feinanalysen“ (Schritt 4), analysiert.<sup>784</sup>

Zudem bestand für mich über das Projekt EIfamBe die Möglichkeit, die Ergebnisse der Rekonstruktionen von Herrn KAUFMANN und Herrn REIMER bei Mitarbeiterschulungen, in einem Seminar mit Student\_innen sowie in Workshops zu diskutieren – sowohl bezüglich der „Verstehenden Haltung“ als auch in Bezug auf einen Praxistransfer.

Bei der Auswertung in den Auswertungsgruppen stellte ich fest, dass sowohl das eigene Geschlecht aber auch die (soziale) Herkunft, die Generation und die eigenen Rollen sowie die eigene Motivation gerade in meinem Forschungsprojekt zur Väter eine Rolle spielten und somit den „Verstehensprozess“ vor Herausforderungen stellten. Durch die Multiperspektive der Gruppe kann und muss dieser Prozess reflektiert werden. Genau diese Auswertung in der Gruppe machte für mich die Methode sehr bereichernd, gleichzeitig liegt hier aber auch eine Grenze. Die Möglichkeit des Austausches mit Forscher\_innen muss verfügbar sein, denn die Hypothesenbildung und die Lesarten sind mit der Person der Forscherin/des Forschers<sup>785</sup>, ihrer bzw. seinen Erfahrungen, der Herkunft usw. verbunden

<sup>782</sup> Vgl. Kap. 3.2.2. u. vgl. JAKOB 2010, S. 226.

<sup>783</sup> Das war zum einen das Berliner Methodentreffen 2012, Workshop „Biographische Fallrekonstruktion“ unter der Leitung von Prof. Dr. habil. Gabriele ROSENTHAL und Katinka MEYER und zum anderen auf dem Sechsten Workshop „Rekonstruktive Sozialarbeitsforschung und Biographie“ 2012 in Koblenz in der Forschungswerkstatt „Biographische Fallrekonstruktionen und Dialogische Biographiearbeit in Forschung und Praxis“ unter der Leitung von Prof. Dr. Michaela KÖTTIG.

<sup>784</sup> Vgl. Kap. 3.2.2.

<sup>785</sup> So schreibt u.a. Prof. Dr. Georg THEUNISSEN auf der Homepage der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg zu seiner Person und seinem fachlichen Selbstverständnis er sei „[...] insbesondere von seinen „Lehrern“ Hans-Günther Richter (heilpädagogische Kunsterziehung und pädagogische Kunsttherapie), Paul Röhrig (Allgemeine Pädagogik und Erwachsenenbildung), Leo Kofler (Soziologie) sowie von der Studenten- und Emanzipationsbewegung um 1970 geprägt. Angeregt durch seinen Zivildienst Anfang der 1970er Jahre, bei dem er auf einer „Hauptunruhe“ und „Unruhestation“ einer großen psychiatrischen Landesklinik eine skandalöse, menschenverachtende Praxis miterleben musste [...]“ (THEUNISSEN 22.05.2015). Georg THEUNISSEN ist Professor für Geistigbehindertenpädagogik und Pädagogik bei Autismus sowie Autor und Herausgeber einer Vielzahl von Fachbüchern und Fachartikeln zum Themenspektrum der Heilpädagogik, z.B.

und lassen sich nicht trennen.<sup>786</sup> Diese Erfahrungen in der Auswertungsgruppe bezüglich des Auswertungs- und Verstehensprozesses und damit aus dem Bereich der Forschung lassen sich auf das Gebiet der Behindertenhilfe übertragen, z.B. Rollen- und Generationskonflikte innerhalb der Familie. Dies hat Auswirkungen auf die Paradigmenbildung und die Angebotsstrukturen in der Behindertenhilfe.<sup>787</sup>

---

Enthospitalisierung, Deinstitutionalisierung und gemeindenahе Wohnformen für Menschen mit geistiger und seelischer Behinderung, Empowerment (vgl. ebd.).

<sup>786</sup> Siehe hierzu auch Kap. 1.1.2 (Andreas FRÖHLICH (2007) Sichtwort: „fliehende Väter“) u. Kap. 1.1.3.

<sup>787</sup> Siehe hierzu Georg THEUNISSEN 22.05.2015, über seine Erfahrungen und Prägungen sowie seine Arbeits-, Lehr- und Forschungsschwerpunkte (vgl. oben).

## 4 PERMANENTE VATERSCHAFT – DREI FALLREKONSTRUKTIONEN

*Vorbemerkungen:*<sup>788</sup>

Seit Beginn der Erhebung hat der Schutz der Identität der Väter und der weiteren Personen oberste Priorität. Alle Namen aber auch Umstände wurden so verändert, dass keine Rückschlüsse auf die interviewte Person gezogen werden können; die inhaltliche Passung in der Rekonstruktion jedoch wenig verändert ist. Aus diesen Gründen sind keine Transkripte der geführten Interviews in der Anlage zu dieser Arbeit beigefügt. Dies soll die Väter über die Anonymisierung hinaus schützen und so eine mögliche Rückverfolgung auf die Personen verhindern.

Die Interviewpassagen sind wortwörtlich wiedergegeben, die Transkriptionsregeln finden sich in der Anlage 2, die Zeichenerklärung für das Genogramm in Anlage 3. Es wurden keine grammatikalischen und sprachlichen Verbesserungen bzw. Glättungen vorgenommen. Dies soll die Authentizität des Gesprochenen erhalten.

---

<sup>788</sup> Vgl. hierzu auch ROSENTHAL 1990b, S. 27.

#### 4.1 PAUL KAUFMANN: „PAULA IST MEINE IRONIE DES SCHICKSALS UND IST JETZT MEIN SONNENSCHEN“<sup>789</sup>

##### 4.1.1 EINLEITUNG

Zum Zeitpunkt des Interviews 2011 ist Paul KAUFMANN 68 Jahre alt und lebt mit seiner Tochter Paula, welche das Down-Syndrom hat, in einem gemeinsamen Haushalt. Er besitzt zwei Mietshäuser, in denen er auch wohnt und seine Finanzberatungs- und Bilanzbuchhaltungskanzlei hat. Das Haus befindet sich in einem gutbürgerlichen Stadtteil in Berlin-Spandau. Nach wie vor ist er in der Trauer um seine Frau verhaftet. Seine Arbeit in der Kanzlei verringert er langsam. Seine Netzwerke, die sich hauptsächlich über seinen Beruf definiert haben, lösen sich stetig auf. Herr Paul KAUFMANN erlebt in den letzten Jahren seit dem Tod seiner Frau eine zunehmende Isolierung. Seine Tochter besucht wochentags die Werkstatt für Menschen mit Behinderung, am Nachmittag geht sie regelmäßig zum Chor und zum Tanzen. Auf eine Begleitung in öffentlichen Verkehrsmitteln ist sie nicht angewiesen. Vater und Tochter führen wochentags ein Leben weitgehend unabhängig voneinander, ihre gemeinsame Zeit ist das Wochenende. Sie unternehmen dann Ausflüge, z.B. mit dem Rad. Aktuell beschreibt Herr KAUFMANN seine Lebenssituation folgendermaßen: „[...]“<sup>790</sup> ich lebe einfach nur noch weil ich LEBE<sup>791</sup>, tja das LEBEN hat für mich KEINEN SINN MEHR. (-)<sup>792</sup> wenn PAULINCHEN nich WÄR, hätt ich mir das LEBEN GENOMM. „<sup>793 794</sup>

Wer ist Paul KAUFMANN, der heute sagt: „Paula ist meine IRONIE DES SCHICKSALS und ist jetzt mein SONNENSCHEN.“?<sup>795</sup> Was hat ihn zu dem gemacht, wer er heute ist, was hat ihn geprägt, wie handelt er, was motiviert ihn? Um Herrn Paul KAUFMANN als Vater verstehen zu können, sollen die Wege und Spuren seiner Lebensgeschichte in der folgenden Fallrekonstruktion verfolgt werden – eine lebensgeschichtliche Rekonstruktion.

##### 4.1.1.1 Kontaktaufnahme und Interviewsetting

Paul KAUFMANN lernte ich über das Forschungsprojekt ElFamBe<sup>796</sup> kennen. Er hat den von uns entwickelten Fragebogen ausgefüllt. Er war mein zweiter Interviewpartner. Aufgrund seiner Angaben aus dem Fragebogen hatte er mein Interesse geweckt. Herr KAUFMANN war zum Zeitpunkt des Interviews Witwer und gab an, für ein Interview bereitzustehen. Ich stellte mir die Frage: Wer ist Paul KAUFMANN – ein Vater, der sich, anders als die häufig gängige Meinung, auch nach dem Tod seiner Frau weiter-

<sup>789</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 192-193.

<sup>790</sup> [...] = Auslassungen.

<sup>791</sup> Grundsätzlich gilt: „Augendialekt“, d.h. exakte Wiedergabe der gesprochenen Wörter. Großbuchstaben: Betonung einzelner Buchstaben/ Silben/ Wörter. Satzzeichen: finden keine grammatikalische Verwendung, sondern werden zum Andeuten der Sprachmelodie benutzt: Absetzen der Stimme auf gleicher Tonhöhe: -; anheben der Stimme: ?; leichtes anheben der Stimme: , u. absenken der Stimme: .

<sup>792</sup> Pausen von bis zu 3 Sek. werden in runder Klammer mit Bindestrichen angegeben (hier 1 Sek. Pause). Längere Pausen: Angabe der Sekunden in runder Klammer

<sup>793</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 607-610.

<sup>794</sup> Die Transkriptionsregeln finden sich in der Anlage 2.

<sup>795</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 192-193.

<sup>796</sup> Vgl. Kap. 1.2.2.2 u. Kap. 3.3.

hin um seine Tochter kümmert?<sup>797</sup> Der Erstkontakt erfolgte per Telefon. Er konnte sich noch gut an den Fragebogen erinnern. Bei diesem Gespräch gewann ich den Eindruck, dass er an einem lebensgeschichtlichen Interview interessiert sei. Er willigte sofort ein und sagte: „Endlich interessiert man sich für Väter.“<sup>798</sup> Es folgte eine exakte Wegbeschreibung.

Zum Interviewtermin war ich etwas vor dem vereinbarten Zeitpunkt da; so konnte ich mir die Gegend noch etwas anschauen. Das Haus, in dem Herr KAUFMANN wohnt, liegt mitten im Grünen. Herr KAUFMANN selbst war zur vereinbarten Zeit noch nicht da. Einer seiner Mieter sprach mich an. Er erzählte mir, dass er ihn vor wenigen Minuten mit dem Fahrrad gesehen habe. Er erschien kurz nach dem vereinbarten Termin mit dem Fahrrad. Er hatte ein T-Shirt, eine dunkle, kurze Hose und ein schwarzes Cap an. Er bat mich, ich solle ihm in den Garten folgen. Er begleitete mich zur Sitzecke, machte den Springbrunnen an; er bat mich Platz zu nehmen und ging ins Haus. Herr KAUFMANN kam kurz darauf wieder – er hatte sich umgezogen (ein weiß/ocker gestreiftes Hemd und eine kurze, hellbraune Hose) und brachte zwei Aufleger für die Stühle. Der Garten hinter seinem Haus wirkte zum Teil ungepflegt; es gab einige Dekorationsgegenstände, der Schuppen und die Sitzecke wirkten etwas verfallen – vergleichbar mit einem Dornröschen – Schlaf. Anschließend kamen wir ins Gespräch. Die Wohnung von Herrn KAUFMANN habe ich nicht gesehen. Das Interview fand im Garten, in der Sitzecke, hinter dem Haus statt. Die Sitzecke war von außen nicht einsehbar (Holzsichtwand und Hecke) und war teilweise mit einer Gewebefolie abgedeckt. Es waren zwei Stühle und ein Tisch vorhanden. Es wirkte auf mich alles sehr spontan, trotzdem versuchte er eine Wohlfühlatmosphäre zu schaffen. Da das Interview im Freien stattfand, waren kurze Interviewpausen und Nachfragen aufgrund lauter Außengeräusche nötig. Dies hat jedoch nach meinem Eindruck das Interview nicht beeinflusst.

#### **4.1.1.2 Zur Selbstpräsentation und Interviewsituation**

Seine Lebensgeschichte stellt Paul KAUFMANN mit wenig Emotionalität dar. Er ist sehr sachlich und gibt einen vorwiegend von Argumentation/Evaluation (mit Belegerzählung) unterlegten chronologischen Bericht ab. In seiner ca. 23-minütigen Selbstpräsentation (Phase 2)<sup>799</sup> in der Eingangserzählung präsentiert er die Lebenslinie seiner Tochter Paula in Verbindung mit ihm. Zum Ende seiner Selbstpräsentation spricht er eher „stammtischartig“ – seine Erzählungen sind in dieser Phase der Selbstpräsentation ohne eindeutige Zeitlinie.<sup>800</sup> Er sagt: „da GIBTS allerhand EPISODEN“<sup>801</sup>. Sie sind in das thematische Feld des Interviews eingebettet und können wie folgt zusammengefasst werden: *„die Karriere meiner Tochter, welche zum Leben operiert werden musste und zu Beginn nicht in der Familie leben sollte und mich heute am Leben erhält.“* Sprachlich spannt er den Bogen von „Tochter“ über „Paula“ bis hin zu seinem heutigen „PAULINCHEN“. Er überschreibt dies zum Ende der Eingangser-

---

<sup>797</sup> Vgl. Danksagung.

<sup>798</sup> Memo Interview Paul KAUFMANN, S. 1.

<sup>799</sup> Siehe Kap. 3.2.1.

<sup>800</sup> Vgl. FUCHS-HEINRITZ 2009, S. 56f.

<sup>801</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 67-68.

zählung zutreffend mit dem Bild: Paula ist „[...] meine IRONIE DES SCHICKSALS, jetzt mein SONNENSCHEN.“ Mit dem kleinen Wörtchen „jetzt“ deutet er an, dass es in der Vergangenheit nicht immer so war. Er betont besonders die letzten gemeinsamen Jahre zusammen mit seiner Tochter und hebt ihre Leistungen hervor – eben das Positive, die heutige Bedeutung seiner Tochter für ihn. Dies wirkt wie ein Gegengewicht zum Einstieg in das Interview mit der Zeit um die Geburt von Paula.

Schwierige Situationen glättet, verharmlost er und versucht, sie positiv zu überformen. Herr KAUFMANN präsentiert seine damaligen Entscheidungen aus heutiger Sicht als für ihn richtig. Die Zeit um die Geburt seiner Tochter präsentiert er als schicksalhaft. Er wirkt als passiver „Mitspieler“ ohne die Möglichkeit einer Einflussnahme auf die Geschehnisse. Gleichzeitig empfindet er sich als Kämpfer zwischen der inneren und äußeren Welt – dem Ich und der Gesellschaft. Das wird unter anderem gleich zu Beginn des Interviews thematisiert.

IP<sup>802</sup>: „eltern die ihr kind ablehnen natürlich kein tolles ANSEHEN haben und äh da kamen so etliche (-) LEUTE, die uns äh erklären wollten wie toll des is wenn man behindertes KIND HAT, <<I:<sup>803</sup> mhm>> (-- ) äh das war natürlich äh war überhaupt nich/[...] also ich meine wenn äh meine situation KENN ich ja und MUSS mich ja da nich äh von annern leuten BELEHRN lassen.“<sup>804</sup>

Dieses greift er zum Ende des Interviews noch einmal auf, als es um eine Frage zum Thema des Forschungsprojektes ElFamBe geht: „Welche Themen sind für Eltern interessant?“ Er sagt:

IP: „ebend zumindest jetzt grade mit mit dieser BILDUNG find ich ich GANZ äh ENTSCHEIDEND, und auch äh ganz ENTSCHEIDEND die die BETREUUNG, <<I: mhm>> weil ja doch IMMERNOCH VIELE eltern äh UNS als RABENELTERN ansehen, son KIND also NICHT nach HAUSE zu NEHMEN. (6)“<sup>805</sup>

Dieses Thema ist zum Teil als seine Hauptmotivation für das Interview zu sehen. Herrn KAUFMANNs Botschaft ist anonym: „Ich möchte meine wahren Gefühle äußern können und dafür wider ausgegrenzt noch verurteilt, sondern in schicksalhaften Momenten bestärkt werden.“ Und er möchte sagen: „Es ist nicht leicht und gut, ein Kind mit Behinderung zu haben“. Er fühlt sich heute noch teilweise stigmatisiert, dass er seine Tochter in eine stationäre Einrichtung gegeben hat. In der Eingangserzählung führt er von seiner Familie, neben seiner Tochter, noch seinen älteren Sohn mit Namen ein und deutet auf eine Verbindung zwischen ihm, seiner Tochter und seinem großen Sohn hin. Hinzu kommt, dass Herr KAUFMANN in der ersten Phase des Interviews nur Daten und Themen nennt, die in Verbindung mit seiner Tochter und ihm stehen. Das heißt, dass alle anderen Daten und Themen aus dem Nachfrageteil bzw. aus zusätzlichen, eigenen Recherchen stammen.

Nach seiner Selbstpräsentation (Phase 2) folgt der erzählinterne Nachfrageteil (Phase 3). Herr KAUFMANN steht auf und fragt mich, ob ich einen Pfefferminztee möchte. Er geht ins Haus und holt

---

<sup>802</sup> IP = Interviewpartner/Biograph.

<sup>803</sup> Interviewer

<sup>804</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 27-32.

<sup>805</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 1340-1343.



ihn. Er betont die frische Pfefferminze und dass er sie immer gerne trinke. Er legt fest, was getrunken wird. Wie ist das vor dem Hintergrund zu sehen, dass er sich auf unser Interview zumindest nach außen nicht sichtbar vorbereitet hat? Eine Lesart ist, dass die Auswahl einer ihm bekannten Teesorte Sicherheit vermittelt in einer ihm ungewissen Situation. Mein Dialekt (sächsisch) beeinflusste das Interview. Herr KAUFMANN knüpft darüber an und führt so in seine Kindheit in der DDR ein. Er versucht eine Verbindung, eine Gemeinsamkeit zwischen uns beiden herzustellen.

Im Nachfrageteil (Phase 4) wird er (von mir) wiederholt zu seinen Eltern und seiner Familiengeschichte befragt. Herr KAUFMANN erwähnt kaum etwas über die Eltern und seine Familiengeschichte vor seiner Geburt, bis auf die Geschichte des fehlgeschlagenen Rittergutskaufs. Er antwortet knapp und ausweichend. Deutlich wird es unter anderem an der Antwort auf meine Frage, ob er noch etwas vom Vater erzählen kann und möchte:

IP: „nö GAR nicht dis - [...] war ich äh ke/ke/<sup>806</sup>keine anderthalbe jahre alt. <<<sup>807</sup>I: mhm>> ja ja (--) war dit - WAR och noch JUNG - ich meine is äh WAR SECHSUNDZWANZIG JAHRE alt. <<I: mhm>> da gibts - noch nicht VIEL <<I: mhm>> zu BERICHTEN von nem MENSCHEN.“<sup>808</sup>

Seine Mutter präsentiert und setzt er meist in Verbindung mit seinen „Schicksalsschlägen“. Unterstützung von ihr deutet er latent an oder verschweigt sie. Ich hatte das Gefühl einer zähen Preisgabe von Informationen zur Familie von Seiten Herrn KAUFMANNs. Die Familie wirkt verschlossen und wie eine Festung; er kontrolliert, wer Einblick bekommt und wann.<sup>809</sup> Es wirkt, als wolle er ein bestimmtes Bild von sich vermitteln: „Mein Leben ist durch Schicksale geprägt“. Aufgrund dieser Erzählstruktur bin ich bei der Rekonstruktion besonders auf die geschichtlichen Rahmendaten zu der jeweiligen Zeit sowie die Erkenntnisse der Familiensoziologie angewiesen. Auch weiterführende Recherchen zu seinen Familienmitgliedern waren für die Gewinnung von Rahmendaten (Herkunft und Bedeutung der Familie seiner Frau, aktuelle Tätigkeiten seiner beiden Söhne) von großem Wert. Personen (auch Familienmitglieder) führt er in das Interview ein, wenn sie „Nutzen“ für ihn haben, ihn bestärken und anerkennen (auch durch Leistung) oder wenn sie sein Leben „schicksalhaft“ beeinflussen. Zu politischen Gesinnungen der Familienmitglieder hielt er sich bedeckt. Dies gilt ebenso für biographische Fakten zu seinen Familienangehörigen wie Geburts- und Todesdaten seiner unmittelbaren Verwandten. Es könnte auf ein unsicheres und distanziertes Bindungsverhalten oder einen Bruch hindeuten. So „verschwinden“ z.B. seine Großeltern und seine Mutter seit seiner Hochzeit in einem biographisch schwarzen Loch. Er spricht vom Tod seiner Frau und der Freundin der Tochter und erwähnt, dass sein Vater im Krieg gefallen sei. Lediglich beim Sprechen über den Tod seiner Frau und der Freundin der Tochter sind Emotionen erkennbar, sonst gestaltet Herr KAUFMANN seine Präsentation sachlich.

<sup>806</sup> Mit Schrägstrich gekennzeichnet sind Selbstkorrekturen und Wortabbrüche.

<sup>807</sup> Mit <<...>> werden Nicht-sprachliche Äußerungen/ Hintergrundgeräusche/ Unterbrechungen etc. angegeben.

<sup>808</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 1000-1004.

<sup>809</sup> Die Abschottung des Privatlebens gegenüber der Außenwelt ist u.a. ein Merkmal „bürgerlicher Familien“ (vgl. ROSENBAUM 1982, S. 251). Siehe dazu die Rekonstruktion der Fallgeschichte Paul KAUFMANN (Kap. 4.1.2.1).

Zum Interviewzeitpunkt stellt er die gemeinsame Zeit mit seiner Frau neben seiner Kindheit bei den Großeltern in Ostberlin als positiven Lebensabschnitt dar. Nach der Präsentation um seine politische Haft in der DDR zeigt sich an meinem Frageverhalten, dass ich Fragen ungewollt geschlossener gestellt hatte. Nachdem ich bei der Analyse in der Interpretationsgruppe dieses Verhalten reflektiert hatte, wurde mir klar, dass ich Herrn KAUFMANN unbewusst schützen wollte (und mich), um eine Situation zu vermeiden, in der Emotionen aufbrechen, die im Verlauf des Interviews schwer wieder einzufangen sind. In dieser Situation haben ich mich einem, wie Ulrike LOCH (2008) schreibt, „[...] *dominanten gesellschaftlichen Verleugnungsprozess* [...]“<sup>810</sup> unterworfen und damit verbunden der Gefahr der Überhöhung von Andeutungen und Hinweisen.<sup>811</sup> Wie bereits erwähnt, war Herr KAUFMANN mein zweites biographisches Interview. Aus heutiger Perspektive und Interviewerfahrung hätte durch weiteres behutsames Nachfragen eine Begleitung von Herrn KAUFMANN stattfinden können.<sup>812</sup>

Im gesamten Interview präsentiert er, wie er es nennt, „markante Punkte“ – es sind Schicksalsschläge, die er unterstreicht. Förderliche Momente seines Lebens (z.B. in seiner Kinder- und Jugendzeit) deutet er zwischen den Zeilen an. Seine Kanten im Leben glättet er, um sie als Normalität zu präsentieren. Er präsentiert im Interview eine problemorientierte Individualbiographie. Das Präsentieren einer Individualbiographie scheint, wie in der Studie „Männer leben“ angedeutet wird, eine nicht untypische Präsentationsart von Personen (hier Männern), die in der vormaligen Bundesrepublik lebten, zu sein.<sup>813</sup> Es kann mit dem gesamthematischen Feld des Interviews umschrieben werden „Mein Leben ist durch Schicksale geprägt – ohne die Schicksalsschläge hätte ich heute einen anderen Platz im Leben.“ Auf den ersten Blick ist das Leben von Herrn KAUFMANN von einer Kette von Schicksalsschlägen geprägt und negativ beeinflusst. Es ist über ihn „hereingebrochen“, er war machtlos. Häufig präsentiert er, das Beste aus „diesen schwierigen Bedingungen“ gemacht zu haben. Zu dieser Darstellung passt, dass er förderliche Faktoren und gute Zeiten weitestgehend auslässt, fast ausschließlich zwischen den Zeilen präsentiert. Sprachlich wirkt er sachlich, pragmatisch und gefühlsdistanziert. Er präsentiert sich als gutinformiert, versucht sich als abwägend und stark zu zeigen. Die Analyse zeigt, dass sich hinter dieser Darstellungsart Brüche (mit Kontrollverlust) verstecken. Die Überformung mit dem Begriff „Schicksalsschläge“ lässt sein Verhalten und seine Handlungen und Erlebnisse gesellschaftlich akzeptiert (Aufwachsen ohne Vater)<sup>814</sup> erscheinen; sie rechtfertigen, entschuldigen und erklären ihn und seine Lebensführung im Heute. Zudem ermöglicht die Präsentationsform ihm, die Frage nach Eigenverantwortung nicht stellen zu müssen bzw. sie auf die Schicksalsschläge zu übertragen. Das Erzählen von „Schicksalsschlägen“ hat für ihn vier Funktionen:

---

<sup>810</sup> Vgl. LOCH 2008.

<sup>811</sup> Vgl. ebd.

<sup>812</sup> Vgl. ebd. Sie gibt in diesem Aufsatz Hinweise, wie eine Begleitung in der Interviewsituation aussehen kann.

<sup>813</sup> Vgl. HELFFERICH/KLINDWORTH/KRUSE 2005, S. 56 u. S. 70f.

<sup>814</sup> Siehe Kap. 4.1.2.2.

- das Bedürfnis nach Trost
- die Anerkennung durch positive Unterstreichung seines Tuns im Leben für sich und andere
- das Überbrücken von Unsicherheit
- der Schutz vor zu viel Nähe und Gefühlen.

Aus dem Interviewmaterial erfährt man wenig über die Rahmenbedingungen und über Personen wie z.B.: seine Großeltern, seinen Vater, seine Frau, seinen beiden Söhnen. Gleichzeitig betont Herr KAUFMANN die berufliche Tradition der Familie. Des Weiteren betont er, dass ihn die Familie, aber auch „Vitamin B“, also Beziehungen und Freunde, in der Vergangenheit immer wieder unterstützt und bestärkt hätten.

Eng miteinander verbundene Themen sind immer wieder der Kampf um Anerkennung und Leistung. Das stellt die Hypothese auf, dass die Personen und ihr Einfluss (positiv wie negativ) auf ihn von Bedeutung sind. Dabei setzt und ordnet er sie kaum bis nicht in einen jeweiligen (gesellschaftlichen) Kontext. Es wird deutlich, dass er ein weitgehend personalisiertes Weltbild hat.<sup>815</sup> Durch das gesamte Interview ziehen sich die Themen „Natursehnsucht“, das Rudern und das Tanzen. Seine Art der Präsentation, das Hervorheben der Individualität und damit seiner Leistung bzw. Faktoren, die dies verhindern, entspricht dem Bild des bürgerlichen – „*dem persönlichen – Stand*“<sup>816</sup>. Überformt wird dies von seiner Art der Bewältigung, der Versachlichung.

#### **4.1.2 REKONSTRUKTION DER FALLGESCHICHTE VON PAUL KAUFMANN**

##### **4.1.2.1 Zur Familiengeschichte**

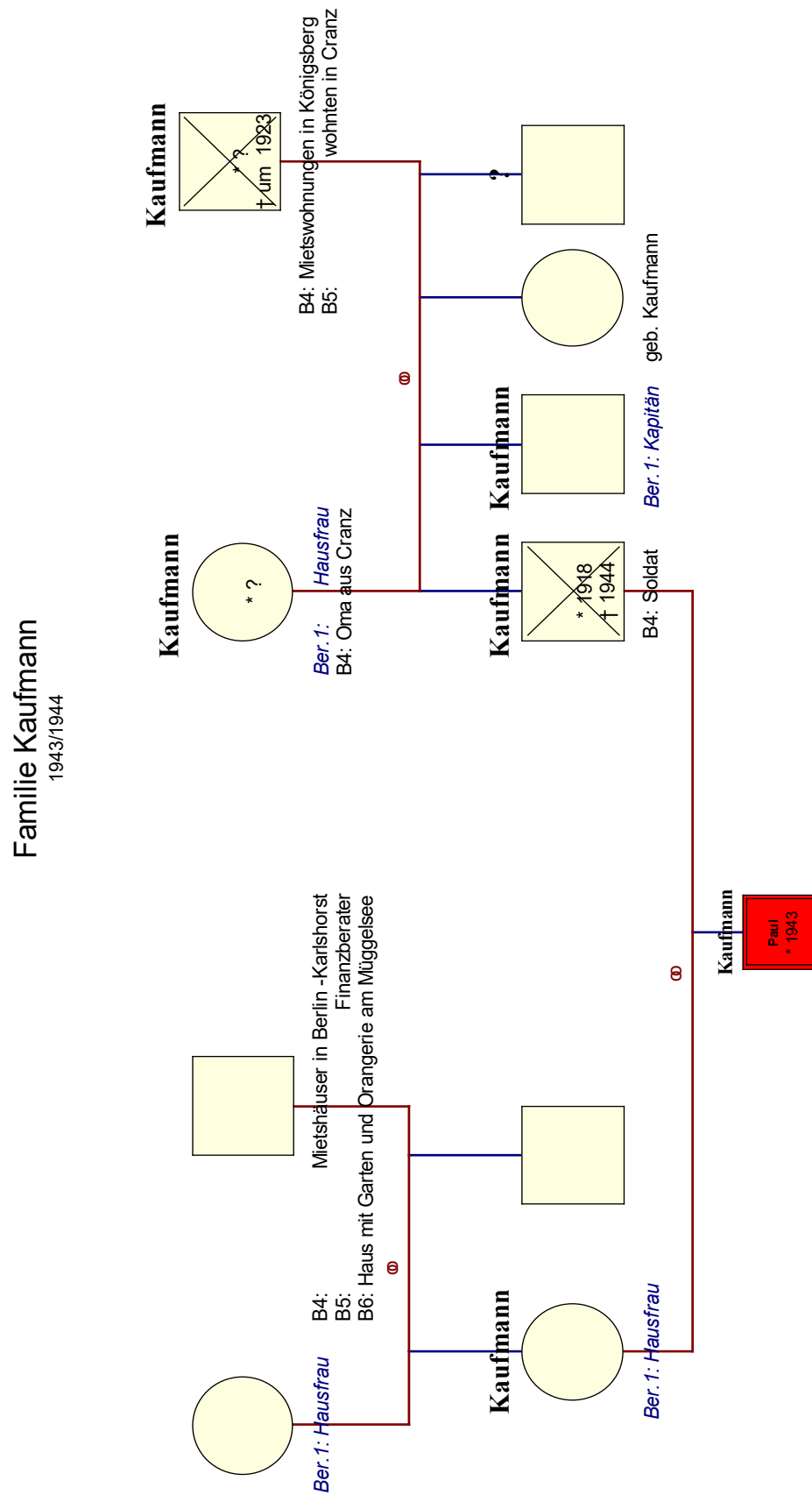
Paul KAUFMANN wird im Oktober 1943 in Berlin-Karlshorst in eine bürgerliche Familie geboren, wie aus den Eckpunkten der Familie ersichtlich wird. Im Folgenden werden diese herausgearbeitet und beleuchtet. Für Paul KAUFMANNs Entwicklung und Erziehung sind in den ersten, beinahe 11 Jahren insbesondere die Großeltern mütterlicherseits prägend. Wie am Genogramm (Abbildung 2)<sup>817</sup> abzulesen ist, gibt es zu beiden Familienzweigen (dem der Mutter als auch des Vaters) nur knappe Informationen. Seine Großeltern wurden am Ende des 19. Jahrhunderts geboren, sein Vater 1918. Geburtsdaten zur Familie der Mutter gibt es nicht. Deshalb gehe ich einen Schritt zurück und beginne mit einer kurzen Darstellung der bürgerlichen Familie selbst mit ihren Werten und Vorstellungen in der Zeit des deutschen Kaiserreiches, denn in dieser Zeit verlebten Paul KAUFMANNs Großeltern ihre Kindheit und Jugend. Um einen Eindruck zu bekommen, unter welchen gesellschaftlichen Gegebenheiten Paul KAUFMANN aufwuchs, werde ich „die bürgerliche Familie“ vor der Zeit von Paul KAUFMANNs Geburt in Bezug auf seine Familie und bekannte Rahmendaten näher betrachten und u.a. folgenden Fragen nachgehen: Welche prägenden Werte gab es in den Familien ihrer Gesellschaftsschicht? Welche Rollenbilder? Welche Wohnsituation? Wie haben diese sein Leben beeinflusst? Anschließend

---

<sup>815</sup> Vgl. SCHUHMACHER 21.05.2015, S. 14ff.

<sup>816</sup> Vgl. ROSENBAUM 1982, S. 316f.

<sup>817</sup> Die Zeichenerklärung für das Genogramm befindet sich in Anlage 3.



**Abbildung 2: Genogramm zur Geburt von Paul KAUFMANN**

werde ich die Geschichte der beiden Familien im gesellschaftlichen Kontext nachzeichnen. Beginnen werde ich dabei mit dem Familienzweig des Vaters und anschließend auf den Familienzweig der Mutter von Paul KAUFMANN als die ihn prägende Familie eingehen.

### ***Exkurs: Die bürgerliche Familie***

Bei der Betrachtung der Entwicklung des Bürgertums, welches seine Wurzeln im frühen 18. Jahrhundert hat, ist zu beachten, dass das Leben in der Gesellschaft dieser Zeit weitgehend von Ständen geprägt war. Das Bürgertum gehörte weder zu den Berufsständen (wie Bauer und Handwerker) noch zu den Geburtsständen (wie der Adel). So wurde es häufig als „persönlicher Stand“ bezeichnet; die gesellschaftliche Position wurde durch eigene intellektuelle oder wirtschaftliche Leistungen erarbeitet. U.a. gehörten Beamte, Künstler, Unternehmer, selbstständige Akademiker, Ärzte, Rechtsanwälte dazu.<sup>818</sup> Das Bewusstsein und Vertrauen auf die eigene Leistungsfähigkeit war somit Basis für das bürgerliche Selbstverständnis.<sup>819</sup> Als soziale Klasse durchgesetzt und ausgebildet hat sich das deutsche Bürgertum erst im deutschen Kaiserreich. Damit verbunden war für die meisten seiner Mitglieder eine erhebliche Verbesserung der materiellen Situation.<sup>820</sup>

In den bürgerlichen Gesellschaftskreisen gab es eine klare Trennung von Öffentlichkeits- und Privatleben, was mit einer Trennung von Arbeits- und Lebensbereich einherging. So kam es zu einer Polarisierung der Geschlechterrollen.<sup>821</sup> In den Vorstellungen sollte der Mann „das Haupt“ und die Frau die „Seele der Familie“ sein; somit hatten beide unterschiedliche Pflichten zu erfüllen.<sup>822</sup> Der Mann war der Ernährer und repräsentierte die Familie öffentlich. Er verbrachte den größten Teil des Tages außerhalb der Wohnung im Geschäft oder Büro.<sup>823</sup> Durch ein relativ hohes und ständiges Einkommen des Mannes aus der Erwerbstätigkeit oder aus erworbenem Vermögen entstand der Wohlstand und es gab keine Sorge um den Lebensunterhalt – es gab Sicherheit. Die Frau war für den Haushalt und die Erziehung der Kinder zuständig.<sup>824</sup> Die Kinder und Ehefrauen waren von der Sicherung des Lebensunterhalts freigestellt. Die Partnerbeziehung bestand aus keiner reinen Arbeitsbeziehung, sondern war eher eine menschliche Beziehung untereinander.<sup>825</sup> Die ökonomischen Bedingungen machten es möglich, die privaten Beziehungen pflegen zu können. Somit bildete sich ein weiteres charakteristisches Kennzeichen für die bürgerliche Schicht aus: Die Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern waren zentral und bekamen einen emotionalen und intimen Aspekt; dies galt sowohl für die Ehe- als auch die Eltern-Kind-Beziehung.<sup>826</sup> Die Familie wurde auf den ersten Blick zu einer

---

<sup>818</sup> Vgl. ROSENBAUM 1982, S. 316f.

<sup>819</sup> Vgl. ebd., S. 258.

<sup>820</sup> Vgl. ebd., S. 252.

<sup>821</sup> Vgl. ebd., S. 260 u. 343.

<sup>822</sup> Vgl. NAVE-HERZ 2004, S. 52.

<sup>823</sup> Vgl. ROSENBAUM 1982, S. 343.

<sup>824</sup> Vgl. ebd., S. 278.

<sup>825</sup> Vgl. ebd., S. 379.

<sup>826</sup> Vgl. ebd., S. 272.

geschlossenen Gemeinschaft mit Exklusivcharakter.<sup>827</sup> In den Familien war der Markt- und Konkurrenzgedanke gegenüber der „Außenwelt“ weniger vordergründig. Diese Werte waren außerhalb der Familie nicht gefragt.<sup>828</sup> Die Familie wurde zu einem Schutz- und Schonraum, zu dem nur ausgewählte Personen Zugang hatten.<sup>829</sup> Dem Moment der Liebe wurde eine höhere Bedeutung zugemessen. Gleichzeitig sollte diese Liebe bei der Partnerwahl „standesgemäß“ sein. Kennengelernt wurde sich auf Bällen oder z.B. beim Tennis, es sollte dann ebenso geheiratet werden.<sup>830</sup> Es bestand kein Heiratszwang mehr, jedoch wurde von einer stürmischen, leidenschaftlichen und blinden Liebe gewarnt. Die Ehe war die einzige akzeptable Versorgung der Frau, denn eine Frau in bürgerlichen Kreisen hatte normalerweise keine Berufsausbildung – so bestand für die Frau in der Ehe ein Versorgungszweck.

Weitere charakteristische Kennzeichen für die bürgerliche Schicht waren die Aufstiegsorientierung und Individualisierung, welche eng mit ihrer sozialen Situation zusammenhing. Wie bereits angedeutet, spielten dabei die individuelle Leistung, Studienerfolge und Tüchtigkeit eine entscheidende Rolle und waren die Voraussetzungen für das Innehaben eines Amtes, den Aufstieg oder den Erfolg in Beruf und Gesellschaft. Wenig dagegen zählten Privilegien oder eine edle Geburt. Die Tugenden waren „Arbeit“ und „Leistung“.<sup>831</sup> Die bewusste Erziehung und Ausbildung der Kinder war ein weiteres Merkmal dieser Schicht. Literatur, Theater und klassische gymnasiale Bildung in der griechischen und lateinischen Sprache waren wichtige Inhalte; danach eine Lehre oder Fachschulausbildung, gegebenenfalls verbunden mit einem Auslandsaufenthalt. Ein Universitätsabschluss war die Voraussetzung für angestrebte berufliche Tätigkeiten oder Positionen im Staatsdienst – Bildung wurde zum Statussymbol.<sup>832</sup> Die Söhne wurden in ihrem Selbstbewusstsein gestärkt. Sie sollten über die Banalitäten des alltäglichen Lebens hinausschauen können. Die Ausbildung war zielgerichtet auf ihre zukünftige Tätigkeit. Auf die Bildung der Töchter wurde ebenso Wert gelegt. Sie sollten nicht nur Kinder erziehen, sondern auf Augenhöhe mit ihrem Partner Gespräche führen können.<sup>833</sup> Die Karriere einer Frau im Kaiserreich bestand in einer „guten Partie“.<sup>834</sup> In Familien, in denen die Finanzlage angespannt war, konzentrierte sich die Familie jedoch auf die Söhne und die Töchter mussten zurückstecken.<sup>835</sup> Durch die immer besser werdende Pflege und Hygiene sowie bessere medizinische Versorgung reduzierte sich die Kindersterblichkeit. Die Geburten wurden bewusst geplant. Somit hatten die Kinder bessere Chancen zu überleben, denn nun wurden sie nicht bloß als unvermeidliches „Nebenprodukt“ einer sexuellen Beziehung gesehen, sondern in ihrer Individualität, Einzigartigkeit und Fähigkeiten wertgeschätzt und gefördert. Dies galt ebenso für die Anzahl der Kinder, die kein reiner Zufall waren,

---

<sup>827</sup> Vgl. NAVE-HERZ 2004, S. 49.

<sup>828</sup> Vgl. ROSENBAUM 1982, S. 377.

<sup>829</sup> Vgl. ebd., S. 371ff. u. S. 472.

<sup>830</sup> Vgl. ebd., S. 338f.

<sup>831</sup> Vgl. ebd., S. 272f.

<sup>832</sup> Vgl. ebd., S. 256 u. 361f.

<sup>833</sup> Vgl. ebd., S. 278.

<sup>834</sup> Vgl. ebd., S. 362ff.

<sup>835</sup> Vgl. ebd., S. 360f.

sondern aktiv geplant wurden.<sup>836</sup> Aufgrund der räumlichen Trennung von Beruf und Familie war der Vater in den Erziehungsprozess wenig einbezogen. Gleichzeitig war in den wichtigen Erziehungsfragen meist die Mutter die entscheidende Instanz.<sup>837</sup> Dies wurde noch verstärkt durch die Verlegung des Wohnsitzes an den Stadtrand oder aufs Land. Somit stand der Mann und damit der Vater nur an den Abenden und am Wochenende zur Verfügung. Selbst wenn die Männer im Haus arbeiteten, waren die Arbeitsräume gegen Störungen abgeschirmt. Die Kindererziehung wurde somit von der Frau und Mutter verantwortet. In wohlhabenden Familien wurde neben Ammen auch Erziehungspersonal engagiert.<sup>838</sup> Das Verhältnis der Väter zu den Kindern war distanziert und wenig liebevoll. Es war geprägt von Respekt, gelegentlich von Furcht. Die Väter waren durch den Beruf eher abwesend. Viele Männer sahen die Beschäftigung mit den Kindern als unmännlich und ihrer Autorität abträglich an. Die Söhne lernten schon früh, Gefühle, Empfindungen, Betrachtungen, Regungen zu verstecken und zu unterdrücken, um nicht als unmännlich oder als weiblich zu gelten. Die Beziehung zur Mutter war hingegen meist von Liebe und Verehrung geprägt. Das distanzierte Verhältnis zum Vater und die innige Beziehung zur Mutter taucht in vielen (männlichen) Biographien auf - eine klassische ödipale Situation. Die Lösung für den ödipalen Konflikt und die Verinnerlichung des väterlichen Vorbildes als Ich-Ideal führten bei den Söhnen zu besonderen Anstrengungen, um sich dem Beispiel des mächtigen, starken und sozial angesehenen Vorbildes des Vaters anzunähern. Dieser Druck durch das väterliche Vorbild konnte dazu führen, dass sich die Söhne erst sehr spät eigenständig entwickelten.<sup>839</sup>

Die Wohnungen und Häuser boten einen möglichen Rückzug, Ruhe und Privatsphäre für die Bewohner gegenüber der Außenwelt<sup>840</sup>, und waren somit eine Voraussetzung für den Intimisierungs- und Emotionalisierungsprozess.<sup>841</sup> Die Wohnungen und Häuser waren großzügig bemessen; die bescheidensten Wohnungen umfassten 5-8 Zimmer, womit ein junges Ehepaar anfang. In Familien, in denen es zu einer Diskrepanz zwischen standesgemäßem Wohnen und Einkommen kam, führte dies zu Sparmaßnahmen: Öffentliche Räume, wie Esszimmer oder Salon, waren geräumig und glänzend, die Schlafzimmer der Eltern und Kinder dagegen dunkel und eng. Günstiger war die Wohnsituation im eigenen Haus.<sup>842</sup> Gerade ab dem 18. Jahrhundert zogen wohlhabende Bürger „vor die Tore der Stadt“, d.h. die Betriebe, die Lagerhäuser und Büros blieben im Stadtzentrum, die Familien zogen in die vom Stadtzentrum etwas entfernten und neugebauten Villen/Häuser.<sup>843</sup>

Dieses erstarkende und wohlhabende Bürgertum erkannte die zunehmende städtische und industrielle Prägung seines Lebensrhythmus. Aus dieser Tatsache wuchs eine „Natursehnsucht“ und Stadt-

---

<sup>836</sup> Vgl. ebd., S. 266 u. S. 353.

<sup>837</sup> Vgl. NAVE-HERZ 2004, S. 52.

<sup>838</sup> Vgl. ROSENBAUM 1982, S. 357.

<sup>839</sup> Vgl. ebd., S. 359.

<sup>840</sup> Vgl. ebd., S. 371.

<sup>841</sup> Vgl. NAVE-HERZ 2004, S. 49.

<sup>842</sup> Vgl. ROSENBAUM 1982, S. 369f.

<sup>843</sup> Vgl. NAVE-HERZ 2004, S. 49.

flucht.<sup>844</sup> Die Tendenz zur Separierung der Generationen und der Verwandten schloss eine enge Bindung untereinander nicht aus; es gab häufige gegenseitige Besuche, zumindest die Kinder hatten zu den Großeltern viel Kontakt.<sup>845</sup> Die Beziehung zu den näheren Verwandten kann mit dem Begriff „Nähe auf der Basis von Distanz“ beschrieben werden.<sup>846</sup> Die Geselligkeit in den meisten Familien, wenn sie über die Familien- und Verwandtschaftskreise hinausgingen, war durch die Erfüllung von Repräsentationspflichten geprägt. Man lud sich demonstrativ gegenseitig ein, war eher ungesellig. Die Kreise blieben meist unter sich und grenzten sich von den anderen gesellschaftlichen Schichten ab. Die soziale Kontrolle und die bestimmte Art der Geselligkeit wirkten sich ebenso auf den Freizeitbereich aus (z. B. in Form der Sommerreise: Kurorte und ein Urlaub im Hotel oder kleines Privatzimmer – je nach Geldbeutel).

### ***Zurück zu Paul KAUFMANN***

Aus diesem beschriebenen Gesellschaftskreis stammt Paul KAUFMANNs Herkunftsfamilie sowohl mütterlicher- als auch väterlicherseits und bildet somit das prägende Fundament für sein Leben. Was geht aus den Interviewdaten neben der gesellschaftlichen Prägung über den familiären Rahmen weiteres hervor?

### ***Zum Familienzweig des Vaters***

Zu den Großeltern väterlicherseits ist bekannt, dass die Familie aus dem Ostseebad Cranz, einem Kurort nahe Königsberg, kommt. In den zwanziger und dreißiger Jahren war der Kurort berühmt für die Reichen und Mächtigen, für seine Casinos, die Pferderennbahn oder sein ruhigeres Leben in den zahlreichen Jugendstilvillen und herrschaftlichen Wohnsitzen in Cranz. 1918 wird Paul KAUFMANNs Vater geboren. In der Einteilung von Gabriele Rosenthal gehört sein Geburtsjahrgang zur „Weimarer Jugendgeneration“<sup>847</sup> Zu seinem Geburtszeitpunkt geht gerade der I. Weltkrieg zu Ende. Er ist damit ein Kriegskind aus dem I. Weltkrieg.<sup>848</sup> In Deutschland kommt es zur Oktoberrevolution und zur Ausrufung der Republik.<sup>849</sup> Durch die Abdankung der Hohenzollern entsteht in Ostpreußen ein politisches Vakuum. Es bricht in Europa eine Zeit der großen gesellschaftlichen Umbrüche und Unsicherheiten an. Die gesellschaftlichen Strukturen ändern sich dramatisch. In der Bevölkerung herrscht Hunger.<sup>850</sup>

Ob sein Großvater eine weitere Berufstätigkeit neben der Verwaltung seiner Mietswohnungen ausübt oder was er gelernt hat, bleibt ungeklärt. Pauls Vater verliert mit ca. 5 Jahren seinen Vater und

---

<sup>844</sup> Vgl. SCHUHMACHER 21.05.2015.

<sup>845</sup> Vgl. ROSENBAUM 1982, S. 367.

<sup>846</sup> Vgl. ebd.

<sup>847</sup> Vgl. ROSENTHAL 1990b, S. 18.

<sup>848</sup> Vgl. auch RADEBOLD/BOHLEBER/ZINNECKER 2008, S. 7.

<sup>849</sup> Vgl. EBERT 2000, S. 242ff.

<sup>850</sup> Vgl. ROSENTHAL 1990b, S. 18.



wird Halbwaise. Zu diesem Zeitpunkt hat sein Vater mindestens zwei weitere Geschwister, eine Schwester und einen Bruder. Die Gründe für seinen Tod bleiben aus den vorliegenden Daten ungeklärt und lassen die Meinung innerhalb der Familie diesbezüglich auseinandergehen.

IP: „[...] über die die die die – FAMILIE weiß man nur JERÜCHTEWEISE. <<I: mhm>>also KONKRET - äh weiß man NICHTS. mein GROßVATER war war mal SEHR VERMÖGEND, <<I: mhm>> und hatte für sein ÄLTESTEN SOHN ein RITTERGUT kaufen wolln in OSTPREUßEN. <<I: mhm>> und hat da ETLICHE IMMOBILIEN in KÖNIGSBERG VERSCHERBELT dafür, und dis war denn zu der ZEIT der INFLATION, <<I: mhm>> und äh na ja dann hat sich dieses GESCHÄFT ja nicht realisieren lassen, denn saß er OFFENSICHTLICH vor so nem großen PAPIERBERG und äh IST VERSCHIEDEN - FAMILIE also VERWANDTSCHAFT meint ja, das er sich das LEBEN genommen hat. was ja ja ja auch nicht GANZ auszuSCHLIEßEN ist, aber er kann auch einfach HERZSCHLACH oder sowas gehabt haben. also dis WEIß man nich.“<sup>851</sup>

In seiner Sprache („über die die die die - FAMILIE weiß man nur JERÜCHTEWEISE“) wird eine Distanz und Abgrenzung seinerseits zur Familie des Vaters deutlich („die“ Familie – nicht „meine“ Familie oder ein anderes Possessivpronomen). In dieser Erzählung Paul KAUFMANNs über seinen Großvater väterlicherseits erwähnt er, dass dieser Immobilien in Königsberg besaß und einen Teil verkaufte, um für seinen ältesten Sohn ein Rittergut zu kaufen.<sup>852</sup> Das hätte einen gesellschaftlichen Aufstieg und eine breitere geschäftliche Basis für die Familie zur Folge gehabt. Ein weiterer möglicher Grund: Der Wert des Geldes sank durch die Inflation immer mehr, weshalb Nahrungsmittel immer teurer wurden. Der Großvater wollte mit in die Landwirtschaft einsteigen, womit die Familie ein weiteres sicheres Standbein gehabt hätte – Essen braucht jeder. Es wurde plötzlich auch finanziell lukrativ. In der Zeit der Hyperinflation (ab Juni 1923) wechselte man vom Zahlungsmittel zum Naturalientausch.<sup>853</sup>

<sup>851</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 1016-1025.

<sup>852</sup> Fast jedes zweite Rittergut, das im Besitz einer bürgerlichen Familie war, war kein Familienerbe, sondern wurde gekauft. Nur jeder zweite bürgerliche Mann bekam sein Gut vom Vater, ganz selten über Bruder oder Ehefrau, vererbt. In Ostpreußen bildeten Rittergüter meist einen eigenen kommunalrechtlichen Gutsbezirk mit einer Landgemeinde. Dabei besaßen meist adlige Familien die Großgrundbesitzgüter. Nicht mehr die rechtliche Stellung war entscheidend für den Titel Rittergut, sondern die Größe. In Preußen waren das zwischen 200 und 300 ha. Der Kauf von Rittergütern (besonders das des finanzstarken Bürgertums) bedeutete neben den wirtschaftlichen Aspekt auch eine verbesserte Lebensqualität und einem Prestigewert der Güter. Das Eindringen des bürgerlichen Standes in den Bereich des Rittergutbestandes (was jahrhundertlang dem Adel vorbehalten war) bedeutete eine fundamentale Veränderung. Die bürgerlichen Rittergutbesitzer haben von dem symbolischen Kapital des Adelsstandes (mit) gezehrt. Der Besitztitel "Rittergutbesitzer" war zunehmend bedeutender als der wirkliche Landbesitz. Zudem ist zu beachten, dass die Industriellen und Bankiers aufgrund ihrer anderen Kapitalverteilung in vielen Bereichen eine teilweise höhere, dem Adel ebenbürtige Stellung im sozialen Raum einnehmen konnten. Rittergutbesitzer, die im Hauptberuf Industrieller oder Bankier waren, wurden nicht über den Hauptberuf besteuert, sondern über das Rittergut, was wesentlich günstiger war. Ab 1893 verzichtete der Staat auf die Grundsteuer und führte die Ergänzungssteuer ein, die eine nominelle Vermögensteuer war. Es unterlag alles Bewegliche und Unbewegliche, mit Abzug der Schulden und periodisch zu erbringenden Aufwendungen (Steuern und Versicherung). Die Höhe erfolgte über die Selbstangabe des Vermögens im Zusammenhang mit einer Einkommenssteuerversteuerung. Dem Gutsherrn blieb als letztes Privileg die Ausübung der Ortsobrigkeit im Gutsbezirk bis 1928. Während die Ortsvorsteher in den Landgemeinden gewählt wurden, stand den Gutsherren das Recht über seinen Bezirk automatisch zu. Die Polizeigewalt ging auf die Amtsbezirke über, welche mehrere Landgemeinden und Güter verwalteten. Dabei sind Rittergut und Gutsbezirk nicht deckungsgleich. Der Gutsbezirk war ein räumlich abgegrenzter Bereich des platten Landes, dessen Gebiet und deren Bewohner den Gutsherren unterstanden. Somit gingen auch beim Kauf die Rechte und Privilegien über. Bürgerliche kauften meist kleinere Güter, welche dem Adel nicht ausreichend waren. Zur Jahrhundertwende hatte das Bürgertum numerisch den Rittergutbesitz über. Durch den I. Weltkrieg waren jedoch viele Besitzer verschuldet, weil die Absatzmärkte wegbrachen (vgl. SCHILLER 2003, S. 51ff., S. 146, S. 266ff., S. 424 u. S. 483).

<sup>853</sup> Vgl. STURM 2003, S. 28.

Dieses Geschäft misslang, laut Familienüberlieferung, aufgrund der Inflation. Für das Scheitern dieses Ansinnens macht die Familie Pauls Großvater verantwortlich und entschuldigt es gleichzeitig mit einem gesellschaftsökonomischen Grund (der Weltwirtschaftskrise). Ob es sich tatsächlich um einen Suizid handelt, welcher mit einem Makel verbunden sein kann, oder wie (er) vermutet, eine gesundheitliche Ursache der Grund war, kann nicht geklärt werden – es wirkt legendenhaft. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist der älteste Sohn nicht Pauls Vater, denn der Vater von Paul war, wie erwähnt, zum Tod seines Vaters erst fünf Jahre alt – sondern ein Bruder vom Vater. Anzunehmen ist, dass der Tod von Pauls Großvater sowie der finanzielle Verlust die Familie schwer getroffen hat: Der Ernährer fiel weg.

Diese Geschichte um den Tod vom Großvater ist die einzige erwähnte Geschichte, die weit vor die Geburt Paul KAUFMANNs reicht. Es könnte angenommen werden, dass diese Geschichte für den Grundsatz steht: „Schuster bleib bei deinem Leisten – geh kein Risiko ein, auch nicht in der Krise.“ Wie die Familie mit Verlusten umgegangen ist, kann aus den Erzählungen von Paul KAUFMANN nicht rekonstruiert werden. Ob es Familienmitglieder gab, welche die Witwe mit ihren mindestens drei Kindern aufgenommen haben, oder ob sie wieder geheiratet hat, ist nicht bekannt. Auch, welchen Berufsweg Pauls Vater eingeschlagen hat (z.B. eine Offizierskarriere<sup>854</sup>), wissen wir nicht. Über die Familie des Vaters erfahren wir nur, dass die Großmutter in Bonn bis zu ihrem Tod gewohnt und Paul KAUFMANN sie in den 1980er besucht hat, der Bruder des Vaters Kapitän war und verheiratet ist und sie bis zu dessen Tod einen sehr guten Kontakt hatten. Die Schwester seines Vaters lebt heute noch. Die personenbezogenen Daten der Familie, die Berufe und Berufswege erzählt er nicht. Obwohl Paul KAUFMANN die Großmutter, den Bruder des Vaters sowie seine Schwester als erwachsene Personen kennt, kann oder will er nichts über die väterliche Seite der Familie berichten. Gleichzeitig wird deutlich, dass der Kontakt zur Familie des Vaters durch dessen Tod nicht verlorengegangen ist und von Pauls Familie und/oder Pauls Mutter weiter gepflegt wurde. Aus dem Genogramm der Familie des Vaters zur Geburt wird ersichtlich, dass die Väter in der Familie früh verstorben sind und sowohl der Vater von Paul als auch Paul KAUFMANN selbst ohne leiblichen Vater aufgewachsen sind.

### ***Zum Familienzweig der Mutter***

Zur Familiengeschichte der mütterlichen Seite vor seiner Geburt erzählt Paul KAUFMANN nichts. Sein Großvater mütterlicherseits hatte zum Zeitpunkt seiner Geburt eine eigene Kanzlei als Finanzberater und Bilanzbuchhalter sowie mehrere Immobilien in Berlin-Karlshorst, die er vermietete. Die Großeltern besitzen, zur damaligen Zeit am Müggelsee ein großes villenartiges Haus mit einem 3000 qm großen Garten und einer Orangerie, wo auch der Bruder der Mutter mit seiner Familie wohnte. Über

---

<sup>854</sup> Der Anteil der bürgerlichen Söhne als Berufsoffiziere stieg zwar kontinuierlich (an sie orientierten sich am Adel) erreichte aber nie dessen Stand. In der im Kaiserreich geborenen Generation der Rittergutsbesitzer hatte fast jeder zweite Mann einen militärischen Rang (vgl. SCHILLER 2003, S. 432 u. S. 507).

die Berufstätigkeit der Großmutter sowie des Bruders der Mutter ist nichts bekannt, ebenso wann und wie die Familie in diese soziale Schicht gekommen ist.<sup>855</sup> Anhand der Daten lässt sich jedoch vermuten, dass die Familie der Mutter, ebenfalls wie Pauls Vater, aus einer bürgerlichen Familie bzw. einer bürgerlichen Mittelschicht stammt, dass die Familie einen gewissen Wohlstand hatte und sich dem System des Nationalsozialismus angepasst hatte oder zumindest nach außen unauffällig und angepasst agierte.

Paul KAUFMANNs Mutter erlebt höchstwahrscheinlich die Schulungen im „Mütterdienst“ der NS-Frauenschaft und vom Deutschen Frauenwerk, z.B. Säuglingspflege, Koch- und Handarbeitskurse oder sparsame Haushaltsführung.<sup>856</sup>

Die Großeltern, aber auch seine Eltern, erleben bis zu Pauls Geburt immer wieder Zeiten, die von Instabilität und Aufschwung geprägt sind. Zu erwähnen sind die Verhältnisse nach dem I. Weltkrieg, die Gründung der Weimarer Republik, die Angst vor Umstürzen ähnlich wie in der Sowjetunion durch die Bolschewiki, die Weltwirtschaftskrise 1923, die Goldenen Zwanziger und die Veränderungen und Unsicherheiten kurz vor der Wahl Hitlers zum Reichskanzler 1933. Ihr Status und ihre gesellschaftliche Position werden in dieser Zeit immer wieder in Frage gestellt und erschüttert. Die Familie muss sich immer wieder neu positionieren und legitimieren. Sie können aber ihre finanzielle und damit gesellschaftliche Stellung in der Zeit des Nationalsozialismus zumindest aufrechterhalten, wenn nicht sogar ausbauen.

Handelte es sich um eine der Kriegshochzeiten kurz vor dem Feldeinsatz oder bei einem Fronturlaub?<sup>857</sup> Wie lernten sie sich kennen? Wie lange kannten sich seine Eltern? Wie oft sahen sie sich?<sup>858</sup> Wo und in welcher Einheit diente sein Vater? Musste seine Mutter zum Zwangseinsatz?<sup>859</sup> Diese Fragen können aus dem vorliegenden Material nicht beantwortet werden.

### ***Zwischenfazit: Familiengeschichte***

Die beiden Herkunftsfamilien der Eltern von Paul KAUFMANN gehörten dem Bürgertum an. Gemeinsam haben die Familien, dass die Vermietung von Immobilien (eine) finanzielle Grundlage der Familien darstellte. Dass sie Mietwohnungen besitzen bzw. besaßen und gleichzeitig in einem gutbürgerlichen Wohnviertel außerhalb der Stadt wohnten, zeigt, dass sie wohlhabend waren. Sowohl Paul als auch sein Vater sind beide Kriegskinder.

---

<sup>855</sup> Nationalsozialismus bot Aufstiegschancen für arische Familien (vgl. SCHOFFIT 2010, S. 67).

<sup>856</sup> Vgl. SCHOFFIT 2010, S. 130.

<sup>857</sup> Relativ sicher ist, dass bei ihrer Eheschließung „Ehetauglichkeit“ in der „Beratungsstelle für Erb- und Rassenpflege“ überprüft und nach z.B. „Erbwert“ und „Fruchtbarkeit“ ärztlich untersucht wurde. Erst wenn die „Ehetauglichkeit“ bescheinigt wurde erhielten sie eine Heiratserlaubnis (vgl. SCHOFFIT 2010, S. 130).

<sup>858</sup> Vgl. RADEBOLD 2008b, S. 176 u. vgl. ROSENTHAL 1990b, S. 19.

<sup>859</sup> Wegen Arbeitermangel wurden Frauen gegen die NS-Ideologie in die Fabriken geholt. Zudem gab es Unmut von Frauen, die zwangsverpflichtet wurden, dagegen, dass Frauen aus den besseren Kreisen weniger bzw. gar nicht zum Arbeitseinsatz verpflichtet wurden (vgl. SCHOFFIT 2010, S. 201 (Fußnote)).

Da über die Zeit vor der Geburt von Paul nichts weiter bekannt ist, sind weitergehende Überlegungen über mögliche Handlungsmuster der Familien in verschiedenen Lebensabschnitten zu spekulativ. Der gescheiterte Rittergutkauf in Verbindung mit dem Tod von Pauls Großvater väterlicherseits wird in der Familie weitergetragen und deutet an, dass es wohl förderlicher wäre, in der Berufstradition zu bleiben (nach dem Motto „Schuster bleib bei deinem Leisten“). Zudem wird eine Verbindung zwischen beruflichem Scheitern mit dem subjektiv empfundenen persönlichen Scheitern erkennbar. Es deutet sich ein personalisiertes Denken an. Entschuldigt und abgeschwächt wird dieses Scheitern mit einem sozioökonomischen Grund in der Familie. Es geht um Leistung, Anstrengung und Verantwortung des Einzelnen.<sup>860</sup>

Es deutet sich bereits an, dass in Paul KAUFMANNs Familie Individualismus, Aufstiegs- und Leistungsorientiertheit sowie Repräsentation nach außen wichtig sind.

#### **4.1.2.2 Geburt und Kindheit**

Wie bereits erwähnt, wird Paul KAUFMANN im Oktober 1943 in Berlin geboren. Es ist die Zeit des Nationalsozialismus und Deutschland befindet sich mitten im Krieg. Eine Zeit des zunehmenden Chaos und der Angst. Um verdeutlichen zu können, was dies für den jungen Paul bedeuten kann, möchte ich zuerst die gesellschaftliche Situation in Berlin und die Rahmenbedingungen, in der die Familie KAUFMANN lebte, nachzeichnen.

#### ***Kriegszeit in Berlin – Paul KAUFMANNs Geburt und seine ersten Lebensjahre***

Ab Herbst 1940 gab es eine erste Welle von alliierten Luftangriffen auf Berlin. Danach beruhigten sich die Angriffe von Anfang Oktober 1941 bis Mitte Januar 1943 in Berlin. Ende August 1943 begannen wieder Luftangriffe, die sich dann von Mitte November bis Ende März 1944 massiv verstärkten. Insgesamt gab es in dieser Zeit 370 Nacht- und Tagesangriffe. Die Folge waren 1,5 Millionen Obdachlose und über 6.000<sup>861</sup> Tote in Berlin. Berlin wurde als Schutz vor Luftangriffen verdunkelt.<sup>862</sup> Es begannen Evakuierungen von Frauen, Kindern und alten Menschen aus Berlin. Bis Ende 1943 waren etwa eine Million Berliner betroffen. Zunehmend wurden die Betriebe aus Berlin verlagert. Schulen konnten geschlossen in das Programm der „Kinderlandverschickung“<sup>863</sup> kommen. Zudem gab es schon seit dieser Zeit einschneidende Kürzungen der Nahrungsmittelrationen für die Berliner Bevölkerung.<sup>864</sup> Viele Familien wollten nur eins: überleben. Es konnte beobachtet werden, dass gerade die Geburts-

---

<sup>860</sup> Vgl. SCHUHMACHER 21.05.2015.

<sup>861</sup> Trotz der massiven Luftangriffe auf Berlin starben im November 1943 „nur“ 4.000 Berliner, im Vergleich zu den Opfern der Luftangriffe in Hamburg „lediglich“ 10%. Dies lag vor allem an der städtebaulichen Struktur von Berlin mit seinen vielen Parks, breiten Straßen und Wasserstraßen. Zudem hatte Berlin keinen engen Stadtkern mit eng zusammenstehenden Fachwerkhäusern; die Häuser waren indes überwiegend solide gemauert und verfügten über Brandschutzmauern (vgl. KELLERHOFF 2006, S. 66f.).

<sup>862</sup> Vgl. DEUTSCHES HISTORISCHES MUSEUM 22.05.2015.

<sup>863</sup> Vgl. vertiefend Kap. 4.3.2.2.

<sup>864</sup> Vgl. KELLERHOFF 2005, S. 144 u. S. 151; vgl. KELLERHOFF 2006, S. 58ff.; vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 185f. u. vgl. DEUTSCHES HISTORISCHES MUSEUM 22.05.2015.

jahrgänge von 1942-1945 besonders von den Spätfolgen des Krieges betroffen sind, obwohl sie kaum bis keine bewusste Erinnerung an die Zeit des Krieges und die Zeit danach haben.<sup>865</sup> Die Eltern von Paul Kaufmann hatten zum Zeitpunkt der Geburt eine Wohnung in Berlin-Karlshorst. Sein Vater ist Soldat und seine Mutter Hausfrau. Sie hat keine Ausbildung was, wie bereits in Kap. 4.1.2.1 erwähnt, nicht ungewöhnlich ist. Die junge Familie lebt räumlich gesehen weitgehend autonom von ihrer Herkunftsfamilie. Welche emotionalen und wirtschaftlichen Abhängigkeiten bestehen, bleibt im Dunkeln. Auch nach Ende März 1944 gehen die Luftangriffe in Berlin weiter, nur verfolgen die Alliierten eine andere Strategie: Fortan wurden ständig kleinere Angriffen geflogen, ergänzt von einzelnen geballten Tagesangriffen. In der Advents- und Weihnachtszeit 1944 stirbt Paul KAUFMANNs Vater im Kriegseinsatz. Paul KAUFMANN hat da gerade sein erstes Lebensjahr vollendet und wird Halbweise – eine Wiederholung zur Biographie seines Vaters. Er lernt seinen Vater - zumindest bewusst – nie persönlich kennen. Er ist für ihn ein endgültig abwesender Vater. Er ist auf Erzählungen angewiesen. Hartmut RADEBOLD (2008) schreibt, dass viele dieser Kinder kein sicheres Vaterbild hätten. Sie seien, eher unbewusst, auf einer lebenslangen Suche nach akzeptierten und brauchbaren sowie anerkannten männlichen Vorbildern.<sup>866</sup> Paul ist somit einer von 2,5 Mio. Halb- und Vollwaisen in Deutschland zu dieser Zeit und eines von ca. 25% der Kinder, die auf Dauer ohne Vater aufwachsen. Seine Mutter wird eine von 1,7 Mio. Kriegswitwen.<sup>867</sup> Der Ernährer der Familie ist nicht mehr da. Eine existenzielle Krise für die Familie. Wo sein Vater stationiert war und welche Position (z.B. Offizier) er innehatte, ob er bei der Wehrmacht oder bei einer SS-Einheit diente, auch unter welchen Umständen er zu Tode kam, ist aus dem Interviewangaben nicht nachzuzeichnen. Trotz Nachfrage erzählt Paul KAUFMANN nichts weiter aus dieser Zeit zu seinem Vater.

IP: „war dit - WAR och noch JUNG - ich meine is äh WAR SECHSUNDZWANZIG JAHRE alt.  
<<I: mhm>> da gibts - noch nicht VIEL zu BERICHTEN von nem MENSCHEN.“<sup>868</sup>

Es stellt sich die Frage, ob dieses Thema für ihn (heute) ein Tabu ist, oder ob Herr KAUFMANN unwissend ist. Hinzu kommt, dass er seinen Vater nur von Erzählungen, nicht persönlich, kennt. Gleichzeitig stellt sich bei diesem Interviewausschnitt die Frage: Was braucht es, welche Leistung ist notwendig, damit ein Mitglied in seiner Familie erwähnenswert ist?<sup>869</sup>

1944, in Paul Kaufmanns erstem Lebensjahr, heulten durchschnittlich alle drei Tage die Luftschutzsirenen, Anfang 1945 jeden Tag, teilweise mehrfach. Die Berliner Bevölkerung sollte so immer weiter zermürbt werden. Es verbreitete sich ein immer größeres Chaos. Die Notunterkünfte konnten den Bedarf, der durch die Zerstörungen entstanden war, bei weitem nicht ausgleichen. Nahrungsmittel

---

<sup>865</sup> Vgl. RADEBOLD 2008a, S. 49 u. vgl. USTORF 2010, S. 27.

<sup>866</sup> Vgl. RADEBOLD 2008b, S. 176 u. S. 181.

<sup>867</sup> Vgl. RADEBOLD/BOHLEBER/ZINNECKER 2008, S. 46.

<sup>868</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 1002-1004.

<sup>869</sup> Als ein wesentliches Merkmal von Bürgerlichkeit wird auf kulturgeschichtlicher Ebene vor allem die besondere Wertschätzung der individuellen Leistung begriffen. Damit eng verbunden sind regelmäßige Arbeit sowie rationale und methodische Lebensführung (vgl. SCHILLER 2003, S. 23f.).

konnten trotz Lebensmittelkarten nicht verteilt werden. Gas, Wasser und Strom fielen immer häufiger aus.<sup>870</sup> Für die Berliner war es bei jedem Angriff ein Kampf um einen Platz in einem der über 1.000 öffentlichen Bunker. Diese konnten nur einem Teil der Bevölkerung Schutz bieten. Berlin wurde mit Erreichen der sowjetischen Front an der Oder am 1. Februar 1945 in drei Verteidigungsringe aufgeteilt. Der Bereich innerhalb des Berliner S-Bahnringes wurde zum innersten Verteidigungsbereich.<sup>871</sup> Am 3. Februar 1945 erfolgte dann der bislang größte Luftangriff des II. Weltkrieges mit weit über 1.000 Flugzeugen. Ziel war das Regierungsviertel. An diesem Tag starben 3.000 Berliner. Trotz der Evakuierung vor allem der Kinder ins Umland, lebten dennoch zwischen zwei und zweieinhalb Millionen Menschen in Berlin – sie wurden gebraucht, da Berlin ein wichtiges Verwaltungs- und Industriezentrum war.<sup>872</sup>

Aus dem Interview geht hervor, dass die Mutter Paul KAUFMANNS in dieser unsicheren und nicht berechenbaren Zeit auf die Ressource ihrer Familie zurückgreift und zu ihren Eltern an den Müggelsee zieht. Unklar ist das ausschlaggebende Moment und der Zeitpunkt für den Umzug seiner Mutter (ob schon während der Luftangriffe oder erst nach dem Tod ihres Mannes, Paul KAUFMANNS Vater). Dieser Rückzug an den Stadtrand bringt pragmatisch zwei Vorteile: Zum einen sind die Lebensbedingungen und damit auch die Lebensmittelversorgung besser, weil auf eigenes Angebautes zurückgegriffen werden kann und zum anderen sind die Zerstörungen und die Angriffe geringer, was einen höheren Schutz bietet. Zudem kann spekuliert werden, dass Pauls Großvater oder die Mutter ihre Wohnung vermietet haben, falls sie nicht schon zerstört war. Zu dieser Zeit gibt es durch die Zerstörungen Wohnungsmangel, zumal Berlin-Karlshorst im Innenstadtbereich liegt. Wie Pauls Mutter psychisch mit dem Tod ihres Mannes, der plötzlichen alleinigen Verantwortung, der finanziellen Unsicherheit, den ständigen Bombenangriffen, dem Chaos, dem Nahrungsmittelmangel und den damit verbundenen Zukunfts- und Überlebensängsten innerlich umging, bleibt unbekannt. Ihre Bewältigung und der Umgang mit den Lebensbedingungen können sich aber auf Paul KAUFMANNS spätere Lebens- und Bewältigungsstrategien ausgewirkt haben.<sup>873</sup>

Es lässt sich vermuten, dass das Verhältnis von Herrn KAUFMANNS Mutter zu ihren Eltern stabil war und es zumindest Unterstützung gab. Ein Auszug von Zuhause war, wie schon erwähnt, nicht ungewöhnlich und ist nicht automatisch gleichzusetzen mit einem angespannten Verhältnis. Die Beziehung in der bürgerlichen Familie konnte mit „Nähe auf der Basis von Distanz“<sup>874</sup> beschrieben werden.<sup>875</sup> Der Rückzug bedeutet auf der einen Seite gleichzeitig wieder einen Schritt zurück in die Abhängigkeit, bringt jedoch auf der anderen Seite Sicherheit und verbessert die Überlebenschancen, mit großen

---

<sup>870</sup> Vgl. KELLERHOFF 2006, S. 66 u. S. 69f.

<sup>871</sup> Vgl. COBBERS 2007, S. 206f.

<sup>872</sup> Vgl. KELLERHOFF 2006, S. 69.

<sup>873</sup> Vgl. RADEBOLD 2008a, S. 49 u. vgl. USTORF 2010, S. 27ff.

<sup>874</sup> ROSENBAUM 1982, S. 367.

<sup>875</sup> Vgl. auch Kap. 4.1.2.1.

Garten und Haus außerhalb von Berlin. Um diese Entscheidung einzuordnen ist ein Blick in die Nachkriegszeit von Berlin hilfreich.

### ***Exkurs: Berlin in der Nachkriegszeit***

Die Einwohnerzahl von Berlin hat sich während der Kriegszeit von 4,3 Mio. auf 2,6 Mio. nach dem Krieg reduziert, d.h. zwei von fünf Berliner Einwohnern haben den Krieg nicht überlebt. Es kam durch die Kriegszerstörungen in Deutschland zu einer Ernährungs- und Kohlekrise.<sup>876</sup> Es herrschte Wohnungsmangel, weil 39% der Wohnungen zerstört wurden, über 600.000 Wohnungen sind ganz zerstört und zusätzliche 100.000 beschädigt. Besonders betroffen war die Berliner Innenstadt. Zusätzlich kommen die Vertriebenen aus den Ostgebieten hinzu. Allein im harten Winter 1946/47 starben in Berlin in einer über Wochen andauernden Kältewelle über 1.100 Menschen. In den im Krieg zerbombten Häusern fanden die Berliner kaum mehr Schutz. Das Heizmaterial war knapp, die Menschen suchten Brennholz. Der Berliner Tiergarten wurde fast vollständig abgeholzt, insgesamt reduzierte sich der Baumbestand in Berlin um 50%.<sup>877</sup> Viele Menschen, gerade in den Städten, waren auf Lebensmittelkarten und damit auf die Lebensmittelrationen angewiesen. Es gab in der Sowjetischen Besatzungszone fünf Klassen von Lebensmittelkarten, wobei nur die 1. Klasse (für Schwerstarbeiter, „verdiente Gelehrte“ und Künstler) eine annähernd ausreichende Ernährungsgrundlage bot. Somit wurde die zusätzliche Versorgung durch den eigenen Garten ein entscheidender Faktor für die bessere Versorgung mit Grundgütern wie Nahrungsmitteln und Heizmaterial. Zudem konnte man über den Schwarzmarkt und den Tauschhandel Waren anbieten und erwerben.<sup>878</sup> Deutschland war nach dem II. Weltkrieg in den archaischen Zustand der Naturalwirtschaft zurückgeworfen worden. Löhne wurden teilweise in Naturalien ausgezahlt. Es wurde in Lebensmittel oder andere Güter des täglichen Bedarfs getauscht. Geld spielte eine unbedeutende Rolle in dieser Zeit.<sup>879</sup> Der größte Teil des Tauschhandels bestand jedoch aus gebrauchten Waren, über kostbare Pelze bis hin zu Kochtöpfen. Es konnte meist nur Ware gegen Ware getauscht werden.<sup>880</sup> Die Berliner Randgebiete waren weniger von Krieg und Zerstörung betroffen. Zudem boten familiäre Rahmenbedingungen (z.B. der Garten, die Stadtrandlage, Familienbesitz als Tauschobjekte) der Familie in den letzten Kriegswochen und den ersten Nachkriegsjahren bessere Lebensbedingungen als Familien in der Innenstadt von Berlin.<sup>881</sup>

---

<sup>876</sup> Vgl. BENZ 2005, S. 17 u. vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 189.

<sup>877</sup> Vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 201f.

<sup>878</sup> Vgl. BENZ 2005, S. 17ff. u. vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 193.

<sup>879</sup> Nach dem Krieg gab es in Deutschland drei Währungen: Die staatlichen Gehälter und Steuern wurden in Reichsmark gezahlt. Seit August 1946 gab es zwischen den deutschen und alliierten Stellen der Siegermächte ein gedrucktes Satzungsgeld; diese konnte jedoch nicht in Reichsmark gewechselt werden. Das wichtigste Zahlungsmittel waren Zigaretten. Damit konnte man auf den Schwarzmarkt fast alles kaufen (vgl. BENZ 2005, S. 20).

<sup>880</sup> Vgl. BENZ 2005, S. 20. In dieser Zeit arbeiteten auch bürgerliche Frauen mit einem Studium z.B. in Großküchen und verkauften das Erbe, um die Familie zu ernähren, wenn z.B. der Mann tot war (vgl. THIMM 2011, S. 28 u. S. 110f.).

<sup>881</sup> Vgl. SCHOFFIT 2010, S. 202; vgl. BENZ 2005, S. 17ff.; vgl. ESCHENHAGEN/JUDT 2008, S. 17; vgl. BEYER 07.02.2014 u. vgl. COBBERS 2007, S. 204ff.

**Zurück zu Paul KAUFMANN**

Ob Pauls Mutter eine von 60.000 Berliner „Trümmerfrauen“ war, bleibt unbekannt.<sup>882</sup> In dieser Zeit leben sie weiter bei seinen Großeltern. Aufgrund der fehlenden Berufsausbildung beginnt die Mutter nach dem Krieg in Westberlin eine Ausbildung zur Finanz- und Bilanzbuchhalterin mit anschließendem Arbeitsverhältnis. Sie wird so eine von etwa 72.000 Grenzgängern<sup>883</sup> zwischen den Sektorengrenzen, zwischen ihrer Ausbildung und Arbeit, zwischen Ost und West, zwischen der Weltanschauung des Kommunismus mit Planwirtschaft und der des Kapitalismus mit freier Marktwirtschaft. Die Berufsentscheidung seiner Mutter in dieser Zeit orientiert sich an den familiären Erfahrungen, und zwar unabhängig vom Geschlecht. Denn Pauls Mutter ergreift den gleichen Beruf wie ihr Vater. Es kann angenommen werden, dass die Finanzberaterbranche als Grundbaustein für die Sicherung in der Familie gesehen wird und sie nicht zur Absicherung irgendeinen „Ernährer“ heiratet.<sup>884</sup> Sie übernimmt damit die Ernährerrolle in der Familie und gibt die „Hausfrauen- und Mutterrolle“ an ihre Mutter ab. Gleichzeitig zeigt sich, dass sie eine Lehre aufnehmen und so nur bedingt zu dem Unterhalt der Familie zu dieser Zeit beitragen kann. Dies wird noch deutlicher vor dem Hintergrund, dass sie eine alleinerziehende Mutter ist. In der damaligen Zeit können Berufe wie Gärtnerinnen, Köchin, Bäckerei- oder Metzgereiverkäuferin hilfreich für die Familie sein.<sup>885</sup> So kam man leichter an Nahrungsmittel heran, auch über die Lebensmittelkarten hinaus, und konnte das Überleben und die Grundbedürfnisse der Familien mit absichern. Der eingeschlagene Weg von Paul KAUFMANNs Mutter macht deutlich, dass die Familie die Grundbedürfnisse (z.B. Selbstversorgung durch den Garten) offensichtlich weitgehend decken kann und eine starke Unterstützung von Seiten ihrer Eltern besteht, die ihre Entscheidung für die Lehre nicht nur materiell sondern auch zeitlich in einem erheblichen Maße unterstützten. Mit dem Wissen, dass seine Großmutter Hausfrau war, wird die starke und bedeutende Stellung der Mutter in der Familie deutlich. Gleichzeitig bedeutet dies, dass seine Mutter wenig für Paul KAUFMANN da sein konnte. In der Folge wächst Paul bei seinen Großeltern mütterlicherseits am Müggelsee auf. Seine Großeltern sind in dieser Zeit für ihn prägend. Er sagt:

IP: „mei Müggensee bin ich aufgewachsen. da h a b e n meine GROßELTERN großes GRUNDSTÜCK gehabt mit ner RIESEN ORANGERIE mein GROßVATER war großer TIERLIEBHABER und da bin ich als NATURFORSCHER BUDELIMANN auf gewachsen.“<sup>886</sup>

An diesem Zitat zeigt sich, dass er mit seinen Großeltern emotional sehr verbunden war und sie die zentralen Bezugspersonen darstellten. Sie springen in die entstandene Lücke, welche durch den Tod des Vaters und die damit in Verbindung stehende Entscheidung der Mutter, in Westberlin zu arbei-

---

<sup>882</sup> Vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 200.

<sup>883</sup> 1953 arbeiten nach einem Bericht des West Berliner Senates rund 45.000 Ost-Berliner im Westteil der Stadt sowie 27.000 Westberliner in der SBZ von Berlin (vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 214).

<sup>884</sup> Infolge der Kriegsverluste gab es in dieser Zeit erheblich mehr Frauen als Männer. So kamen 1950 auf 100 Frauen im Alter zwischen 25 bis 45 Jahren nur 77 Männer desselben Alters. Daraus ergab sich auch für Pauls Mutter eine geringere Heiratschance (vgl. SCHILDT 2003, S. 6).

<sup>885</sup> Vgl. WEIß 2013; vgl. THIMM 2011, S. 108ff. u. Zeitzeugenberichte aus der Familie.

<sup>886</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 342-345.



ten, entsteht. Der Müggelsee wird sein Zuhause und Abenteuerspielplatz seiner Kindheit. Es ist für ihn eine sehr behütete Zeit. Die Großeltern übernehmen sowohl die Vater- als auch die Mutterrolle, vor allem emotional. Er wächst zusammen mit den Kindern seines Onkels (Bruder seiner Mutter) auf – es könnte sich ein Art Geschwisterverhältnis entwickelt haben. Sein Großvater ist sehr naturverbunden. Er zeigt und erklärt ihm die Natur. Es scheint, dass er bei seinen Großeltern eine sehr idyllische Zeit hatte. Diese Naturverbundenheit hat ihn bis heute geprägt.

Paul KAUFMANNs Mutter erlebt durch das Pendeln zwischen den Sektoren, ihrer Ausbildungsstelle in Westberlin und ihren Eltern in Ostberlin die unterschiedlichen Entwicklungen in den Besatzungszonen, später den beiden deutschen Staaten hautnah mit.<sup>887</sup> Sie erlebt die Währungsreform (1948) mit der Einführung der DM (West) und der DM (Ost)<sup>888</sup> und die Verstaatlichung des Bankwesens in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ)<sup>889</sup>, die Blockade Westberlins (von Juni 1948 bis Mai 1949)<sup>890</sup>, die Gründung der beiden deutschen Staaten (1949) mit ihren unterschiedlichen Ideologien, Bildern und den Interpretationen aus eigenem Erleben. Paul KAUFMANNs Mutter kann ihre Eindrücke in die Familie transportieren. Gleichzeitig kann sie so die sich bildende auseinandergehende Schere der wirtschaftlichen Entwicklungen zwischen der SBZ mit der Reparationspolitik und Westberlin mit der Entwicklung durch den Marshallplan erfahren.<sup>891</sup> Die Mutter kann so die wirtschaftliche Entwicklung kompensieren, indem sie Produkte aus Westberlin mitbringt.<sup>892</sup> Sie hält sich die Entscheidung offen, in welchem der beiden Staaten sie mit Paul wohnen und arbeiten möchte und wo sich die besten Zukunftsperspektiven bilden.

1950 wird Paul in die Grundschule in der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) eingeschult. Ob er in der Grundschulzeit den „Jungen Ponieren“<sup>893</sup> beigetreten war, ist unbekannt. Im selben Jahr

<sup>887</sup> Vgl. BENZ 2005, S. 24.

<sup>888</sup> Die Sowjets dehnten die DM (Ost) auf ganz Berlin aus. Daraufhin führten die Westalliierten in ihren Besatzungszonen die DM (Westen) ein, auf den Geldscheinen ist jedoch bis 1953 ein Gedrucktes „B“ für Berlin. Im Gegenzug reagieren die Sowjets mit der Berlinblockade (vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 204 u. vgl. COBBERS 2007, S. 220f.).

<sup>889</sup> Alle Befehle der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) in der SBZ hatten das Ziel der Gestaltung der Gesellschaft durch Transformation. Als erster Befehl vom 23.07.1945 wurde die Schließung der Banken und Beschlagnahme ihrer Aktiva gegeben, gleichzeitig ging von Privatpersonen und Unternehmen der Besitz von Gold- und Silbermünzen, sowie ausländische Banknoten an die SMAD. Es wurde verfügt, dass Landes- und Provinzbanken gegründet wurden. 1947 erfolgte die Zentralisierung des Geld- und Kreditwesens, die Kontrolle und Planung dieser wurde an die „Deutsche Finanzverwaltung“ übergeben (vgl. SCHROEDER 2009, S. 48).

<sup>890</sup> Vgl. KOOP 2008, S. 255f.

<sup>891</sup> Vgl. KOOP 2008, S. 77f. u. vgl. ESCHENHAGEN/JUDT 2008, S. 23ff.

<sup>892</sup> Vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 204ff.; vgl. ESCHENHAGEN/JUDT 2008, S. 19ff. u. vgl. COBBERS 2007, S. 220f.

<sup>893</sup> Der Pionierverband agierte vor allem in der Schule, Zu ihr gehörten die „Jungepioniere“ (1-3 Klasse) und Thälmannpioniere (4 - 8 Klasse) gehörten. Der Pionierverband war der „Freien Deutschen Jugend“ (FDJ) angegliedert und entstand 1948 aus der FDJ (vgl. KAUSCH 2009, S. 79ff.). Am 7. März 1946 wurde in der SBZ die „Freie Deutsche Jugend“ gegründet. Die FDJ gehörte zu den DDR-Massenorganisationen. Deren Aufgaben bestanden laut Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED) darin, deren Mitglieder zu „bewussten und aktiven Mitarbeit an der Erfüllung staatlicher und gesellschaftlicher Aufgaben“ (SCHROEDER 2009, S. 416) zu erziehen sowie „das sozialistische Bewusstsein der Werktätigen zu formen“ (ebd.). Besonders Schwerpunkt der SED war die Beeinflussung und Organisation sowie die Kontrolle der Jugend und die Heranführung an die Parteilinie. Diese Aufgaben oblagen der FDJ. Dabei sollten die Kinder und Jugendlichen in ein kollektives Organisationsgefüge eingebunden werden. Es sollten alle Lebensbereiche durch die Aktivitäten erfasst werden. Sie sollten den Einzelnen in das Kollektiv einbinden und für zünftige Aufgaben in Partei und Staat vorbereiten. Ein wichtiges Motiv für die Mitgliedschaft lag auf der Hand: Wer keine Nachteile in Schule, bei Beruf oder Studium bekommen wollte, wurde Mitglied. Hinzu kommt ein Druck von Elternhaus, Freundeskreis und Schule. Auch die or-

wird Westberlin durch den Deutschen Bundestag zum Notstandsgebiet erklärt aufgrund der schlechten wirtschaftlichen Situation. Ab Mai 1952 schließen als Reaktion auf die Unterzeichnung des Deutschlandvertrages<sup>894</sup> in Bonn die meisten Straßen zwischen Westberlin und dem Umland. Sämtliche Telefonleitungen zwischen Ost- und Westberlin werden gekappt. Die inneren Sektorengrenzen von Berlin bleiben offen. Aufgrund ansteigender Befürchtungen, dass die Grenzen geschlossen bleiben, steigt der Flüchtlingsstrom von Ost- nach Westdeutschland an. Die Lebenssituation der Westberliner verbessert sich bis 1953 deutlich. Ende Mai 1953 beschließt hingegen der Ministerrat der DDR die Beschleunigung des Aufbaues des Sozialismus. Damit gehen Rentenkürzungen, Preiserhöhungen für Lebensmittel und schließlich der Erhöhung der Arbeitsnorm einher. Diese Situation führt zu einem großen Unmut in der Bevölkerung der SBZ, was am 17.06.1953 zum Volksaufstand führt. Zeitgleich beginnt eine große politische Säuberung. Mit der Niederschlagung dieses Aufstandes steigt die Auswanderungsbewegung von Ost nach West erneut an.<sup>895</sup>

Spätestens in Zeit der Schule kommt der junge Paul mit der kommunistischen Ideologie in Verbindung. Seine Mutter fehlt ihm, weil sie weiterhin in Westberlin arbeitet. Diese Wünsche und Schwierigkeiten werden im Interview ansatzweise deutlich:

IP: „mein VATER is im KRIEG JEFALLN, inne noch im innes/ zum ENDE des KRIEGES, und meine MUTTER war denn stand denn mit mir da ohne BERUFSAUSBILDUNG, musste denn erst ne BERUFSAUSBILDUNG ABSOLVIEREN und da bin ich also war meine MUTTER ist eigentlich die OMA mit der FOLGE, dass ich n a t ü r l i c h<sup>896</sup> äh mit meinem TEMPERAMENT äh oder meine GROßMUTTER war meinem TEMPRAMENT nich JEWACHSEN. <<lachend> so rum müssen dis sagen>> und äh meinem ganzen WESEN. und da hab ich äh/ und dis KOMBINIERT mit der politischen SITUATION, tat ich da am laufenden METER SCHULSCHWIERIGKEITEN, es hieß zwar - er könnte äh gute bis sehr gute LEISTUNGEN bringen, ABER durch sein VERHALTEN ist es NICHT MÖGLICH. so in der ART war immer. der TENOR. (-) klar meine MUTTER brachte/ war des die arbeitete schon im WESTEN, im WESTTEIL der STADT, und brachte dann natürlich denn auch das GANZE ZEUG MIT. äh da ebend dit BLEISTIFTE ebend von FABER CASTELL und nich von VEB ein na ja und dis gab natürlich äh äh det BESTIMMTES KLIMA in der SCHULE. ja dis war nich so schön. joah denn äh (4) JA für MICH war det also als KIND war dis SCHLIMM“.<sup>897</sup>

In diesem Interviewausschnitt zeigen sich Spannungen in seiner Grundschulzeit. Er spricht von einer „schlimmen“ Zeit. Er nennt und verbindet untrennbar zwei Faktoren als Ursache für diese schlimme Zeit. Erstens: die familiäre Situation als Folge des II. Weltkrieges. Zweitens: die politische Situation in Verbindung mit der Schule. Zum ersten Faktor: Paul KAUFMANN erlebt seine Mutter als Kind ambiva-

---

ganisierten Freizeitangebote könnten für einen Teil der Mitglieder interessant gewesen sein. Nur eine sehr geringe Anzahl fühlte sich von der Organisation inhaltlich und politisch angesprochen. 1950 hatte die FDJ eine Millionen Mitglieder (vgl. ebd., S. 418ff.).

<sup>894</sup> Der Deutschlandvertrag wurde am 26.05.1952 in Bonn unterzeichnet und entlässt die Bundesrepublik in die Souveränität. Durch 1945 festgesetzte Vorbehalte wird die Souveränität jedoch eingeschränkt. Desweiteren gibt es Verträge für die Stationierung von alliierten Streitkräften auf Bundesgebiet. Zudem vereinbarten sie u.a. das Ziel für ein wiedervereinigtes Deutschland nach dem Gesellschafts-, Bündnis- und Verfassungsmodell der Bundesrepublik (vgl. ESCHENHAGEN/JUDT 2008, S. 44).

<sup>895</sup> Vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 208ff.

<sup>896</sup> Gedehte Wörter: Leerzeichen zwischen den gedehnten Buchstaben und ggf. Buchstabenverdoppelung.

<sup>897</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 311-326.

lent. Zum einen ist sie abwesend, zum anderen versucht sie, ihn zu „verwöhnen“. Sie bringt besondere Sachen mit, Sachen aus Westberlin. Sicherlich meint sie es gut und will ihm vielleicht eine gute und optimale Basis schaffen, ihre Abwesenheit kompensieren, sich selbst entlasten. Diesen Entlastungsversuch der Mutter für ihren Sohn hält er noch heute aufrecht, und gibt dem Krieg und damit dem Tod seines Vaters die Schuld für alle darauffolgenden Handlungen seiner Mutter und für Ereignisse. Seiner Theorie zufolge liegt die Verantwortung für die Situation in seiner Familie bei den Kriegsumständen – den sozioökonomischen Rahmenbedingungen. Seine mögliche Sicht: „Dieser Krieg hat mir nicht nur meinen Vater genommen, sondern auch meine Mutter“ – er fühlt sich als Opfer<sup>898</sup> des Krieges.<sup>899</sup> Gleichzeitig versucht er von sich aus, Distanz zu dieser Situation zu bekommen, indem er in einer unpersönlichen Erzählform („er“) über sich redet. Es fehlt ihm die Unterstützung seines Vaters und/oder das Erleben seiner Eltern als Team. Sein Vater hat ihm gefehlt, wie aus seinen Worten hervorgeht: „mit ihm wäre es besser gelaufen“. Es wird eine Sehnsucht nach seinem Vater spürbar.<sup>900</sup> Es verstärkt sich der Eindruck, dass er sich mehr Zeit mit seinen Eltern gewünscht hätte, sie für ihn hätten da sein sollen – ein unausgesprochener Vorwurf *„Du warst nicht da, als ich dich gebraucht hätte, du konntest aber nicht anders“*. Obgleich seine Kindheit vom Tod des Vaters geprägt ist, spricht er fast nicht darüber – er kann höchstwahrscheinlich seine Gefühle nicht versprachlichen. Es stellt sich die Frage: Welches innere „Vaterbild“ entwickelt er?<sup>901</sup> Er scheint seine Kindheit aus der Ferne zu betrachten, ohne sich auf sie einzulassen, was durch seine argumentative und sachliche Sprechform unterstrichen wird. Materiell ist er versorgt und seine Großeltern kümmern sich um ihn; da fühlt er sich wohl. Seine Eltern sind für ihn jedoch nicht greifbar – sie sind abwesend. Dies kann auf ein unsicheres und distanziertes Bindungsverhalten hindeuten.<sup>902</sup> Die Autoren Hartmut RADEBOHL, Werner BOHLEBER und Jürgen ZINNECKER (2008) schreiben, dass dieser Widerspruch sich für viele Kinder, welche im Krieg aufwuchsen, als sehr belastend darstelle.<sup>903</sup>

Zum zweiten Faktor, der Schulsituation: Bei seinen Lehrern steht er mit Wahrscheinlichkeit unter Beobachtung. Die Begründungen für Benachteiligungen waren vielfältig und am politischen Grundtenor orientiert. Somit konnte die „falsche“ soziale Herkunft<sup>904</sup>, der Konsum von westlichen Medien

---

<sup>898</sup> Es ist ein sozioökonomischer Grund = die „Schuldfrage“ ist damit nicht personifiziert. Es ist ungreifbar, unabänderlich; er ist machtlos und passiv. Es ist ein Schutz-, Opfer- und Schicksalsargument.

<sup>899</sup> Vgl. RADEBOLD/BOHLEBER/ZINNECKER 2008, S. 8f.

<sup>900</sup> Vgl. ROBERTS 2008, 172f.

<sup>901</sup> Vgl. RADEBOLD/BOHLEBER/ZINNECKER 2008, S. 8.

<sup>902</sup> Für die Mütter war es teilweise schwer (gerade wenn die Väter abwesend oder gestorben waren), ihren Kindern eine stabile Beziehung anbieten zu können, wenn sie keinen realen Schutz, Sicherheit und Unterstützung geben konnten. Sie hatten Existenzängste. Sie kapselten sich teilweise ab und litten selbst an Trauer, Depressionen bis hin zu traumatischen Erfahrungen, was z.B. zu Desinteresse an Alltagsgegebenheiten führen könne oder sie freud- und gefühllos wirkten (vgl. RADEBOLD 2008a, S. 49 u. vgl. HÜLSHOFF 2006, S. 98).

<sup>903</sup> Vgl. RADEBOLD/BOHLEBER/ZINNECKER 2008, S. 8f.

<sup>904</sup> Im Schuljahr 1951/52 findet erstmals eine zentrale Lenkung zur Neuaufnahme auf die Oberschule durch das Ministerium für Volksbildung statt. Ziel war es, dass 60% der „Arbeiter- und Bauernkinder“ die Oberschule erreichten. Sachsen und Sachsen-Anhalt erhöhten die Quote auf 80 bzw. auf 75%. Damit diese Quoten erreicht werden konnten, wurden Kinder aus bürgerlichen Familien mit einem Notendurchschnitt von 1,5 abgelehnt, während Kinder aus „Arbeiter- und Bauernfamilien mit einem Notenschnitt von 3,2 die Aufnahme ermöglicht wurde. So war an mancher Oberschule kein Kind aus

oder Artikeln Folgen nach sich ziehen. Wer sich dem Erziehungskonzept der DDR entzog oder sich ihm widersetzte, musste mit negativen Konsequenzen rechnen. Diese konnten u.a. von kleinen täglichen „Gängelein“<sup>905</sup> bis zum Verweigern einer Zulassung zum höheren Bildungsweg reichen.<sup>906</sup> Selbst in den untersten Klassenstufen kam es bereits zu Benachteiligungen, wenn zum Beispiel die Eltern oder Geschwister unangenehm aufgefallen sind – es kam zu einer Art „Sippenhaft“. Das konnte Auswirkung auf die Kopfnoten (Betragen, Ordnung, Fleiß, Mitarbeit) haben.<sup>907</sup> Von Bedeutung in der Schulzeit von Paul KAUFMANN waren die soziale Herkunft (z.B. Arbeiter- und Bauernkinder), die Mitgliedschaft in einer Jugendorganisation<sup>908</sup>, die Mitgliedschaft der Eltern in der SED und die „richtige“ Weltanschauung als Zentrum der Bildung und Erziehung in der DDR.<sup>909</sup> Paul KAUFMANNs Familie gehörte somit augenscheinlich nicht zur „herrschenden Klasse“. In dieser Zeit sollte eine „neue Intelligenz“<sup>910</sup> geschaffen werden. Mit der Aussage „er könnte äh gute bis sehr gute LEISTUNGEN bringen, ABER durch sein VERHALTEN ist es NICHT MÖGLICH“<sup>911</sup>, deutet er an, dass im Schulsystem der DDR seine Schulleistungen tatsächlich eher nachrangig waren. Er umschreibt es „mit einem bestimmten Klima in der Schule“.<sup>912</sup> Die in Westberlin arbeitende Mutter und der Besitz von Westprodukten sind nicht zu verbergende und förderliche Rahmenbedingungen für Paul KAUFMANNs Situation. Hinzu kommen die familiären Meinungen und Bilder innerhalb seiner Familie bezüglich der zwei Systeme. Was zu Hause als Meinung kommuniziert wird, kann in der Schule als „falsch“ eingestuft werden und umgedreht. Seine Mutter wirkt nicht systemkonform und kann ihre westlich-kapitalistische Orientierung (z.B. Art und Tätigkeit in Westberlin) nur schwer verbergen. Es war für Paul KAUFMANN eine Zeit der Orientierungslosigkeit und des Zerrissen-Seins. Er läuft Gefahr, Außenseiter zu werden und nicht zum „Kollektiv“ dazuzugehören. In der DDR stand die Gemeinschaft und nicht das Individuum im Mittelpunkt (anders als in der bürgerlichen Familie, deren Prägung Paul KAUFMANNs Eltern ja hatten).<sup>913</sup> So kann die Familie mit seinen Großeltern für ihn ein Schutz- und Zufluchtsraum gegenüber dem Schulsystem geworden sein.

---

einem bürgerlichen Elternhaus aufgenommen. Insgesamt findet in der DDR eine Destabilisierung des traditionellen Oberschulsystems statt, mit dem Ziel der Auflösung dessen. Gerade in der Anfangszeit der DDR fällt dies jedoch besonders in Regionen mit intakten Kirchgemeinden oder Netzwerken mit Einfluss auf (z. B. im Oberschichtmilieu im Raum Berlin). Die Aufhebung der Ungleichheit der Bildungschancen von bestimmten Gruppen in der Bevölkerung findet nicht statt. Über die Zeit gibt es lediglich einen Elitenwechsel (vgl. GEISLER 2008, S. 67f. u. S. 75 sowie vgl. BARCK 2003, S. 50).

<sup>905</sup> „Gängelei“ konnte z.B.: das Ignorieren von Meldungen im Unterricht und Übersehen von bestimmten Schülern (vgl. URBAN 2008, S. 41), der Umgang mit Antworten der Schüler\_innen sein (ständige Korrekturen der Meinung, Anerkennung nur von politisch „korrekten“ Meinungen) (vgl. SCHLUB 2008, S. 54).

<sup>906</sup> Vgl. KWIATKOWSKI-CELOFIGA 2008, S. 28.

<sup>907</sup> Vgl. ebd., S. 24f.

<sup>908</sup> Man konnte bei einer nicht Mitgliedschaft in der FDJ eine schlechte Beurteilung wegen einer mangelnden „gesellschaftlicher Arbeit“ erhalten und es hatte auf jeden Fall negative Auswirkungen auf einen Studienantrag (vgl. BARCK 2003, S. 51 u. vgl. SCHROEDER 2009, S. 420).

<sup>909</sup> Vgl. u.a. BARCK 2003, S. 49; vgl. SCHROEDER 2009, S. 115 u. vgl. GEISLER 2008, S. 68ff.

<sup>910</sup> Vgl. BARCK 2003, S. 49f.

<sup>911</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 319-320.

<sup>912</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 324-325.

<sup>913</sup> Vgl. BARCK 2003, S. 49; vgl. SCHROEDER 2009, S. 519 u. Kap 5.1.2.1.

Paul KAUFMANN erlebt Situationen in seiner Kindheit, in denen nicht nach seinen Gefühlen und Bedürfnissen gefragt wird. In dieser Textpassage wirkt er unsicher in der Präsentation, obgleich er versucht, sich sachlich und damit kontrolliert zu zeigen. Er weiß nicht, wie er sich äußern, wie er seine Gefühle ausdrücken kann. Zudem deutet sich eine Leistungserwartung an ihn an, die er nicht erfüllen und abrufen kann. Hierfür wäre eine äußere Anpassung seiner Mutter förderlich gewesen. So beginnt er „zwischen den Stühlen“ zu stehen und kommt mit dem DDR- Schulsystem in Konflikt. Seine bis jetzt geschützte Kinderwelt bei seinen Großeltern bekommt Risse. Er umschreibt es mit seinem „Verhalten“, mit seinem „Wesen“ und seinem „Temperament“. In seiner Argumentation wird seine Einsamkeit und Verlassenheit in der Schule spürbar, aber auch seine Hilflosigkeit; er baut sich eine Schutzwand auf: „Ich kann nicht anders, durch das Klima in der Schule und ohne den Tod meines Vater wäre es anders gewesen.“ Er kann seine Gefühle und sein Erlebtes heute noch nicht fassen und einordnen. Es steht die Schuldfrage für sein Verhalten im Raum, welche in der bürgerlichen Tradition individualisiert wird.<sup>914</sup> Die Westschulprodukte des „Klassenfeindes“ macht ihn offensichtlich zu einem Außenseiter.<sup>915</sup> Gleichzeitig spielen Leistungserwartungen in der Schulzeit eine Rolle – nach dem Prinzip „Fördern und Fordern“.

Als ein eindrückliches Erlebnis mit dem politischen System in seiner Kindheit beschreibt Paul KAUFMANN den Volksaufstand 1953 mit den Panzern auf den Straßen.

IP: „[...] na ich kann mich nur noch erinnern, äh das alles da alles voller RUSSEN war - dis is schon (--) war schon - na ja BEÄNGSTIGEND und och als KIND hat mans natürlich mitgekriegt, dis son ne GANZE äh der ganze MILITÄRAUFMARSCH da überall all/alle und an freien PLÄTZEN standen die mit ihren LKWS und mit den PANZERN und allem drum und dran.“<sup>916</sup>

In dieser Zeit fährt er mit der S-Bahn immer wieder über die Sektorengrenze zwischen Ost- und Westberlin und beschreibt den Schmuggel an den West-Berliner Bahnhöfen.

<sup>914</sup> Vgl. ROSENBAUM 1982, S. 272f.

<sup>915</sup> Elke URBAN, selbst Lehrerin in der DDR und Mutter von 5 Kindern, welche zum Teil in der DDR zur Schule gegangen sind, ist heute Leiterin des Schulmuseums in Leipzig. Seit vier Jahren „spielen“ sie mit Besuchern in einem historischen Klassenzimmer verschiedene Unterrichtsstunden nach. In einem Ausschnitt aus einer Unterrichtsstunde aus dem Workshop „Verfolgte Schüler – gebrochene Biographien“ vom 26.-28.10.2006 an der Evangelischen Akademie, ist eine Unterrichtsstunde in einer 3. Klasse dokumentiert. Im folgenden Ausschnitt wird dargestellt, wie Lehrer\_innen mit Schüler\_innen umgehen, welche mit Westprodukten in die Schule kommen.

„ [...]“

L.: Na seht ihr Kinder, jetzt hat es wunderbar geklappt. Steffen, komm nach vorn. Dreh dich rum, dass dich alle sehen können. Was hast du für einen Nicky an. Was steht da vorn drauf? Der ist doch bestimmt nicht aus der HO. Wo hast du den her? Steffen schweigt und blickt nach unten

L.: Schämst du dich denn gar nicht, Steffen? Das ist doch das letzte, wie du hier rumläufst. Das passt doch gar nicht zu dir. Du bist doch sonst eigentlich immer ein fleißiger Pionier.

Steffen: Der Nicky war im Westpaket. Den hat meine Oma geschickt.

L.: Aber du weißt doch ganz genau, dass wir so etwas nicht in der Schule anziehen. Ist deine Mutti jetzt zu Hause?

Steffen: Nein, die ist doch auf Arbeit.

L.: Geh vor die Tür und zieh den Nicky andersrum an, damit die Schrift nicht mehr zu lesen ist. Dann kannst du wieder reinkommen.

L.: Na siehst du, so gefälltst du mir schon viel besser. Setzt dich hin! Und das passiert mir [dir, T.S.] nicht noch einmal!

L.: Nun seht mal her, Kinder. Ich habe euch noch etwas mitgebracht. Könnt ihr mir sagen, was ist das?

Anita: Das ist ein rotes Halstuch für die Thälmannpioniere.“ (URBAN 2008, S. 34).

<sup>916</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 375-379.

IP: „[...] war die ERSTE station im WESTEN. <<I: mhm>>und da sind die GANZEN (-) OST äh BERLINER/ und vor allen och viele leute aus der REPUBLIK, sind da denn AUSGESTIEGEN, und ham denn da ihre BUTTER und ihre EIER die se unter den RÖCKEN versteckt hatten oder WÜRSTE, denn verkauft um n bisschen WESTGELD zu bekommen, <<I: mhm>> um denn sich n paar äh sachen zu holen die es ABSOLUT in der DDR nicht gab. oder mal sich n richtjen KAFFEE zu LEISTEN - mit richtjen <<lachend> KAFFEEBOHNEN“<sup>917</sup>

Die Erlebnisse des Schmuggels mit ihren Geschichten sind heute noch für Paul KAUFMANN präsent, sich einen „richtigen“ Kaffee leisten zu können – diese Textpassage bewertet und verdeutlicht die Existenz der zwei Lebenswelten, mit welchen Paul KAUFMANN konfrontiert ist.

Das Interview beinhaltet drei Episoden: die Schulschwierigkeiten in Verbindung mit dem Tod des Vaters, Schmuggel und Mangelwirtschaft und der Aufstand 1953<sup>918</sup>. Erkennbar wird, dass diese prägend für Paul KAUFMANN waren, denn sie verdeutlichen die kritische Haltung der Mutter bezüglich der zunehmenden politischen Verschärfung in der DDR, mehr noch: einer möglichen Abwanderung.

### ***Zwischenfazit: Kindheit bei den Großeltern:***

Paul ist ein Kriegskind, obgleich er den Krieg nicht bewusst erlebt hat. Sein Vater ist im Krieg gestorben, wodurch die familiäre Situation und Sicherheit sehr stark verändert wurde. Er wird Halbwaise und sein Vater wird „endgültig abwesender Vater“. Diese Veränderungen bekommt er über das Verhalten seiner Bezugspersonen zu spüren. Seine Mutter geht mit ihm in dieser Zeit in die Abhängigkeit und Sicherheit ihres Elternhauses zurück. Sie können sich trotz der politischen Veränderungen in der Nachkriegszeit ihre gehobene Stellung und Netzwerke beibehalten und behalten Einfluss. Pauls Kindheit ist durch seine Großeltern bestimmt. Er wächst – zumindest bis zum Schulbeginn – behütet trotz der Kriegszeit mit ihren Zerstörungen und Zukunftsängsten und für die damaligen Verhältnisse ohne große materielle Not auf. Seine Großeltern werden seine Elternfiguren und prägen ihn. Sie legen damit den Grundstein, dass Pauls Mutter ihre Ausbildung und Arbeit in Westberlin absolvieren und damit den bekannten Berufsweg der Familie und den Weg in eine Unabhängigkeit einschlagen kann. Gleichzeitig ist sie als Mutter für Paul nicht greifbar. Sie ist für ihn emotional und auch körperlich meist abwesend. Im gleichen Zug verwöhnt sie ihn mit wertvollen, qualitativ hochwertigen, Geschenken aus dem Westen. Sie will höchstwahrscheinlich ihre Abwesenheit kompensieren und eine gute Basis schaffen, was ihn mit dem politischen System in Konflikt bringt. Es entwickelt sich ein ambivalentes Verhältnis zwischen Loyalität und Distanz zu ihr – was einem häufig beobachteten bürgerlichen Sohn – Vater – Verhältnis nahe kommt.<sup>919</sup> Paul KAUFMANNs Mutter scheint stark mit der Unmöglichkeit konfrontiert, Mutter und Vater zugleich zu sein. Paul KAUFMANN erlebt auf der einen Seite eine schöne Kindheit bei seinen Großeltern und Cousins in der DDR und auf der anderen Seite die

---

<sup>917</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 368-374.

<sup>918</sup> Am 3. Juli 1953 erklärt der Deutsche Bundestag den 17. Juni als „Tag der deutschen Einheit“, zu einem gesetzlichen Feiertag. In der Geschichtsschreibung geht der Tag als geplanter „konterrevolutionärer Putschversuch“ ein (vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 216).

<sup>919</sup> Vgl. Exkurs bürgerliche Familie u. vgl. ROSENBAUM 1982, S. 359.

Grenzen durch die Schule - die Schranken durch das System in der DDR. Leistung spielt spätestens in der Schulzeit eine Rolle – nach dem Prinzip „Fördern und Fordern“. Diese verschiedenen Anforderungen (Sich anpassen an das System, die Geborgenheit bei den Großeltern, das Klima in der Schule sowie die zunehmend kritische Haltung seiner Mutter gegenüber dem politischen System) bringen ihn an seine Grenzen; er kann den an ihn gesetzten schulischen Anforderungen nicht gerecht werden. Hier könnten sich Spannungen zwischen seinen Großeltern und seiner Mutter aufgebaut haben.

#### 4.1.2.3 „Grenzgängerzeit“ - Jugendalter und Lehre

Zum Ende seiner Grundschulzeit in der DDR 1954<sup>920</sup> zieht seine Mutter mit Paul weg von den Großeltern in Ostberlin nach Westberlin – nach Moabit ins „nicht sozialistische Ausland“<sup>921</sup>. Sie hat inzwischen ihre Ausbildung abgeschlossen. In diesem Jahr fängt sie in einer Neuanstellung als Finanz- und Bilanzberaterin an zu arbeiten.<sup>922</sup> Es ist die Zeit des beginnenden Wirtschaftswunders in Westdeutschland; es herrscht Gründerzeitstimmung.<sup>923</sup>

IP: „[...] vierundfünfzig GANZ LEGAL, weil ein ehemaliger GOLDFASAN, der bei uns in der STRAÙE wohnte,(-) jetzt im auÙenhandelsministerium an ENTSCHEIDENDER stelle sass. ja. inner SBZ. <<I: mhm>> und äh(-) d e m hat mein GROßVATER das LEBEN jerettet.<sup>924</sup> da kamen die RUSSEN, und wollten den MITNEHMEN und da hat sich mein GROßVATER

<sup>920</sup> 3,5 Millionen Menschen flüchten zwischen 1945-1961 aus der sowjetischen Besatzungszone und der späteren DDR in die Bundesrepublik (vgl. HERTEL 2009, S. 25). Seit 1952 flohen immer mehr Menschen aus dem sowjetischen Sektor in die alliierten Sektoren. In Westberlin waren das allein zwischen Mai und Dezember 1952 rund 182.000 Menschen. In der Bundesrepublik wurden Notaufnahmelager errichtet, wo die Flüchtlinge vorübergehend wohnen konnten. Die Fluchtbewegungen verstärkten sich 1952 durch die Schließung der Grenzen, sowie 1953 nach dem Volksaufstand. Um Westberlin, da waren die Sektorenübergänge offen, zu entlasten, wurden Flüchtlinge in die Bundesrepublik aufgenommen (vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 212 u. vgl. ESCHENHAGEN/JUDT 2008, S. 45).

<sup>921</sup> Vgl. HOFFMANN 2013, S. 65.

<sup>922</sup> Der genaue Beginn und der Abschluss ihrer Ausbildung lassen sich aus den Interviewdaten nicht genau rekonstruieren. Es bleibt unklar, ob sie 1954 ihre Ausbildung abgeschlossen hat und eine Neuanstellung gefunden oder ob sie nur ihre Arbeitsstelle gewechselt hat.

<sup>923</sup> Vgl. SCHILDT 2003, S. 34. Westberlin schafft den Anschluss ans westdeutsche Wirtschaftswunder bis 1960 durch massive Förderprogramme wie Steuervergünstigungen, Berlin-Förderung und Marshallplan (vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 223).

<sup>924</sup> Kurz vor und nach Kriegsende erfolgten die meisten Befehle in der SBZ zur Festnahme nach den Befehlen des „Volkskommissariat für innere Angelegenheiten“ (NKWD) vom 18. April 1945. Die meisten Festnahmen erfolgten auf Grundlage des NKWD-Befehl 00315 („Säuberung des Hinterlandes der Roten Armee“). Es sollten Spione, Diversanten, Terroristen, NSDAP-Aktivisten, Polizei- und Geheimdienstangehörige, Verwaltungsbeamte und andere, wie es heißt „feindliche Elemente“, verhaftet werden. Erst im August 1945 berief man sich auf die Alliierten-Vereinbarung. Hiernach sollten hohe nationalsozialistische Amtsträger von Organisationen und einflussreiche NS-Anhänger verhaftet werden. Viele der Verhafteten waren jedoch nur geringfügig, manche auch nicht mit dem NS-System verstrickt. Viele waren Block- und Zellenleiter, Mitarbeiter von Ministerien, der Gestapo, V-Leute oder Aufsichtspersonen von Zwangsarbeitslagern. Viele waren auch nur Opfer von Denunziationen, die aus Missgunst, Karriereeid oder dem Besitz einer Wohnung verhaftet wurden. Neben Gegnern der Kommunistischen Diktatur kamen z.B. Vertreter demokratischer Parteien der SPD, LDP oder CDU in Haft. Im Zuge der Stalinistischen Säuberungen kamen aber auch Offiziere und Kommunisten, die als nicht linientreu galten, in Haft. Die sowjetischen Speziallager waren berüchtigt. Der Großteil der Gefangenen wurde festgehalten ohne Gerichtsverfahren. Das sowjetische Tribunal verurteilte Gefangene in der Regel zu 20 bis 25 Jahren Lagerhaft und einige auch zum Tod. Viele der Verurteilten zur Lagerhaft überlebten die Haft nicht, besonders wenn sie in die Sowjetunion gebracht wurden. Nach Sowjetischen Zählungen kamen über 122.000 Personen der SBZ in dieser Zeit in die „Speziallager“, davon starb etwa ein Drittel in Lagerhaft. 20.000 Menschen wurden bis Ende 1947 in die Sowjetunion in Zwangslager gebracht oder hingerichtet. Diese hohe Anzahl und die willkürlichen Verhaftungen beunruhigten die Bevölkerung in der DDR zunehmend. Sie schadeten der SED verstärkt, welche in der Umgangssprache als „Russenpartei“ galt. Es bestand u.a. der Vorwurf, dass Angehörige von der Festnahme nicht benachrichtigt wurden und Gefangene spurlos verschwanden. Diese Lager wurden 1950 aufgelöst (vgl. KNABE 2009, S. 9ff.; vgl. GIESEKE 2011, S. 30 u. vgl. KOOP 2008, S. 227 u. S. 231f.).

davorgestellt hat jesacht - NEE DEN NICH. <<lacht>> (3) NEE na ja DADURCH konnten wa ganz LEGAL, mit SACK und PACK von OSTBERLIN nach WESTBERLIN.“<sup>925</sup>

Ein ehemaliger „Goldfasan“<sup>926</sup>, wie ihn Paul im Interview nennt, unterstützt sie bei der Übersiedlung. Zudem lässt sich annehmen, dass in der Familie bzw. im Bekanntenkreis diese Bezeichnung verwendet worden ist, die Paul da er in der Zeit des Nationalsozialismus noch ein Baby bzw. nicht geboren war, zudem klingt die Bezeichnung ironisch und spöttisch.<sup>927</sup> An seiner Aussage wird deutlich, dass zumindest sein Großvater Netzwerke zu Entscheidungsträgern bis auf hohe Ministerialebene<sup>928</sup> schon gleich nach dem Krieg, mindestens aber in der DDR, hatte, wenn nicht sogar in der NS-Zeit und/oder in der Zeit der SBZ. Es musste ein bestimmtes Maß an Vertrautheit bestanden haben in der beidseitigen Beziehung. Aufgrund ihrer hohen Machtposition boten die elitären Netzwerke gegenseitigen Schutz und Unterstützung – auch über politische und gesellschaftliche Veränderungen hinweg. So wurde z.B. der Großvater von Herrn KAUFMANN bei der Entnazifizierung<sup>929</sup> und bei Enteignungen in der SBZ und DDR geschützt und konnte schützen. Denn gerade im Ostsektor ging es unter dem Deckmantel der Entnazifizierung<sup>930</sup> um die Schwächung der „bürgerlichen Kräfte“ und den sozialistischen Umbau.<sup>931</sup> Enteignungen und Verstaatlichungen wurden durchgeführt, unabhängig davon, ob

<sup>925</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 3892-898.

<sup>926</sup> Wegen der goldbraunen Uniformierung wurde der politische Leiter im Volksmund auch „Goldfasan“ genannt. Politische Leiter waren keine Beamten, galten jedoch nach den Richtlinien der NSDAP-Partei als Amtsträger. Zu ihren Aufgaben gehörten insbesondere die propagandistische Ausrichtung und weltanschauliche Schulung der Teile der Bevölkerung sowie die politische Überwachung. Korps der politischen Leiter wurden nach dem Ende des II. Weltkriegs aufgelöst und vom Internationalen Militärischen Gerichtshof als „verbrecherisch“ eingestuft. Die Strafen konnten vom Verlust der bürgerlichen Rechte bis hin zu Todesurteilen reichen (vgl. DRESEN 2007, S. 708).

<sup>927</sup> Vgl. DEICHMANN/MARX 2008, S. 9 u. S. 19.

<sup>928</sup> 1954 war Lothar Bolz Minister für auswärtige Angelegenheiten. Zuvor war er von 1949 bis 1953 Minister für Aufbau in der DDR. In dieser Position konstituierte er das „Nationale Aufbauwerk“ (NAW) für den Neuaufbau Berlins. Zudem war er gleichzeitig Vorsitzender der Blockpartei „Nationaldemokratischen Partei Deutschlands“ (NDPD). Hauptzweck der Partei bestand darin, Mitläufer der NSDAP, ehemalige Offiziere, Kriegsgefangene und Vertriebene politisch aufzunehmen und zu integrieren (vgl. SCHROEDER 2009, S. 42f.; vgl. BARTH/MÜLLER-ENBERGS 2010b u. vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 212).

<sup>929</sup> Das genannte Beispiel von Paul KAUFMANNs Großvater zeigt, dass in den Ministerien und Führungspositionen der DDR auch ehemalige Mitglieder der NSDAP arbeiteten und Einfluss haben. Auch wenn die DDR sich als antifaschistisch verstand, kämpfte sie besonders gegen Personen mit einer nationalsozialistischen Vergangenheit. Im Unterschied zur Entnazifizierung in der Bundesrepublik Deutschland durften sie nachweislich keine Verbrechen begangen haben, zudem musste ein Gesinnungswandel erkennbar sein. Dieser Sinneswandel war durch das Arbeitskollektiv zu beurteilen. Des Weiteren durften sie nicht in Leitungsfunktionen im NS-Staat gearbeitet haben. Knapp 400.000 Entlassungen bzw. Nicht-Wiederberufungen von belasteten Personen erfolgten bis August 1947. Andere NSDAP-Mitglieder, vornehmlich solche, welche in Kriegsgefangenschaft der nationalsozialistischen Ideologie absprachen, machten zum Teil steile Karrieren. Eine Ausnahme gab es in den späteren Jahren bei einigen höheren Offizieren der NVA. Im Juli 1950 wurde auf dem 3. Parteitag der SED beschlossen, dass die Wurzeln des Faschismus in der DDR vernichtet worden seien, und am 2. Oktober 1952 erhielten die ehemaligen Mitglieder der NSDAP ihre vollen Rechte als Staatsbürger zurück. So waren z.B. ca. 50 Abgeordnete in der am 16. November 1958 gewählten Volkskammer ehemalige Nazi-Funktionäre gewesen. Die SED war auf den mittleren Funktionärsebenen auf die ehemaligen Angehörigen des NS-Staates angewiesen und sicherte so auch ihre Machtansprüche, indem sie mit ihnen ein informelles Bündnis einging, ohne sich auf die eventuelle kriminelle nationalsozialistische Vergangenheit zu beziehen (vgl. WAIBEL 2011, S. 10; vgl. ESCHENHAGEN/JUDT 2008, S. 50; vgl. JENSCH 2006 u. vgl. SCHROEDER 2009, S. 67).

<sup>930</sup> "Gesetz über den Erlass von Sühnmaßnahmen und die Gewährung staatsbürgerlicher Rechte für die ehemaligen Mitglieder und Anhänger der Nazipartei und Offiziere der faschistischen Wehrmacht" vom 9. November 1949. In der SED selbst waren Mitte der fünfziger Jahre bis zu 15% einstige NSDAP-Mitglieder (vgl. FREI 2007, S. 278f.).

<sup>931</sup> Gleichzeitig nutzte die SED die Entnazifizierungsverfahren, um unerwünschte Personen aus Politik und Wirtschaft zu entfernen und deren Stelle mit „geeigneten“ Personen zu besetzen. Zur Rechtfertigung von Enteignungen reichte die bloße Behauptung einer „NS-Belastung“ (vgl. SCHROEDER 2009, S. 67f. u. vgl. FREI 2007, S. 275).



die Betroffenen dabei tatsächlich belastete Nationalsozialisten waren.<sup>932</sup> Durch seine einflussreichen Netzwerke konnte Paul KAUFMANNs Großvater entscheidende Unterstützung für sich und seine Familie in Anspruch nehmen. An dem Beispiel des Umzugs nach Westberlin ist ersichtlich, dass die Familie Unterstützung erhält, selbst wenn sie nicht der politischen Doktrin entspricht. Sie können durch die Netzwerkbeziehungen den offiziellen (amtlich bestätigten) und risikoärmeren Weg der Übersiedlung nutzen – ein Schutz für sie. Auf diese Art und Weise erhalten sie die Basis für einen Neustart in Westberlin. Es war keine überstürzte Flucht nach Westberlin, sondern ein geplanter Umzug. Arbeit und Wohnung waren unter den damaligen Wohnungsmarktbedingungen<sup>933</sup> vorhanden – eine privilegierte Situation. Paul KAUFMANNs Mutter geht mit der erreichten wirtschaftlichen Selbstständigkeit wieder auf räumliche Distanz zu ihren Eltern.

Wie Paul KAUFMANN mit den Worten „dis war so dramatisch“<sup>934</sup> andeutet, könnte es von Seiten der Großeltern Herrn KAUFMANNs nicht einfach gewesen sein, die Entscheidung ihrer Tochter, in den Westteil zu ziehen, zu akzeptieren. Es kam wahrscheinlich zu Meinungsverschiedenheiten und Kämpfen. Trotz alledem unterstützten sie ihr Vorhaben. Zudem bestand dennoch die Gefahr, dass dieser Wegzug zu einem späteren Zeitpunkt negative Auswirkungen auf die familiäre Position und Beziehung hätten haben können.<sup>935</sup> Die Familie KAUFMANN wäre angreifbar geworden.<sup>936</sup> Walter ULBRICHT, der damalige Erste Sekretär des ZK der SED<sup>937</sup> sagte, nur drei Jahre<sup>938</sup> später:

„Jede Flucht oder Übersiedlung nach Westdeutschland bedeutet eine Hilfe für die westdeutsche Militärbasis der NATO mit Arbeitskräften und einen Verlust von Arbeitskräften

<sup>932</sup> Vgl. SCHROEDER 2009, S. 427.

<sup>933</sup> 1950 mussten sich in Westdeutschland statistisch zwei von drei Haushalten eine Wohnung teilen und nur jeder zweite Haushalt hatte eine eigene Kochstelle. Selbst 1960 lebte in jeder sechsten Wohnung mehr als ein Haushalt. Das Untermieter-Sein war somit nicht mehr Kennzeichen von Einzelpersonen, sondern betraf mehrköpfige Familien. Unverheiratete Paare erhielten keine eigene Wohnung. Etwa 50% aller Neuverheirateten mussten 1950 bei ihren Eltern wohnen. Diese bedrückende Enge und der mit der amtlichen Wohnraumzuteilung verbundene Gemeinschaftszwang mit fremden Menschen weckte den Wunsch vieler Personen zur Wiedererlangung und Sicherung der Häuslichkeit (vgl. SCHILDT 2003, S. 6ff.).

<sup>934</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 906.

<sup>935</sup> Vgl. HOFFMANN 2013, S. 40ff.

<sup>936</sup> Der Artikel 6 Abs. 2 der Verfassung wurde für die Verfolgung und die strafrechtliche Verurteilung von politischen Gegnern benutzt. Ihnen wurde „Boykotthetze gegen demokratische Einrichtungen und Organisationen, Mordhetze gegen demokratische Politiker, Bekundung von Glaubens-, Rassen-, Völkerhaß, militaristische Propaganda sowie Kriegshetze und alle sonstigen Handlungen, die sich gegen Gleichberechtigung richten“ (Verfassung der DDR zit. in SCHROEDER 2009, S. 427) im Sinne des Strafgesetzbuches vorgeworfen. Dieser Artikel wurde in der juristischen Praxis breit und willkürlich ausgelegt und so konnten beinahe alle Äußerungen gegen Partei und Staat bestraft werden. Das Verlassen der DDR, in der Folgezeit „Republikflucht“ genannt, fiel ebenfalls unter diesen Straftatbestand. Diese Generalklausel diente bis ins Jahr 1957 zur Verurteilung von politisch Verfolgten (vgl. SCHROEDER 2009, S. 427). Selbst hohe SED-Spitzenfunktionäre, welche in Ungnade gefallen waren, wurden inhaftiert (vgl. ERLER/KNABE 2012, S. 58).

<sup>937</sup> Das Zentralkomitee (ZK) war nominell gesehen das Führungsgremium der SED. Eine wesentliche Aufgabe des ZK-Sekretariats bestand in der Kontrolle und Anleitung des gesamten Staats- und Parteiapparates, der Massenorganisationen, der Bezirks- und Kreisleitung und bei Personalentscheidungen (vgl. SCHROEDER 2009, S. 85 u. S. 398).

<sup>938</sup> Hintergrund war die Strafgesetzsänderung vom Dezember 1957. Diese steht im Zusammenhang mit den im November 1956 durch das vom Politbüro verabschiedeten „Maßnahmen zur Unterdrückung konterrevolutionäre Aktionen.“ So stand ab 1957 der Versuch oder die Beihilfe zum Verlassen der DDR unter strafrechtlicher Verfolgung und konnte mit Haftstrafen von bis zu 3 Jahren geahndet werden (vgl. SCHROEDER 2009, S. 139f. u. vgl. HERTEL 2009, S. 27f.).

in der DDR. Eine Republikflucht ist Verrat an den friedlichen Interessen des Volkes und nützt Westdeutschland.“<sup>939</sup>

Paul KAUFMANNs Mutter geht mit diesem Wegzug ein Stück in Opposition zu ihren Eltern. Sie sucht und erkämpft sich Freiräume und Perspektiven – es ist für sie ein Neuanfang. Sie kann so beweisen, dass sie sich eine neue Existenz und Familie aufbauen kann. Wie in den Textsequenzen aus der Kindheit (zu seiner Schulzeit, dem Aufstand vom 17. Juni 1953, Schmuggel an den Grenzgängern – „richtigen“ Kaffee) angedeutet, war die Entscheidung für eine Übersiedlung wahrscheinlich eine Kosten-Nutzenabwägung. Somit kann hypothetisch angenommen werden, dass seine Mutter positivere schulische Entwicklungsmöglichkeiten für ihren Sohn sieht, welche nicht durch politische Ideologien geprägt sind. Hinzu kommt eventuell, dass es bei Paul KAUFMANNs Mutter keinen Kampf zwischen den beiden Gesellschaftssystemen mehr gibt; sie kann sich an einem System orientieren.

Durch diesen Schritt schafft und erhält sie zukünftig und langfristig für sich und Paul KAUFMANN Freiräume zur Entwicklung. Nach dem Umzug mit seiner Mutter in den Westteil der Stadt, nach Berlin-Moabit, geht er auf die weiterführende Schule. Er wird mit einer anderen Ideologie, anderen Sichtweisen und Vorurteilen aus seiner Schulzeit in der DDR konfrontiert, was für ihn eine Neuorientierung bedeutet.

IP: „[...] gut/ informiert aus der - aus der REPUBLIK, aus der SBZ, in <<lachend> WESTEN, auf einmal war ALLES genau umgekehrt>> ja? also jetzt saßen plötzlich die BÖSEN da DRÜBEN.“<sup>940</sup>

Für Paul selbst war der Umzug in seiner damaligen Situation als Kind, wie er sagt, „schlimm“:

IP: „JA für MICH war det also als KIND war dis SCHLIMM. weil ich DENN/ [...] in der RUINENLANDSCHAFT da gewohnt, [...] das war ein ein SCHUTTHAUFEN. ich konnte ja also äh eigentlich in fünf MINUTEN zu meiner GRUNDSCHULE [...] GEHEN / hat man ja och jemacht - DURFTE man aber nich wegen der RUINEN. denn sind ja och VIELE KINDER TÖDLICH verunglückt. immer wieder [...] na ja dis und ähJA KLAR und denn hab ich zu meiner MUTTER ma je-sagt und jetzt fahr ich nach HAUSE. und mein HAUSE ich komm ja vom Müggelsee. nee dis war für mich i m m e r dis war JOAH KEINE SCHÖNE ZEIT. also muss ich sagen [...]“<sup>941</sup>

Durch den Wegzug von seinen Großeltern verliert er nicht nur seine wichtigsten Bezugspersonen (Ersatzeltern und seine Cousins) und seine Freunde, sondern auch seine geschützte und behütete Welt (mit Ausnahme der Zeit im DDR-Schulsystem), wo er in der Natur ohne große Entbehrungen aufwächst, wenn auch (gefühlte) ohne Eltern. Er wird „Einzelkind“ und „verliert“ das zweite Mal seine „Eltern“. Dafür ist seine Mutter ihm näher. Er sieht Ruinen und Schuttberge; gleichzeitig berichtet er nichts vom Wiederaufbau, welcher mit viel Anstrengung zu dieser Zeit betrieben wird. Diese Darstellung macht deutlich, dass er sich unwohl fühlte in seiner neuen Wohnumgebung und Situation – er

---

<sup>939</sup> ULBRICHT, Walter 1957 zit. in SCHROEDER 2009, S. 140.

<sup>940</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 420-422.

<sup>941</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 325-338.

kann in dieser Zeit (noch) nicht nach vorn, in die Zukunft schauen, sondern lebt in der Vergangenheit bei seinen Großeltern.

IP: „[...] da hat se mich dann am WOCHENENDE also am fünfundzwanzigsten sechszwanzigsten ging se los, da sacht se, SO hier haste ZWANZICH pfenje OST, jetzt LÄUFSTE zum POTSDAMER PLATZ, da ke/ da konnte man denn mit OSTGELD<<l: mhm>> in die SBAHN einsteigen und fährst nach HAUSE. nach HAUSE? <<lachen/schmunzeln>> <<l: mhm>> ging zur GROßMUTTER, MITTACHESEN. nee nee dis (-) war für mich ja TOLL also dis ABER wenn man HEUTE im RÜCKBLICK sieht diese WIRTSCHAFTLICHE si/situation war schon ne kleine KATASTROPHE aber <<l: mhm>> war ja nichts/nicht zu ÄNDERN.“<sup>942</sup>

In Verbindung mit seinen Erzählungen aus der Kindheit<sup>943</sup> kann eine Enttäuschung erfahrbar werden. Auch heute ist noch Wehmut spürbar: Hoffnungen, die seine Mutter vielleicht für ihn hatte, erfüllten sich nicht vollends; jedenfalls zur damaligen Zeit. Für ihn ist dieser Umzug mit Heimatverlassenheit, einem Wechsel von einer Dorf-/Natur- in eine Stadtwelt, Kontaktbrüchen, welche mit hoher Wahrscheinlichkeit mit Einsamkeit verbunden sind und dem Vorbildverlust seines Großvaters in der Zeit der baldigen beginnenden Pubertät. Hinzu kommt eine (gesellschaftliche) Neuorientierung in Bezug auf richtiges und falsches Verhalten und Denken. Wie wird in der z.B. West-Berliner Schule über seine „Heimat Ost“ gesprochen? Oder wie reden seine ostdeutschen Freunde über Westberlin? – eine Ambivalenz zwischen innerem Erleben und äußeren Berichten. Er fühlt sich damals in seiner neuen Umgebung nicht wohl, obgleich sie objektiv gesehen privilegierte Wohnbedingungen im Vergleich zur anderen Stadtbevölkerung in Westberlin hatten. Aber für Paul KAUFMANN scheint es ein Verlust an Wohnqualität und vor allem an Bezugspersonen zu sein. Es ist zu vermuten, dass er nach der Schule allein – ein „Schlüsselkind“<sup>944</sup> – ist, wenn seine Mutter tagsüber arbeitet.<sup>945</sup> Mit elf Jahren beginnt er, zwischen West- und Ostberlin zu pendeln und fährt regelmäßig zu den Großeltern an den Müggelsee. Er hat dort Freunde in seiner Heimat der Kindheit und ist Bindeglied zwischen seiner Mutter und ihren Eltern. Er wird so zum Grenzgänger zwischen Ost und West, Freizeit und Schule, alter Heimat und neuer Heimat, Dorf und Stadt, Großeltern und seiner Mutter – er versucht den Status Quo festzuhalten. Es ist die Zeit seiner Pubertät, der Suche nach Orientierung und Ausrichtung.

Seine Mutter lernte in der folgenden Zeit einen neuen Mann kennen, den sie später, wie Paul KAUFMANN es ausdrückt, „segar“<sup>946</sup> heiratet. Die genauen Daten sind nicht bekannt. Unklar bleibt, ob sie bis dahin bewusst auf eine neue Beziehung verzichtet oder ob sie keinen passenden Partner ge-

---

<sup>942</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 355-362.

<sup>943</sup> Siehe Kap. 4.1.2.2.

<sup>944</sup> Dieser Begriff wurde ein Synonym für eine Generation von Kindern, deren Eltern oder auch alleinstehende Mütter oder Väter den ganzen Tag berufstätig sind. Die Kinder waren nach der Schule auf sich gestellt. In dieser Zeit wurde in diesem Zusammenhang von „Wohlstandsverwahrlosung“ gesprochen. So debattierten Sozialpolitiker, dass die arbeitende Frau bereit ist, „Kindertränen“ für den „selbstsüchtigen ‚Luxuskonsum‘ in Kauf zu nehmen“ (SCHILDT 2005, S. 31) oder es wurde über verwahrloste Schlüsselkinder in Zeitschriften berichtet (vgl. ebd.).

<sup>945</sup> Es gab in dieser Zeit extrem lange Arbeitszeiten, dies galt ebenso für einen Großteil der Jugendlichen und Frauen. Die Teilzeitbeschäftigung war weitgehend unbekannt. Mit 49 Stunden wöchentlicher Arbeitszeit in der Industrie in einer 6-Tage-Woche wurden 1955 die längsten Arbeitszeiten nach dem Krieg gemessen (vgl. SCHILDT 2003, S. 4f.).

<sup>946</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 921.

funden hatte.<sup>947</sup> Dieses „sogar“ in Verbindung mit dem Schweigen über den neuen Mann deutet ein distanziertes Verhältnis an. Die wirtschaftliche Situation seiner Mutter verbesserte sich. Es ist die Zeit, in der Westberlin wirtschaftlich das westdeutsche Niveau erreicht hatte.<sup>948</sup> Es hat sich der Übergang von der Mangelwirtschaft der Nachkriegszeit hin zur Wohlstandsgesellschaft vollzogen. Typisch für diese Zeit war die Entstehung von Problemen, welche mit dem Wohlstand in Verbindung gebracht wurden, z.B. die sexuelle Welle oder die rebellierende Jugend. Obgleich die Differenzierung der Gesellschaft in der BRD nicht aufgelöst wurde, hob sich der Wohlstand<sup>949</sup> auf eine höhere Stufe. Gesellschaftliche Schichten konnten nicht mehr so einfach z.B. an der Kleidung zugeordnet werden. Es gab sichere Arbeitsplätze und Vollbeschäftigung. Es entstand in breiten Gesellschaftsschichten ein neues Konsumverhalten. Durch die Kürzung der tariflichen Arbeitszeiten stand gleichzeitig mehr „freie Zeit“ zur Verfügung. Es ist die Zeit der Rolling Stones mit Frontmann Mick Jagger und den Beatles („Pilzköpfe“), die die Jugendkultur prägten. Die Anti-Babypille wurde eingeführt. Zeitgenössische Beobachter sprachen von einer „Konsum- und Freizeitgesellschaft“<sup>950</sup>. In diese Zeit fällt ebenfalls der „Contergan-Skandal“<sup>951</sup>, die Frankfurter Auschwitzprozesse (1963/1965) sowie die Verhaftung und der Prozess von Adolf Eichmann in Israel. Gleichzeitig begann eine filmische und literarische Auseinandersetzung mit der NS-Zeit in Filmen wie „Die Brücke“, „Rosen für den Staatsanwalt“ oder das Buch „Die Blechtrommel“ von Günther GRASS.<sup>952</sup>

Paul KAUFMANN fährt weiter regelmäßig in seiner Freizeit zu seinen Großeltern und Freunden. Es ist für ihn immer eine Reise zu seiner Kindheit, „seinem Zuhause“, wie er es nennt. Daran hält er weiter fest. Seinem Wunschberuf des Försters (ein Beruf mit großer Naturverbundenheit) konnte er aus gesundheitlichen Gründen nicht nachgehen. Nach Beendigung der Volksschule 1958 wollte er Tischler werden, bekam jedoch keine Lehrstelle.

IP: „[...] dann äh äh ja be denn wollt ich ne TISCHLER lehre machen, da hab ich aber keine LEHRE jefunden. dis war ja DAMALS noch ganz SCHWIERIG. da hab ich nur auch wieder über/ ü/über die über dann den ZWEITEN mann von meinem/ von meiner MUTTER, hab ich denn ne BEWÄHRUNGSSTELLE erst mal gekriegt als LAUFBURSCHE [...]. musst ich n halbes jahr als LAUFBURSCHE arbeiten, und dann ham die mich erst in das normale lehrVERHÄLTNIS übernomm.“<sup>953</sup>

---

<sup>947</sup> Eine Folge der Kriegsverluste war, dass es erheblich mehr Frauen als Männer gab. In der Altersgruppe zwischen 25 und 45 kamen auf 100 Frauen nur 77 Männer. Daraus ergab sich eine verminderte Heiratschance für diese Altersgruppe (vgl. SCHILDT 2003, S. 6).

<sup>948</sup> Vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 223.

<sup>949</sup> Dazu gehörten das eigene Häuschen mit Garten, Auto (5 Mio. VW-Käfer 1961), die komfortablere Häuslichkeit wie Waschmaschine oder Kühlschrank, aber auch der Fernseher und zunehmend Urlaubsreisen (vgl. SCHILDT 2005, S. 35, S. 41, S. 55, S. 59 u. S. 71).

<sup>950</sup> Vgl. SCHILDT 2005, S. 37ff. u. S. 85.

<sup>951</sup> Von 1957 bis 1961 in Deutschland vertriebene und meistgekaufte sowie angeblich harmlose Schlafmittel/Beruhigungsmittel lösten, wenn in der Schwangerschaft eingenommen, schwere körperliche Veränderungen des Kindes im Mutterleib aus, so dass betroffene Kinder mit schweren körperlichen Beeinträchtigungen zur Welt kamen (vgl. SCHILDT 2005, S. 103).

<sup>952</sup> Vgl. SCHILDT 2005, S. 124f.

<sup>953</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 941-946.

Mit der Art und Weise, wie er Zugang zu seiner Lehrstelle bekommt, deutet vieles darauf hin, dass seine schulischen Leistungen nicht ausreichend gewesen sein könnten. Verstärkt wird dies noch vor dem Hintergrund, dass zu dieser Zeit (1960) Vollbeschäftigung in der Bundesrepublik und Westberlin herrscht. Zudem hat seine Mutter gute Kontakte und Netzwerke durch ihren Beruf als Finanzberaterin.<sup>954</sup> Sein Stiefvater vermittelt ihm eine halbjährige Praktikumsstelle, nach der er eine Lehre als Werkzeugmechaniker im „BMW-Motorradwerk“ beginnen kann. Diese Annahme stützt folgende Passage:

IP: „ja nur n VOLKSSCHULABSCHLUSS GEHABT. war och so schön. nich? kam aus gut/ informiert aus der - aus der REPUBLIK, aus der SBZ, in <<lachend> WESTEN, auf einmal war ALLES genau umgekehrt>> ja? also jetzt saßen plötzlich die BÖSEN da DRÜBEN“.<sup>955</sup>

Zudem wird diese Zeit mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht ohne Spannungen zwischen ihm und seiner Mutter abgelaufen sein. Trotzdem erhält Herr KAUFMANN Unterstützung von seiner Mutter und seinem Stiefvater bei der Berufsfindung. Hier ist eine Analogie zur Unterstützung seiner Mutter von ihren Eltern bei der Übersiedlung nach Westberlin, einer Zeit mit Spannungen in der Familie, erkennbar.<sup>956</sup> Herr KAUFMANN ist zuerst „Laufbursche“ und dann Angestellter – damit entspricht er unter Umständen nicht den Erwartungen seiner Mutter. Zudem gibt er dem DDR-System die Verantwortung für seine schlechten Schulleistungen.

Um 1958, mit Schulende, beginnt er mit dem Segelsport<sup>957</sup> in einem angesehenen und etablierten Segelsportverein<sup>958</sup> in Westberlin und geht 1960 in den Leitungssportbereich:

IP: „nachhe- hab ich eigentlich nich mehr/ son HALBWEGS NETTE jugendzeit gehabt, ich war nachher im SEGELKLUB, hab zu meiner MUTTER damals gesagt - PASS AUF es gibt zwei MÖGLICHKEITEN. ENTWEDER räum ich jetzt mal son LOKAL aus, <<lachen>> oder ich geh jetzt <<lachend> segeln. und da sacht da geh ich lieber SEGELN [...] während der LEHRZEIT und so dit war sch/ äh ALLES nicht so EINFACH. aber man hats ja JEMACHT hat SPAß gemacht und äh dis is ja WICHTIG.“<sup>959</sup>

<sup>954</sup> Vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 223.

<sup>955</sup> Vgl. Interview KAUFMANN, Zeile 419-422.

<sup>956</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.2.

<sup>957</sup> In den 1960er Jahren erfreuten sich Sportvereine wie Tennis und Wassersport einer großen Beliebtheit (vgl. SCHILDT 2005, S. 41).

<sup>958</sup> Im Segelsport wird aufgrund eines elitären Bewusstseins, eines exklusiven und expliziten Hobbys, auf ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl gesetzt. Viele Mitglieder der Segelvereine kommen aus dem Wirtschafts- oder Bildungsbürgertum. Der Besitz eines Segelbootes kann durchaus als Symbol für einen gesellschaftlichen Erfolg gesehen werden und eignet sich gut zur gesellschaftlichen Selbstdarstellung. Die klassenspezifische Verbreitung des Segelsportes lässt sich nicht allein mit ökonomischen Gründen erklären, denn der Segelsport konnte auch ohne Besitz einer Segelyacht in einem Segelverein ausgeübt werden. Meist herrscht in den Segelclubs ein personalisiertes Weltbild: „Die großen Taten werden meistens von Einzelnen erbracht“. Diese Denk- und Sichtweise lässt sich heute noch in Jahresberichten (einzelne Gönner oder Stifter) oder Festschriften, wo alle Vereinsvorsitzenden seit der Gründung erwähnt werden, erkennen. Auch die Vereinsgeschichte wird meist ausschließlich an Personen und ihrem Handeln festgemacht. Den Schiffen werden Namen gegeben, sie haben nicht nur eine Nummer. Das eigene Haff war ein Ort der Sicherheit, es wurde eingezäunt und geschützt. Die Bedeutung des gesellschaftlichen Moments ist im Segelsport sehr hoch, gerade in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Dies konnte so weit gehen, dass viele Segelsportler kaum private Kontakte außerhalb des Vereins hatten und teilweise miteinander verwandt waren. Einzelgänger wurden in Segelclubs mit Skepsis betrachtet (vgl. SCHUHMACHER 21.05.2015, S. 14ff.). Das bildet einen Gegenpol zur Individualität in den bürgerlichen Kreisen.

<sup>959</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 379-385.

Gleichzeitig deutet er hier einen Machtkampf um das Durchsetzen seiner eigenen Bedürfnisse gegenüber seiner Mutter an. Er macht es im Interview am Beispiel des Eintretens in den Segelsportverein deutlich. Er/seine Familie war im Besitz der finanziellen aber auch zeitlichen Ressourcen, um diesen Sport auszuüben. Im Verein findet er seinen Platz, ist anerkannt und, wie er sagt, auch „relativ erfolgreich“<sup>960</sup>. Er trainiert ca. 6x in der Woche und verbringt so fast seine ganze Freizeit im Verein – es wird eine (Zweit-) Familie für ihn. Paul KAUFMANN hat es geschafft, sich Freiräume zu schaffen, wo er seinen Bedürfnissen nachgehen konnte. Dieser Sport verbindet seine Interessen: Natur, Freiheit, Abenteuer, Kampf, Taktik auf der einen und Disziplin, Technik und Anpassungsfähigkeit auf der anderen Seite. Wichtig dabei ist: Nicht allein die reine Kraft zählt.<sup>961</sup> In dieser Zeit wird sein Trainer im Club für ihn wichtig. Er fördert ihn und seine Laufbahn im Leistungssport. Es kann angenommen werden, dass er eine Art Vaterersatz wurde. Der Verein stellt einen Zugang zu einem geschützten und elitären bürgerlichen Gesellschaftskreis dar. Gleichzeitig fungiert der Segelclub als Fluchtort, Familie und Zugang zur Natur. Der Club steht somit in unmittelbarer Verbindung mit einer „halbwegs netten“ Jugendzeit. Im Club findet Paul KAUFMANN eine Art „Heimat“. Es ist eine Heimat, die der bei seinen Großeltern sehr nahe kommt, jedoch gleichzeitig mit einer Loslösung von seinen Großeltern verbunden ist.

Im August 1961 trennt der „antifaschistische Schutzwall“, wie die offizielle Bezeichnung der Mauer in der DDR war, die Familie fast endgültig.<sup>962</sup> Die Besuche zu den Großeltern, der Familie seines Onkels und zu seinen Freunden wurden erheblich erschwert bis (spontan) fast unmöglich.

IP: „[...] denn äh kam nachher die MAUER, dis war natürlich schon mal wieder ein ganz KRASSER EINSCHNITT, einundsechzig ja war die familie GETRENNT. also PRAKTISCH also NEUNZICH PROZENT der FAMILIE war im OSTTEIL der STADT, also am Müggelsee. mein (-) der BRUDER meiner MUTTER mit seinen kindern, meine GROßELTERN, und so meine FREUNDE alles- ja ja dis HATTE och noch die FREUNDSCHAFTEN [...].“<sup>963</sup>

Mit dem Bau der Mauer in Berlin ist für Paul KAUFMANN eine der wichtigsten und prägendsten Zufluchtsmöglichkeiten erheblich erschwert bzw. größtenteils weggebrochen – woran er trotz Wegzug nach Westberlin lange festgehalten hat. Nur mit einem westdeutschen Pass waren Kurzbesuche nach Ostberlin ohne einen Passierschein für die West-Berliner Bevölkerung noch möglich. Da seine Mutter noch einen Zweitwohnsitz bei Verwandten in Bonn hatte, war der Besitz eines westdeutschen Passes möglich. Dieser Umgang mit Reisen zu Verwandten nach Ostberlin war für die West-Berliner Bevölkerung nicht unüblich.<sup>964</sup>

---

<sup>960</sup> Vgl. Interview Paul KAUFMANN, Zeile 383.

<sup>961</sup> Vgl. SCHUHMACHER 21.05.2015, S. 10.

<sup>962</sup> Vgl. SCHROEDER 2009, S. 191.

<sup>963</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 346-351.

<sup>964</sup> Ein Teil der Westberliner Bürger besaß einen westdeutschen Pass, indem sie z.B. einen Zweitwohnsitz in der Bundesrepublik anmeldeten. Laut einem Bericht der Zeitschrift „Der Spiegel“ von 1972 waren es über 150.000 (etwa 10%) Wahlberechtigte. Nach dem Mauerbau genehmigten die DDR-Behörden einen Tagesaufenthalt in Ost-Berlin zunächst nur Bürgern mit einem westdeutschen Pass. Ab dem 23. August 1961 benötigte die Westberliner Bevölkerung einen Pas-

Mit Hilfe „freiwilliger“ Anreize oder durch Kampagnen-Druck, aber auch mit Drohungen, Nötigungen und Begleitung durch das Strafrecht sollten die gesellschaftlichen Veränderungen (z.B. Kollektivierung im Bereich der Landwirtschaft, aber auch des Handwerkes) vorangetrieben werden.<sup>965</sup> Seit der Gründung der DDR wurden Kontrollen der Grenztruppen an den Berliner Sektorengrenzen verschärft und Enteignungen, die Reduzierung des privaten Eigentums<sup>966</sup>, die Bodenreform „Junkerland gehört in Bauernhand“<sup>967</sup>, die Entnazifizierung, die politischen Gleichschaltung z.B. durch Vereinigung der KPD mit der SPD in der Sowjetischen Besatzungszone, die Währungsreform und das damit verbunden stärker werdende (Wirtschafts-)Gefälle sowie die Schließung der innerdeutschen Grenzen vorangetrieben. So verließen im Jahre 1960 knapp 200.000 Personen die DDR Richtung Westberlin.<sup>968</sup> Paul KAUFMANNs Großeltern planten keine Ausreise oder Übersiedlung zu ihrer Tochter in den Westen, auch nicht als sie Rentner waren<sup>969</sup>, trotz der politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen.

IP: „die GROßELTERN /ich mein mein großvater NIE. das war dis war so DRAMATISCH. die ham so ne GROßE äh ähm mehrere IMMOBILIEN in OSTBERLIN ne also nee dis hätt der NIE gemacht ja. nee und sein sein GRUNDSTÜCK hätt er NIE aufgegeben. dis hat er in die DREITAUSENDSIEBENHUNDERT QUADRATMETER äh GRUNDSTÜCK WUNDERSCHÖN und mit seinem ganzen VIEHZEUG also dis - nee nee dis (2) er hat er hat ja SOGAR versucht MICH nochmol wieder zum MÜGGELSEE zu locken. hat jesacht nee gut wenn du ENDGÜLTIG wieder zum MÜGGELSEE kommst, denn äh KRIECHSTE n PFERD. <<I: mhm>>also das war ja für mich immer ohh dis war HEIß ja. <<lauter> äh fand ich aber BRUTAL von meinem GROßVATER, also jetzt im NACHHINEIN, äh mich in so ne SCHWIERIGE SITUATION zu bringen. <<I: mhm>> (6) na ja nee GOTT sei dank dis is äh - da BIN ich nich drof EINGEGANGEN - dis war mh war na ja meine MUTTER hat wahrscheinlich noch bei NACHGEHOLFEN. nehm ich mal an.“<sup>970</sup>

Die Großeltern hängen an ihrem Eigentum und damit an der Existenzgrundlage der Familie – trotz des teilweisen Werteverlustes.<sup>971</sup> Inwiefern sie mit dem politischen System verwurzelt sind, oder ob sie sich besonders nach außen anpassten, um zur Arbeiterklasse dazuzugehören und sich in der Fami-

---

sierschein für Besuche in Ostberlin. Die Ausgabestellen an den S-Bahnhöfen Zoo und Westkreuz wurden jedoch am 25.08.1961 aus statusrechtlichen Gründen geschlossen. Bis zum ersten Passierscheinabkommen von 1963 waren Westberliner Bürgen ohne westdeutschen Pass keine Besuche in Ostberlin möglich. Dieses Abkommen ermöglichte Besuche Westberlinern bei ihrer Ostberliner Verwandtschaft über Weihnachten und Neujahr. Zwischen 19.12.1963 und 05.01.1964 nahmen 730.000 Menschen lange Antragszeiten in Kauf und machten von der Besuchsmöglichkeit Gebrauch. 1964, 1965 und 1966 folgten weitere Passagierabkommen von jeweils zwei bis drei Wochen. Anschließend scheiterten bis 1972 die Verhandlungen über weitere Abkommen (vgl. HERTEL 2009, S. 38 u. S. 86; vgl. SCHROEDER 2009, S. 191f.; vgl. DER SPIEGEL 1972, S. 28f. u. vgl. ESCHENHAGEN/JUDT, S. 127).

<sup>965</sup> Vgl. SCHROEDER 2009, S. 191 u. S. 146.

<sup>966</sup> Die Reduzierung des privaten Eigentums in der DDR gelang der SED durch eine Unternehmensreform von 1956 – dem „halbstaatlichen Betrieb“. Der frühere Besitzer wurde Geschäftsführer und der Staat erlangte den Status eines Kapitalgebers. So konnten die ehemaligen Besitzer durch Benachteiligung, z.B. von langfristigen Krediten, gezwungen werden, den ursprünglichen Staatsanteil zu erhöhen (vgl. SCHROEDER 2009, S. 540).

<sup>967</sup> Vgl. DONATH 2011, S. 6.

<sup>968</sup> Vgl. SCHROEDER 2009, S. 140f., u.a. auch vgl. DONATH 2011; vgl. HERTEL 2009 u. vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 189f.

<sup>969</sup> Rentner in der DDR durften in die Bundesrepublik und andere westliche Länder reisen. Bei einer Übersiedlung (legal) durften sie in der Regel ihren Besitz behalten und bekamen die höhere Westrente. Viele Rentnerhaushalte waren in der DDR unterhalb der Armutsgrenze (vgl. SCHROEDER 2009, S. 540).

<sup>970</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 906-917.

<sup>971</sup> Durch die staatlich subventionierten niedrigen Mieten des öffentlichen Wohnungsbaus, waren die Mieteinnahmen für Privatvermieter meist nicht kostendeckend. Hinzu kommt, dass es Engpässe bei Baumaterialien (Mangelwirtschaft) gab und dadurch teilweise nur das nötigste instandgesetzt werden konnte. Hierdurch reduziertes sich der Wert des privaten Immobilienbesitzes zunehmend (vgl. SCHROEDER 2009, S. 540f. u. S. 578f.).

lie ihre Freiräume und Zufluchtsorte zu schaffen<sup>972</sup>, lässt sich aus seiner Darstellung nicht ablesen – fest steht jedoch, dass sie ihre Privilegien und ihren Einfluss erhalten konnten. Die Großeltern haben aktiv versucht, ihren Enkel Paul KAUFMANN wieder nach Ostdeutschland zu locken, vielleicht in der Hoffnung, dass er ihre Tradition weiterführen kann – nach dem Motto „Bewahren auch in Krisenzeiten – Status Quo erhalten“. Sie sehen in Paul vielleicht ihr eigenes Kind. Paul wirkt zudem wie ein Spielball zwischen seinen Großeltern und seiner Mutter. Er ist hin- und hergerissen, er kämpft zwischen zwei Fronten – es ist ein Loyalitätskonflikt. Das ist symbolisch für seine Ohnmacht zu dieser Zeit, eigene Entscheidungen treffen zu können bzw. zu dürfen. Der junge Paul KAUFMANN ist, wie sich zeigt, ein „Kriegsschauplatz“, auf dem die Interessen der beiden Parteien aufeinanderprallen. Deutlich wird die Druckausübung auf den jungen Paul KAUFMANN durch das Verhalten des Großvaters. Erst später (heute) empfindet Herr KAUFMANN dies als problematisch.

Ende des Jahres 1961, zum Ende der Lehrzeit, muss Paul seinen Leistungssport aufgeben. Für ihn bedeutet es, dass er seinen zweiten Natur- und Zufluchtsraum und seinen Vaterersatz (Trainer) innerhalb von einem halben Jahr, diesmal durch seine Mutter, verliert:

IP: „[...] JA SPORTLICH war ich denn RELATIV äh äh ERFOLGREICH, wurde denn a/ a/ abrupt aus der SEGELREI jenommen - weil meine MUTTER ANGST hatte dass ich meine LEHRE vernachlässige. dis ging grade zur ja auch zum ENDE der LEHRZEIT.“<sup>973</sup>

Paul KAUFMANN stand auch hier unter mütterlichem Erwartungsdruck. Eine sichere Basis für die Zukunft ist das primäre Ziel. Das Hobby durfte die berufliche Zukunft langfristig nicht gefährden.

IP: „[...] dis war ne TOTALE FEHLENTSCHEIDUNG von meiner MUTTER. dis ich hab nachher KEIN besseres/ äh keine BESSEREN NOTEN GEHABT. ganz im GEGENTEIL - eher war denn äh - na ja als KIND war man denn STOCKICH und BOCKICH und war JUGENDLICHER.“<sup>974</sup>

Seine Mutter weist ihn in ihre und damit in seine Schranken, sie setzt sich in seinen Augen über seine Bedürfnisse hinweg. Er geht in Opposition zu seiner Mutter und entspricht nicht den an ihn gestellten Erwartungen um bessere Noten. Er gibt sich selbst die Zuschreibung als „stockisch“ und „bockisch“. Sprachlich hält er Distanz dazu, indem er in einer unpersönlichen Form spricht. Diese Entscheidung seiner Mutter kann er heute noch nicht verstehen. Es war ein tiefer Einschnitt. Seine Orientierungspunkte waren weg. Obgleich er den aktiven Leistungssport nicht mehr betreiben konnte, blieb er Mitglied im Segelclub. Er kann sein Gesicht wahren, indem er angibt, „dass er mehr Zeit für die Lehre braucht.“<sup>975</sup> Innere Gefühle trägt er nicht nach außen. Das ist ein akzeptierter Grund im Club. Er bleibt damit Mitglied dieses Gesellschaftskreises und kann so den Status Quo erhalten. Hier war er

---

<sup>972</sup> Die „alltägliche Schizophrenie“ war Normalität in weiten Kreisen der DDR-Bevölkerung. Der „Normalbürger“ der DDR gab sich loyal gegenüber Staat und Partei, im Büro, auf Arbeit oder auf Massenveranstaltungen und Demonstrationen und schuf sich gleichzeitig den Freiraum, um nach eigenen Werten im Privaten leben zu können. So wurde die Familie, der eigentliche Zufluchtsort, vor den Einflüssen von Staat und Partei geschützt (vgl. SCHROEDER 2009, S. 146 u. S. 585).

<sup>973</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 385-388.

<sup>974</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 404-407.

<sup>975</sup> Clubzeitschrift (Original beim Autor)



anerkannt, hatte Freunde, konnte durch Training seine Leistung zeigen und sah Erfolge – er gehörte dazu. Im Jahr 1961 wurden durch den Mauerbau und das Ende des Leistungssportes viele seiner sozialen Beziehungen beendet, seine Freizeitbeschäftigungen verschwanden und seine Zufluchtsorte wurden verschlossen.

Seine Mutter erwirbt käuflich im darauffolgenden Sommer des Jahres 1962 ein Mehrfamilien-Mietshaus mit Grundstück im Grünen in Berlin-Spandau. Sie zieht mit Paul und ihrem neuen Mann dahin. In dieser Zeit macht sie sich mit hoher Wahrscheinlichkeit als Finanzberaterin und Bilanzbuchhalterin selbstständig. Damit führt sie die in der Familie traditionell erfahrene, doppelte finanzielle Absicherung mit Mietwohnungen und einem Beratungsbüro fort – wie Generationen vor ihr über mindesten drei Gesellschaftskreise hinweg. Durch ihren Beruf hat sie, wie ihr Vater, Zugang zu Geld und damit auch zu Machträgern in der Gesellschaft – sie sind wieder in den angestammten (bürgerlichen) Gesellschaftskreisen in Westberlin etabliert. Sie hat den Status Quo ihrer Herkunftsfamilie erreicht. Paul KAUFMANN beendet zu dieser Zeit seine Lehre und beginnt zu arbeiten. Ab Herbst geht er zur Abendschule, um über den zweiten Bildungsweg die Mittlere Reife nachzuholen. Voraussetzung dafür war ein Berufsabschluss. Er erfüllt damit die Erwartungen seiner Mutter (s.o.). Die Abendschule rückt damit an die Stelle des aktiven Leistungssportes, des Segelns.

Kurze Zeit später unterstützt Paul im Alter von 20 Jahren einen jungen Mann, der mit seiner Freundin und anderen Personen flüchten will. Paul führt seine Zeit und Tätigkeit als Fluchthelfer wie folgt ein:

IP: „[...] ja ZWISCHENDURCH hab ich denn noch ne ne äh sehr äh unerQUICKLICHE ERFAHRUNG machen müssen, ich habe ja - ja nur n VOLKSSCHULABSCHLUSS GEHABT. war och so schön. nich? kam aus gut/ informiert aus der - aus der REPUBLIK, aus der SBZ, in <<lachend> WESTEN, auf einmal war ALLES genau umgekehrt>> ja? also jetzt saßen plötzlich die BÖSEN da DRÜBEN, und alles also - na ja als als JUGENDLICHER, also ich äh äh bin da NICH bis bis zum HEUTJEN TACH nicht damit FERTIG geworden, und äh (--) ja was wollt ich noch sagen zweiundsechzig ebend - ACHSO nee ja ebend - und dann musst ich ja - meine ganzen ABSCHLÜSSE nachholen, also ERST hab ich denn ja da während der LEHRE schon angefangen, die MITTLERE REIFE nachzu arbeiten, aber da war nachher VORAUSSETZUNG, dass man ne abgeschlossene BERUFSAUSBILDUNG hatte. <<l: mhm>> also dis konnt ich denn erst fortsetzen NACHDEM ich meine LEHRE ERFOLGREICH abgeschlossen hatte, habe dann äh die MITTLERE REIFE gemacht, und - und DA HAB ich einen TYPEN kennen gelernt [...]"<sup>976</sup>

Bei der Feinanalyse wird deutlich, dass er über diese Begebenheit erzählen will, es ihm jedoch schwerfällt, die passenden Worte zu finden. Er holt weit aus, beginnt mit seiner Grundschulzeit und geht über zu Erfolgen in der Schule. Es zeigt sich Erstens: er weiß nicht, wie er diesen Lebensabschnitt einführen soll, und sucht nach einer Entschuldigung für seine Entscheidung im Vorfeld. Zweitens: Die Mittlere Reife wird als Bedingung für den Schulabschluss und dem folgenden Erlebnis in Verbindung gebracht. Es wirkt wie eine Stärkung für sich selbst und gibt ihm (zeitliche) Orientierung. Drittens: Es

---

<sup>976</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 418-430.

wird deutlich, dass es sich um ein kurzes, aber prägendes Erlebnis handelt, was er mit den Worten „zwischen durch“ und „unerquickliche Erfahrung“ einführt. Es scheint, als habe diese Erfahrung ihn von seinem Kurs abgebracht und Spuren hinterlassen. Herr KAUFMANN kann noch immer schwer darüber sprechen, hat jedoch den Drang dazu. Es deutet sich an, dass es ein Erlebnis ist, das er selbst verantwortet, ohne dass über ihn bestimmt worden ist. Es könnte zu ihm gesagt worden sein: „Du bist ja selbst Schuld.“

Diesem jungen Mann, von dem Paul KAUFMANN hier spricht, gelang die Flucht als einziger einer Gruppe Fluchtwilliger. Er schwamm durch ein Grenzgewässer. Seine Freundin schaffte es nicht und blieb im Osten zurück. Der junge Mann wollte nun seine Freundin nach Westberlin holen.<sup>977</sup> Aus diesem Grund sprach er Paul an.

IP: „[...] vorher hat noch meine MUTTER infor/miert/ hab jesacht - PASS of MUTTER äh so und so was hältst du DAVON, sacht se kannste MACHEN. na gut - hab ich jesacht wenn wenn meine mutter MEINT.“<sup>978</sup>

Paul übernimmt daraufhin mehrere Kurierdienste und gibt Informationen zwischen ihr und ihm weiter. Mit Hilfe seines westdeutschen Passes konnte Paul KAUFMANN die Grenze relativ unbehelligt überqueren.

IP: „bin auch nicht BEHELLIGT worden- also die ham mich die ham mich äh NIE bei meinen KURIERDIENSTEN ERWISCHT oder mich irgendwie äh da RAUSGEHOLT [...]“<sup>979</sup>

Die Flucht gelingt. Ob er dafür Geld bekommt, ist aus dem Interview nicht erfahrbare – aber sehr wahrscheinlich.<sup>980</sup> Wie an Paul KAUFMANNs Rücksprache mit seiner Mutter trotz seines ambivalenten Verhältnisses zur ihr deutlich wird, war ihm das Risiko, die Gefahr und die daraus folgende mögliche Konsequenz in einem gewissen Maße zumindest aus den Medien bewusst.<sup>981</sup> Denn die Beihilfe zur

---

<sup>977</sup> Solange die Absperr- und Kontrollsysteme in der Anfangszeit der Mauer noch provisorisch waren, gelang es immer wieder Einzelnen, sie zu überwinden. Kurz nach der Grenzschießung bildeten sich in Westberlin Fluchthelfergruppen. Die Mitglieder waren häufig selbst geflohen und wollten Familienangehörige, aber auch Freunde, nachholen. In der Anfangszeit stammten die meisten Fluchthelfer aus dem Umfeld der West-Berliner Universitäten. Sie versuchten, Kommilitonen, die durch die Grenzschießung von ihren Studienplätzen an den West-Berliner Universitäten abgeschnitten waren, eine Flucht zu ermöglichen. Sie suchten nach undichten Stellen, fälschten Pässe, bauten Tunnel unter der Sektorengrenze, suchten nach Lücken im Grenzzaun oder Wege durch die Kanalisation. Mit dem Ausbau der Grenze stieg gleichzeitig der Aufwand zur Entwicklung immer neuer und aufwendigerer Fluchtwege. Somit stiegen die Kosten für eine Flucht (vgl. HERTEL 2009, S. 56 u. vgl. NEUBERT 1997, S. 137).

<sup>978</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 447-449.

<sup>979</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 449-451.

<sup>980</sup> 1962/63 bezahlten Fluchtwillige nicht selten drei- fünftausend DM. Die DDR-Verantwortlichen sprachen diesbezüglich von „organisiertem Menschenhandel“ (vgl. HERTEL 2009, S. 56 u. vgl. NEUBERT 1997, S. 137).

<sup>981</sup> Gerade die DDR-Medien berichteten in der Ulbricht-Ära in großangelegten Kampagnen über die Schauprozesse gegen bestimmte Bevölkerungsgruppen, die als „Agenten“ u. „Volksschädlinge“ bezeichnet wurden. Drakonisch hohe Gefängnisstrafen und auch Todesurteile sollten zur Abschreckung der Bevölkerung dienen. Gerade in der Zeit vor dem Mauerbau war die politische Justiz bekannt für ihr offenes und brutales Vorgehen. Nach dem Mauerbau wurde der Staatsterror sukzessive zurückgenommen. Die politischen Strafverfahren blieben aber Basisinstrument zur Machtsicherung der SED. Sie standen jedoch angesichts der außenpolitischen Bestrebungen der DDR Ende der 1960 Jahre und auch der Anerkennung in der Bevölkerung zur Diskussion. In den darauffolgenden Jahren wurde schon vorzeitig versucht, Bestrebungen von Fluchtversuchen vor einer möglichen Haft durch „Zersetzung“ zu unterbinden (Begriff des MfS). Dies reichte vom gezielten Organisieren beruflicher Misserfolge über gegenseitige Verdächtigungen bis hin zur systematischen Diskreditierung. Das Motto war: „zersetzen statt verhaften“ (vgl. PASSENS 2012, S. 114f. u. vgl. ERLER/KNABE 2012, S. 18).

Flucht wurde unter Strafe gestellt und stellte damit ein Risiko für sich und seine Familie dar.<sup>982</sup> Was ihn innerlich bewegt, dieses Risiko einzugehen, lässt sich aus den Interviewinformationen nicht klären. Möglichkeiten sind: Hilfsbereitschaft, Verbindung zur Heimat, Großeltern und Ortsanwesenheit (= Eigeninteresse), finanzieller Aspekt, Abenteuerlust, Heldentum oder eine Kombination von mehreren dieser Motivationen. Über eine Zeitung erfährt Herr KAUFMANN im zeitigen Frühjahr 1964, dass der junge Mann, dem er bei der Flucht seiner Freundin geholfen hatte, auf einer Transitautobahn von der Volkspolizei verhaftet worden war. Kurze Zeit später wird Paul bei der Hinreise mit seiner Mutter zu einem traditionellen Familienbesuch im März 1964 in Ostberlin am Grenzübergang, wahrscheinlich mit den Worten „zur Klärung eines Sachverhalts“, festgenommen.<sup>983</sup> Er wird so einer von geschätzt 200.000 bis 250.000 politisch Gefangenen in der DDR.<sup>984</sup> Er kommt in ein Berliner Untersuchungsgefängnis des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) in Einzelhaft. Im Interview berichtet er nicht über die Zeit der Haft. Um sich an sein Erlebtes anzunähern und damit einen Einblick in diese Zeit seines Lebens zu bekommen – ein Verstehen zu ermöglichen – mache ich im Folgenden einen Exkurs zu bereits gewonnenen und aufgearbeiteten wissenschaftlichen Erkenntnissen sowie zu Zeitzeugenberichten aus der Zeit seiner Festnahme in Untersuchungsgefängnissen des MfS.

### ***Exkurs: Untersuchungsgefängnisse des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS)***

Die Geschichte des MfS begann formal am 8. Februar 1950 mit der Verabschiedung des „Gesetzes über die Bildung des Ministeriums für Staatssicherheit“. Die Vorgeschichte begann jedoch erheblich früher und reicht bis nach Russland im Jahre 1917 zurück.<sup>985</sup> Bereits 1946 soll in der SBZ ein unter der Leitung des sowjetischen Ministeriums für Staatssicherheit (MGB) zentral geführter, geheimdienstlicher Apparat bestanden haben. Das MGB war gleichzeitig verantwortlich für die entsprechenden deutschen Strukturen. Die SED konnte nur mit Hilfe der Armee der Sowjetunion und des MfS ihre Macht aufbauen und erhalten. Die SED sah sich ständig in ihrer Macht bedroht und von vielen Feinden umgeben. Dementsprechend rasch baute sie ihren Sicherheitsapparat auf. Bis 1953 hatte sich der Personalbestand mit 12.000 Mitarbeiter\_innen mehr als verzehnfacht. Damit übertraf er den Vorkriegsstand der Gestapo für das „gesamt deutsche Reich“ mit etwa 7.000 Mitarbeitern. Rund 30.000 „Inoffizielle Mitarbeiter“ (IM) wurden von 1950-1952 allein vom MfS angeworben. 1989 hatte das MfS 71.000 hauptamtliche Mitarbeiter\_innen, hinzukommen noch ca. 175.000 IM's. Somit kam

---

Um „Feinden der DDR“ außerhalb der Grenzen der DDR habhaft zu werden, entführten sie ihre Opfer aus der Bundesrepublik und insbesondere aus Westberlin. Häufig wurden Journalisten, aber auch DDR-Flüchtlinge, besonders aus „Bewaffneten Organen“ (z.B. Polizei, NVA, Grenztruppen) entführt. Unter den mehreren entführten Regimegegnern waren auch 120 geflüchtete MfS-Mitarbeiter\_innen. Dass Personen von der DDR-Regierung entführt wurden, war der Westberliner Bevölkerung bekannt. So demonstrierten 1952 ca. 30.000 Westberliner gegen die Entführung des West-Berliner Juristen Walter Linse oder protestierten bei der Entführung von Robert Bialek 1956 im westdeutschen Fernsehen und auf Pressekonferenzen (vgl. SCHROEDER 2009, S. 433; vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 213; vgl. TAUBERT 2010 u. vgl. ERLER/KNABE 2012, S. 10).

<sup>982</sup> Vgl. SCHROEDER 2009, S. 140.

<sup>983</sup> Vgl. HERZ 2006, S. 68.

<sup>984</sup> Vgl. ERLER/KNABE 2012, S. 18.

<sup>985</sup> Vgl. ebd., S. 8f.

auf 62 Einwohner der DDR ein(e) Mitarbeiter\_in des MfS.<sup>986</sup> Das MfS verstand sich als das „Schild und Schwert der Partei“ der SED. Dieser hohe Personalbestand zeigt das hohe Sicherheitsbedürfnis der Führung der SED und das grundsätzliche Misstrauen gegen die Loyalität der eigenen Bevölkerung.<sup>987</sup> Das MfS war Nachrichtendienst, politische Geheimpolizei und Ermittlungsbehörde in einem bei „politischen Straftatbeständen“.<sup>988</sup> In ihm vereinten sich nicht nur der Inlands- und Auslandsnachrichtendienst, sondern es wurden gleichzeitig Befugnisse von Staatsanwaltschaft und Polizei ausgeübt. Zudem gehörten zu den Aufgaben die Passkontrolle an der Grenze und die Kontrolle des deutsch-deutschen Reiseverkehrs und ihm unterstand die Grenzpolizei.<sup>989</sup> Die Arbeitsgrundlage und Aufgabe des MfS blieben gesetzlich ungeregt.<sup>990</sup> Die sogenannte Hauptabteilung XI war die Zentrale Ermittlungsabteilung des MfS. Sie war zuständig für strafrechtlich bedeutsame politische Straftaten und war sowohl für Bürger der DDR als auch für ausländische Staatsbürger.<sup>991</sup> Von Beginn an bestand eine enge Verkettung zwischen politischer Justiz und dem MfS, denn das MfS führte nicht nur Vernehmungen, Grenzkontrollen und Verhaftungen durch, sondern unter ihrem Dach befanden sich eigene Untersuchungshaftanstalten.<sup>992</sup> In der DDR gab es 17 MfS-Untersuchungshaftanstalten.<sup>993</sup> Die Untersuchungshaft<sup>994</sup> diente neben der Befragung und Untersuchung verdächtiger Personen zur „politisch-psychologischen Vorbereitung des Gefangenen auf die Hauptverhandlung vor Gericht“.<sup>995</sup>

Das Ziel war, an belastende Aussagen zu kommen, die dann die Grundlage für Verurteilungen bildeten. Eine weitere Aufgabe war, umfangreiche Gegebenheiten und Informationen über die Person und ihr/sein privates und berufliches Umfeld zu ermitteln.<sup>996</sup> Zum Teil wurden auch körperliche Methoden angewandt. Im Gegensatz zu den in den früheren fünfziger Jahren groben und gewalttätigen Vorgehensweisen<sup>997</sup> arbeiten die Vernehmer spätestens ab den Häftlingsfreikäufen zu Beginn der 1960er Jahre durch die Bundesrepublik Deutschland meist mit raffinierteren, psychologischen Methoden, wie sie an der Juristischen Hochschule des MfS in Potsdam-Eiche wissenschaftlich erforscht und als „Operative Psychologie“ gelehrt wurden.<sup>998</sup> Diese Methoden erfüllten teilweise die folterde-

<sup>986</sup> Zum Vergleich: Die Bundesrepublik Deutschland (mehr als dreimal so bevölkerungsstark als die DDR) hatte zur selben Zeit rund 15.000 Mitarbeiter\_innen im Bundesnachrichtendienst (BND) (vgl. KNABE 2009, S. 16).

<sup>987</sup> Vgl. ERLER/KNABE 2012, S. 9ff. u. vgl. SCHROEDER 2009, S. 433ff., S. 437 u. S. 442.

<sup>988</sup> Vgl. SCHROEDER 2009, S. 430f.

<sup>989</sup> Vgl. ERLER/KNABE 2012, S. 10 u. S. 14 u. vgl. SCHROEDER 2009, S. 433.

<sup>990</sup> Ab 1953 existierte lediglich ein internes Statut, welches 1969 eine Neufassung erhielt und bis zum Ende der DDR seine Gültigkeit hatte. Daneben gab es verschiedene Dienstanweisungen und Befehle (vgl. SCHROEDER 2009, S. 439).

<sup>991</sup> Vgl. ERLER/KNABE 2012, S. 47.

<sup>992</sup> Vgl. SCHROEDER 2009, S. 434 u. S. 439.

<sup>993</sup> Vgl. ERLER/KNABE 2012, S. 18.

<sup>994</sup> 1955 gab es erstmals eine Dienstvorschrift, wie der Haftvollzug geregelt werden sollte.

<sup>995</sup> Vgl. SCHROEDER 2009, S. 434.

<sup>996</sup> Vgl. PASSENS 2012, S. 60.

<sup>997</sup> Zu diesen Vorgehensweisen gehörten unter anderem: 1 qm große Stehzellen, niedrige Verliese, wo nur gehockt oder gegessen werden konnte, Wasserzellen, wo Gefangene tagelang mit Wasser übergossen wurden; die Gefangenen standen Knöchelhoch unter Wasser. Es gab Zellen ohne Liege, Hocker und Notdurfteimer, um den Leidensdruck zu verstärken. Es gab eine extrem geringe Nahrungsmittel- und Flüssigkeitszuteilung. Manche Gefangene mussten sich entkleiden, wurden gefesselt und kalter Luftzufuhr ausgesetzt. In den Kammern verloren viele Gefangene jegliches Zeitgefühl, bekamen einen Kreislaufzusammenbruch oder hatten Halluzinationen (vgl. ERLER/KNABE 2012, S. 58).

<sup>998</sup> Vgl. ERLER/KNABE 2012, S. 64f.

finierenden Aspekte<sup>999</sup> von Amnesty International und der UNO.<sup>1000</sup> So wurden die Häftlinge unter Androhung langer Haftstrafen unter Druck gesetzt, sie wurden durch Mitgefangene ausspioniert, es gab Disziplinarstrafen oder die Verweigerung von medizinischer Versorgung. Privilegien wie Hofgang, Besuch oder Schreib- und Lesemöglichkeiten konnten willkürlich wieder entzogen werden. Das Ziel der Haft war, den Gefangenen ein Gefühl der Ohnmacht zu geben und die Persönlichkeit zu destabilisieren, damit die Widerstandskraft gebrochen werden kann.<sup>1001</sup> Die Haftprinzipien wurden mit dem Ziel der Vernehmung bzw. der Vernehmungsstadien durch auf den Häftling individuell abgestimmte Maßnahmen noch verstärkt<sup>1002</sup>. Desorientierung<sup>1003</sup>, Isolation<sup>1004</sup> und totale Überwachung<sup>1005</sup> waren

<sup>999</sup> Die Definition der UNO von Folter ist in Art. 1 der UN-Antifolterkonvention dargelegt und lautet: Darunter wird jede Handlung verstanden, „durch die einer Person vorsätzlich große körperliche oder seelische Schmerzen oder Leiden zugefügt werden, zum Beispiel um von ihr oder einem Dritten eine Aussage oder ein Geständnis zu erlangen, um sie für eine tatsächlich oder mutmaßlich von ihr oder einem Dritten begangene Tat zu bestrafen oder um sie oder einen Dritten einzuschüchtern oder zu nötigen, oder aus einem anderen, auf irgendeine Art von Diskriminierung beruhenden Grund, wenn diese Schmerzen oder Leiden von einem Angehörigen des öffentlichen Dienstes oder einer anderen in amtlicher Eigenschaft handelnden Person, auf deren Veranlassung oder mit deren ausdrücklichem oder stillschweigendem Einverständnis verursacht werden.“ (UN 1984 zit. in AMNESTY INTERNATIONAL 22.05.2015). Die während der Untersuchungshaft in Gefängnissen des MfS angewandten Verfahren fallen unter die Methoden der „Weißen Folter“. Unter diesen Begriff werden solche Methoden subsumiert, die keine sichtbaren Spuren hinterlassen. Darunter fallen Schlafentzug, Isolationshaft und Gewaltandrohungen sowie so genannte Zwangshaltungen, die extrem schmerzhaft sind, da der Gefangene oft über Stunden in der gleichen Position verharren muss, des Weiteren die Desorientierung des Häftlings, indem man ihn oder sie am Einschlafen hindert, das Essen zu völlig unterschiedlichen Zeiten serviert, Informationen oder den Gang zur Toilette verweigert. Somit wird dem/der Gefangenen jede Sicherheit genommen und damit das Gefühl der absoluten Hilflosigkeit vermittelt. Durch diese Methoden soll die Kooperation des Beschuldigten in Form eines Geständnisses erreicht und/oder an Informationen gelangt werden (vgl. AMNESTY INTERNATIONAL 22.05.2015).

<sup>1000</sup> Vgl. HERZ 2006, S. 178.

<sup>1001</sup> Vgl. ERLER/KNABE 2012, S. 64f.

<sup>1002</sup> Vgl. PASSENS 2012, S. 56.

<sup>1003</sup> Das Ziel der Desorientierung war es, die Häftlinge völlig im Unklaren über ihre Situation zu lassen und damit eine größtmögliche Verunsicherung hervorzurufen. Sie wussten meist nicht, wo sie waren. Sie bekamen ihren Aufenthaltsort nur von innen zu sehen, die Fenster waren mit Glasbausteinen verbaut, der Haftgrund wurde erst vom Haftrichter oder Staatsanwalt mitgeteilt. Zudem wussten sie nicht, ob und wann ihre Verwandten eine Mitteilung erhielten. Viele Gefangene verloren ihr Zeitgefühl. Im zentralen Untersuchungshaftgefängnis des MfS in Berlin Hohenschönhausen wurde die Methode der Desorientierung perfektioniert. Selbst der kurze Weg zum Haftkrankenaus, welches sich auf dem Gelände befand, wurde mit dem Gefangenentransport absolviert. Falls sie doch Erlaubnis bekamen Angehörige zu sehen oder ihren Rechtsanwalt zu sprechen, wurden sie in einem fensterlosen Wagen in ein anderes Gefängnis verlegt. So wussten selbst die Angehörigen nicht, in welchem Gefängnis die Gefangenen waren (vgl. PASSENS 2012, S. 52 u. S. 56; vgl. ERLER/KNABE 2012, S. 48 u. vgl. HERZ 2006, S. 137). Eine geheime Haft ist völkerrechtlich verboten. Damit stehen die Häftlinge außerhalb des Rechts Folter und Verstöße gegen Menschenrechte werden erleichtert (vgl. AMNESTY INTERNATIONAL 2005, S. 14).

<sup>1004</sup> Die Isolation sollte durch Deprivation und strikte Trennung umgesetzt werden. Zunächst wurden in der Regel alle Untersuchungshäftlinge in einer Einzelzelle untergebracht, manche blieben ihre gesamte Haftzeit in Einzelhaft. Außerhalb der Zelle begegneten sich die Häftlinge nicht untereinander. Das Wachpersonal sprach nur im Kommandoton („Kommse“, „Gehense“). Die Freigänge erfolgten streng isoliert. Eine Kontaktaufnahme zur Außenwelt war immer nur mit Genehmigung des Vernehmers erlaubt. Zu ihrem Anwalt hatten Gefangene nach Abschluss der Ermittlung Kontakt. Einen Brief zu schreiben, ein Buch oder Zeitung zu lesen, Besuch zu empfangen oder eine andere Vergünstigung hing ganz vom Vernehmer ab und konnte wieder entzogen werden. Das Ziel der sozialen, kommunikativen und emotionalen Deprivation war es, das gesamte Interesse und die Bedürfnisse auf die Vernehmung und den Vernehmer zu ziehen. Die Vernehmung sollte regelrecht herbeigeseht werden. Diese wurde durch die vorenthaltene Beschäftigung noch verstärkt (Zwang zum Nichtstun – sensorische Deprivation) (vgl. PASSENS 2012, S. 57 u. vgl. ERLER/KNABE 2012, S. 63). Zu den Folgen der Isolation zählten unter anderem: Depressionen, Angstzustände, Konzentrationsschwäche oder die Unfähigkeit zu denken, dauerndes Unwohlsein, Orientierungslosigkeit, Koordinationsstörungen, Unfähigkeit zur Durchführung einfacher Aufgaben, Halluzinationen, zwanghaftes Verhalten, erhöhte Reizbarkeit, Paranoia und Suizidneigung. Zu den Folgen der sozialen und sensorischen Deprivation zählten: Angstzustände, Orientierungslosigkeit, visuelle und akustische Halluzinationen, Beeinträchtigung der kognitiven Funktionen, veränderte Zeitwahrnehmung und verstärkte Beeinflussbarkeit (vgl. AMNESTY INTERNATIONAL 2005, S. 18).

<sup>1005</sup> Es gab eine ständige Kontrolle und Überwachung der Untersuchungshäftlinge. Sie hatten keinen Rückzugsraum, keine Privatsphäre, ob es beim Duschen, bei der Benutzung der Toilette oder beim Denken war. Tagesüber wurde die Zelle durch den Türspion alle 5 Minuten und nachts alle 10 bis 20 Minuten bei eingeschaltetem Licht kontrolliert. Selbst bei

dabei die zentralen Haftprinzipien.<sup>1006</sup> Viele Gefangene empfanden die Ersetzung ihres Namens durch eine Häftlingsnummer als besonders erniedrigend – sie wurden depersonifiziert. Es erfolgte eine permanente Überwachung durch den Türspion (auch bei der Benutzung der Toilette und beim Schlafen), beim Öffnen der Zelle ist sich in einer bestimmten Position zu melden und strikte Regeln für den Gefängnisalltag (einschließlich der Nachtruhe) sowie die Unterbindung aller zwischenmenschlichen Kontakte. Sigrid Paul war von März bis August und erneut von Oktober bis August 1964 wegen „Beihilfe zur Republikflucht“ in der Untersuchungshaftanstalt in Berlin Hohenschönhausen inhaftiert. Hier waren sowohl Männer als auch Frauen inhaftiert. Nach der demütigenden Aufnahme-prozedur bekam jeder Häftling Anstaltskleidung. Sie beschreibt den Alltag:

„Zu diesem Zeitpunkt verlor ich auch meinen Namen. Ich wurde Nummer 93/2. 93 stand für die Zelle, in der ich nun leben mußte, und 2 stand für die Pritschenseite. Wie ich heute in meiner Stasi-Akte nachlesen kann, hatte ich auch noch eine Häftlingsnummer, die 741.

Das Fenster der Zelle war mit einer doppelten Reihe Glasbausteinen<sup>1007</sup> zugemauert. Keine Wolke, keinen Vogel oder Baum konnte ich erkennen, geschweige denn die Vielseitigkeit eines Regentropfens bewundern. [...] Das Liegen auf der Pritsche war tagsüber verboten, und während des Nachtschlafes mußte man sich so betten, daß das Gesicht zur Tür zeigt und die Hände auf der Decke lagen.<sup>1008</sup>

In den ersten vierzehn Tagen war ich, wie fast alle politischen Häftlingen zu meiner Zeit, einem permanenten Schlafentzug<sup>1009</sup> ausgesetzt. Das bedeutet, daß auch in der Nacht das Licht durchgehend an war. Circa alle zehn Minuten schaute ein Posten zur Kontrolle durch den Spion. Dieser Schlafentzug führte unweigerlich zu Konzentrationsschwächen, auf die hatten es die Vernehmer abgesehen. Auch ich spürte nach einigen Tagen sehr deutlich, daß meine Kräfte nachließen. Am Ende war ich so ausgelaugt, daß ich mich dem Inhalt der Vernehmungsprotokolle nicht mehr widersetze und alles unterschrieb, was mir vorgelegt wurde.

Zermürend wirkten sich auch die während der Zeit der Vernehmungen verhängten Kontaktsperren aus. Jeglicher Kontakt mit der Außenwelt war untersagt. Weder durfte ich mit meinem Verteidiger noch mit meiner Familie sprechen, auch Briefeschreiben war nicht erlaubt. Ich sehnte mich nach Informationen, wie es meiner Familie ging. In der Zelle war nicht das geringste persönliche Detail erlaubt, selbst Zahnbürsten, Kamm und Handtuch waren in einem kleinen Kasten außerhalb der Zelle untergebracht. Da mir auch das Lesen nicht gestattet wurde, war es für viele Wochen und Monate mein grau-

---

Freigängen standen sie unter ständiger Beobachtung. Die dauerhafte Kontrolle sollte Verfügungsgewalt und Macht über die Häftlinge suggerieren. Die Beobachtungen wurden protokolliert und an die Vernehmer\_innen weitergeleitet (vgl. PASSENS 2012, S. 58).

<sup>1006</sup> Vgl. PASSENS 2012, S. 56.

<sup>1007</sup> Infolge dessen war die Sicht nach außen verwehrt und ein Luftaustausch in den Zellen erschwert. Das bedeutet eine Form des Dauerstresses. So kam es dazu, dass tagelang das Kondenswasser an den Wänden (Ölsockel) herunterlief. Die Verbindung aus Sauerstoffmangel, Schweißgeruch (einmal in der Woche duschen), Zigaretten- und Toilettendunst führte bei den Häftlingen zum Konzentrationsmangel (vgl. HERZ 2006, S. 108f., S. 127 u. S. 133).

<sup>1008</sup> Bei Nicht-Einhalten dieser Regel wurden die Häftlinge darauf hingewiesen, ihre Liegeposition zu ändern (vgl. HERZ 2006, S. 153).

<sup>1009</sup> Die Folgen der Methoden des Schlafentzuges sind: Konzentrationsstörungen, Probleme mit dem Kurzzeitgedächtnis, Sprachstörungen, Verlust der Entscheidungsfähigkeit und der Fähigkeit zum logischen Denken, Bluthochdruck und andere Herz-Kreislauf-erkrankungen (vgl. AMNESTY INTERNATIONAL 2005, S. 19).

siger Alltag: Ich war isoliert, allein mit meinen Ängsten<sup>1010</sup> und Gedanken. Und ich wußte nicht einmal, wo ich gefangengehalten wurde. Die Bewacher und der Vernehmer gaben darüber nie Auskunft. Genausowenig erfuhr ich den Namen meines ‚Hauptsachbearbeiters‘. Alles blieb geheim. [...]

In der Isolation der Untersuchungshaft wurde meine Sehnsucht nach zwischenmenschlichem Kontakt beinah unerträglich groß. Jedes Geräusch, das von außen in die Zelle drang, nahm ich mit großer Konzentration wahr und versuchte, so gut es eben ging, es zu verfolgen. Sehr bald konnte ich genau unterscheiden, ob eine Zellentür geöffnet wurde, um jemanden zur Vernehmung zu bringen, oder ob sie für den sogenannten ‚Freigang‘ geschlossen wurde. [...] Dann kamen andere Geräusche an mein Ohr. Ich bildete mir ein, von Zeit zu Zeit ein Rascheln oder Klopfen an den Wänden zu spüren. Sehr leise, kaum hörbar. Nach Tagen wurde mir klar, daß über diese Klopfschläge Informationen unter Häftlingen ausgetauscht wurden.“<sup>1011</sup>

Bis auf die Freigänge, die Mahlzeiten und das wöchentliche Duschen hatten die Häftlinge keine Beschäftigung (sensorische Deprivation).<sup>1012</sup> Die Vernehmung als einzige Abwechslung fand unregelmäßig statt. Dies führte zu Verunsicherungen. Häufig folgte nach einer Erstvernehmung eine lange Pause bis zur nächsten Vernehmung. Somit war der Haftalltag maßgeblich von den Vernehmungen geprägt.<sup>1013</sup> Bei der Vernehmung saß der Häftling fast ununterbrochen, ohne Bewegungsmöglichkeit auf einem Holzschemel mit dem Rücken zur Tür.<sup>1014</sup> Die Vernehmungen waren von strikten Regeln geprägt und erzeugten noch mehr Druck. Die Hände und Füße mussten zeitweise eine bestimmte Haltung einnehmen und es musste stillgesessen werden. Das ungepflegte Äußere der Häftlinge durch die genannten Bedingungen erniedrigte zudem das Selbstbewusstsein.<sup>1015</sup> Eine besondere Bedeutung erlangte dabei die Erstvernehmung gleich nach der Verhaftung. Der Schock der Verhaftung und Inhaftierung wurde vom Vernehmer/ Vernehmerin genutzt, um den Häftling mit schwerwiegenden Anschuldigungen zu konfrontieren. MfS-intern wurde die Erstvernehmung als der „erste Angriff“ bezeichnet; dieser konnte über mehrere Stunden erfolgen.<sup>1016</sup> Im Zentrum stand, bereits konspirativ gewonnene Beweise zu „offiziellisieren“ und damit ein zweckgebundenes Geständnis zu erlangen.<sup>1017</sup>

<sup>1010</sup> Das Erzeugen von Ängsten als Methode hat u.a. folgende oft langanhaltende Auswirkungen: wiederholte Flashbacks und traumatische Erinnerungen, chronische und heftige Angstzustände und ein Gefühl von Hilflosigkeit, selbstschädigendes Verhalten (vgl. AMNESTY INTERNATIONAL 2005, S. 20). Wie Andrea HERZ schreibt, gibt es unabhängige Zeitzeugenberichte (z.B. 1970, 1975), dass in der Erstvernehmung eine Todesstrafe als mögliches Strafmaß in Frage kommt (vgl. HERZ 2006, S. 163).

<sup>1011</sup> PAUL 2009, S. 239f.

<sup>1012</sup> Vgl. Fußnote 1004 zur Isolation.

<sup>1013</sup> Hierzu berichtet Uwe RATH. Er wurde 1963 wegen Fluchthilfe festgenommen und saß in Einzelhaft. „*Vier, fünf Monate lang bin ich in unregelmäßigen Abständen vernommen worden. Diese unregelmäßigen Verhöre waren zermürbend. Man war froh, wenn die Zellentür mal wieder aufging, wenn man zu so einem Verhör geholt wurde. Ich bin ja wochen- und monatelang in Einzelhaft gesessen, ohne arbeiten zu dürfen. Die Zeit verging in so einer Situation einfach nicht. Ein Tag kommt einem so lang vor wie vierzehn Tage. Wenn es mir ganz schlecht ging, habe ich an russische Kriegsgefangene gedacht und mir gesagt: 'Die Leute haben zehn Jahre, vierzehn Jahre in der Sowjetunion und den grausamsten Umständen verbracht'. Diese Gedanken haben mich aufgerichtet. Um die Situation aushalten zu können, habe ich in der Zelle Sport getrieben, bis zum Umfallen. Liegestütze habe ich gemacht und bin in der Zelle gelaufen, fünftausend Meter. Immer hin und her bin ich gerannt. Man kommt ja auf die absurdesten Ideen [...].*“ (RATH zit. in ERLER/KNABE 2012, S. 48).

<sup>1014</sup> Vgl. HERZ 2006, S. 133.

<sup>1015</sup> Vgl. ebd., S. 164.

<sup>1016</sup> So wurde ein Gothaer Lockführer 1963 fast 24 Stunden erstvernommen, mit einer zweistündigen Unterbrechung (vgl. HERZ 2006, S. 163).

<sup>1017</sup> Vgl. PASSENS 2012, S. 59.

Dem Häftling wurde von Seiten der Vernehmer\_in gleich zu Beginn verdeutlicht, dass sie fortan die einzigen Gesprächspartner sind, die Haft beliebig verlängern können und mitentscheiden, wie hoch die Strafe ausfallen würde.<sup>1018</sup>

Nach der Erstvernehmung folgte meist eine längere Pause in Einzelhaft.<sup>1019</sup> Anschließend änderte sich der Tagesablauf und es folgte eine Phase mit ganz- oder mehrtägigen Vernehmungen.<sup>1020</sup> Um Geständnisse von den Beschuldigten zu bekommen, wurden spezielle Vernehmungstechniken angewandt.<sup>1021</sup> Uwe KARLSTEDT, welcher in den 80er Jahren als Vernehmer in Berlin-Hohenschönhausen tätig war, sagte:

„Nutze die ersten Minuten der Begegnung, um dein Gegenüber soweit zu verunsichern, dass er Ansatzpunkte bietet, auf denen die weitere Vernehmung aufbauen kann. Je mehr Statements, beiläufige Äußerungen, ja auch Verhaltensweisen du zum Gegenstand der Vernehmung machen kannst, desto weniger brauchst du eigenes Wissen oder auch Unkenntnis offen zu legen. Von älteren Vernehmern abgeschaut und mittlerweile mehrfach selbst ausprobiert, lief meine Taktik darauf hinaus, Frau L. zu verunsichern, indem ich ihr den Eindruck vermittelte, ich wüsste bereits alles, mit einer freimütigen Aussage könnte sie deshalb nur noch sich selbst helfen, und ohnehin müsste ich, sozusagen im Vorbeigehen, nur noch ein paar Details mit ihr klären. Und immer wieder Selbstsicherheit und uneingeschränkte Macht demonstrieren und dem Gegenüber verdeutlichen, dass er zwar nach dem Gesetz, aber doch nicht wirklich Rechte hatte. [...] Beispielsweise das seit ewigen Zeiten angewandte ‚gute Vernehmer/böse Vernehmer‘- Spiel. Damit sollte erreicht werden, dass der Beschuldigte ‚seinen‘ Vernehmer als das kleinere Übel, im besten Fall sogar als seinen ‚Vertrauten‘ ansieht. Der Ablauf ist relativ simpel: Ein anderer Vernehmer – zumeist war es jedoch ein Vorgesetzter – nimmt kurzzeitig an der Vernehmung teil, attackiert den Beschuldigten, wird zynisch, droht – ‚Wir können auch anders‘, brüllt und verlässt schließlich den Raum. Der eigentliche Vernehmer, der sich während der ganzen Zeit im Hintergrund hält, hin und wieder durch Gesten und Mimik zu verstehen gibt, wie unangenehm ihm das alles ist, tritt erst wieder in Erscheinung. ‚Na, nun ist mein Chef ja wieder draußen, wir beide kommen schon miteinander zu recht, nicht wahr?!‘“<sup>1022</sup>

Die Desorientierung wurde durch die Vernehmer noch verstärkt, indem bewusste Fehl- oder Teilinformationen oder Andeutungen gestreut wurden. Auch der Kontrast zwischen Einsamkeit, dem Befehlston und der Ansprache der Gefangenen mit der Häftlingsnummer der Aufseher\_innen auf der einen Seite und dem scheinbar freundlichen Auftreten der/die Vernehmer\_innen gegenüber den Häftlingen auf der anderen Seiten führte zur Verwirrung der Gefangenen. Der/die Vernehmer\_innen nannte sie beim Namen, bot Zigaretten oder Kaffee an. In Folge der isolierten Haftbedingungen waren viele Gefangene sehr dankbar. Die wertschätzende Stimmung konnte sich jedoch schlagartig ändern, wenn das gewünschte Ziel nicht erreicht wurde. Als letztes und meist wirkungsvollstes Druckmittel (emotionale Deprivation) erkundigte sich der Vernehmer einfühlsam: „Sie wollen doch

---

<sup>1018</sup> Vgl. HERZ 04.09.2013.

<sup>1019</sup> In dieser Zeit konnte die/der Vernehmer\_in „Beweise“ sammeln und die darauffolgende Strategie für die Vernehmung auf Basis der Persönlichkeitsprofile der Inhaftierten überlegen (vgl. HERZ 2006, S. 163).

<sup>1020</sup> Vgl. HERZ 2006, 163.

<sup>1021</sup> Vgl. SCHROEDER 2009, S. 434.

<sup>1022</sup> KARLSTEDT zit. in ERLER/KNABE 2012, S. 65.



nicht, dass ihre Kinder ins Heim kommen oder ihre Partnerin inhaftiert wird“. Es wurde versucht, bei den Häftlingen Angst- und Schuldgefühle zu erzeugen und ihren noch verbliebenen Halt zu berauben. Andere Druckmittel waren, z.B. Eltern über den Verbleib ihrer Kinder in Unsicherheit zu lassen oder erpresserisch die Untersuchungshaft zu verlängern. Nach jeder Prozedur der Vernehmung wurde ein Protokoll in einer Art „Frageantwortschema“ geschrieben. Inhalte wurden belastend formuliert und Aussagen belastend verfälscht. Die Protokolle mussten auf jeder Seite unterschrieben werden.<sup>1023</sup> Zusätzlich wurde die gesamte Vernehmung auf Tonband aufgenommen.<sup>1024</sup> Bei einer Verweigerung wurden Verbote erteilt, z.B. das Lesen von Briefen, was einen Entzug von Information bedeutete. In einer Anweisung von 1955 wurden auch Mahlzeiten und Bettdecken entzogen.<sup>1025</sup> Das MfS nahm maßgeblich Einfluss auf die Gerichtsverhandlung und die Urteilsfindung. Angehörige des MfS stellten die Gerichtsakten zusammen und verlegten die Häftlinge in andere Strafanstalten. In nicht wenigen Fällen teilte der Vernehmungsoffizier bereits im Vorfeld das zu verkündende Strafmaß mit, bevor es vom Gericht verhängt wurde. Das Urteil und das Strafmaß entsprachen fast immer den Vorgaben des MfS. Dem Urteil lagen die in der Vernehmung gemachten Aussagen zu Grunde, selbst wenn sie bei der Verhandlung widerrufen wurden. Häufig boten die Vernehmer die Beendigung des Untersuchungs- und Strafverfahrens an, wenn sich der Häftling zur IM-Tätigkeit bereitklärte. Bei einer Ablehnung erwartete den Häftling ein erheblich härteres Strafmaß.<sup>1026</sup>

### ***Zurück zu Paul Kaufman – Der Wendepunkt***

Im Interview drückt er sich zu dieser Zeit wie folgt aus:

IP: „[...] das war ne ganz SCHRECKLICHE ZEIT. also <<leiser unverständlich> dis war SCHLIMM. na ja war ganz GANZ SCHLIMME EPISODEN also äh>> <<lauter> da hat man mal so da hat äh mal man so richtig in das GESICHT>> der/ einer DIKTATUR - in das WAHRE GESICHT EINER DIKTATUR blicken können. <<l: mhm>> na ja dis war das war das war ganz SCHLIMM“<sup>1027</sup>

Ihm fällt es offensichtlich schwer, über diese Zeit zu sprechen: „ich KANN sie über diese GANZEN sachen eigentlich/EIGENTLICH nicht mehr so sprechen“<sup>1028</sup>. Er kann Folgen der Haft präsentieren (siehe später) und sagt:

IP: „[...] kann man# sich EINFACH nicht vorstellen. es gibt bestimmt DINGE/ nich? und DIS is GENAUSO wenn ihre MUTTER ihnen ERKLÄRT da wie LIEBE is - oder wie schön JESCHLECHTSVERKEHR is. nich? joah nich? dis is - kann man ihm ERZÄHLN, ganz TOLL, BLUMEN reichen und ALLES, ABER äh nachher is man genau so schlau wie ZUVOR, (-) denn weil EINEM wie (vernommen?) dis kann man einfach - nicht NACHVOLLZIEHEN.“<sup>1029</sup>

---

<sup>1023</sup> Vgl. PASSENS 2012, S. 61.

<sup>1024</sup> Vgl. HERZ 2006, S. 175.

<sup>1025</sup> Vgl. PASSENS 2012, S. 59ff. u. vgl. HERZ 2006, S. 146.

<sup>1026</sup> Vgl. SCHROEDER 2009, S. 434 u. vgl. ERLER/KNABE 2012, S. 18 u. S. 48.

<sup>1027</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 465-469.

<sup>1028</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 487-488.

<sup>1029</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 216-221.

Er will und/oder kann nicht darüber sprechen – ein Spannungsfeld und Kampf zwischen Sprechen und Schweigen wird spürbar. Diese Form der Kommunikation ist bei traumatisierten Menschen erlebbar, auch wenn das Erlebte schon lange zurück liegt.<sup>1030</sup> Ob es sich beim „Nichterzählen“ um Angst und/oder ein Verdrängen handelt, muss offen bleiben. Sprachlich und in der Wortwahl schwankt er zwischen Nähe und Distanz, bricht ab, macht Zeit- und Themenwechsel. Es kann spekuliert werden, ob er versucht, das Erlebte in ein schönes Thema (Liebe) zu verpacken. Es kann verdeutlichen, wie schwer es ihm fällt, seine persönlichen Gefühle zu versprachlichen. Herrn KAUFMANN hilft es, die Kontrolle über die damit verbundenen Emotionen zu behalten.

Nach seiner Untersuchungshaft wird Paul KAUFMANN wegen „Beihilfe zur Republikflucht“ zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Ob er während der Haftzeit als IM angeworben worden ist, ist aus den Interviewdaten nicht zu entnehmen. Seine Verhaftung und seine Verurteilung fällt in die Zeit der ersten Freikäufe von politischen Häftlingen aus DDR – Gefängnissen durch die Bundesrepublik.<sup>1031</sup>

### ***Exkurs: Häftlingsfreikauf***<sup>1032</sup>

Seit 1950 erfasste die von der Bundesregierung beauftragte und finanzierte „Rechtschutzstelle“, eine Anwaltskanzlei, alle ihr bekannt gewordenen politischen Urteile in der DDR. Hier wurden auch Verfahren von Fluchthelfer\_innen registriert und somit mit hoher Wahrscheinlichkeit auch die Festnahme und Verurteilung Paul KAUFMANNs. Zum Zwecke einer Verteidigung der Verhafteten in der DDR arbeitete die Kanzlei auch mit dem ostdeutschen Rechtsanwalt Wolfgang VOGEL<sup>1033</sup> zusammen, welcher sowohl für Ost- als auch Westberlin eine anwaltliche Zulassung hatte.<sup>1034</sup>

Bei dem ersten großen Häftlingsfreikauf im Sommer 1964 wurden von den Unterhändlern der BRD über 900 Häftlinge auf einer Liste vermerkt, welche dann über Unterhändler dem Entscheidungsträger der DDR übermittelt wurden. Bei den darauffolgenden Verhandlungen einigten sich beide Seiten

---

<sup>1030</sup> Vgl. LOCH 2008.

<sup>1031</sup> 1962 kommt es über „Mittelsmänner“ zu einer ersten deutsch-deutschen Vereinbarung über den „Häftlingsfreikauf“. Von 1963 bis 1989 kaufte die Bundesrepublik Deutschland 33.755 Personen vorzeitig aus der Haft frei mit einem Gegenwert von insgesamt 3,5 Mrd. DM. Die Freilassung begann Weihnachten 1962 mit der Freilassung von 20 Kindern und 20 Häftlingen zum Preis von drei Eisenbahnwaggons Kalidüngemittel für die DDR –Landwirtschaft. 1963 verlangte die DDR für 8 Häftlinge 340.000 DM (individuell ausgehandelt und in bar über Kontaktpersonen übergeben), anschließend pauschal ein Kopfgeld von 40.000 DM und ab 1977 wegen Devisenproblemen 95.000 DM. Nach anfänglicher Barzahlung erfolgte die Bezahlung später in Form von Warenlieferungen über das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche. Für die DDR war dieses Geschäft mit den Häftlingen eine sichere Devisenquelle (vgl. SCHROEDER 2009, S. 191; vgl. WÖLBERN 2008, S. 856 u. S. 862 sowie vgl. HERTEL 2009, S. 84f.).

<sup>1032</sup> Eine aktuelle Analyse von Dokumenten zum Thema „Häftlingsfreikauf“ findet sich u.a. bei WÖLBERN 2014.

<sup>1033</sup> Wolfgang VOGEL war Rechtsanwalt und der Bevollmächtigte für humanitäre Fragen. 1952 wurde er Hauptreferent im Ministerium für Justiz. 1953 schied er aus dem Staatsdienst aus und wurde 1954 Rechtsanwalt in Ostberlin. Er war IM. 1957 wurde er an West-Berliner Gerichten als Anwalt zugelassen und war Vertreter von Kollegen aus Westberlin an Ostdeutschen Gerichten. Ab 1962 wurde er mit der Lösung der humanitären Probleme betraut und 1963 staatlicher Beauftragter für Freikauf und Austausch pol. Häftlinge und ab 1965 „Bevollmächtigter für die Zusammenführung getrennter Familien“. 1973 war er dann „Persönlicher Beauftragter des Staatsratsvorsitzenden für die Lösung humanitärer Probleme“. Insgesamt vermittelte er die Ausreise von 250.000 DDR-Bürgern (freigekauft) in die BRD, den Freikauf der 33.755 Häftlinge und den Austausch der 150 Agenten (vgl. MÜLLER-ENBERGS 2010).

<sup>1034</sup> Vgl. WÖLBERN 2008, S. 857.

auf 884 Häftlinge.<sup>1035</sup> Eine Bedingung der Unterhändler von Seiten der BRD war die Freilassung von vielen Härtefällen.<sup>1036</sup> Bei Freigekauften waren ca. 70% „Langstrafen“ und 30% „Kurzstrafen“. Unter den Kurzstrafen waren viele jugendliche „Fluchthelfer“, zwei Drittel von ihnen waren, wie Paul KAUFMANN, unter 30 Jahren. Wie der für die Freilassung verantwortliche Unterhändler der BRD im Oktober 1964 dem zuständigen Bundestagsausschuss mitteilte, wurden alle der Bundesregierung bekannten Fluchthelfer aus den DDR-Gefängnissen entlassen. Für diesen Häftlingsfreikauf lieferte die Bundesregierung über das Diakonische Werk vor allem Lebensmittel wie Südfrüchte, Kakao und Butter im Gesamtwert von rund 35 Mio. DM. Dabei wurde nicht der Preis über jeden Häftling individuell verhandelt, sondern ein pauschales „Kopfgeld“ von 40.000 DM vereinbart.<sup>1037</sup> Trotz der beiderseits vereinbarten „allerstrengster Diskretion“, informierten die Medien im Sommer 1964 die Öffentlichkeit, es gab mehrere Zeitungsartikel sowie im Radio und Fernsehen wurde berichtet.<sup>1038</sup>

### **Zurück zu Paul KAUFMANN**

Im Sommer 1964 wird Paul gleich zu Beginn im Rahmen dieses ersten großen Häftlingsfreikaufes der Bundesrepublik Deutschland nach Westberlin („Wieder ebend DANK FAMILIE und VITAMIN B freigekauft worden“<sup>1039</sup> wie er es nennt) entlassen. Er wird höchstwahrscheinlich in ein anderes Gefängnis verlegt, um anschließend mit Bussen in die Aufnahmeanstalt in Gießen und anschließend nach Westberlin überführt zu werden.<sup>1040</sup> Dabei wird er von den beiden Anwälten Jürgen Stange<sup>1041</sup> und Wolfgang Vogel begleitet.<sup>1042</sup>

Er präsentiert (bekommt es vielleicht so von seiner Familie erzählt), dass der familiäre Verbund ihn aus dem Gefängnis geholfen hat. So lernt er die Bedeutung der Familie auf eine eindrucksvolle Art und Weise kennen – „Nur die Familie kann dich schützen, nicht der Staat“. In welchem Maße die Familie Einfluss auf den Entlassungszeitpunkt und den Freikauf hatte, ist hier nicht eindeutig<sup>1043</sup> zu klären; auch der Anteil der Unterstützung oder Einfluss auf den Entlassungszeitpunkt von Seiten seiner Mutter (über die westdeutsche Seite) und/oder über seinen Großvater (über die ostdeutsche Seite) ist aus den Interviewdaten nicht zu beantworten. Gegenüber Paul KAUFMANNs Darstellung des Familieneinflusses steht die Angabe des Beauftragten der Bundesregierung für den Häftlingsfreikauf,

---

<sup>1035</sup> Ein Freikauf war zur damaligen Zeit (1964) nicht gleichzusetzen mit einer Entlassung in die Bundesrepublik Deutschland. Der Entlassungsort wurde vom damaligen Wohnort bei der Verhaftung bestimmt. So wurden von 884 Häftlingen 494 in die Bundesrepublik oder nach Westberlin entlassen und 390 in die DDR (vgl. WÖLBERN 2008, S. 866).

<sup>1036</sup> Unter „Härtefall“ wurde u.a.: Personen mit langen Haftstrafen (über 5 Jahre Haft) verstanden, aber auch Familienväter. Ein Tischler, welcher zu lebenslanger Haft verurteilt wurde, saß mit 14 Jahren dabei am längsten ein. Die Vorwürfe reichten dabei von Spionage, Verweigern des Eintretens in die LPG bis hin zu „Republikflucht“ (vgl. WÖLBERN 2008, S. 856 u. S. 865f.).

<sup>1037</sup> Vgl. WÖLBERN 2008, S. 865f.

<sup>1038</sup> Vgl. WÖLBERN 2014, S. 98.

<sup>1039</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 470-471.

<sup>1040</sup> Vgl. Wolfgang VOGEL in SCHWARZ/BÖHNISCH 1990, S. 61; vgl. WÖLBERN 2014, S. 96f.

<sup>1041</sup> Jürgen Stange war ein West-Berliner Anwalt, welcher das Verhandlungsmandat der Bundesregierung hatte und mit Wolfgang Vogel die Verhandlungen zum Häftlingsfreikauf von Seiten der BRD führte (vgl. DER SPIEGEL 1964, S. 31 u. vgl. WÖLBERN 2008, S. 856).

<sup>1042</sup> Vgl. DER SPIEGEL 1964, S. 32.

<sup>1043</sup> Vgl. Interview Paul KAUFMANN, Zeile 470f. u. vgl. WÖLBERN 2008, S. 865f.

dass alle bekannten Fluchthelfer zur damaligen Zeit entlassen worden sind.<sup>1044</sup> Fest steht, dass, wenn es gelingt, seinen Fall an den entsprechenden Stellen bekanntzumachen, er schnell auf die „Freikaufliste“ kommt und er damit schnell entlassen werden kann. An dieser risikvollen Entscheidung und den damit verbunden Erfahrungen werden für ihn u.a. der Schutz der Familie und die Wichtigkeit von Beziehungen und Netzwerken deutlich oder von der Familie deutlich gemacht, welche ihn aus dem Gefängnis herausholen konnten. Fest steht auch, dass er dem harten Gefängnisalltag machtlos ausgeliefert ist, der Willkür des DDR-Staates unterliegt und somit seinen Freiraum verliert. Zuvor bedeutete DDR für ihn Freiheit, Geborgenheit (Großeltern), Heimat (abgesehen von seinen Schulerfahrungen). Nach dieser Erfahrung sieht er in der DDR „das WAHRE GESICHT EINER DIKTATUR“<sup>1045</sup> und erlebt „SCHLIMM. wie M/M/ MENSCHEN mit MENSCHEN so umgehen können. UNGLAUBLICH.“<sup>1046</sup> Er ist enttäuscht und verliert das Vertrauen in diesen Staat. Damit erlebt er einen Wendepunkt: Die Orte und Personen seiner Kindheit sind jetzt endgültig hinter der Mauer verschlossen, sie sind zu eng mit seinen Gefängniserfahrungen, dem Eingesperrtsein, verbunden. Selbst eine erneute Einreise, z.B. für einen Besuch seiner Großeltern, könnten bei ihm Ängste und Vermeidung auslösen. Mit dieser Erfahrung endet seine „Grenzgängerzeit“ und das Hin- und Hergerissensein. Er lässt los und schließt mit der DDR ab, auch sprachlich. Ab diesem Zeitpunkt erzählt er nichts über die weitere Entwicklung seiner Familie in der DDR. Sein Lebensmittelpunkt ist fortan Westberlin; obgleich er schöne Kindheits- und Jugenderinnerungen an Ostberlin hat, welche mit Wehmut verbunden sind, entsteht ein ambivalentes Verhältnis. Es beginnt für ihn ein neuer Lebensabschnitt.

***Zwischenfazit: „Grenzgänger-Zeit“ – Jugendalter und Lehre von Paul KAUFMANN***

Nach seiner Grundschulzeit in Ostberlin holt die Mutter ihn im Alter von 11 Jahren zu sich und zieht mit ihm nach Westberlin. Sie geht auf räumliche Distanz zu ihren Eltern und baut für sich und Paul eine neue Zukunftsperspektive in einem anderen, für Paul KAUFMANNS Mutter freieren System auf. Zu dieser Zeit verschärfen sich die Grenzkontrollen an den Berliner Sektorengrenzen zunehmend. Dieser Wohnortwechsel bedeutet für Paul einen großen Einschnitt, da er seine ersten Bezugspersonen, die Großeltern und Freunde, immer weniger sieht. Sein neues Umfeld ist ihm fremd und von den Kriegsfolgen gezeichnet. Er wird Einzelkind. Er fühlt sich noch heute als Opfer des Krieges und macht ihn für sein Verhalten und seine Leistungen verantwortlich. Er fährt regelmäßig „nach Hause“ zu seinen (Groß-) Eltern<sup>1047</sup> nach Ostberlin. Pauls Mutter ist beruflich stark in die Finanzberaterbranche eingespannt. Sie kauft in der Folge ein Mietshaus; damit führt sie den Weg der Einkommens- und Berufstradition ihrer Herkunftsfamilie (Status Quo) fort. Sie führt eine neue Partnerschaft und heiratet. Die Familie KAUFMANN erlebt einen wirtschaftlichen Aufschwung. Seine Mutter will ihrer Familie mit ih-

---

<sup>1044</sup> Vgl. WÖLBERN 2008, S. 865f.

<sup>1045</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 468.

<sup>1046</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 482-483.

<sup>1047</sup> „meine MUTTER ist eigentlich die OMA“ (Interview Paul KAUFMANN, Zeile 314). Vgl. auch Kap. 4.1.2.2.

rem Handeln eine Basis schaffen, handelt nicht leichtfertig, und überstürzt, lässt sich wenig auf Neues ein und geht bekannte und gesicherte Wege der Familie. Sie strebt nach einer sicheren bürgerlichen Existenz. Paul KAUFMANN, der seine Mutter zu diesem Zeitpunkt braucht, fühlt sich von ihr oft alleine gelassen. Anerkennung und Orientierung sucht Paul in seiner Jugendzeit beim Leistungssport. Dabei muss er sich die Freiräume erkämpfen. Mit 17 Jahren erlebt er weitere Brüche, da seine Mutter ihm den Leistungssport wegen schlechter Noten verbietet und die „Mauer“ gebaut wird. Hierdurch brechen zwei wichtige bisherige Zufluchtsorte in seinem Leben weg: der Kontakt zu seinen Großeltern und die aktive Zugehörigkeit zum Sportclub, welche für ihn mit Abenteuer und Natur verbunden ist. Er verliert seinen Großvater und Trainer als „Vaterpersonen“ und seine Großmutter als „Mutter“. Seine eigenen Wünsche und Vorstellungen finden demzufolge wenig Beachtung. Es werden Erwartungen an ihn gestellt, die er erfüllen muss. Er erfährt durch die Entscheidungen seiner Mutter und die politischen Grenzen während seiner Kindheit und Jugend einschneidende Bindungsbrüche, auf die er selbst keinen Einfluss nehmen durfte und konnte. Er erlebt mehrfach das Gefühl der Einsamkeit und des Verlassenseins. Dieser Abschnitt Lebensgeschichte befindet sich bis dahin im Spannungsfeld zwischen dem Kampf um seine eigenen Wünsche, Ost und Westberlin, den Vorstellungen und Grenzen seiner Familie sowie den politischen Grenzen. Er erfährt, dass elitäre Netzwerke schützen können, und zwar über politische Grenzen hinweg. Er ist in diesem Lebensabschnitt ein Grenz- und Weltengänger zwischen seinen Großeltern in Ostberlin, an denen er trotz der Grenze festhält, und dem Leben mit seiner Mutter im Nachkriegswestberlin. Mit der Verhaftung wegen Fluchthilfe und dem anschließendem Gefängnisaufenthalt endet seine „Grenzgängerzeit“ und er schließt mit seinem „Zuhause“ bei seinen (Groß-)Eltern in Ostberlin ab. Es ist ein Erlebnis, wo er vom Staat seiner „Heimat“ eingesperrt und psychisch misshandelt wird und gleichzeitig die Bedeutung der Familie als Schutz kennenlernt. Er bekommt es auch so präsentiert.

#### **4.1.2.4 Der berufliche Aufstieg und die Familiengründung**

Nach seiner Haftentlassung arbeitet Paul weiter als Angestellter bei BMW und beginnt an der Abendschule mit dem Abitur. Damit hat er den schulischen Ausbildungsanspruch der bürgerlichen Schicht vor Augen.

IP: „versucht mein ABITUR nachzuholen, dis hab ich aber/ da hab ich mich im ersten jahr ÜBERFORDERT. ich war da NERVLICH dazu garnicht in der LAGE. da musst ich einfach nachher nochmal - DIE KLASSE WIEDERHOLN“<sup>1048</sup>

Wie in seiner Aussage deutlich wird, kämpft er in dieser Zeit mit den Folgen der Haft. Wahrscheinlich versucht er, mit der Abendschule seine Erlebnisse zu verdrängen, was ihm in dieser Zeit nur schwerlich gelingt. Es ist für ihn eine instabile Zeit. Ob es eine Person gibt, die ihm Orientierung gibt, geht aus dem zur Verfügung stehenden Material nicht hervor. Um, wie er es sagt, seine schlechten

---

<sup>1048</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 546-549.

Sprachkenntnisse zu verbessern, fährt er in den Ferien auf Sprachreisen. Im Sommer 1965 lernt er dort eine Liechtensteiner Arzttochter kennen; sie entstammt aus einer einflussreichen und bekannten Professoren- und Industriellenfamilie aus dem Alpenraum. Die Familiengeschichte der Frau lässt sich bis ins 12. Jahrhundert zurückführen. Ihre Familie ist ebenfalls bürgerlich, sie ist zwei Jahre älter als er und eine ausgebildete Zahntechnikerin. Dass sie sich auf einer Sprachreise kennenlernen, zeigt den Wert von Bildung und Sprachen in der Familie der Frau. Die meisten Frauen haben, wie ein Blick auf den Stammbaum ihrer Familie zeigt, eine Berufsausbildung. Paul KAUFMANN und die Arzttochter können sich fortan nur in größeren Abständen sehen. 1967 zieht sie zu ihm nach Berlin und arbeitet in ihrem erlernten Beruf in einer Zahnarztpraxis. Seine Mutter macht eine Zweigstelle ihres Finanzberatungs- und Bilanzberatungsbüros in Bonn auf. 1969, im Alter von 26 Jahren, beendet Paul KAUFMANN sein Abitur. Das war, wie er sagt, die Erlaubnis zum Heiraten. Mit der Heirat grenzt er sich familiär von der Mutter ab; ein erster Schritt in die Selbstständigkeit. Im Sommer desselben Jahres beginnt er ein Wirtschaftsstudium in Berlin. Seine Studienentscheidung begründet er so:

IP: „GUT - in den SCHLECHTEN ZEITEN ist die FAMILIE mit der Finanzberatung GUT durchgekommen, MACHSTE dis auch.“<sup>1049</sup>

Die Entscheidung wirkt heute noch sachlich und pragmatisch (nach dem Motto „Schuster bleib, bei deinem Leisten – geh kein Risiko ein.“<sup>1050</sup>). Diese Lebensphase des Abiturs, der Heirat und des Studienbeginns fällt in die Zeit der Studentenproteste der „68ern- Generation“, mit Schwerpunkt an den West-Berliner Universitäten.<sup>1051</sup> Um sein Handeln zu verstehen, lohnt sich ein Exkurs in diese Zeit.

### ***Exkurs: Studentenproteste***

Es waren die Jahre der Rebellion, einer neuen Linken- und der Studentenbewegung. Die antiautoritären Studentenproteste waren wie kein anderes Ereignis, welches die Geschichte der Nachkriegszeit der Bundesrepublik in ihrer politischen Diskussionen, bleibend geprägt hat.<sup>1052</sup> Seit Ende der 50er Jahre erlangen die Schriften der „Kritischen Theorie“ in intellektuellen Kreisen zunehmend an Bedeutung. Gegenstand ihrer Theorie ist

---

<sup>1049</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 954-956.

<sup>1050</sup> Vgl. auch Kap. 4.1.2.1 u. vgl. Kap. 4.1.2.3 (die offizielle Übersiedlung der Mutter nach Westberlin 1954).

<sup>1051</sup> Vgl. SCHILDT 2005, S. 132.

<sup>1052</sup> Diese unruhige Zeit wurde in der Folge als Zeit der „68er“ bezeichnet und stilisiert den Bruch von der vorhergehenden „bleiernen“ Zeit und der nachfolgenden modernen Zeit. Andere eher konservative Stimmen beklagen die Zerstörung der geordneten Verhältnisse. Gemeinsam dieser entgegengesetzten Bewertung der Zeit der 68er ist die „mythische Überhöhung“, wie der Historiker und Professor für neuere Geschichte an der Universität Hamburg Axel SCHILDT (2005, S. 132) schreibt. Diese Überhöhung ist in dem unerwarteten Ausbruch, der Vehemenz, dem Verzahren von politischen und kulturellen Ereignissen und dem medial vermittelten Gefühl von weltweiter Gleichzeitigkeit zu sehen, schreibt Axel SCHILDT (2005) weiter. Für die meisten Beteiligten war ihr Aufbegehren mehr ein Lebensgefühl als eine Erkenntnis einer theoretischen Auseinandersetzung. Nichts desto trotz war der Protest bei weitem nicht unpolitisch, er beinhaltete durchaus Utopien einer radikalen Gesellschaftsveränderung (vgl. ebd.).

„[...] das bestehende (Gesellschaftlich und Bewußtsein, Kunst und Kultur) am Maßstab seiner besseren Möglichkeiten zu kritisieren und damit zur Bewußtmachung personaler und sozialer Defizite und zur Gesellschaftsveränderung beizutragen.“<sup>1053</sup>

Es ist eine Gesellschaftstheorie, welche auf Max HORKHEIMER (1895-1973) aus dem Jahre 1937 (Traditionelle und Kritische Theorie) zurückgeht und von Sigmund FREUD, Georg Wilhelm Friedrich HEGEL und Karl MARX inspiriert ist.<sup>1054</sup> Es war die Zeit des Kalten Krieges. Es gab weltweite Proteste gegen die Grausamkeiten des Vietnamkrieges<sup>1055</sup>, Ostermärsche gegen die atomare Kriegsgefahr in Westberlin, es gab Enthüllungen von Politikern, von Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Wissenschaft zu ihrer NS-Vergangenheit. An der Hamburger Universität provozierten Studierende anlässlich einer Hochschulfeier mit dem Plakat „Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren“.<sup>1056</sup> Es bildeten sich in Westberlin die politisch motivierten gemischten Wohngemeinschaften der Kommune, genannt K1 und K2 oder die Hamburger „Hasch-Kommune“. Es entstand eine Hippie-Kultur, welche auf öffentliche Ablehnung und Unverständnis stieß und mit Drogenkonsum und hemmungsloser Sexualität in Verbindung gebracht wurde. Die Massenmedien vermittelten mit Bildern und Texten ein Lebensgefühl nicht nur in der Öffentlichkeit sondern bei den Studierenden selbst. Dies bedeutete einen absoluten Bruch der bis dahin gültigen bürgerlichen Wert- und Moralvorstellungen. Es fand eine heftige Ablehnung des liberalen Denkens und eine Geringschätzung des bürgerlichen Rechtsstaates<sup>1057</sup> statt.<sup>1058</sup> Nur ein kleiner Personenkreis der 68er-Bewegung radikalisierte sich zu Terrorzirkeln. Deren bekannteste ist die Rote Armee Fraktion (RAF). In der Folge der Aufsplitterung kam es in breiten Teilen der Bevölkerung zu einer Diskussion u.a. um Kindererziehung, die Gleichstellung der Frau bis hin zur Toleranz von Andersgeschlechtlichkeit.<sup>1059</sup>

### **Zurück zu Paul KAUFMANN**

Mit seiner Studienbegründung und -entscheidung legt er den Grundstein für das Fortführen der Berufs- und Einkommenstradition seiner Familie. Gerade vor diesem Hintergrund ist es eine pragmatische Entscheidung hin zur und nicht weg von der Herkunftsfamilie und ihren Werten sowie Normen. Sie bietet in seinen Augen eine sichere Basis für seine Zukunft. Er kann auf die Erfahrung in der Familie bauen. Er entscheidet damit nicht in Opposition zur Herkunftsfamilie, er bricht nicht aus, sondern passt sich der Linie an – trotz der „68er“- Bewegung, welche ja in Opposition dazu steht. Er geht kein Risiko ein. Vielleicht auch vor dem Hintergrund seiner Haftzeit.<sup>1060</sup> Die Orientierung an den Werten

---

<sup>1053</sup> SCHÄFERS 2001b, S. 351.

<sup>1054</sup> Vgl. ebd.

<sup>1055</sup> In der jugendlichen Protestbewegung galt der Vietnamkrieg als ein Beweis für den Verrat der westlichen Kriegsparteien an allen humanistischen Idealen. Die grausame Kriegsführung konnte im Fernsehen mitverfolgt werden. Er gilt als Fernsehkrieg der Geschichte (vgl. SCHILDT 2005, S. 134).

<sup>1056</sup> Vgl. SCHILDT 2005, S. 132 u. S. 135.

<sup>1057</sup> Bei der formalen Betrachtung dieses Phänomens der Geringschätzung des bürgerlichen Rechtsstaates trug es zwar antiwestliche Züge, war jedoch in allen westlichen Ländern anzutreffen (vgl. SCHILDT 2005, S. 138).

<sup>1058</sup> Vgl. SCHILDT 2005, S. 138.

<sup>1059</sup> Vgl. ebd., S. 89, S. 139 u. S. 142.

<sup>1060</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.3.

der (seiner) Elterngeneration wird ebenfalls an der Tatsache deutlich, dass er standesgemäß eine Frau aus einer etablierten Familie des Bürgertums heiratet. An der „Erlaubnis“ zur Hochzeit werden der Einfluss, die Erwartung und damit auch die Dynamik in der Familie erkennbar. Unklar bleibt, welche Rolle die Familie hinsichtlich der Finanzierung seines Abiturs und Studiums hat, und ihn dadurch womöglich beeinflusst - nach dem Motto „Wenn du in die DDR kommst (BWL studierst), bekommst du ein Pferd (Unterstützung)?“ – dem Prinzip „Fördern und Fordern“.

Anfang Dezember 1970 kommt der erste Sohn Karl zur Welt. Sein Zweitname ist Ludwig, der Rufname seines Großvaters mütterlicherseits. Familie Paul KAUFMANN erwirbt käuflich 1971 das Nachbarhaus, ebenfalls ein Mietshaus. Herr KAUFMANN kümmert sich während des Studiums um das Kind und seine Frau arbeitet in ihrem Beruf weiter. Damit erhalten sie ihre finanzielle Unabhängigkeit von ihren Eltern. Mit dem „Rollentausch waren wir fortschrittlich“ sagt er.<sup>1061</sup> Zum Vergleich: Seine Mutter hat ebenfalls im Nachkriegsdeutschland einen Rollentausch vollzogen, wurde zum Ernährer der Familie. Gleichzeitig muss er sich in der gut-bürgerlichen Öffentlichkeit seiner Wohngegend verteidigen. Er bietet z.B. ein ungewöhnliches Bild, wenn er mit dem Kind einkaufen geht, muss sich so manchmal rechtfertigen und sagt im Nachgespräch: „Ich wurde auf dem Wochenmarkt, wenn ich mit dem Kind unterwegs war, angeschaut und angesprochen, ob ich nichts zu tun hätte oder meine Frau schicke“.<sup>1062</sup> Beim Betrachten der Rahmenbedingungen (Studium, Frau arbeitet beim Arzt) ist es jedoch gleichzeitig eine abgewogene und pragmatische finanzielle Entscheidung. Mit dem Hauskauf geht er einen weiteren Schritt in Richtung familientraditioneller Absicherung und Aufbau seiner Familie. Als Paul KAUFMANNs Kind geboren wird, studiert er noch, eine ähnliche Situation wie die, als er Kind war und seine Mutter ihre Ausbildung begonnen hatte. Der Unterschied liegt jedoch darin, dass sein Kind Mutter und Vater hat. Für ihn als Vater ist es Neuland, da er selbst kein direktes Vatervorbild hatte.

Inwiefern seine Mutter diese Hinwendung zur Familie honoriert und die junge Familie finanziell unterstützt (z.B. beim Hauskauf), ist nicht bekannt. Er geht mit seinem Hauskauf zwar räumlich auf Distanz, im Gegensatz zu seiner Mutter bleibt er jedoch in ihrer Nähe. Aus seiner Erfahrung bilden die Mieteinnahmen für seine Familie ein sicheres und bekanntes Standbein. Sein Handeln zeigt, dass er sich an den Erfahrungen der Familie zwar stark orientiert, sich jedoch den aktuellen Gegebenheiten moderat anpasst. Trotz der Fortführung familiärer Handlungsstrukturen geht er auf Distanz zu seiner Mutter und grenzt sich ab.

Zwei Jahre später, Ende 1972, kommt sein zweites Kind, Paula-Katharina, zur Welt. Gerufen wird sie Paula; Paula ist auch der Zweitname ihrer Großmutter mütterlicherseits. Im Krankenhaus wird bei ihr die Diagnose „Down-Syndrom“ gestellt. Das kam für ihn wie aus „heiterem Himmel“<sup>1063</sup> – damit stirbt

---

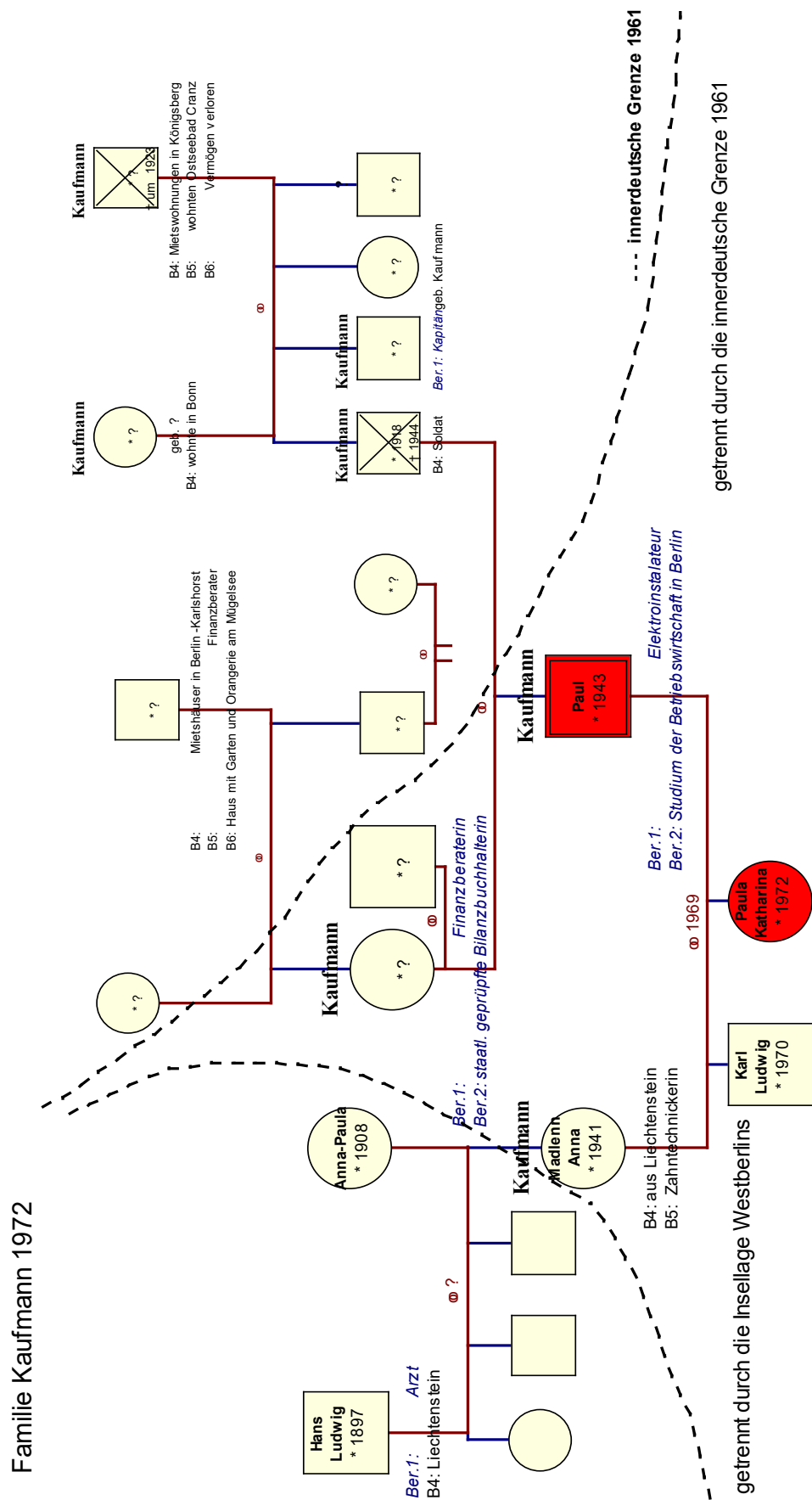
<sup>1061</sup> Vgl. Interview Paul KAUFMANN, Zeile 768.

<sup>1062</sup> Memo Interview Paul KAUFMANN, S. 2f.

<sup>1063</sup> Vgl. Interview Paul KAUFMANN, Zeile 1095.



**Abbildung 3: Genogramm der Familie KAUFMANN zur Geburt von Tochter Paula**



eine Hoffnung und Erwartung in ihm. Im Genogramm (siehe zuvor Abbildung 3) wird die damalige Familiensituation zusammengefasst dargestellt. Wie aus dem Genogramm ersichtlich wird, stehen zur innerfamiliären praktischen Unterstützung der jungen Familie KAUFMANN ausschließlich seine Mutter und sein Stiefvater räumlich zur Verfügung. Die junge Familie befindet sich, wie zuvor ausgeführt, zu diesem Zeitpunkt gerade in der Familienaufbauphase und braucht alle Ressourcen zum Vorkommen, um sich ihren Platz in den angestrebten bürgerlichen Kreisen zu erhalten und zu sichern. Die Eltern der Frau sind bedingt durch deren Wohnsitz in Liechtenstein und die Insellage Westberlins weit entfernt und können maximal informelle Hilfe sein. Die gesamte Familie der Mutter Paul KAUFMANNs ist durch den Bau der Mauer von der Familie abgetrennt. In der Folge werden vordergründige Paradigmen in der Behindertenhilfe der Bundesrepublik Deutschland zum Zeitpunkt der Geburt von Tochter Paula vorgestellt.

### ***Exkurs: Behindertenhilfe um 1970 in Westdeutschland***

In einem Artikel von 1966 in der Vierteljahresschrift der Lebenshilfe in Heft 1 gibt Wolfgang GÜNTHER auf die Frage nach „Erziehung des geistig behinderten Kindes im Elternhaus oder Heim?“ wie folgt Empfehlungen:

#### „Gegebenheiten, die für eine Erziehung im Elternhaus sprechen

Ein geistig behindertes Kind sollte im Elternhaus erzogen werden und dort so lange bleiben, wie es möglich ist, dem Kind gerecht zu werden, besonders hinsichtlich seiner schwach entwickelten geistigen Kräfte. Die Zuwendung der liebevollen Mutter und die Geborgenheit in der harmonischen Familie kann durch nichts ersetzt werden. Besonders in der frühen Kindheit sollte alles versucht werden, auch schwierige häusliche Verhältnisse so zu gestalten, daß dem behinderten Kind die Nestwärme der Familie erhalten bleibt. [...] Bei der Frage, ob das behinderte Kind im Elternhaus erzogen werden kann, sind viele Gesichtspunkte zu berücksichtigen. [...] Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die Erziehung im Elternhaus für die Kinder zu empfehlen ist, die keine ärztliche oder orthopädische Spezialbehandlung brauchen, die liebevoll in den Familienkreis eingebettet sind, keine schwerwiegenden Verhaltensstörungen aufweisen und vom Elternhaus aus stundenweise eine Fördereinrichtung für geistig behinderte Kinder besuchen können, wenn sie das entsprechende Alter erreicht haben. Auch eine ausreichend große und geeignete Familienwohnung ist Voraussetzung sowie Eignung, Wille, Kraft und Gesundheit der Mutter, sich der Pflege und Erziehung des behinderten Kindes zu widmen, ohne dabei ihre Ehe und ihre gesunden Kinder zu vernachlässigen. So ist es oft möglich, das Kind verhältnismäßig lange in der Familie zu behalten. Schwierigkeiten tauchen auf, wenn die Kinder heranwachsen. [...] Heranwachsende geistig Behinderte werden auf die Dauer nur dann im Elternhaus bleiben können, wenn eine Anlernwerkstatt oder eine Beschützte Werkstatt ihnen Beschäftigung und Arbeit gibt und ihnen auch Anregung für die Freizeit vermittelt. Andernfalls wird es sich kaum vermeiden lassen, daß sie in der Isolierung des Elternhauses verkümmern und in ihrer geistigen und körperlichen Fähigkeit zurückgehen.

Für welche Kinder ist Erziehung und Pflege im Heim oder in der Anstalt zu empfehlen?

Da ist zunächst die nicht unerhebliche Zahl der Kinder zu nennen, deren Eltern oder unehelichen Mütter nicht bereit sind, die Mühe der Pflege und Erziehung eines solchen

Sorgenkinds auf sich zu nehmen. Wenn dazu auch noch die äußeren Voraussetzungen fehlen, einem solchen Kind einen ihm gemäßen Lebensraum zu schaffen, so verwahrlosen und verkommen diese Kinder, wenn sie nicht in einem Heim aufgenommen werden. Oft stellt sich dann heraus, daß sie gar nicht so erheblich behindert sind, wie es erst schien. Sie können nicht selten in einer Anstaltsgemeinschaft soweit gefördert werden, daß sie später als berufsfähig entlassen werden. Auch Eltern, die sich weder innerlich noch äußerlich damit abfinden können, ein behindertes Kind zu haben, wünschen nicht selten eine Anstaltsunterbringung, damit durch die Trennung von dem Kind wieder Ruhe und Frieden in Familie und Ehe einkehrt. Auch in der Person des Kindes selbst kann der Hauptgrund liegen, daß eine zeitweise oder dauerhafte Lösung von der Familie angestrebt werden muss.“<sup>1064</sup>

Soweit die Ausführung von Wolfgang GÜNTHER<sup>1065</sup> zu einer Sichtweise aus dieser Zeit. Der Däne BANK-MIKKELSEN, welcher Gedankengeber des Normalisierungsprinzipes ist, spricht sich ebenfalls für ein Aufwachsen eines Kindes mit Behinderung in der Familie aus. Die Familie soll durch Entlastungs- und Beratungsstrukturen unterstützt werden. Wenn doch Kinder mit Behinderung im Heim untergebracht werden müssten, sollten sie nach seiner Auffassung möglichst in kleinen Heimen (bis 20 Plätze in Wohnungen) wohnen. Die Heime sollten möglichst familienähnlich strukturiert und getrennt von Erwachsenenbildungseinrichtungen gestaltet sein. Das Anstaltskonzept hat für ihn jedoch ebenfalls eine wichtige Bedeutung und seinen Platz: Zum einen für eine kurzzeitige Unterbringung während einer Krisensituation in der Familie, zum anderen seien Anstalten u.a. für Menschen mit schweren und schwersten Behinderungen nötig.<sup>1066</sup>

Paula wird in eine Zeit hineingeboren, die teilweise vom Bild der Entwicklungsunfähigkeit eines Kindes mit geistiger Behinderung gezeichnet ist. Dieses Bild beginnt sich in dieser Zeit zu wandeln.<sup>1067</sup> In der Arbeit für Menschen mit Behinderung in der entstehenden BRD gibt es zwei Strömungen: zum einen das Anstaltswesen<sup>1068</sup>, meist in konventioneller Trägerschaft<sup>1069</sup>, und dem gegenüber vornehmlich von der 1958 gegründeten „Bundesvereinigung Lebenshilfe für das geistig behinderte Kind“<sup>1070</sup> vorangetriebene dezentrale Konzept der „gemeindeintegrierten Unterstützung“.<sup>1071</sup> Dieses Konzept war familienorientiert sowie teilstationär und sollte von Anfang an ganz bewusst eine Alternative zur

<sup>1064</sup> GÜNTHER 1966, S. 47ff.

<sup>1065</sup> Dr. med. Wolfgang GÜNTHER arbeitete zu dieser Zeit in den Anstalten der Inneren Mission in Rothenburg/Hann (vgl. GÜNTHER 1966, S. 49).

<sup>1066</sup> Vgl. BANK-NIKKELSEN 1974, 76f. u. vgl. SCHÄDLER 2002, S. 60f.

<sup>1067</sup> Vgl. LEBENSHILFE FÜR MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG E.V., LANDESVERBAND BERLIN 2010, S. 19.

<sup>1068</sup> Nach dem Krieg war das Anstaltswesen geprägt von der Beseitigung der Kriegsschäden. Die Betten füllten sich wieder und nach einer politischen und finanziellen Festigung wurde versucht, zum Anstaltsalltag zurückzukehren. Das heißt, in eine Tradition des Bildungs- und Versorgungssystems wie vor 1930 zurückzufinden. In den Rothenburger Werken bestand z.B. das Personal in der Zeit zur Geburt von Paula überwiegend aus „Diakonen“ oder „Brüdern“ bzw. „Diakonissen“ oder „Schwestern“; hinzu kamen noch ausgebildete Pfleger oder verkürzt ausgebildete, sog. staatlich anerkannte „Irrenpfleger“ bzw. „Irrenpflegerinnen“ (vgl. SCHÄDLER 2002, S. 55; vgl. HOLLMANN 2011, S. 18 u. vgl. FORNEFELD 2004, S. 40). Ausführliche Beschreibungen zu der Zeit vor 1930 finden sich u.a. in der Dissertation von Johannes SCHÄDLER (2002) mit dem Titel: „Paradigmenwechsel in der Behindertenhilfe unter Bedingungen institutioneller Beharrlichkeit: Strukturelle Voraussetzungen der Implementation Offener Hilfen für Menschen mit geistiger Behinderung“.

<sup>1069</sup> Vgl. HOLLMANN 2011, S. 18.

<sup>1070</sup> Vgl. ELLGER-RÜTTGARDT 2008, S. 304.

<sup>1071</sup> Vgl. SCHÄDLER 2002, S. 57.

zentralen Anstaltsunterbringung sein.<sup>1072</sup> Zur damaligen Zeit verbanden viele Eltern Anstalten mit dem Euthanasieprogramm der NS-Zeit<sup>1073</sup> bzw. schlicht mit Pflege und Verwahrung, nicht jedoch mit liebevoller, individueller Zuwendung. Im ersten Werbetext der Bundesvereinigung Lebenshilfe hieß es: „*Wollt Ihr, daß Eure Kinder in Anstalten verkümmern?*“ - Antwort: „*Nein!*!“<sup>1074</sup> Mit Unterstützung u.a. durch Mittel der 1964 gegründeten „Aktion Sorgenkind“ konnten Sonderkindergärten, Schulen und Tageseinrichtungen, aber auch Werkstätten und Wohnheime in der Bundesrepublik eröffnet werden. Es erfolgte eine gezielte Förderung und Rehabilitation von speziell ausgebildeten Pädagogen\_innen und Therapeuten\_innen. Gerade das Wohnheimkonzept führte zu Kritik von Seiten des Anstaltsbereichs, dessen Argument war: Menschen mit Behinderung würden ihren Schonraum verlieren und so mit den „Grausamkeiten“ der Umwelt konfrontiert werden.<sup>1075</sup> In den Anstalten vollzog sich ab Mitte der 70er Jahre der Übergang von der Versorgung hin zur Betreuung, weg von der institutionellen hin zur personenzentrierten Perspektive. In dieser Zeit begann durch die gesellschaftliche und sozialkritische Auseinandersetzung eine kritische Hinterfragung<sup>1076</sup> des heilpädagogischen Grundverständnisses.<sup>1077</sup> Zu nennen sind hier z.B. der „Symbolische Interaktionismus“<sup>1078</sup> nach George Herbert MEAD (1976) oder die „Stigma-Theorie“ nach Erving GOFFMAN (1974) und „Behinderung als soziale Kategorie“. Sie wurden zum Kennzeichen für den Paradigmenwandel.<sup>1079</sup> 1975 stellte HAASER bei einer Untersuchung von der Ruhr-Universität fest, dass die 400 frei- und gemeinnützigen Anstalten und Heime im Wesentlichen dem Bild eines psychiatrischen Großkrankenhauses entsprachen.<sup>1080</sup> In fast allen Einrichtungen wurde eine strikte Geschlechtertrennung vollzogen; ebenfalls wurden die konkreten Wohnbedingungen der 40.000 Menschen mit Behinderung als nicht vertretbar eingestuft.

<sup>1072</sup> Mit der Gründung der „Bundesvereinigung Lebenshilfe“ begann eine Selbstorganisation von betroffenen Eltern. Sie war eine Interessenvertretung der Eltern. Es war ein Bruch mit den bis dahin bestehenden Betreuungs- und Versorgungssystem von Menschen mit Behinderung und Kritik daran. Das Ziel der Eltern war es, dass ihre Kinder familiennah versorgt werden und nicht in einer weit entfernten „Anstalt“ abgegeben werden müssen. 1968 erfolgte dann die Umbenennung in „Lebenshilfe für geistig Behinderte e.V.“ (vgl. SCHÄDLER 2002, S. 55ff. u. vgl. FORNEFELD 2004, S. 41).

<sup>1073</sup> Bis Ende der 70er Jahre leugnete man die Verstrickungen des Anstaltswesens und des Euthanasieprogramms in der Zeit des Nationalsozialismus, es legte sich ein Mantel des Schweigens über dieses Thema. Erst danach begann eine Aufarbeitung (vgl. SCHÄDLER 2002, S. 55).

<sup>1074</sup> BUNDESVEREINIGUNG LEBENSHILFE 1983 zit. in SCHÄDLER 2002, S. 57.

<sup>1075</sup> Vgl. SCHÄDLER 2002, S. 57.

<sup>1076</sup> Zusammengefasst und gleichzeitig kritisiert wurden folgende fünf Kennzeichen des medizinischen Paradigmas (bzw. der individualtheoretischen Sichtweise) der Heilpädagogik: a) Im Mittelpunkt steht die Betrachtung der biologisch-organischen oder funktionalen Beeinträchtigungen und die daraus entstehenden Folgen. b) Eine an der Medizin orientierte Behandlung. Dem pädagogischen Aspekt kommt eher die Aufgabe der Kompensation, der Korrektur, der Nutzung der verbliebenen Funktionsreste oder eine Linderung des Gebrechens durch erzieherische, unterrichtliche und therapeutische – „heilende“ Verfahren, zu. c) Defizitorientierte Perspektive: Sie verhindert eine individuelle Entwicklung. d) Institutionelle und separierte Fördermaßnahmen ohne eine Einbeziehung der Aspekte der Lebenswelt. e) Prägend ist ein autoritäres und dominantes Rollenverständnis der Professionellen nach dem medizinischen Model (vgl. ECKERT 2002, S. 76f.).

<sup>1077</sup> In der ersten klassischen Theorie nach GEORGES (1823-1886) und DEINHARD (1821-1880) sahen sie die Heilpädagogik im Grenzbereich zwischen Pädagogik und Medizin. In der Mitte des 20. Jahrhunderts gab es eine Verschiebung zu Gunsten der Pädagogik (vgl. ECKERT 2002, S. 76). MOOR (1965) sagt „*Heilpädagogik ist nichts anderes als Pädagogik*“ (MOOR 1965 zit. in ECKERT 2002, S. 76).

<sup>1078</sup> Vgl. Kap. 3.1.3.

<sup>1079</sup> Vgl. ECKERT 2002, S. 77.

<sup>1080</sup> Vgl. SCHÄDLER 2002, S. 58.

Zusätzlich lebten 1973 in psychiatrischen Großkrankenhäusern der BRD ca. 17.500 Menschen mit geistiger Behinderung.<sup>1081</sup>

In der Folgezeit vollzog sich die Loslösung von einem bis dahin medizinisch-psychiatrischen Paradigma hin zu den sonder- und heilpädagogischen Leitbildern.<sup>1082</sup> Das Paradigma der Förderung und das Normalisierungsprinzip<sup>1083</sup> (1970er Jahre) wurden zu bestimmenden Wörtern dieser Zeit.<sup>1084</sup> Insgesamt war die Behindertenhilfe sowohl im Bereich der „Anstalten“ als auch im Bereich der gemeindenahen Angebote bis zum Ende der 70er Jahre medizinisch-psychiatrisch geprägt und beeinflusst.<sup>1085</sup> Zur Geburt von Paula hatte das Lebenshilfe-Konzept einen Vorsprung, der nicht mehr übersehen werden konnte. Beim Betrachten der Berliner Situation für Menschen mit geistiger Behinderung gab es neben stationären Einrichtungen jedoch zu dieser Zeit von der Lebenshilfe bis dahin nur das Angebot einer Beratungsstelle. 1975 wurde das erste Wohnheim der Lebenshilfe eröffnet.<sup>1086</sup> 1968 gab es nach Otto HACHFELD, dem Vorsitzendem der Lebenshilfe, für Menschen mit geistiger Behinderung<sup>1087</sup> in Westberlin 12 Sammelklassen für Kinder und Jugendliche im Schulalter sowie vier Werkstätten.<sup>1088</sup> Eine gemeindenahe Versorgung entwickelte sich in der Folgezeit z. B. unter dem Dach der Lebenshilfe Berlin.<sup>1089</sup> Aus der Angebotsstruktur der Behindertenhilfe in Berlin ergeben sich für Familie KAUFMANN bzw. für Paula zwei Möglichkeiten: ein Leben in der Familie ohne eine weitgehende gemeindenahe Unterstützung oder ein stationärer Wohnheimplatz.

In dieser Zeit (1974) startete im ZDF die siebenteilige deutsche Fernsehstaffel „Unser Walter“<sup>1090</sup>. In ihr wurde das Leben der Familie Zabel von 1955 bis 1974 gezeigt. Familie Zabel hat ein „mongoloi-

<sup>1081</sup> 1975 wurde im Zwischenbericht der Sachverständigenkommission der Bundesregierung zur Erarbeitung der Psychiatrie-Enquete festgestellt, dass eine große Anzahl der Menschen mit Behinderung in einer elenden, menschenunwürdigen Situation lebt, was sich unter anderem in Schlafsälen, marodem Bauzustand, überfüllten Einrichtungen und unzumutbaren sanitären Verhältnissen sowie den allgemeinen Lebensbedingungen äußerte. Zudem wurde festgestellt, dass diese Zustände nicht bis auf weiteres verschoben werden können. Dieser Bericht bezog sich auf die öffentlichen psychiatrischen Krankenhäuser (vgl. SCHÄDLER 2002, S. 59).

<sup>1082</sup> Vgl. HOLLMANN 2011, S. 18.

<sup>1083</sup> Die Lebensbedingungen von Menschen mit Behinderung sollten so normal wie möglich sein. Für Kinder bedeutete dies, möglichst in der normalen Umgebung aufzuwachsen, zu leben und zu spielen, in einen Kindergarten und die Schule zu gehen, einer geregelten Arbeit nachzugehen und der Möglichkeit zu einer sinnvollen Freizeitgestaltung nachzukommen. Aber auch erwachsene Menschen mit Behinderung sollten das Recht haben, von zu Hause auszuziehen (vgl. SCHÄDLER 2002, S. 60).

<sup>1084</sup> Vgl. LEBENSHILFE FÜR MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG E.V., LANDESVERBAND BERLIN 2010, S. 19 u. S. 21 sowie vgl. SCHÄDLER 2002, S. 61ff.).

<sup>1085</sup> Vgl. SCHÄDLER 2002, S. 58.

<sup>1086</sup> Vgl. LEBENSHILFE LANDESVERBAND BERLIN 1975, S. 229.

<sup>1087</sup> 1967 eröffnete die Spastikerhilfe Berlin eine Kindertagesstätte und arbeitete ab 1970 mit drei Schulen für eine Beschulung zusammen. 1972 eröffneten sie ein Heim für eine Kurzzeitunterbringung. Die Spastikerhilfe ist ebenfalls ein von Eltern und Fachpersonen 1958 gegründeter Verein zu Förderung und Betreuung von Menschen mit cerebralen Bewegungsstörungen, Körper- und Mehrfachbehinderungen (vgl. SPASTIKERHILFE BERLIN E.V. 22.05.2015 u. vgl. SPASTIKERHILFE BERLIN E.V. 23.05.2015).

<sup>1088</sup> Vgl. HACHFELD 1968, S. 207.

<sup>1089</sup> Vgl. LEBENSHILFE FÜR MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG E.V., LANDESVERBAND BERLIN 2010, S. 19 u. S. 21.

<sup>1090</sup> Die Fernsehserie zeigt das Leben der Familie Zabel über einen Zeitraum von 20 Jahren. Herr und Frau Zabel sind Inhaber eines gutgehenden Milchladens. Frau Zabel ist zum zweiten Mal schwanger, als ihr Arzt die Diagnose für ihren Sohn Walter stellt: Mongolismus. Die Zabels mussten um die Bildung ihres Sohnes kämpfen. Die Hilfe für Walter nimmt viel Zeit ein. Frau Zabel konnte so nicht mehr im Familienbetrieb mitarbeiten. Herr Zabel musste daraufhin seinen Laden aufgeben. Sabine fühlte sich vernachlässigt. Personen in der Öffentlichkeit begegneten Walter mit Vorbehalten. Mit den

des“ Kind, wie damals Kinder mit Trisomie 21 genannt wurden. „Unser Walter“ prägte sich tief ins kollektive Gedächtnis ein. Trotz eines unregelmäßigen Sendetermins erreichte die Serie Einschaltquoten von bis zu 40% und erhielt Fernsehpreise. Betroffene Eltern bedankten sich beim ZDF, dass sie ihre Kinder nun nicht mehr verstecken mussten und andere sagten, sie könnten nun betroffene Eltern besser verstehen. Auf den Schulhöfen in der BRD entstanden neue Schimpfwörter wie „Du Mongo“, „Du Walter“ oder „Du Zabel“.<sup>1091</sup>

### ***Zurück zu Paul KAUFMANN***

Bei den Eltern seiner Frau ist Paula akzeptiert. Seine Mutter hingegen sieht die Behinderung der Tochter als „die STRAFE vom lieben GOTT, EIN KIND HÄTTE VOLLKOMMEN gereicht“<sup>1092</sup>. Es zeigt sich, dass mit der Geburt des zweiten Kindes mit hoher Wahrscheinlichkeit Spannungen in der Familie zwischen ihm und seiner Mutter entstanden waren und die junge Familie wahrscheinlich auf relativ wenig praktische Unterstützung hoffen konnte. So stehen sie als junge Familie mit dieser Aufgabe relativ isoliert von familiärer Unterstützung da.<sup>1093</sup> Unmittelbar nach der Geburt wird bei Paula eine lebensnotwendige Operation durchgeführt. In der Folgezeit gibt es weitere Operationen. Im Interview sagt Paul KAUFMANN:

IP: „[...] IST NICHT LEBENSFÄHIG zur WELT GEKOMM. musste im Klinikum erst zum LEBEN operiert werden GANZ gegen meinen WILLEN, (--) ABER da ich dann erfahren hatte dass man dass die operation trotzdem durchgeführt wird auch äh GEGEN meinen WILLEN, hab ich dann also oder meine FRAU und ICH, wir haben ZUGESTIMMT.“<sup>1094</sup> Im Interview sagt er weiter „[...] na ja und denn ham wa schon in der f a m i l i e so KONTAKT aufgenommen - wir ham mal GEGUCKT wo wa so das KIND unterbringen wolln.>> also ich wollts auf KEINEN FALL zu HAUSE haben, <<l: mhm>> und zwar aus dem ganz einfachen GRUNDE, ich hab jesacht ich MUSS für das behinderte kind so viel ZEIT aufwenden, das geht zu LASTEN des GESUNDEN. und DAS seh ich einfach nicht ein.“<sup>1095</sup>

Die junge Familie KAUFMANN steht mit der Geburt von Paula vor einer Situation, in welcher sie nicht auf die Erfahrung aus der Familie zurückgreifen kann. An diesem Ausschnitt zeigt sich erstens, dass Paul KAUFMANN den inneren Wunsch verspürte, dass seine Tochter vor oder kurz nach der Geburt stirbt. Er lehnt die Behinderung und damit sie ab; vielleicht, weil die Situation mit einem behinderten Kind ihn verunsichert; zweitens, dass das Klinikpersonal ihn gefühlt übergeht in seinen Gefühlen und in seiner Situation. Er nimmt die damalige Situation als passiv Handelnder wahr. Es wirkt sehr sachlich und distanziert. Erst als seine Familien (-netzwerke) in die Situation trotz Spannungen eingebunden sind, wird er aktiv. Drittens hat er Angst, dass er für seinen Sohn Karl in Zukunft zu wenig Zeit

---

Jahren lernte Familie Zabel, mit diesen Situationen umzugehen. Eine große Unterstützung wurde Walters Onkel, welcher in einem Wohnheim seinen Zivildienst leistete, anschließend Medizin studierte und sich auf Kinder mit Behinderung spezialisierte. Die Serie endete, als Walter 21 Jahre alt war (vgl. SCHUBERT 2006).

<sup>1091</sup> Vgl. BÖCKEM 1999, S. 107ff.

<sup>1092</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 1103-1104.

<sup>1093</sup> Zur Bedeutung der Familie als Ort der Unterstützung siehe Kap. 1.4.

<sup>1094</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 14-20.

<sup>1095</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 35-39.

haben würde und dieser zu kurz kommt bzw. er selbst sein Studium leiden könnte. An dieser Stelle kann gemutmaßt werden, dass Herr KAUFMANN als Kind vielleicht das Gefühl hatte, zu kurz zu kommen, und dass das seinem Sohn nicht passieren soll. An dieser Argumentation wird eine Versachlichung und Distanzierung deutlich, welche mit einer Theorie der Kosten-Nutzen-Abwägung und dem Risiko für die Familie unterlegt ist. Er sieht damals wahrscheinlich die von ihm angestrebte und (eventuell von seiner Familie) erwartete gesellschaftliche Position (Status Quo) seiner Herkunftsfamilie gefährdet bzw. nicht erreichbar.<sup>1096</sup> Eine andere Möglichkeit wäre gewesen: Paul KAUFMANN hätte sein Studium aufgeben, in seinem erlernten Beruf als Elektromechaniker arbeiten können und seine Frau hätte die Betreuung übernehmen können. Sowohl die nicht vorhandenen Betreuungsangebote und -strukturen (z.B. Kitabetreuung) der Behindertenhilfe in Berlin zur damaligen Zeit als auch die nicht verfügbare Unterstützungsmöglichkeit und der -wille durch die Familie fehlen. Hinzu kommt noch seine eigene Erfahrung, da er in seiner Kindheit und frühen Jugendzeit bei seinen Großeltern und kaum bei seiner Mutter aufgewachsen ist. Vor diesem Hintergrund und den Erfahrungen entscheidet die Familie, dass Paula außerhalb betreut werden soll. Wie am oberen Zitat von Wolfgang GÜNTHER deutlich wird, stehen die Mutter und ihre Bedürfnisse in Bezug auf die Kinder mit Behinderung im Vordergrund, sodass er als Vater mit seinen Gefühlen als auch mit seinen Bedürfnissen in dieser Zeit eine Nebenrolle einnimmt. In dieser Situation nutzt die Familie zwei ihrer bekannten Strategien, mit den Begebenheiten umzugehen. Erstens suchen sie eine Betreuung außerhalb der Familie, gleichartig wie bei Herrn KAUFMANN in seiner Kindheit- und Jugend, mit ähnlichen Argumenten für die Entscheidung. Paula nimmt somit die Rolle ein, die er selbst als Kind innehatte, nur dass die Großeltern nicht zur Verfügung stehen. Zudem hat Paul KAUFMANN an die Kindheit bei seinen Großeltern schöne Erinnerung. Zweitens nutzen sie bei der Suche nach einem Wohnplatz außerhalb der Familie ihre Netzwerke.

IP: „NA JA dis hat sich gar nicht so einfach einge/äh äh angelassen, da mussten wa denn mal die VITAMIN B in anspruch nehmen, und VITAMIN B hat uns SOFORT einen PLATZ an ERSTER STELLE [...]“<sup>1097</sup>

Er deutet hier an, dass es zu dieser Zeit nicht einfach ist, einen Wohnheimplatz für seine Tochter zu finden. So ermittelt das Evangelische Jugend – und Fürsorge – Werk 1966, 6 Jahre vor der Geburt von Paula, dass ca. 300 stationäre Plätze für Kinder mit Behinderung in Berlin fehlen.<sup>1098</sup> 1968 stellt der Vorsitzende des West-Berliner Vereins „Lebenshilfe für das geistig Behinderte Kind e.V.“ aus seiner Beratungstätigkeit bezüglich der Bemühung um einen stationären Platz fest, dass durch die „Überfüllung der Heime sowohl in der Bundesrepublik als auch in Westberlin so oft scheitert oder doch häufig lange Wartezeiten erfordert“.<sup>1099</sup> Des Weiteren merkt er an, dass es keine kurzzeitigen Unterbrin-

---

<sup>1096</sup> Ähnlich wie bei der Familie Zabel aus der Serie „Unser Walter“ (siehe oben).

<sup>1097</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 40-42.

<sup>1098</sup> Vgl. STEGLITZER ANZEIGER 1966, S. 9.

<sup>1099</sup> HACHFELD 1968, S. 209.

gungsmöglichkeiten gibt, wenn die Mutter in den Urlaub bzw. ins Krankenhaus muss.<sup>1100</sup> Wie Paul KAUFMANN oben im Interviewausschnitt erwähnt, finden sie schnell einen vorderen Platz auf der Warteliste mit Hilfe von seinen familialen Netzwerken. Eine Strategie welche auch Sein Großvater und seine Mutter nutzten.<sup>1101</sup> Er und seine Familie nutzen die „Stärke von schwachen Bindungen“<sup>1102</sup> Es folgt ein Krankenhausaufenthalt, welcher von weiteren Operationen und dem Warten auf einen Einzug ins Wohnheim für Paula geprägt ist. Paul Kaufmanns familiäres Umfeld unterstützt ihn diesbezüglich in dieser Zeit, zudem erfährt er eine Bestärkung von der Leiterin des evangelischen Heimes, wo Paula in Zukunft wohnen soll.

IP: „[...] dann warn wa bei schwester JOSEPHINE und schwester JOSEPHINE die war ganz meiner MEINUNG hat sacht, das war TOLL dass se das so GEMACHT ham, und wenn das/ wenn PAULA aus dem KRANKENHAUS entlassen wird, dann kann se gleich hier zu uns ins HEIM und SIE kümmern sich mal um ihr GESUNDES KIND da ham se JENUCH zu tun.“<sup>1103</sup>

Er fühlt sich von ihr bestärkt und verstanden, sie nimmt ihn in seiner Situation war. Trotz dieser Bestärkung sagt er zu dieser Zeit:

IP: „[...] das war ne relativ SCHWIERIGE zeit, w e i l (---) n a t ü r l i c h in der GESELLSCHAFT äh eltern die ihr kind ablehnen natürlich kein tolles ANSEHEN haben. und äh da kamen so etliche (-) LEUTE, die uns äh erklären wollten wie toll des is wenn man behindertes KIND HAT, (--) äh das war natürlich äh war überhaupt nich/ ham wa KURZEN PROZESS gemacht die uns selber bedrängten<<klopft auf den Tisch>>HIER ist die TÜR TSCHÜß. und des hat nachher/ also ich meine wenn äh meine situation KENN ich ja und MUSS mich ja da nich äh von annern leuten BELEHRN lassen [...]“<sup>1104</sup>

Paul KAUFMANN erlebt, wie außenstehende Menschen versuchen ihn umzustimmen; seine Frau und er fühlen sich u.a. bei Krankenhausbesuchen von Paula durch das Krankenhauspersonal abgelehnt und stigmatisiert.

IP: „[...] na und DENN gabs natürlich äh die die SCHWESTERNSCHAFT die war SEHR ENGAGIERT, da gabs sogar so EINE schwester die äh wollte paula ADOPTIERN, oder hat gefragt/ da ging jedenfalls GERÜCHT rum. also wie wie wie weit dis dis äh das da voran gegangen ist WEIß ich nicht. aber zumindestens äh is uns die ganze SCHWESTERNSCHAFT also SEHR BÖSE immer gegenüber getreten. also zu uns MIR - meiner frau weil dis kann ich so schlecht beurteilen, weil es / wir sind ja SELTEN ZUSAMMEN gegangen sondern immer ABWECHSELND mal der eine mal der andere <<l: mhm>>. (-) wobei ich SELTENER gegangen bin. weil ich das (-) ja äh man/ KIND war ja denn so inkurbator drin und tausend schläuchen und so konnt man sowieso nicht so ein-

<sup>1100</sup> Vgl. ebd.

<sup>1101</sup> Vgl. z.B. Kap. 4.1.2.2 und Kap. 4.1.2.3.

<sup>1102</sup> Die Strategie aus der „Netzwerktheorie“, welche in der Dissertationsschrift von Mark GRANOVETTERS „Getting a Job“ (1974) zur beruflichen Stellensuche angewandt wird, ist eine bedeutende Strategie, um Informationen zu erlangen. Mark GRANOVETTER beobachtete, dass bei der Arbeitsplatzsuche Netzwerke mit schwachen Bindungen wichtig sind. Und kommt so zu seiner These von der „Stärke von schwachen Bindungen“. Diese Netzwerkeform hat den Vorteil von flüchtigen Beziehungen und somit stehen vielen Ansprechpartnern zur Verfügung. (vgl. BECKERT 2005, S. 292f.).

<sup>1103</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 43-47.

<sup>1104</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 26-32.



fach ma so GUCKEN - sondern vielleicht mal STREICHELN und das wars denn. <<klopft auf den Tisch>> also dis da war ja nichts.“<sup>1105</sup>

Er kämpft in dieser Zeit um die Freiheit seiner Familie, gegen den äußeren Druck und die Moralisierung („Annahmepostulat“<sup>1106</sup>). Er fühlt sich unverstanden, dass sein Kind nicht in der Familie aufwachsen soll. Sie versuchen, sich gegen die Moralisierung ihres Handelns durch Außenstehende abzugrenzen und zu wehren. Es zeichnete sich aus diesen letzten Interviewausschnitten ab, dass er über den Zeitpunkt der Hilfe und über hilfe anbietende Personen selbst entscheiden will. Er muss den ersten Schritt gehen, alles andere empfindet er als Bevormundung und Fremdbestimmung. Das hat er schon als Kind häufig erlebt. Er erfährt mit seiner Position sowohl Zustimmung als auch ablehnende Bewertung seiner Person. Er nimmt war, dass diese Entscheidung moralisiert wird. Er fürchtet und erlebt den Verlust von Anerkennung seiner Person aber auch seiner Familie aufgrund dieser Entscheidung und steht damit im Spannungsfeld. Zudem deutet er an, dass er mit der Situation seiner Tochter im Krankenhaus schwer umgehen kann, er wirkt ein Stück überfordert und kann nur passiv zuschauen. Zudem deutet er an, dass er evtl. mit seiner Frau nicht über ihre Gefühle gesprochen hat. So weiß er nicht, welche Erfahrungen seine Frau im Krankenhaus mit Paula und dem Personal macht, evtl. aus Angst, dass die Gefühle ihn überwältigen oder umstimmen. Es stellt sich die Frage, ob seine Frau ihn „umstimmen“ kann. Bedeutet die Umstimmung für ihn einen Kontrollverlust, fürchtet er Konsequenzen? Meidet er deshalb, über Gefühle zuzusprechen?

Ende 1974 wird sein jüngster Sohn Hendrik geboren. Sein Zweitname ist Paul. Während der Schwangerschaft machen sie eine Früherkennungsuntersuchung, welche mit Komplikationen verbunden ist. Dieses zeigt ihre Angst, ein weiteres Kind mit Behinderung zu kommen.

Anfang 1975 kann Paula nach einer „Verzögerungstaktik der Klinik“, wie Herr KAUFMANN sagt, nach zwei Jahren Krankenhaus in ein konfessionelles Wohnheim für Kinder mit Behinderung, unweit des Hauses von Familie KAUFMANN, ziehen. Am Wohnheim wurde kurz zuvor ein Therapiebau fertig gestellt mit Schwimm- und Planschbecken, Bewegungsraum, Ergotherapie und Logopädie sowie Musiktherapie. Angegliedert ist des Weiteren eine Schule für Menschen mit Behinderung. In dieser Einrichtung arbeiten Ärzte, Heilpädagogen, Erzieher und Sozialtherapeuten. KAUFMANNs holen ihre Tochter alle 14 Tage an den Wochenenden zu sich. Leute auf der Straße drehen sich nach ihnen um, wenn sie mit Paula in der Öffentlichkeit unterwegs sind.

Er und seine Frau kümmern sich je um einen der beiden Söhne besonders; jeder hat „sein Kind“.

IP: „[...] weil ich ja noch STUDIERT hatte, hatte ja ZEIT. und mit der FOLGE NATÜRLICH wenn irgendwo NOT war - rief der SOHN nicht MAMI sondern PAPI. <<lacht>> <<I: mhm>> DA

---

<sup>1105</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 47-57.

<sup>1106</sup> In den 1980er Jahren kam es in der Frühförderung unter Fachleuten zu einer intensiven Diskussion, dass Eltern ihr Kind mit Behinderung annehmen müssten. Bei den Eltern konnte dies zu Druck führen, auch wenn sie sachlich kritisch gegenüber Einrichtungen der Behindertenhilfe oder dem Handeln von Fachleuten standen. Es wurde ihnen der Vorwurf gemacht, sie hätten die Behinderung ihres Kindes nicht angenommen (vgl. LINDMEIER/FEURER 2011, S. 124).

hatte meine FRAU SEHR mit zu KÄMPFEN. und da ham wa denn BESCHLOSSEN, das DRITTE KIND gehört IHR GANZ ALLEINE. <<lacht>> <<l: mhm>> was wir dann auch DURCHGEFÜHRT haben. also s das is äh also sie wollte auch EIN kind für SICH haben. also dis - dass der KARL SO äh der ÄLTESTE also SO zu MIR äh sich gezwungen fühlte.“<sup>1107</sup>

Hier wird die Gleichberechtigung in der Partnerschaft deutlich. Sie machen Familienurlaub mit dem Zelt an den Berliner Seen auf dem Gelände des Segelclubs, in welchem er weiter Mitglied ist. In dieser Zeit arbeitet seine Frau weiterhin als Zahntechnikerin bei einem Zahnarzt. 1977, im Alter von 33 Jahren, schließt Paul KAUFMANN nach 8 Jahren sein Studium als Dipl. Betriebswirt ab. Er arbeitet in der Folge als Finanzberater. Damit ist er mit seiner Familie selbstständig und seine junge Familie KAUFMANN hat den angestrebten familientraditionalen Status Quo erreicht.

### ***Zwischenfazit: Beruflichen Aufstieges und der Familiengründung***

Nach einer handwerklichen Ausbildung holt Paul KAUFMANN über den zweiten Bildungsweg das Abitur nach. Anschließend beginnt er ein Wirtschaftsstudium in Berlin und heiratet eine Frau aus dem gehobenen Bürgertum. Sie kaufen ein Mehrparteienmietshaus. Es ist für ihn eine Zeit, in der er sich an den Familientraditionen seiner Herkunftsfamilie orientiert und die bekannten und vertrauten Wege beschreitet, obgleich eine kritische gesellschaftliche Auseinandersetzung mit der Elterngeneration in dieser Zeit stattfindet. An der Namensgebung der Kinder wird ebenfalls eine Orientierung an der Familie sichtbar. Seine Frau gibt ihm in dieser Zeit Sinn, Orientierung und Stabilität, gerade nach der Erfahrung der Haftzeit. So kann er seinen Bildungsweg zielstrebig voran führen. Dabei ist sein Weg in die familiäre wie berufliche Selbstständigkeit ein Prozess, welcher im Alter von ungefähr 20 Jahren beginnt und mit 34 Jahren abgeschlossen ist. Er und seine Frau bekommen in dieser Lebensphase, des Aufbaus des traditionellen Status Quo der Herkunftsfamilie, drei Kinder: zwei Söhne und eine Tochter, Paula. Kurz nach der Geburt wird bei Paula das Down-Syndrom diagnostiziert und eine lebenswichtige Operation durchgeführt. Mit dem Phänomen der Behinderung haben sie in der Familie keine Erfahrung. Sie bzw. Herr KAUFMANN können innerlich nicht mit der Behinderung der Tochter umgehen und distanzieren sich. Von Seiten seiner Mutter erfahren sie keine Unterstützung und können auch nicht auf eigene Familienerfahrungen diesbezüglich zurückgreifen. Durch die Insellage von Westberlin ist eine praktische Unterstützung durch andere Familienmitglieder nicht möglich. Die Unterstützungs- und Angebotsstruktur der Behindertenhilfelandchaft in Berlin ermöglicht keine bis kaum gemeindenähe Hilfe in der Familie. So entscheiden sie, für Paula einen Platz in einem stationären Wohnheim zu suchen, und bekommen einen der raren Plätze in Berlin in einem Wohnheim für Kinder mit Behinderung mit Hilfe von Beziehungen. Die Entscheidung ist eine aus Angst und Unsicherheit (Risiko des Nicht-Ereichens des Status Quo) um die eigene Zukunft getragene Kosten-Nutzen-Abwägung. Der eingeschlagene Ausbildungsweg wird somit nicht unterbrochen. Für diese Entscheidung erhalten sie Bestärkung aber gleichzeitig auch viel Ablehnung von Außenstehenden. Es

---

<sup>1107</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 787-793.

kommen zwei bekannte Handlungsstrategien der Familie zum Tragen: Sie nutzen Netzwerke bei der Suche nach einer außerfamiliären Wohnmöglichkeit und eine Betreuung von Paula außerhalb der Herkunftsfamilie. Handlungen seiner Mutter, die Herr KAUFMANN aus seiner Kindheit und Jugendzeit kennt, wiederholen sich damit in seiner eigenen Familie. Er erlebt in dieser Zeit, dass seine Gefühle und Bedürfnisse von Außenstehenden teilweise nicht ernstgenommen werden, er abgelehnt und über ihn hinweg entschieden wird – er fühlt sich als Kind behandelt.

#### 4.1.2.5 Familienleben

Nach seinem Studienabschluss beginnt für die Familie eine beständige Zeit, in der sich die Familie KAUFMANN in den angestrebten bürgerlichen Gesellschaftskreisen integrieren und etablieren kann – die Familie ist angekommen und führt die Tradition fort. Ein entscheidender Baustein dafür ist die Berufswahl von Herrn KAUFMANN, welche ihm wie schon seinen Eltern und Großeltern die Tür zu Entscheidungsträgern öffnet und somit die Familie schützen kann. 1982 legt er die Prüfung als staatlich geprüfter Bilanzbuchhalter ab und macht sich mit seiner Finanz-, Vermögensberatungs- und Bilanzierungskanzlei selbstständig. Seine Frau arbeitet mit in der Kanzlei und macht Urlaubsvertretungen bei ihrem ehemaligen Zahnarzt. Sie sind somit nicht mehr auf ihren Verdienst angewiesen.<sup>1108</sup> Sie wählen das klassische bürgerliche familiäre Rollenbild der Kleinfamilie (Vater, Mutter und Kinder) und übernehmen damit das Familienbild seiner Großeltern. Die Einzige familienstrukturelle Veränderung ist, dass Frau KAUFMANN stundenweise arbeitet. Damit integrieren sie die Erfahrung und Rolle seiner Mutter als berufstätige Frau. Sie soll, wie er sagt, nicht ihren Beruf aufgeben

IP: „[...] w e i l ich äh wollt/ WENN WIR mal was PASSIERT wär, sie hätte meine/ mit meinem BERUF nichts anfangen könn. und DA hab ich jesacht wenn MIR was PASSIEREN SOLLTE, denn KANNSTE ja immer wieder in dein BERUF EINSTEIGEN - und damit de nicht aus der ROUTINE kommst - kannst ja mal/hat se URLAUBS-VERTRETUNG jemacht oder SCHWANGER -SCHAFTSVERTRETUNG und so.“<sup>1109</sup>

Bei diesen Abwägungen könnten seine Erfahrungen mit den Folgen des Todes seines Vaters durchaus eine Rolle spielen.<sup>1110</sup>

Die Mietshäuser wie auch die Finanzberatungs- und Bilanzierungskanzlei bilden (nun schon mindestens in der dritten Generation) das Rückgrat der Familie KAUFMANN und sichern in der Folge ihre gesellschaftliche Stellung.

IP: „[...] na ja hab ich so da äh denn sogar n bisschen FREUDE gewonnen an dem BERUF, weil man ja VIEL mit MENSCHEN zu tun hat den man HELFEN kann, und äh is auch NATÜRLICH ja man erfährt SEHR viel, ma/manchmal MEHR vielmehr als einem LIEB ist,

---

<sup>1108</sup> Vgl. Interview Paul KAUFMANN, Zeile 1047ff.

<sup>1109</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 1049-1054.

<sup>1110</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.2.

weil man natürlich och verhältnisse müssen ja OFFENGELEGT werden - was da alles LÄUFT.“<sup>1111</sup>

An dieser Aussage zeigt sich, dass die Berufsentscheidung eine pragmatische Entscheidung war und nicht seine Wünsche im Vordergrund standen. Seine berufliche Tätigkeit ist zuallererst Mittel zum Zweck und Familientradition. Herr KAUFMANN muss zum Teil um seine Motivation kämpfen. Durch sein „Helfen“ im Beruf ist er anerkannt in seinem Umfeld. Wenn er sich um seine Tochter mit Behinderung kümmert, ist die Anerkennung aus seinem Umfeld ungewiss. Zudem besteht die Gefahr der Ausgrenzung, da er nicht beruflich „helfen“ kann. Doch er erkämpft sich so auch Freiheit für sich. Diesen Kampf um Freiheit kennt er aus seiner Jugend – er wurde damals immer wieder mit Grenzen konfrontiert und musste Erwartungen erfüllen. Andere Freiräume erfährt er im Freizeitbereich – seine Frau und er sind aktiv im Tanzsportverein. Tanzen ist ein partnerschaftlicher Sport: Ein Paar muss eine Einheit bilden und sich abstimmen, der Mann führt und die Frau folgt. Es wird gelernt, sich zu präsentieren. Obwohl es Kraft kostet, soll es leicht aussehen. Viel Wert wird auf Etikette, Aussehen und strenge Regeln gelegt – eine Abstrahierung zum Leben Paul KAUFMANNs. Tanzen bedeutet Zeit zu zweit ohne Kinder in gut bürgerlichen Kreisen. Herr KAUFMANN ist weiterhin Mitglied im Segelclub, betreibt den Sport jedoch nicht aktiv. Sie fahren regelmäßig nach Liechtenstein zum Wintersport: immer in dieselbe Skihütte – das sind vertraute Rückzugspunkte und Freiräume für ihn zusammen mit seiner Frau. Die Kontakte nach Liechtenstein machen ihn beruflich zu einer interessanten/besonderen „Persönlichkeit“ in seinem Netzwerk. Aufgrund seiner Position kann er Personen aus seinem Umfeld unterstützen, die ihm neue Kontakte und Geschäftsbeziehungen ermöglichen und Türen öffnen. Es ist ein Geben und Nehmen. Seine Freizeitgestaltung und die berufliche Tätigkeit sind untrennbar verbunden, bestärken und bedingen sich gegenseitig. Es geht der Familie wirtschaftlich gut und Herr KAUFMANN ist anerkannt, beruflich wie privat. Er ist befreundet mit Ärzten, Leitungspersonen und Politikern bis hin zur Europäischen Union – eine Netzwerkstruktur, die der seines Großvaters sehr ähnelt. Er und seine Frau bilden dabei ein Team und sind „Seelenverwandte“, nicht nur auf dem Tanzparkett.

Beide Söhne gehen in der Folge auf das Gymnasium und Paula besucht die dem Wohnheim angegliederte Schule für Menschen mit geistiger Behinderung. Sein Sohn Karl lässt sich auf eigenen Wunsch mit 16 Jahren konfirmieren. Karl entwickelt zu seiner Schwester Paula nach Herrn KAUFMANNs Angaben zufolge, ein besonderes Verhältnis.

IP: „ÄLTESTE sich noch SO um seine SCHWESTER kümmert. das find ich eigentlich TOLL. <<I: mhm>> das der dis MACHT aber der war FRÜHER schon so.“<sup>1112</sup>

Im Rahmen des Konfirmandenunterrichts kümmert sich Karl um ein junges Mädchen mit Behinderung aus dem Wohnheim seiner Schwester. Mit dem Wörtchen „eigentlich“ könnte dahinter stehen:

---

<sup>1111</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 956-960.

<sup>1112</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 965-966.

„ich würde das auch gern so machen – der Karl hilft, ich mag es ja auch Menschen zu helfen...“. Helfen als Idealwert: dafür bekommt Karl eventuell auch Anerkennung. Karl hält damit seinen Eltern, auch seinem Vater, einen Spiegel vor – eventuell verbunden mit Schuldgefühlen<sup>1113</sup> Karls gegenüber seiner Schwester. Zudem erwähnt er, dass sein Sohn Karl ihn und seine Frau mit Idealwerten in dieser Zeit konfrontiert.

IP: „[...] aber der ÄLTESTE, da hab ich manchmal gedacht WOW. ja? <<klatscht in die Hände>> WIE kannst du so RADIKAL sein. <<I: mhm>> und dann KLAR hat er seine KLASSENkam/ äh klassenkameraden äh alle BESCHIMPFT, die sich haben KONFORMIEREN lassen und denn nur wegen der GESCHENKE. nich“<sup>1114</sup>

Im Nachgespräch des Interviews vergleicht Herr KAUFMANN sein Verständnis von Erziehung mit einer Tierweide. Im vorgegebenen Raum können sie sich frei bewegen, die Kinder müssen sich nur an die von außen gegebenen Grenzen halten. So sind die Kinderzimmer Räume für Kinder, in die er sich nicht eingemischt hat. Da war es ihm auch egal wie sie aussehen. Die gemeinsamen Urlaube mit seiner Frau ohne Kinder während der Schulzeit können demzufolge aus zwei Perspektiven betrachtet werden aus der: aus der Elternperspektive als Freiheit (die Eltern ohne Kinder) oder aus Kinderperspektive als Desinteresse der Eltern an ihren Kindern: also eine Handlung, aber zwei Lebensperspektiven. Dies macht er u.a. an folgender Stelle am Beispiel im Interview deutlich:

IP: „[...] wir ham die kinder nicht TAUFEN lassen, weil ich gesagt hab also man MUSS nicht GLEICH von vornherein die KINDER auf irgend ne RELIGION festlegen, könnse nachher SELBER entscheiden wenn se GROß sind. und da als es soweit war hat der och äh KARL n SEHR NETTEN äh JUGENDPFARRER kennengelernt, und hat gesagt ja also JETZT will ich - mich doch KONFORMIEREN lassen.“<sup>1115</sup>

Er legt Wert auf die freie Entscheidung, die er jetzt im Vergleich zu früher hat. In schwierigen Momenten haben die KAUFMANNs sich mit Bekannten in ähnlichen Situationen über Erziehung ausgetauscht und Bestärkung gesucht. 1990 schließt Karl das Gymnasium mit dem Abitur ab und beginnt anschließend eine Banklehre in London.

IP: „[...] denn ne LEHRE gemacht, bei ner britischen BANK, weil ich jesacht habe - STUDIUM finanzier ich euch NUR, wenn ihr vorher ne BERUFSAUBILDUNG absolviert habt.“<sup>1116</sup>

„Sein Sohn“, wie er ihn nennt, zieht damit aus der Familie aus und schlägt den Weg der Familientradition ein, trennt sich damit räumlich von seinen Eltern und grenzt sich ab. Sein jüngster Sohn Hendrik erlernt in dieser Zeit im Segelclub seines Vaters den Segelsport. Trotz der zuvor genannten Freiräume gibt es in der Familie klare Rahmen, Grenzen und Erwartungen, wie am Thema Berufsausbildung deutlich wird. Die beiden Söhne kämpfen ebenfalls an den vorgegeben Grenzen

---

<sup>1113</sup> Schuldgefühle im Sinne: „Damit es mir gut gehen kann, wohnst du im Heim“.

<sup>1114</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 983-987.

<sup>1115</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 967-971.

<sup>1116</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 939-941.

und Vorstellungen der Familie wie Herr KAUFMANN damals. Nur eines ist anders: Die Grenzen selbst haben sich verändert und sind an Herrn KAUFMANNs damaligen Wünschen orientiert.

Herr KAUFMANN wird spätestens in dieser Zeit in einer DDR-Ausstellung mit seinem Gefängnisaufenthalt konfrontiert und seine Erlebnisse holen ihn wieder ein, er bricht beim Anblick von Gefangenenumkleidung zusammen.<sup>1117</sup>

Durch kleine, an die traumatische Situation gebundene Details wie Worte, Orte oder Gegenstände können sogenannte Trigger – Fragmente von traumatischen Erinnerungen – ausgelöst werden. Dies kann auch im Laufe eines Erzählprozesses geschehen.<sup>1118</sup>

### **Exkurs: Spätfolgen von politischen DDR-Häftlingen**

Für viele Häftlinge ist mit der Entlassung aus dem Gefängnis dieses Kapitel ihrer Lebensgeschichte nicht beendet. Dieses Ereignis in ihrem Leben hat bis heute psychische Folgen hinterlassen. So haben u.a. die beiden Forscher Andreas MAERCKER<sup>1119</sup> von der Universität Zürich und Matthias SCHÜTZWOHL von der TU Dresden Mitte der 1990er Jahre 146 ehemalige politische Häftlinge des MfS untersucht. Von ihnen hatten die meisten (95%) traumatische Erfahrungen während der Haft angegeben. Bei 29% der ehemaligen politischen Häftlinge stellten die Forscher in ihrer Untersuchung eine posttraumatische Belastungsstörung (PTBS)<sup>1120</sup> fest. Hinzu kam, dass viele ehemalige Häftlinge unter sozialen Phobien litten und häufiger von Suchtmitteln abhängig waren.<sup>1121</sup> Im Jahre 2008 gelang es den Forschern, einen Großteil der damals untersuchten Häftlinge noch einmal zu untersuchen. Unter ihnen

<sup>1117</sup> Beispielsweise bei Fahrten aus Westberlin z.B. nach Liechtenstein zu seinen Schwiegereltern oder zu seiner Großmutter väterlicherseits (welche inzwischen in Bonn leben) könnte es Erinnerungen an die Festnahme gegeben haben. Zudem war er höchstwahrscheinlich als ehemaliger Häftling der DDR bei der Grenzpolizei erfasst (vgl. THIMM 2011, S. 193). Er könnte auch diese Situationen vermieden haben, in dem er geflogen ist (vgl. ebd., S. 189ff.).

<sup>1118</sup> Vgl. LOCH 2008.

<sup>1119</sup> Anfang der 1990er Jahre gab es eine Forschung an der Freien Universität Berlin über die Folgen für politische Häftlinge in der DDR (vgl. DENIS/PRIEBE 1995, S. 1).

<sup>1120</sup> Unter einer PTBS wird verstanden:

*„Die Posttraumatische Belastungsstörung ist eine mögliche Folgeereaktion eines oder mehrerer traumatischer Ereignisse (wie z.B. Erleben von körperlicher und sexualisierter Gewalt, auch in der Kindheit (sogenannter sexueller Mißbrauch), Vergewaltigung, gewalttätige Angriffe auf die eigene Person, Entführung, Geiselnahme, Terroranschlag, Krieg, Kriegsgefangenschaft, politische Haft, Folterung, Gefangenschaft in einem Konzentrationslager, Natur- oder durch Menschen verursachte Katastrophen, Unfälle oder die Diagnose einer lebensbedrohlichen Krankheit), die an der eigenen Person, aber auch an fremden Personen erlebt werden können. In vielen Fällen kommt es zum Gefühl von Hilflosigkeit und durch das traumatische Erleben zu einer Erschütterung des Selbst- und Weltverständnisses.*

*Das syndromale Störungsbild ist geprägt durch:*

- ◆ *sich aufdrängende, belastende Gedanken und Erinnerungen an das Trauma (Intrusionen) oder Erinnerungslücken (Bilder, Alpträume, Flashbacks, partielle Amnesie),*
- ◆ *Übererregungssymptome (Schlafstörungen, Schreckhaftigkeit, vermehrte Reizbarkeit, Affektintoleranz, Konzentrationsstörungen)*
- ◆ *Vermeidungsverhalten (Vermeidung traumaassoziierter Stimuli)*
- ◆ *emotionale Taubheit (allgemeiner Rückzug, Interesseverlust, innere Teilnahmslosigkeit) und*
- ◆ *im Kindesalter teilweise veränderte Symptomausprägungen (z.B. wiederholtes Durchspielen des traumatischen Erlebens, Verhaltensauffälligkeiten, z.T. aggressive Verhaltensmuster)“* (FLATTEN U.A. 2011, S. 3).

Die Symptomatik einer PTBS kann sowohl unmittelbar als auch verzögert (mehrjährig) nach der traumatischen Ereignis (verzögerte PTBS) auftreten. Die Entomologie ist abhängig von der Art des Traumas, so liegt sie z.B. bei 50% bei Kriegs-, Vertreibungs- und Folteropfern (vgl. ebd.).

<sup>1121</sup> Vgl. MAERCKER/GÄBLER/SCHÜTZWOHL 2013, S. 72 u. vgl. MAERCKER/SCHÜTZWOHL 2012, S. 1ff.

waren 15 Frauen und 87 Männer. Das Durchschnittsalter der untersuchten Personen lag bei 65 Jahren. Diese Follow-up-Studie kam u.a. zu folgenden Ergebnissen:

- Bei einem Drittel der ehemals politisch Inhaftierten in der DDR diagnostizierten die Experten eine PTBS. Der Anteil lag damit nicht nur höher als 15 Jahre zuvor, sondern auch die Zusammensetzung der Erkrankten hatte sich verändert. Laut den Studienverfassern hatte 1994 nur etwa die Hälfte der heutigen PTBS-Patienten an der Störung gelitten. Bei anderen untersuchten Personen lag ein Rezidiv einer früheren Erkrankung vor. Wieder andere waren jedoch erstmals an einer PTBS erkrankt, d.h. sie verdrängten die PTPS. Dieses Phänomen ist ebenfalls bei älteren Studien an Kriegsgefangenen oder anderen Gewaltopfern zu beobachten gewesen. Der Anteil habe in diesen Studien ebenfalls bei etwa 7% gelegen.
- Andere psychische Störungen wie spezifische Phobien (Klaustrophobie) wurden seltener diagnostiziert. Ebenfalls nahm in den 15 Jahren die Zahl der Alkohol- oder Medikamentenabhängigen unter den ehemaligen DDR-Häftlingen ab.
- Des Weiteren wurden häufige psychische Störungen festgestellt. So stieg die Zahl der Personen mit akuten Depressionen um das Vierfache auf 41%. Es gibt Belege dafür, dass sie mit der Haft in Verbindung stehen.<sup>1122</sup>

Zu dem stellten sie fünf Verlaufstypen fest: chronischer<sup>1123</sup>, resilienter<sup>1124</sup>, remittierter<sup>1125</sup>, wechselnder und verzögerter Verlauf<sup>1126</sup>. Die Ergebnisse der Untersuchung zeigen, dass die psychischen Wunden der Haft bei politisch Inhaftierten in der DDR bis heute nicht verheilt sind und sie unter Spätfolgen leiden können. Dr. Andrea Hetzer schreibt über die Folgen der politischen Haft, dass die allermeisten Häftlinge ein existenzielles Misstrauen entwickelt haben, was mehr oder weniger langanhaltend ist und beim Kontakt mit anderen Personen eine Rolle spielt. Es kann ein Verlust von der „Leichtigkeit des Seins“ stattgefunden haben. Für Außenstehende sei ihre Situation meist nur ansatzweise verständlich und begreifbar. Dies kann das Gefühl von Verlassenheit in Bezug auf die Erlebnisse zur Folge haben. So können sie sich unverstanden und allein mit ihren Erlebnissen fühlen.<sup>1127</sup>

### **Zurück zu Paul KAUFMANN**

Dieses Unverständnis kann mit dazu beitragen, dass es Paul KAUFMANN schwerfällt, über dieses Erlebnis zu sprechen.<sup>1128</sup> Paul KAUFMANN sagt dazu teilweise weinend:

„I: wir warn mal HOHENSCHÖNHAUSEN ham wir uns ma angeguckt.  
IP: JA. <<lauter> ja aber dis is dis is >> <<weinend> man will ka/>> <<P10 weint>>  
I: aber man kann sich nich VORSTELLEN #wenn mans nich erlebt hat dis is einfach da#<sup>1129</sup>

<sup>1122</sup> Vgl. ÄRZTEBLATT 2012 u. vgl. MAERCKER/SCHÜTZWOHL 2012, S. 1ff.

<sup>1123</sup> Der chronische Verlauf trat (signifikant) bei Personen mit geringem Bildungsabschluss, mehreren traumatischen Erlebnissen und geringer sozialer Unterstützung auf (vgl. MAERCKER/SCHÜTZWOHL 2012, S. 4).

<sup>1124</sup> Der störungsfreie Verlaufstyp (Resilienz): Obwohl bei Betroffenen bei Untersuchungen eine PTSD diagnostiziert wurde, geben diese Personen an, immer psychisch gesund gewesen zu sein. Es ist der zweithäufigste Verlaufstyp (vgl. MAERCKER/SCHÜTZWOHL 2012, S. 4).

<sup>1125</sup> Der Genesungs-Verlaufstyp (Remission) tritt am häufigsten (signifikant) auf. Bei Betroffenen liegt die Haft schon sehr lang zurück (Stalin- oder Ulbricht-Ära) und sie hatten bereits bei der letzten Untersuchung relativ milde Störungen gezeigt (vgl. MAERCKER/SCHÜTZWOHL 2012, S. 4).

<sup>1126</sup> Dieser Verlauf trat (signifikant) häufiger bei Personen mit einem höheren Bildungsabschluss auf (vgl. MAERCKER/SCHÜTZWOHL 2012, S. 4).

<sup>1127</sup> Vgl. HERZ 2006, S. 217.

<sup>1128</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.4.

<sup>1129</sup> Symbol #...#: Gleichzeitige Sprechbeiträge (Überlappungen).

IP: „nee - nee dis kann man# sich EINFACH nicht vorstellen. es gibt bestimmt DINGE/ nich? und DIS is GENAUISO wenn ihre MUTTER ihnen ERKLÄRT da wie LIEBE is - oder wie schön JESCHLECHTSVERKEHR is. nich?“<sup>1130</sup>

Die Gefühle überrollen ihn im Interview, er hat sie nicht „im Griff“. Er versucht durch den Vergleich das Thema zu wechseln. Mit dem Erklären des Wortes „Liebe“, wechselt er zu etwas schönen. „Liebe“ die er bezüglich seiner Frau empfunden hat. Die Liebe zu seiner Frau als seinen Halt damals nach der Haft und heute beim Erzählen.

An zwei Erlebnissen aus seinem Leben stellt Paul KAUFMANN dar, dass die Gefängniserfahrung noch heute Folgen für ihn hat und ihn in seinem Handeln beeinflusst:

IP: „es gab mal äh KURZ nach der WENDE hier ähm <<schnalzen mit der zunge>> na wer isn jetzt da? wie der war/ wie von unserm ABGEORDENTENHAUS jetzt wie heißt der? bauler? (--) DA GABS ne GROßE äh DDR ausstellung. GABS ne GROßE äh DDR ausstellung. und da gabs auch so ne ABTEILUNG ebend ZUCHTHAUS. und da HINGN die KLAMOTTEN noch. und dis zog/ und da STANDEN so w WESTDEUTSCHES EHEPAAR, ich weiß noch ich kann mich JETZT noch dran erinnern. äh und o äh o und LUSTICH wie son BISSEL also fanden se - und dann HAB ich hab ihnen/ och zu ihnen ZUGEGANGEN und hab ihnen äh dis so ebend so versucht zu ERKLÄRN, das ist denn bei mir die NERVEN durchgegangen und denn NERVENZUSAMMENBRUCH jekricht. ich konnte nachher/ am ANFANG lief ich ganz ganz NORMAL und plötzlich auf einmal merkt ich denn und dis auch die wie so äh diese diese BELASTUNG ist HEUTE auch noch. also ich hab ja äh auch BEFREUNDETE ÄRZTE, ich hat doch/ich MUSSTE mal hier wegen meiner KNIEE ins KRANKENHAUS, da ham se mich ins EINZELZIMMER gelegt, ich musste SOFORTalso so äh sobald es mir n SECHSER besser ging, RAUS aus dem DING. da bekomm ich PLATZANGST. und ich habe auch in der SCHWEIZ - da hatt ich n SKIUNFALL, war auch/ also das ZIMMER war TRAUMHAFT eine GLASWAND und die ganze BERGWELT also es war SCHÖNER als im HOTEL, <<klopft auf den Tisch>> aber ich hab gesacht - ich GEHE jetzt äh auf EIGNE VERANTWORTUNG raus, weil (-) äh die wies EINGESPERRTSEIN dis "VERFOLGT mich bis HEUTE.“<sup>1131</sup>

So löst bei ihm die Gefängniserfahrung fast 30 Jahre nach seiner Haftentlassung, wie er es nennt, einen „Nervenzusammenbruch“ aus. Zudem ist es für ihn kaum erträglich, im Einzelzimmer zu liegen, er fühlt sich wie eingesperrt und bekommt Platzangst<sup>1132</sup> in geschlossenen Räumen ohne Fluchtmöglichkeit. Diese Ereignisse erinnern ihn wieder an seine Einzelhaft mit dem Gefühl von Verlassenheit, Einsamkeit, Bedrohlichkeit und Machtlosigkeit. Mit dem Wort „Klamotten“ nimmt er der Situation etwas von ihrer Bedeutung. Er deklariert die Häftlingskleidung sprachlich zu etwas Bedeutungslosem, was ihn jedoch noch heute beim Anblick gefangen nimmt. Zudem kann er über seine Erlebnisse in der Haft im Interview nicht reden. Seine Aussagen wirken bruchstückhaft, er bricht ab, fängt neu an, springt zum nächsten Thema und versucht, es auf eine sachliche Ebene zu heben – es wirkt verwirrend. Ulrike LOCH (2008) spricht bei dieser Art des Erzählens im Zusammenhang mit dissoziierten Lebenserfahrungen davon, dass sich traumatische Erlebnisse

---

<sup>1130</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 509-518.

<sup>1131</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 489-507.

<sup>1132</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.3.



„[...] als Spuren in narrativen Interviews ebenso wie ihre überlebenswichtigen Bewältigungsstrategien [manifestieren, T.S.]. Sprache wird somit im Interview wie auch in Alltagssituationen zum Ausdrucksfeld traumatischer Erfahrungen und ihrer Abwehrmechanismen bzw. Bearbeitungsstrategien.“<sup>1133</sup>

Diese Art des Sprechens (siehe auch die Passagen um die Haftzeit in Kap. 4.1.2.3) untermauert demnach die Hypothese, dass die Haftzeit eine traumatische Erfahrung darstellt. Ob es sich um eine diagnostizierte Posttraumatische Belastungsstörung handelt, lässt sich aus dem Material nicht abschließend feststellen<sup>1134</sup> – fest steht jedoch, dass diese risikoreiche Entscheidung und die damit verbundenen Erfahrungen ihn noch heute prägen und beeinflussen.

Herr KAUFMANN und seine Frau werden Mitglied im Elternbeirat des Wohnheimes der Tochter und versuchen, ihre Tochter zu unterstützen und gleichzeitig Ansehen sowie Anerkennung zu bekommen und zu bewahren. Im Wohnheim lernt Paula lebenspraktische Fähigkeiten. Die Eltern ermöglichen ihr, dass sie Klavier spielen lernt, gegen den teilweisen Widerstand von Fachkräften. Alle 14 Tage an den Wochenenden und in den Urlauben kommt die Tochter zu ihnen nach Hause. Paula spielt, seit sie im Wohnheim wohnt, in der Familie eher eine untergeordnete Rolle. Als ein Beleg hierfür kann folgende Gegebenheit und Erzählung um Herrn KAUFMANNs 50. Geburtstag herangezogen werden:

IP: „[...] zu meinem FÜNFZICHSTEN GEBURTSTAG is PAULA mal VERLOREN jegangen, da mussten wir denn/ ham wa hier die POLIZEI BVG und die S-BAHN und alle leute äh die im öffentlichen glei/ <<l: mhm>>/im öffentlichen BEREICH TÄTIG sind, die h a b e n wir angesprochen, nee nee hatte keiner die die tochter GEFUNDEN, na ja ham wa gesacht na ja GUT also bleibt einem ja nichts ÜBRIG ähm meinen geburtstag den könn wa jetzt nicht verschieben, und ob PAULA da ist oder NICHT DA ist oder nicht da ist - ändern könn was sowieso nicht, ham wa also KRÄFTIG meinen GEBURTSTAG gefeiert, warn in ner OPER, anschließend warn nachher nächsten tach im SPREEWALD, und MORGENS dann am am DRITTEN tach da klingelts in der FRÜH das telefon, ach nee nich ganz so früh nich. dis is äh aber doch schon na ja doch gegen also ve/ve/ vier HATTEN wir ne lange NACHT hinter uns, da rief dinn äh die ERZIEHER MORGENS um SECHS is die TOCHTER in GRÜNAU aufgegriffen worden. (--) na ja da hatte jemand jemand dann aber das muss man sich mal VORSTELLEN die ganzen TAGE drei tage is PAULA durch die STADT geirrt, OHNE dass sich ein MENSCH <<l: sich kümmert>> sich umjekehrt hat. oder mitn ERZIEHUNG, also dis war is och so blöde BETRIEBSPANNEN [...]“<sup>1135</sup>

Nun kann der Leser bzw. die Leserin denken: „Warum haben sie die Feier nicht abgesagt, um ihre Tochter zu suchen?“ Sie entscheiden sich zu feiern, das Geplante durchzuziehen, in dieser Situation die Augen zu verschließen – zu verdrängen und vielleicht Verantwortung abzugeben. Prof. Dr. Dieter RUCHT, Soziologe und Protestforscher am Wissenschaftszentrum Berlin (WZB), sagte in einem Inter-

---

<sup>1133</sup> LOCH 2008.

<sup>1134</sup> Bei dem Begriff „Trauma“ besteht die Problematik, dass er inflationär verwendet wird (vgl. RADEBOLD 2008a, S. 48).

<sup>1135</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 86-101.

view vom 05.09.2013 zum Thema: „Reich und mitleidlos: Die gehören doch gar nicht hierherein“<sup>1136</sup>  
in der Politsendung „Kontraste“ aus Berlin:

„Gut situierte, privilegierte Gruppen wollen gerne unter sich bleiben, sich wechselseitig bestärken, und wenn dann sie plötzlich hautnah mit Elend oder Benachteiligung konfrontiert werden, dann haben sie das Gefühl, da wird ihre Situation in Frage gestellt. Und deshalb will man das raus verlagern oder zumindest einen Schutzwall errichten, auch zum Teil einen Sichtschutz errichten, sodass man das nicht mehr sehen muss, dann kann man das eigene Privileg besser genießen und ertragen.“<sup>1137</sup>

Diese Aussage könnte ebenfalls auf Paul KAUFMANNs Gesellschaftskreise in Bezug zu einem Kind mit Behinderung zutreffen. Er hat Angst, nicht dazuzugehören. Es geht um Ansehen in seinen Kreisen. Paula ist in dieser Zeit „Gast“ in der Familie und lebt in der Parallelwelt des Wohnheimes. Im 14-tägigen Rhythmus kommt sie an den Wochenenden in die Familie. Paula ist damit eine Grenzgängerin zwischen den beiden Welten.

Mitte der 1990er Jahre beginnt Karl sein Jurastudium in München und wechselt anschließend nach Bayreuth; seine Fachrichtung ist Finanzrecht. In dieser Zeit müssen sie für Paula eine neue Wohnmöglichkeit suchen, da die Tochter für ihr Wohnheim zu alt geworden ist. Es beginnt zeitgleich ein mehrjähriger juristischer Streit gegen den Berliner Senat um eine rückwirkende Kostenübernahme bzw. Kostenbeteiligung am Wohnheimplatz in Folge einer Überprüfung der finanziellen Familienverhältnisse. Es geht um einen höheren sechsstelligen Betrag. Damit holt ihn wiederum seine Vergangenheit wieder ein.

IP: „[...] denn ham wa uns son paar OBJEKTE, betreutes WOHNEN anjeguckt und da hab/DIS hab ich gesacht nee also. <<mit Nachdruck> DAS möchte ich also NICHT>> <<I: mhm>> und da hab ich zu meiner frau gesacht nee nee also denn denn nehmen wa die TOCHTER nach HAUSE so und so. so oder so oder so., also EINMAL von von der von der/der PROZESS war ja noch nicht BEENDET. wir wussten ja noch nicht was uns FINANZIELL auf uns ZUKOMMT, und außerdem och das GANZE MILIEU vom betreuten gewohnen, hat mir ÜBERHAUPT nicht gefallen“<sup>1138</sup>

Sie entscheiden sich, die Tochter im Alter von Anfang 20 Jahren zu sich in die Familie zu holen. Es ist eine sichere und stabile Zeit für die Familie. Der laufende Prozess hingegen ist wahrscheinlich mit Angst, Unsicherheiten verbunden bzw. das Risiko außenstehende oder neue Belastungen auf sie zukommen. Dies könnte mit einem Vertrauensverlust und Misstrauen gegenüber den Behörden bzw. dem Staat einhergehen. Es ist der „erkennbare“ offenkundige Grund für das Wohnen von Paula in der Familie. Er argumentiert, wie schon bei dem Einzug, mit einen Kosten-Nutzen-Argument. Paula ist im selben Alter wie er zum Zeitpunkt seiner Haftentlassung; auch bei ihr endet die „Grenzgängerzeit“ zwischen Wohnheim und Familie. Dass ihm die Wohnangebote überhaupt nicht gefallen, ver-

---

<sup>1136</sup> In dieser Sendung war das Thema: Proteste gegen ein Asylbewerberheim in Bad Soden in der Nähe von Frankfurt a. Main.

<sup>1137</sup> RUCHT in WALTER 2013.

<sup>1138</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 124-130.

wundert als Grund. Zumal es in Berlin zu dieser Zeit ein breiteres und differenzierteres Wohnangebot für Menschen mit Behinderung („Ambulant betreutes Wohnen“ (AbW), Wohngruppen und Wohnheime) gibt als zu ihrem Einzug ins Wohnheim.<sup>1139</sup> Der Begriff „Milieu“ könnte ein Hinweis auf seine eigenen Erfahrungen, z.B. aus der Haft (Platzangst, Flashbacks), sein. So kann das Einzelzimmer einer WG Angst bei ihm auslösen – und damit ein latenter Grund sein, der mit zur Entscheidung geführt haben kann. Im Interview sagt er, dass seine Frau zu Beginn nicht wollte, dass Paula bei ihnen wohnt und hatte Vorbehalte.

IP: „[...]weil sie meinte dass se sich damit überfordere. und hab jesacht nee nee komm und wir haben ja PAULA die ganze ZEIT auch hier zu hause GEHABT auch in den FERIEN und so da hat se ja gesehen - es geht ja eigentlich GUT mit IHR.“<sup>1140</sup>

Herr KAUFMANN scheint mit seiner Frau keine gegenseitige Diskussion darüber geführt zu haben. Die Entscheidung wirkt einseitig. Herr KAUFMANN scheint in seinen Entscheidungen „festgefahren“ sein und setzt sie um.<sup>1141</sup> Faktisch ändern sich die Betreuung und der Zeitaufwand von Paula für KAUFMANN durch ihre Organisation von Angeboten nur geringfügig gegenüber dem Wohnheim – eine Sicherheitsentscheidung. Er weiß, was auf ihn zukommt, im Gegensatz zu Kostenfrage und Prozess. Die Tochter geht in die Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM). In der Anfangszeit geht Herr KAUFMANN und nicht seine Frau mit ihr nachmittags in einen Freizeitclub, in welchen sie von einem Elternteil begleitet werden muss. Er als Vater empfindet es teilweise als „Muss“, Paula zu begleiten. Im Nachgespräch zum Interview sagt er, dass es für ihn als Mann zum Teil schwierig war, zwischen all den „gestandenen Müttern“ in dem Freizeitclub zu bestehen: „Was habe ich da schon zu sagen?“. Daneben organisieren sie für Paula eine Freizeitgruppe, zu der sie selbstständig nachmittags geht, wo sie regelmäßig ein fester Bestandteil des Chores und der Tanzgruppe ist. Herrn KAUFMANN ist es wichtig, dass Paula sprachlich und musisch gefördert wird. Er legt Wert auf eine umfangreiche Freizeitgestaltung, welche mit dem Aspekt der Förderung verbunden ist, aber ihnen als Eltern damit die eigenen Freiräume ermöglicht bzw. sie nicht zusätzlich einschränkt.

In der Familie lebt nur noch der jüngere Sohn Hendrik, welcher 1994 Abitur macht und mitten in der Prüfungszeit das Segeln als Leistungssport beginnt – im Club seines Vaters.

IP: „mein JÜNGSTER der KAM - WÄHREND des SCHRIFTLICHEN ABITURS, <<l: mhm>> am/ an MITTACHSTISCH, und sacht pass auf und ab MORGEN fang ich mit dem LEISTUNGSSPORT an. SIEBEN mal inner WOCHEN. sach ich BIST du noch zu RETTEN. du wirst dir doch jetzt die drei WOCHEN hier noch äh AUSHALTEN biste mit dem mit dem ABITUR arbeiten fertig bist. NEIN der trainer hat jesacht JETZT und (wirds?) ich hab jedacht äh (-) ich mein du bist jetzt ACHTZEHN, du kannst ja SELBST ENTSCHEIDEN, also mach dis jetzt also, ja ja aber ähm äh ähm äh meine ZUSTIMMUNG haste NICHT. ne joah hat er n gutes ABITUR gemacht [...] und dis wie gesacht äh DESHALB äh hab mich nicht/

---

<sup>1139</sup> Vgl. u.a. LEBENSHILFE FÜR MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG e.V., LANDESVERBAND BERLIN 2010, S. 29ff. u. vgl. HACHFELD 1968, S. 207ff.

<sup>1140</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 143-146.

<sup>1141</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.2 u. vgl. Kap. 4.1.2.3.

äh hab ich dem SOHN s also dis nicht VERBOTEN, weil ich dis aus eigner ERFAHRUNG, gesehen habe dis war ne TOTALE FEHLENTSCHEIDUNG von meiner MUTTER. dis ich hab nachher KEIN besseres/ äh keine BESSEREN NOTEN GEHABT. ganz im GEGENTEIL - eher war denn äh - na ja als KIND war man denn STOCKICH und BOCKICH“<sup>1142</sup>

Er wird wenige Jahre später Juniorenweltmeister in seiner Segelklasse. Es wird erkennbar: Herr KAUFMANN reagiert zunächst entsprechend seiner Mutter Jahrzehnte vorher, besinnt sich jedoch seiner eigenen Erfahrung und Enttäuschung damals. Er hofft, dass sein Sohn dann nicht „stockisch“ und „bockich“ wird und entsprechende Leistungen auch auf seinem Bildungsweg bringt. Herr KAUFMANN entscheidet genau konträr zu seiner Mutter damals in derselben Situation und vor dem Hintergrund eigener Erfahrung und Gefühle. Zudem ist es für ihn der Beweis, dass die Entscheidung seiner Mutter in dieser Situation eine „TOTALE FEHLENTSCHEIDUNG“ war. Mit der Leistung im Sport kann er sich beweisen. Hendrik beginnt wie sein Vater 1996 ein Wirtschaftsstudium in Berlin und wechselt später nach Luxemburg. Er folgt damit dem Lebensweg seines Vaters.

Sein Sohn Karl heiratet standesgemäß im Jahr 2000 eine Juristin und bekommt in der Folge zwei Töchter, Katharina (geb. 2000) und Hanna (geb. 2003). Zudem bekommt er das Angebot für ein Promotionsstipendium vom Land Bayern aufgrund eines der besten Examen des Jahrgangs. Er nimmt es an, beendet die Promotion jedoch nicht. Karl konnte den juristischen Streit bezüglich der Wohnkosten für Paula in dieser Zeit zu Gunsten von seinen Eltern klären, „war sein ERSTE aufgabe und die hat er also MEISTERLICH jelöst.“<sup>1143</sup> – auch dieses Problem kann durch die Familie gelöst werden und Karl kann sich beweisen.

In dieser Zeit gibt es mit einer verantwortlichen Mitarbeiterin in der Tanzgruppe Meinungsverschiedenheiten. Sie wollte ihren Sohn mit Paula „verkuppeln“.

IP: „[...] die ham sich nachher AUSEINANDER jelebt, sie meinte sie wäre LESBISCH die FRAU und dis is dann auch SEHR UNANGENEHM musste sagen. also der erste/die ERSTE BEGEGNUNG mit IHR am telefon war schon CRASH <<lachen>> und da hab ich so hab ich och zu meiner FRAU gesagt die ich hab doch GARNICHTS GESAGT, ich hab mich einfach nur GEMELDET da fing die gleich an also damit sies WISSEN, ich bin LESBISCH und wenn se mit mir nischt zutun haben wollen dann sagen ses GLEICH. so <<lachen>> da gabs ne SEHR UNERFREULICHE EPISODE mit DENEN, und seit dieser ZEIT hab ich eben MÜHE mit den LEUTEN, vor allen dingen mit der FRAU, DIE suchte einen für ihren SOHN - ne LIEBHABERIN, und äh also so ne ne FREUNDSCHAFT, die aber äh denn nachher EINDEUTIG aufs nur noch/ nur noch aufs SEXUELLE ging, und äh das war ja gar nicht in UNSERM und auch gar nicht in PAULAS sinn. und das WOLLTE sie auch gar nicht und äh ja d a ja musst/ mussten wa denn nachher ABRUPT äh unterbrechen und äh und die war och ZIEMLICH SAUER - weil dass ne FRAU sowas SOWAS macht - ja? also praktisch ne andre FRAU verkuppelt nur damit ihr SOHN äh sein LUSTJEWINN hat ja? das fand ich schon KRASS. Ja und seit dieser ZEIT äh ich WÄRE gerne jetzt eben als dies/die TRUPPE da aufgeteilt wurde, wär ich eigentlich zu der frau gegangen, aber DIE menschlich komm ich einfach nicht mir ihr zurande <<leiser>dit war alles dis >> gar keinen SINN.und da hab

---

<sup>1142</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 393-407.

<sup>1143</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 120-121.

ich auch ein ab/absolutes UNGUTES GEFÜHL, nach diesem VORFALL. man weiß ja nich was se noch alles DA mit den KINDERN macht.“<sup>1144</sup>

Auffällig ist, dass Herr KAUFMANN aus seiner Perspektive über seine Gefühle spricht, jedoch nicht erkennbar ist, ob er sich mit Paula darüber auseinandergesetzt hat und ihre tatsächliche Sicht darauf kennt.<sup>1145</sup> Herr KAUFMANN hegt gewisse Vorstellungen von Sympathie und möchte u.a. entscheiden, mit wem seine Tochter nach seinen Vorstellungen verkehrt. Hier können Parallelen, zu dem Einfluss seiner Mutter auf seine Heirat gesehen werden. Durch seine Rolle, die er in Verbindung mit Paula übernimmt, weiß er, was zu tun ist. Bei den KAUFMANNs beginnt wieder eine ruhige und stabile Zeit. Frau KAUFMANN arbeitet ausschließlich in der Kanzlei ihres Mannes, sie fahren regelmäßig in den Urlaub nach Liechtenstein und nutzen dies weiter für berufliche Kontakte.

Sein jüngster Sohn Hendrik beendet sein Studium im Frühjahr 2004 und ist damit wie sein Vater Paul Dipl.-Betriebswirt. Er nimmt eine Stelle in einem deutschlandweiten Immobilienunternehmen in der Finanz- und Wirtschaftsabteilung in Bonn an. Seine Wege sind damit fast die gleichen wie die seines Vaters und auch er geht in seiner Berufsausübung in die Familientradition. Seine Leistungssportkarriere sagt er trotz Nominierung für die Olympischen Spiele in Athen ab:

IP: „[...] w e i l er natürlich da so ne TOLLE STELLE in AUSSICHT hatte. <<#I: mhm. in BONN#>> DAS WAR NATÜRLICH für uns ELTERN n SCHLACH - wir hätten uns schon auf ATHEN vorbereitet, und die andern CLUBKAMERADEN und auch mit den ELTERN da zum TEIL befreundet, der DOKTOR KÖNIG<sup>1146</sup> war äh die sind ja alle nach ATHEN jefahrn, und wir mussten DRAUßEN BLEIBEN vor der TÜR. jehört, na ja bloß dis is sicherlich äh is ja schon was BESONDERES, irgendwo und wenn jemand so KURZ vor der TÜR hat und denn <<klopft auf den Tisch>> äh springt der sohn ab - na ja. SO is IT. so sind die KINDER halt.“<sup>1147</sup>

Die Kinder und ihre Wege sind durchaus wichtig für die Position der Eltern und der Familie in ihren Kreisen. Die Anerkennung in der Familie erfolgt über Leistung.<sup>1148</sup> Es sind Enttäuschung, Unverständnis und Vorwurf spürbar. Er kann zeigen, wie er seine Kinder unterstützt. Er und seine Frau fühlen sich in dieser Situation wie vor den Kopf gestoßen. Für seinen Sohn ist es eine freie Zukunftsentscheidung, gleichzeitig besteht die Gefahr eines Bruches in der Familie. Hendrik geht auf räumliche Distanz zur Familie. Es ist zu einem Kampf zwischen Vater und Sohn gekommen, in dem Vorwürfe eine Rolle gespielt haben könnten, wie „Ich hatte es viel schwerer als du“, „Wir haben dich unterstützt, und was machst du jetzt?“. Es zeigt gleichzeitig den Kampf um Reaktionen und Erwartungen innerhalb der Familie. Hier könnten zwei Aspekte für Herrn KAUFMANNs Sichtweise eine Rolle spielen: Zum einen wäre er vielleicht selbst gerne an der Stelle seines Sohnes gewesen und zu den Olympischen Spielen gefahren. Er hätte sich dafür gern die Unterstützung von seiner Mutter gewünscht, die

---

<sup>1144</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 221-234.

<sup>1145</sup> Vgl. hierzu auch den die Entscheidung zur Wohnform s.o. („GANZE MILIEU vom betreuten wohnen, hat mir ÜBERHAUPT nicht gefallen“ (Interview Paul KAUFMANN, Zeile 129-130)).

<sup>1146</sup> Der Sohn von Herrn Dr. König wird anschließend Olympiasieger.

<sup>1147</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 771-778.

<sup>1148</sup> Vgl. auch Kap. 4.1.2.1 u. Kap. 4.1.2.4.

er seinem Sohn gewährt hat. Seine Mutter hat ihm dagegen gefühlt diesen Weg verbaut – darüber kommt er nicht hinweg. Für Hendrik ist der Erfolg zur Erwartung geworden. Zum anderen geht es ums Ansehen bei den „Clubkameraden“ der Familie. Es geht um Herrn KAUFMANNs Anerkennung, die der Sohn mit seiner Entscheidung aufs Spiel setzt und für deren Verlust Hendrik verantwortlich sein kann. Herr KAUFMANN fühlt sich ohnmächtig und kann nur von außen zuschauen. Er zeigt nur bedingt Verständnis für die Entscheidung seines Sohnes. An dieser Situation wird deutlich, dass es bei Entscheidungen durch ihn und seine Familienmitglieder um seine Bedürfnisse geht. Seine Kinder müssen seinen Vorstellungen entsprechen und seine Erwartungen erfüllen.<sup>1149</sup> In früherer Zeit wurden an ihn Erwartungen gestellt und er musste sie erfüllen, musste sich Freiräume erkämpfen und hat immer wieder Grenzen erlebt. Dieses Muster der Erwartungen trägt er auch an seine Kinder weiter. Erfüllen sie diese, sind sie anerkannt. Es ist möglich, dass Hendrik nach dem Studienabschluss mit dem Wegzug aus Berlin bewusst auf räumliche Distanz geht, sich abgrenzt und somit dem Erwartungsdruck entzieht. Seine Entscheidung für den Leistungssport kann mit Anerkennung von seinem Vater in Verbindung stehen. Er hat ebenso Wirtschaft studiert wie sein Vater und er ist der „Sohn“ seiner Mutter.<sup>1150</sup>

### ***Zwischenfazit: Familienleben***

Nach seinem Studienabschluss kommen Herr KAUFMANN und seine Familie in den angestrebten gut bürgerlichen Kreisen an und halten den Status Quo; dabei sind die beiden Söhne und ihr Tun für das Ansehen der Familie wichtig. Leistung spielt eine tragende Rolle für die Anerkennung. Er arbeitet als Finanzberater und nach seinem Abschluss als staatlicher Bilanzprüfer. Er betreibt gemeinsam mit seiner Frau eine Kanzlei in seinem Haus und vermietet die weiteren Wohnungen. Er und seine Frau bilden dabei ein Team, sowohl beruflich als auch privat. Sie nehmen die traditionellen bürgerlichen Familienrollen ein. Die Berufsentscheidung erfolgt nach der Familientradition aus einer pragmatischen Kosten-Nutzen-Rechnung. Seine eigenen Vorlieben spielen dabei eine untergeordnete Rolle. Es sind die tradierten Wege seiner Herkunftsfamilie. Er kann jedoch jetzt weitgehend selbst entscheiden und wird nicht mehr direkt von seiner Herkunftsfamilie bestimmt. In ihrer Freizeit betreiben er und seine Frau aktiv den Tanzsport und Herr KAUFMANN ist weiter Mitglied in seinem Segelklub. In den Wintermonaten fahren sie als Paar immer nach Liechtenstein in ihre traditionelle Skihütte. Sie schaffen sich so ihre Freiräume, die sehr wichtig sind. Der Beruf ermöglicht die Freizeitgestaltung und diese ermöglicht wiederum das Knüpfen von beruflichen und privaten Netzwerken. Beides bedingt sich und bedeutet für ihn immer wieder einen Kampf zwischen Pflicht (Beruf) und der Erfüllung seiner eigenen Wünsche (Freizeit). Die Kanzlei und die Mietshäuser bilden das Rückgrat der Familie. Die Netzwerke unterstützen, bestärken und sind identitätsbildend für die Familie und ihn. Die „Freiheit“

---

<sup>1149</sup> Vgl. hierzu auch die Situation mit Paula bezüglich der „Verkuppelung“ siehe zuvor.

<sup>1150</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.4.

ist nur im Rahmen, in den Grenzen von anerzogenen Idealen und Werten möglich. Seine beiden Söhne machen das Abitur und studieren. Sie arbeiten in Immobilienunternehmen bzw. in einer Finanzberatungsgesellschaft – eine bürgerliche Karriere – und gehen damit dem tradierten Familienwege nach. Sowohl bei seinen als auch bei den Entscheidungen seiner Söhne sind für Herrn KAUFMANN immer Anerkennung, ein Beweisenmüssen und Ansehen wichtig, um die gesellschaftliche Position zu sichern. In dieser Zeit wird Herr KAUFMANN mit seiner Vergangenheit konfrontiert: mit den Folgen seiner politischen Gefangenschaft (Platzangst und Vermeiden von Einsamkeit, Flashbacks) und mit der Kostenrückerstattung für das Wohnheim der Tochter. Seine Tochter Paula spielt bis zum 21. Geburtstag eine Gastrolle in der Familie und ist damit Grenzgängerin zwischen ihrem Wohnheim und der Familie. Die Entscheidung, dass sie mit 21 Jahren in die Familie zieht, ist vordergründig ein Kosten-Nutzen- Entscheidung – also eine pragmatische Entscheidung, welche höchstwahrscheinlich latent von seiner Erfahrung (z.B. Haftzeit) beeinflusst ist. Zudem erfolgt die Entscheidung in einer stabilen und gesicherten Lebensphase. Durch Paulas Selbstständigkeit und ihre umfangreiche Freizeitbeschäftigung ändert sich der zeitliche Aufwand für ihre Betreuung für das Ehepaar KAUFMANN kaum. Auch das Organisieren von (Freizeit-) Angeboten für Paula ist mit dem Schaffen von eigenen Freiräumen verbunden, d.h., dass er selbst als Vater entlastet ist.

#### **4.1.2.6 Vom Tod seiner Frau bis heute**

Im Jahre 2006 beginnt für Paul KAUFMANN eine schwere Zeit, die mit vielen Veränderungen einhergeht. Im Sommer jenes Jahres wird bei seiner Frau Krebs diagnostiziert. Es folgen viele Krankenhausaufenthalte. Im Herbst wird sie als unheilbar entlassen und kommt zum Sterben nach Hause. Er pflegt sie in ihren letzten Wochen, muss ihr zur Schmerzlinderung Morphin spritzen. In der Adventszeit geht es Frau KAUFMANN kurzzeitig gut. Sie bekommen spontan Besuch von einem gemeinsamen Freund aus Brüssel, welcher von Krebserkrankung Frau KAUFMANNs bis dahin nichts wusste. Sie erleben einen gemeinsamen Abend und Herr KAUFMANN geht mit ihm abends noch ins Restaurant. Sie hoffen in dieser Zeit, dass sie das Weihnachtsfest gemeinsam erleben. Jedoch am nächsten Tag

IP: „[...] denn ging det gleich los - MORPHIUM musst ich ihr SPRITZEN. und hab äh alle pra/praktisch alle ZWEI STUNDEN. war FIX und FERTICH weil ich och nicht mehr schlafen konnte <<I: #na ja das is schon klar. mhm#>> war ja war ja# denn DAUERND kaum äh war ich äh a/abends einjeschlafen äh wollte se die nächste SPRITZE haben. na ja das war PRAKTISCH so der ANFANG vom ENDE. denn war se schon VORMITTACHS nicht mehr VOLL ANSPRECHBAR, (-) mh is se am/ an dem SELBEN tach am FREITAG abend ähm HALB ACHT gestorben. war aber die ganze zeit bei ihr und MUSS und dis is/ WAR TOLL. das ist SCHÖN und dis is auch so ne SACHE. ick bin ja nicht son son FROMMER MENSCH. a b e r als sie den letzten ATEMZUCH getan hab ich/ hab ich ihr f/ RICHTIG freundschaftlich <<klatscht>>auf die SCHULTER geschlagen hatse jesacht TOLL. und denn/ da hat ich mal son GEFÜHL, hab jesacht so und JETZT war GOTT bei MIR. oder bei UNS.“<sup>1151</sup>

---

<sup>1151</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 701-712.

Er wählt eine Formulierung, die eher ungewöhnlich und befremdlich in so einer Situation klingt; „hab ich ihr f/ RICHTIG freundschaftlich <<klatscht>> auf die SCHULTER geschlagen hatse jesacht TOLL“. An diesen Interviewausschnitt zeigt sich, dass er seine Gefühle schwer sprachlich ausdrücken kann. Eine ähnlich ungewöhnliche Formulierung wählte er schon bei der Geburt seiner Tochter. Das lässt ihn im Gespräch manchmal unnahbar, sehr sachlich und distanziert wirken. Im Nachgespräch erzählt er, dass er insgesamt ein schönes Leben hatte, besonders ab der Zeit, als er seine Frau kennen lernte. Zuvor fand er sein Leben rückblickend manchmal schwierig. Seine Frau bezeichnet er als eine für ihn sehr wichtige Person, welche ihn sehr motiviert, bestärkt und angetrieben hat. Mit dem Tod seiner Frau verliert er eine „Seelenverwandte“, seine „Tanzpartnerin“ nicht nur auf den Parkett sondern auch im Leben. Tanzen geht er weiter, jetzt ohne seine Frau. Es fehlt die Hälfte vom Paar, dieses Paar gibt es nicht mehr. Es war eine fast 40-jährige Beziehung und damit die längste und stabilste seines Lebens. Ein Schutz- und Schonraum bricht weg. Die „Liebe“, nach der er als Kind gesucht und welche er als Erwachsener gefunden hat, ist nun tot. Sie war sein „Sprachrohr“, verstand seine Gefühle, übersetzte sie und hielt die Familie zusammen. Folgender Ausschnitt untermauert das:

IP: „TYPISCHES EINZELKIND sachte meine frau immer. [...] die sind immer so /JA sagt man denen immer nach die sind SEHR auf sich selbst bezogen, und sehn nur SICH und äh SIE immer ZUERST, ja KLAR is ja äh is ja AUTOMATISCH. nich? wenn nur ein KIND da ist is man immer der ERSTE.“<sup>1152</sup>

Der direkte Kontakt zu seinen Söhnen bricht nach den Tod seiner Frau ab. In der Zeit kurz nach dem Tod seiner Frau findet er Bestärkung im Freundeskreis

IP „[...] ja über die/ diese PSYCHISCHE BELASTUNG kann man nur mit MENSCHEN sprechen, die - ÄHNLICHES erfahrn haben. im FREUNDESKREIS hab ich LEIDER, ETLICHE die - den es ähnlicher ging, und äh die na ja die KLAGEN alle - die ham alle desselbe LEID. na wir - EINE GEMEINSAME LEIDENS/ äh/GEMEINSCHAFT, meine dis is insofern, HILFREICH weil man manchmal denkt ma/ ob man ne PANNE hat. und noch janz richtig TICKT. <<I: mhm, mh>> wenn man sich dann mit der/ dem BETROFFENEN unterhält, der sacht der andre ja ja nee nee mir jehts JENAUSO, hab jenauso janz genau und dis und das und jenes und denn is man eigentlich FROH, und sacht na GOTT SEI DANK“<sup>1153</sup>

Hinter den Wort „Panne“ könnte stehen: „Ich will wieder in die alte Fahrspur, das Leben soll wieder funktionieren – ich denke und lenke“ und nicht „Das Leben wird gestaltet durch das Leben mit ihren Pannen und Erfahrung“. Es wirkt symbolisch für Herrn KAUFMANN. Gleichzeitig geben die Gespräche im Freundeskreis Sicherheit und Orientierung. Es ist ein vertrauter und bekannter Rahmen. Er kann kontrolliert Schwäche zeigen. Sonst ist das schwer möglich.<sup>1154</sup>

Über die letzten Jahre hat sich zwischen Paul KAUFMANN und einer Freundin der Tochter eine Art Vaterverhältnis entwickelt. Sie hat ebenfalls wie seine Tochter das Down-Syndrom:

---

<sup>1152</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 1062-1072.

<sup>1153</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 523-531.

<sup>1154</sup> Vgl. auch Kap. 4.1.2.5. In Bezug zum Tanzen: Im Training können Fehler gemacht werden aber nicht in der Kür = Scheinwahren nach außen.



IP: „[...] die hatte die eltern die ham sich TOTAL äh ab/ABGESEILT, und ich war so ihr VATERERSATZ. <<I: mhm>>wenn wir so GEMEINSAME TREFFEN hatten und sie kam och zu uns immer STIMMTS du bist mein PAPI. stimmsts du bist mein PAPI. sacht er. <<I: mhm>> wenn dis willst <<lachend>bin ich auch dein PAPI.“<sup>1155</sup>

Sie bezeichnet ihn als „Papi“ und er nimmt es an. Er fühlt sich durch sie angenommen und anerkannt als Vater und bekommt Bestätigung. Vielleicht nimmt er diese Rolle gern ein, weil er weiß, wie es ohne Vater ist. Auch Schuldgefühle gegenüber Paula, die im Heim wohnen musste, können eine Rolle spielen.

Ein Jahr nach seiner Frau stirbt die Freundin der Tochter ebenfalls an Krebs:

IP: „DA war PAULA dann total aufgelöst und dis war sehr EIGENARTIG den TOD von ihrer MUTTER, hat se GARNICHT mitjekriecht hat sie überhaupt nicht BERÜHRT. auch HEUTE NICHT, also dass de MUTTER nicht da ist.“<sup>1156</sup>

Die Verbindung von Paula zu ihrer Mutter scheint mindestens nach außen lose und distanziert. Für sie stellt der Verlust äußerlich betrachtet keine Veränderung dar, Was nach den Aussagen von Herrn KAUFMANNs erstmal nicht verwunderlich ist. Danach hat er ja alles bezüglich Paula entschieden und gemanagt, vielleicht weil er „helfen“ bzw. Anerkennung wollte.<sup>1157</sup> Wie Paula mit dem Tod ihrer Mutter innerlich umging, lässt sich nicht erfahren. Vielleicht kann er auch in seiner eigenen Trauer um seine Frau Paulas Zeichen von Trauer nicht wahrnehmen.

### ***Paul und Paula KAUFMANN heute***

Zum Zeitpunkt des Interviews lebt Herr Paul KAUFMANN mit seiner Tochter in dem Mietshaus, welches er 1971 gekauft hat. Er vermietet die Wohnungen in seinem und dem Haus der Mutter, das er geerbt hat. Darin befindet sich seine Bilanzierungs- und Finanzberatungskanzlei, die er langsam auslaufen lässt. Er fühlt sich isoliert und zunehmend einsam. Im Interview sagt er auf meine Frage:

„I: da ham sie dann BIS bis zur RENTE gearbeitet? als Bilanzbuchhalter und Finanzberater?“

IP: (--) NEE dis läuft jetzt aus. EINFACH So, na ja - der ganze KREI/ das GANZE NETZWERK was man sich in dem LEBEN aufgebaut hat - das s wird jetzt also äh löchriger. weil da die LEUTE auch nicht mehr ARBEITEN, nicht? ALTERSBEDINGT. ungefähr ja manche jetzt sogar schon GESTORBEN sind, gar nicht mehr EXISTENT sind, und äh - na ja dis find ich EINFACH DOOF. FRÜHER da ah wenn ma IRGENDWAS war, IRGENDWO- AH ja da ruf ich DEN an -da ruf ich DIE an, oder so denn mh mh mh konnte man des REGELN. HEUTE äh <<klopft auf den Tisch>> dis is äh <<lacht>>äh sitzt man da und denkt na /nee oder manch/manchmal ruft man dann bei jemand an und sacht DU PASS ma auf sag ich KANNSTE mir nicht WEITER HELFEN, NEE du ich kenn auch nischt mehr und WEIß auch nicht MEHR und dis nee und dis geht nich, da musste SELBER sehen und <<lacht>> na ja dis is is äh also ich hab ANDERTHALB jahre ge/gebraucht um MICH zu ENTSCHEIDEN u n d äh ja weil mir jetzt einfach der der AUFWAND an FORTBILDUNG war war mir einfach

---

<sup>1155</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 627-630.

<sup>1156</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 663-667.

<sup>1157</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.5.

zu HOCH. das is äh/ und es NUTZT nichts. ich meine ja ich ich äh brauch das GELD nicht mehr, und hier hab ich eben mitn HÄUSERN noch JENUCH ZUTUN, und (--) meine FRAU ist nicht MEHR, also dis is (---) <<l: wann ist ihre frau #gestorben?#>> #ich lebe einfach # nur noch weil ich LEBE. tja das LEBEN hat in den/ in dem SINNE für mich KEINEN SINN MEHR.(-) wenn PAULINCHEN nich WÄR, hätt ich mir das LEBEN GENOMM. (-) das ist einfach - man ist äh GANZ KOMISCH. äh (4) der FREUNDESKREIS wird n ANDRER. VIEL viele FREUNDE also FREUNDE ja? muss man jetzt in ANFÜHRUNGSSTRICHE sagen, weils ja ei/eigentlich gar nicht MEHR DIE FREUNDE sind - ZIEHEN sich ZURÜCK. (waf?) man kriecht wieder ne NEUE BEZIEHUNG, aber die sind nicht mehr so INTENSIV und so STARK wie wie FRÜHEREN. also das is als äh als WITWER ist man schon - äh ganz schön ISOLIERT - das is ganz KOMISCH. also SEHR ein SEHR UNANGENEHMES GESELLSCHAFTLICHES GEFÜHL“<sup>1158</sup>

Er erlebt, wie seine Netzwerke langsam zerfallen. Er stellt den Berufsausstieg in einen Zusammenhang mit dem Tod seiner Frau. Das Berufliche ist stark mit den (privaten) Netzwerken verwoben.<sup>1159</sup> Herr KAUFMANN hat seit dem Tod seiner Frau scheinbar kein festes Fundament mehr; Freundschaften sind mit der Position der Person und mit Anerkennung verbunden. Emotionen bleiben außen vor. In der Folge fühlt er sich isoliert. In dem oberen Interviewausschnitt geht es um Gefühle. Bemerkenswert sind die vielen „äh’s“ und abgebrochenen Sätze, in deren Pausen Herr KAUFMANN versucht, eine bessere zum Teil fachlichere/gehobene Formulierung zu finden. Es wirkt zum Teil sprachlich unbeholfen und unreflektiert, was aus der Wortwahl hervorgeht („doof“). Es kann zusammengefasst werden mit Leistung bzw. einer Kosten-Nutzen-Abwägung.<sup>1160</sup> Das Äußern von Gefühlen hat keinen Platz. Der Inhalt dieses Textausschnittes wirkt abwehrend und sachlich. Herr Kaufman versucht, seinen Berufsausstieg sehr nüchtern abzuwägen.

Fast jeden Tag geht er in der Woche abends weiterhin allein tanzen. Im Segelclub ist er weiterhin Mitglied. Beides gibt ihm Sicherheit, Herr KAUFMANN ist weiterhin auf der Suche nach Anerkennung.<sup>1161</sup> So erscheint im Rahmen seiner 50-jährigen Clubmitgliedschaft eine kurze Laudatio. Das Tanzen und der Segelclub sind Rückzugspunkte aus seinem alltäglichen Leben; es wird nachvollziehbar, dass er an diesen festhält. Mit dem Segelclub verbindet er Erinnerungen an seine Jugendzeit mit Natur und Abenteuer. Das Tanzen steht für die Zeit und die schönen Momente, die er mit seiner Frau hatte, als Paar und Einheit. Auf meine Frage, ob er eine feste Tanzpartnerin hat, antwortet er:

IP: „NEE. nee dis is also dis hab ich erstmal aus äh PSYCHISCHEN/ PSYCHOLOGISCHEN GRÜNDEN nicht GESCHAFFT. dis is äh dis HAB ich äh ich hab immer noch nicht äh den TOD von MEINER FRAU - VERKRAFTET. bewältigt das ist immer noch ne sache DIE ich immer WIEDER äh GEFANGEN NIMMT. BESCHÄFTIGT. das ist (4) nee is ja och im TANGO so dis is ja auch diss UNVERBINDLICHE - man TANZT mit JEMANDEN und WARS - DAS. ge/gl/KLAR es gibt SCHON so mal ATTACKEN aber ich WEHRE die EFOLGREICH ab.“<sup>1162</sup>

<sup>1158</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 589-617.

<sup>1159</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.5.

<sup>1160</sup> Vgl. u.a. Kap. 4.1.2.2; Kap. 4.1.2.3; Kap. 4.1.2.4 u. Kap. 4.1.2.5.

<sup>1161</sup> Vgl. u.a. Kap. 4.1.2.2; Kap. 4.1.2.3; Kap. 4.1.2.4 u. Kap. 4.1.2.5.

<sup>1162</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 1204-1210.



Er argumentiert sehr sachlich, teilweise distanziert („man“) und setzt das Thema „feste Tanzpartnerin“ mit dem Tod seiner Frau und einer eventuell neuen Beziehung in Verbindung. Gleichzeitig wird deutlich, dass er sich gegen zu viel Nähe abgrenzt, gegen „Attacken“ kämpft und sich „erfolgreich“ wehrt. Andererseits erlebt er ein Gefühl von Einsamkeit, das er als unangenehm beschreibt und nochmals die wichtige Bedeutung seiner Frau für sich unterstreicht bzw. den Bruch im Leben. Dieser (innere) Kampf gegen eine neue Beziehung kann mit der Angst vor Gefühlen verbunden sein und mit dem Risiko der Enttäuschung und sinnlosen Investition von Kraft und Emotionen in eine Beziehung (Enttäuschen wie einst bei seiner Mutter und Kontaktabbruch der Söhne)<sup>1163</sup>. Der Verlust beschäftigt ihn und wirkt auf sein Handeln bis in die Gegenwart; denn er sucht bewusst den Trost seiner Rückzugspunkte mit den Erinnerungen als schöne Momente im Leben. Des Weiteren fährt er jedes Jahr nach Liechtenstein, ebenfalls ein Ort, der ihn mit seiner Frau verbindet. An diesen Orten und Rückzugspunkten ist er unter Leuten, die er sich selbst ausgesucht hat und die ihm Sicherheit geben. Diese bürgerlichen Netzwerke stehen für Dazugehören, Verstanden sein, Bestärkung, Sicherheit, Orientierung und schöne Momente in der Vergangenheit – sie sind von positiver Bedeutung für ihn.

Auch die aktuelle Familienkonstellation (siehe Geogramm: Abbildung 4) zeigt Herrn Kaufmanns Einsamkeit. Beide Söhne leben nicht in Berlin. Sie arbeiten beide in Führungspositionen jeweils als Fachanwalt für Finanz- und Steuerrecht bzw. in der Bilanzierungsabteilung eines deutschlandweit tätigen Immobilienunternehmens und haben den Status Quo der Familie erreicht.<sup>1164</sup> Nach dem Tod seiner Frau ändert sich zudem das Verhältnis zu beiden Söhnen.

IP: „[...] ich hab mit meinen KINDERN hab ich GAR KEIN KONTAKT mehr seit dem TODE meiner FRAU. da gabs allerhand ZWISCHENFÄLLE, und äh deshalb hab ich gar kein KONTAKT mehr mit meinen SÖHNEN. <<I: mhm>> (-) dis äh muss die auch nicht mehr SEHEN. ich hab dar kei kein BEDARF mehr. (8) nee deshalb wie gesagt dis sach ich IMMER ist IRONIE des SCHICKSALS mit PAULINCHEN, jetzt hab ich ebend <<I: mhm>> PAULA mein GANZEN SONNENSCHIN.“<sup>1165</sup>

Es wirkt distanziert. Der Kontakt zum jüngsten Sohn bricht komplett ab. Wie die Recherche zeigt, wusste er zum Beispiel nicht, dass beide Söhne bereits umgezogen sind und Hendrik seine Stelle gewechselt hat. Zudem geht er noch davon aus, dass Karl seinen Abschluss als staatlich geprüfter Bilanzbuchhalter machen „muss“<sup>1166</sup>; diesen hatte er jedoch bereits zum Zeitpunkt des Interviews. Mit dem machen „muss“, wie Paul Kaufmann im Interview sagt, zeigt sich der Leistungs- und Erwartungsdruck, welcher an ihn gestellt worden ist. Er erwartet es ebenfalls von seinen Söhnen.<sup>1167</sup>

---

<sup>1163</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.2; Kap. 4.1.2.4 u. vgl. Kap. 4.1.2.5.

<sup>1164</sup> Vgl. auch Kap. 4.1.2.3; Kap. 4.1.2.4 u. Kap. 4.1.2.5.

<sup>1165</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 732-737.

<sup>1166</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 726.

<sup>1167</sup> Vgl. auch Kap. 4.1.2.3 u. vgl. Kap. 4.1.2.4.

In Verbindung mit den gesamtbiographischen Rahmendaten scheint es fast, als ob mit dem Tod seiner Frau ein Bruch in seinen zwischenmenschlichen Beziehungen entsteht.<sup>1168</sup> Dieser Beziehungsabbruch ist im Genogramm (Abbildung 4) dargestellt. Er stellt diesen Abbruch im Interview in direkte Verbindung mit dem Tod seiner Frau und sagt, dass seine Tochter Paula jetzt sein „Sonnenschein“ ist. Sie hat jetzt eine positive Bedeutung für sein Leben in seiner Trauer um seine Frau und in seiner Einsamkeit. Paula ist im Interview nun oft „anwesend“- zumindest inhaltlich.<sup>1169</sup>

Zum großen Sohn besteht noch über die Tochter indirekt Kontakt. Karl nimmt sie regelmäßig mit in den Urlaub; zudem ist er Testamentsbevollmächtigter des Behindertentestaments im Falle des Todes von Paul KAUFMANN. Karl übernimmt Verantwortung für sie – die Verantwortung bleibt in der Familie. Karls Verhältnis zu seiner jüngeren Schwester ist trotz des Todes der Mutter bestehen geblieben. Paula ist das Bindeglied zwischen Vater und Sohn. Hier wiederholt sich, dass Paul KAUFMANN als Kind/Jugendlicher selbst Bindeglied zwischen seinen Großeltern und seiner Mutter gewesen ist.<sup>1170</sup> Die Tochter gibt ihrem Vater Lebenssinn und Halt. Sie ist zurzeit für ihn die einzige verlässliche Bezugsperson und schützt ihn vor der Einsamkeit und Isoliertheit. Seine Beziehung zu Karl zeigt sich, trotz des äußerlichen Kontraktbruches u.a. in folgenden zwei Textsequenzen aus dem Interview:

IP: „[...] hat er [Karl, T.S.] JURA studiert. <<I: mhm>> ERFOLGREICH. (-) mit s BESTE EXAMEN, hat dann von der BAYRISCHEN STAATSREGIERUNG ne PROBATIONSSSTIPENDIUM dafür so DA bekommen, <<I: mhm>> ja schon n HIRNI. die leute hier auch so JURISTEN, der war ja er war ja in BERLIN hier, der hat ja auch in BERLIN hier mal KURZZEITIG hier gearbeitet, so (--) die sprechen mich immer an - WAS ich fürn TOLLEN sohn hab. fürn dollen mist na ja [...] wegen seines STUDIENCHARAKTERS konnt er nicht nur/und nur/ nur und nicht nur mit dem VATER NICHT, sondern mit seinen DOKTORVÄTERN auch nicht.“<sup>1171</sup>

Diesen „Studiencharakter“ macht er verantwortlich für den Bruch zwischen Vater und Sohn. Herr KAUFMANN sucht nicht die Schuld bei sich und in seinem Verhalten. Als Beleg, dass es an „seinem“ Sohn<sup>1172</sup> Karl liegt bzw. an dessen Verhalten, wird das Scheitern der Promotion herangezogen. Dieses alleinige Verantwortlichsein des Sohnes kann für ihn ein Selbstschutz vor zu viel Kritik an sich selbst, vor zu vielen Gefühlen sein.

Weiter sagt er an einer anderen Stelle im Interview:

IP: „man hat äh mit den SÖHNEN kein KONTAKT mehr. also ph ja also ich äh ich lege keinen WERT drauf und DIE auch nicht, und äh ich bin/f/freu mich dass das äh der ÄLTESTE sich noch SO um seine SCHWESTER kümmert. <<I: mhm>> das find ich eigentlich TOLL. <<I: mhm>> das der dis MACHT.“<sup>1173</sup>

---

<sup>1168</sup> Vgl. MÜLLER-COMMICHAU/SCHAEFER 2000, S. 7.

<sup>1169</sup> Vgl. Kap. 4.1.1.2.

<sup>1170</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.3.

<sup>1171</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 747-756.

<sup>1172</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.4.

<sup>1173</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 963-966.

Nach außen, sagt Paul KAUFMANN, bricht er den Kontakt ab. Kontaktabbrüche sind in seinem Leben sich wiederholende Erfahrungen, als ob sie von ihm nicht beeinflussbar oder selbst initiiert sind. Er hat Wut auf Karl und ist enttäuscht, dass er trotz des guten Rahmens<sup>1174</sup>, aufgrund seines „Studiencharakters“ nicht promoviert hat, so argumentiert er. Hier kann eine Parallele zu seiner Schulzeit in der DDR gezogen werden. („[...] - er könnte äh gute bis sehr gute LEISTUNGEN bringen, ABER durch sein VERHALTEN ist es NICHT MÖGLICH.“)<sup>1175</sup> Damit überträgt er diese hohen Anforderungen auf seine Kinder und es wiederholt sich die Maxime „Ich schaffe dir gute Rahmenbedingungen und du bringst die Leistung, die ich erwarte“.<sup>1176</sup> Die These, dass das Leistungsprinzip in der Familie eine bedeutende Rolle spielt, erhärtet sich damit.<sup>1177</sup> Auf der anderen Seite zeigt sich im Interview u.a., dass Herr KAUFMANN trotz allem stolz auf seinen Sohn Karl ist: Er hat das beste Examen abgelegt, den Prozess im Fall der Kosten für das Wohnheim von Paula gewonnen, nimmt sie mit in den Urlaub und ist Testamentsvollstrecker. Paula bildet so die Brücke zwischen ihm und „seinem Kind“<sup>1178</sup> und lässt die Verbindung trotz der Tatsache, dass zurzeit kein direkter Kontakt besteht, nicht abbrechen. An beiden Ausschnitten tritt dieser innere Kampf zu Tage. Es zeigt sich, dass er versucht, mit diesem Bruch äußerlich hart nüchtern und sachlich umzugehen und sich gleichzeitig abzugrenzen und zu distanzieren („man hat äh mit den SÖHNEN kein KONTAKT mehr“). Dieser innere Kampf um die eigene Freiheit ermöglicht ihm nicht, Gefühle zu zulassen. Sein jüngster Sohn Hendrik war hingegen „das Kind“ seiner Frau. Zu ihm hat er keinen Kontakt mehr. Es lässt sich vermuten, dass die beiden Söhne mit den Widersprüchen und den inneren Kämpfen ihres Vaters nur schwer umgehen können<sup>1179</sup> und sie mit der bekannten Reaktion der Familie mit Abgrenzung und Distanzierung reagieren.

An den Wochentagen leben Herr KAUFMANN und Paula voneinander unabhängige Tagesstrukturen. Paula geht wochentags in die Werkstatt für Menschen mit Behinderung und am Nachmittag in den Freizeit- und Tanzclub. Das Wochenende ist ihre gemeinsame Zeit; da machen sie zusammen Ausflüge, z.B. mit dem Rad, und kochen gemeinsam. Paula ist heute weitestgehend selbstständig. Fährt Herr KAUFMANN in den Skiurlaub, bleibt sie allein in Berlin und kommt ohne weitere Hilfe zurecht, Freunde oder sein Patenkind schauen in dieser Zeit bei ihr vorbei. Er hebt hervor, dass sie Klavier, Keyboard und Akkordeon spielen kann. Paula ist mit ihren beiden Hobbys (Chor und Tanzgruppe) viel beschäftigt. Sie übt jeden Nachmittag in der Woche und hat öffentliche Auftritte. Paul KAUFMANN spricht in diesem Zusammenhang von ihrer „Karriere“<sup>1180</sup> – von einer (glänzenden) Laufbahn<sup>1181</sup>, die er fördert und gleichzeitig auch fordert.<sup>1182</sup> Von seinem Umfeld berichtet er:

---

<sup>1174</sup> Zu seiner 50-jährigen Segelclubmitgliedschaft wird hervorgehoben, dass er das Studium seiner beiden Söhne voll finanziert hat.

<sup>1175</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 319-320 u. vgl. Kap. 4.1.2.2.

<sup>1176</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.2.

<sup>1177</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.2 u. vgl. Kap. 4.1.2.3.

<sup>1178</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.4.

<sup>1179</sup> Vgl. RADEBOLD/BOHLEBER/ZINNECKER 2008, S. 8f.

<sup>1180</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 182.

IP: „[...] heute dreht sich kein MENSCH mehr um. u n d wenn wir beide unterwegs sind, heißt es oft ACH lass doch mal den GROßVATER mit seiner ENKELTOCHTER vor.“<sup>1183</sup>

Weiter sagt er:

IP: „[...] also HIER im FREUNDESKREIS is is paula GANZ TOLL aufgenommen, und äh (--) och so /also ich hab/äh es gibt GAR KEINE PROBLEME.“<sup>1184</sup>

Seine Tochter Paula gibt Ihm die Stabilität wieder, welche durch den Tod seiner Frau verloren gegangen ist. Ob und inwiefern Paula einige Aufgaben und die Rollen von seiner Frau übernimmt, geht aus dem Interviewmaterial nicht hervor und muss daher offen bleiben, auch wenn Herr KAUFMANN betont, dass sie gut Hemden bügeln und kochen kann und dafür Lob und Anerkennung bekommt.

IP: „[...] sie macht ne ganz WUNDERBARE BROTPLATTE mit SALATEN allen drum und dran - also muss ich mich auch garnicht drum KÜMMERN<<l: mhm>> dis GANZE macht se - GANZ HERVORRAGEND, und die LEUTE sind immer BEGEISTERT ERSTAUNT was se da alles immer <<l: mhm>> äh HERSTELLT [...]“<sup>1185</sup>

Dass er von Außenstehenden als „GROßVATER mit seiner ENKELTOCHTER“<sup>1186</sup> bezeichnet wird, sieht Herr KAUFMANN als positiv – hier könnte die Hypothese aufgestellt werden, dass ihm sein Großvater in seiner Kindheit Sicherheit gegeben hat<sup>1187</sup> und Herr KAUFMANN sich in diese Zeit hineinversetzt und sicher ist. Eine weitere Lesart wäre, dass die Rolle des „Großvaters“ Herrn KAUFMANN Distanz zur Behinderung seiner Tochter gibt – der „Makel“ der Behinderung und die damit verbundenen Entscheidungen und die Verantwortung<sup>1188</sup> obliegen nach außen nicht ihm, sondern er bekommt im Gegenteil sogar Anerkennung.

Auffällig ist, dass Herr KAUFMANN sich in der Beziehung zu seiner Tochter unter Druck fühlt, etwas „machen zu müssen“ („[...] also da is - da muss ich mich nach was NEUEM umsehen“<sup>1189</sup>). Dies kann in zwei Richtungen gedeutet werden: zum einen um der Anerkennung willen und zum anderen, um eigene Freiräume zu organisieren.

Dem gegenüber steht, dass Paul KAUFMANN heute sagt:

IP: „[...] gibt SO VIEL SACHEN die man mit den BEHINDERTEN machen kann, und die se auch GERNE machen, aber ma/ man man muss NICHT so TUN als wär das kind nicht BEHINDERT. <<l: mhm>> dis find ich nich schön. das hab ich auch im Chor oft das GEFÜHL, dass so ne gnaze CLIQUE von LEUTEN sitzt, die äh die sind der MEINUNG na ja also äh MONGOLISMUS is so ne SACHE wie SCHNUPFEN.“<sup>1190</sup>

---

<sup>1181</sup> Vgl. WAHRIG-BURGFEIND 2003, S. 451.

<sup>1182</sup> „[...] ALSO wir fahrn [Rad, T.S] ja NICHT asphaltierte strassen, sondern quer BEET hier. was zwar och NICHT immer ganz auf ihre ZUSTIMMUNG stösst, aber - die hat ja keine andre WAHL. (---)“ (Interview Paul KAUFMANN, Zeile 1259-1261).

<sup>1183</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 197-199.

<sup>1184</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 246-247.

<sup>1185</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 1153-1156.

<sup>1186</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 199.

<sup>1187</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.2.

<sup>1188</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.4.

<sup>1189</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 244.

<sup>1190</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 1394-1398.

Es fällt ihm schwer, die Behinderung seiner Tochter anzunehmen, was sich in den folgenden Aussagen widerspiegelt:

IP: „[...] die MONGOS sind ja auch (--) mu/muss man sagen - <<lachen>> die komm ma immer so vor wie so ne AFFENHORDE. wenn dann so wenn dann son ZOO ist und die SCHIMPANSEN da da so SIEHT und denn und äh und äh (-) die ham VIELMEHR mitnander. <<l: mhm>> die könn VIEL BESSER mitnander, als mit mit andern.“<sup>1191</sup>

Im Nachgespräch sagt er weiter: „Wenn wir damals gewusst hätten, dass die Tochter eine Behinderung hat, hätten wir sie abtreiben lassen, und ich hätte es auch vor Gott verantworten.“<sup>1192</sup> Aus rein finanziellen und Karrieregründen kann er eine Abtreibung eines Kindes ohne Behinderung, wie er betont, nicht verstehen.

Zu seiner und der Zukunft der Tochter erzählt er im Interview:

IP: „[...] schwer laut atmend>> phh joa dis is SCHWER ZU SAGEN. ich MEINE dis is äh dis ka/na ja (8) die wird WAHRSCHEINLICH denn irgendwo in so nem BETREUTES WOHNEN LANDEN - nich? nehm ich mal an. ich meine so is eigentlich SO VORGESEHEN äh das TESTAMENTSVOLLSTRECKER soll der ÄLTESTE SOHN sein, weil ja auch wegen der VERMÖGENSVERHÄLTNISSE nich? die ja dis ja wenn PAULA wieder hier in das BETREUTE WOHNEN kommt, KASSIERT der VATER STAAT das ganze ERBE. bleibt ja nicht ein PFENNICH. und PAULA hat nicht ein VORTEIL davon. <<l: ja ja>> und DESHALB äh is es im TESTAMENT so GEREGLT, dass äh der TESTAMENTVOLLSTRECKER äh ebend der dafür SORGT. und ne ja und DER w/kann ja och denn ENTSCHIEDEN wo PAULA hingeht, oder inner - ob se in DER oder in DER FAMILIE bleibt, oder oder ins BETREUTE WOHNEN geht, oder weiß ich nicht. also ich meine dit SO - ph von meiner LEBENSERWARTUNG her äh SCHÄTZ ich mal musse sich ja noch ZWANZICH jahre machen, und PAULA ist dann äh ja ja auch eine ein/ in EINEM ALTER, wo man sagt äh das die MONGOS dann auch das ZEITLICHE segnet. also - FRÜHER hat man gesagt LEBENSERWARTUNG durchschnittlich so FÜNFZICH, aber ich globe dis is VORBEI, also dass DIE heute loker SIEBZICH werden, [...] was auch noch äh äh so GANZ äh FÜRCHTERLICH SCHRECKLICH ist - ähm das man GEISTIG BEIEINANDER BLEIBT. also dis dis ist noch ne SACHE ja DASS MAN NICHT äh DEMENT wird. das ist äh, aber das ist eben bei den bei den MONGOS dis is ne äh ZIEMLICH HOHE GEFAHR - und da ham se ja schon JETZT n ALTERSHEIM für DEMENTE MONGOS. NEE weil DIE SO alt werden. nicht?“<sup>1193</sup>

Weiter sagt er im Interview:

IP: „DAMALS als die schwester JOSEPHINE äh sachte, ach na ja äh ihre TOCHTER wärn se BEQUEM ÜBERLEBEN - also DIE wird nee aber hier meine TOCHTER ist ja noch TOTAL FIT also KÖRPERLICHER also sie hat ja ÜBERHAUPT gar KEINE GEBRECHEN [...]“<sup>1194</sup>

Am Thema Zukunft wird deutlich, dass Herr KAUFMANN gut informiert ist. Es wird deutlich, dass seine Tochter ihm Lebenssinn und Halt gibt. Sprachlich ist Distanz spürbar (Herr KAUFMANN spricht nicht von Paula, sondern von „Mongos“ allg.) aber auch Nähe. Zum Zeitpunkt des Interviews versucht Herr KAUFMANN an die Zukunftsfrage pragmatisch heranzugehen. Trotz des Bruches und der Spannungen

---

<sup>1191</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 1292-1295.

<sup>1192</sup> Memo Interview Paul KAUFMANN.

<sup>1193</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 1226-1249.

<sup>1194</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 1255-1257.



zu Karl ist dieser in die Zukunftsperspektive für Paula eingebunden und wird mit Erwartungen konfrontiert. Eine in der Familie KAUFMANN bekannte Struktur ist „Im Notfall stehen wir zusammen“.<sup>1195</sup> Herr KAUFMANN hat aber die Sicherheit für sich, dass Karl die Aufgabe übernimmt und es in der Familie bleibt.<sup>1196</sup> Er vermeidet heute eine Entscheidung für Paula, vielleicht aus Angst vor Fehlentscheidungen, ähnlich wie bei seiner Mutter und dem Ende seines Leistungssports.<sup>1197</sup> Auch Unsicherheiten in Bezug darauf, dass Paula nicht den traditionellen Berufsweg der Familie gehen kann – was für ihn Neuland ist – könnte eine Rolle spielen. Es könnte vom Umfeld her Kritik kommen, wenn er Paula ins Heim gibt, Angst vor dem Verlust von Anerkennung. Der Satz „KASSIERT der VATER STAAT das ganze ERBE. <<I: mhm>> bleibt ja nicht ein PFENNICH. und PAULA hat nicht ein VORTEIL“ es wirkt als würde der Staat nur einnehmen ohne eine Gegenleistung, es könnte ein Misstrauen gegenüber dem Staat und Institutionen sein. Es wirkt nicht sehr vertrauensvoll.<sup>1198</sup> Er ist dabei betont sachlich und versucht, die Situation zu kontrollieren. Wie bei Themen, die ihm emotional nahe gehen, versucht er eine Distanz herzustellen. Seine Ideen sind vage, wenig konkret, ohne bereits unternommene Schritte; zudem sind sie abhängig von der Situation. Bezüglich dieser Frage handelt er situativ. Dieses Handeln kann auf den Erfahrungen aus seiner Kindheit und Jugendzeit, aber auch auf der Diagnose der Tochter oder dem Tod seiner Frau fußen. In seiner Kindheit erlebte Herr KAUFMANN, dass er abhängig von Entscheidungen seiner Mutter/Familie oder politischen Entscheidungen war.<sup>1199</sup> Herr KAUFMANN hat die Erfahrung gemacht, dass das Leben manchmal allen Vorstellungen zum Trotz andere Wege einschlägt. Er nennt dies „Schicksalsschläge“ und erfährt durch tradierte Handlungslösungen der Familie, dass sich diese über alle politischen Systeme hinweg bewähren.<sup>1200</sup> Diese Form der Bewältigung und Herangehensweise, in schwierigen Situationen nicht zu moralisieren, kann als eine Umgangsmöglichkeit gesehen werden.

Wie schon an den bereits dargestellten Ausführungen deutlich wird und wie Paul KAUFMANN in den Textsequenzen präsentiert hat, hat sich Paula in verschiedenen Hinsichten über die Jahre zu einer bedeutenden Person in seinem heutigen Leben entwickelt. Abschließend lege ich deshalb ein besonderes Augenmerk auf die Beziehung und das Verhältnis zwischen ihm und seiner Tochter. Dieses Verhältnis bewegt sich in einem Spannungsfeld und hat Auswirkung auf das Zusammenleben von Paul KAUFMANN und seiner Tochter im Jetzt aber auch in Zukunft. In folgender Grafik wird dieses Spannungsfeld (Abbildung 5) zusammenfassend schematisch dargestellt.

---

<sup>1195</sup> Vgl. auch Kap. 4.1.2.1; vgl. Kap. 4.1.2.2 u. vgl. Kap. 4.1.2.3.

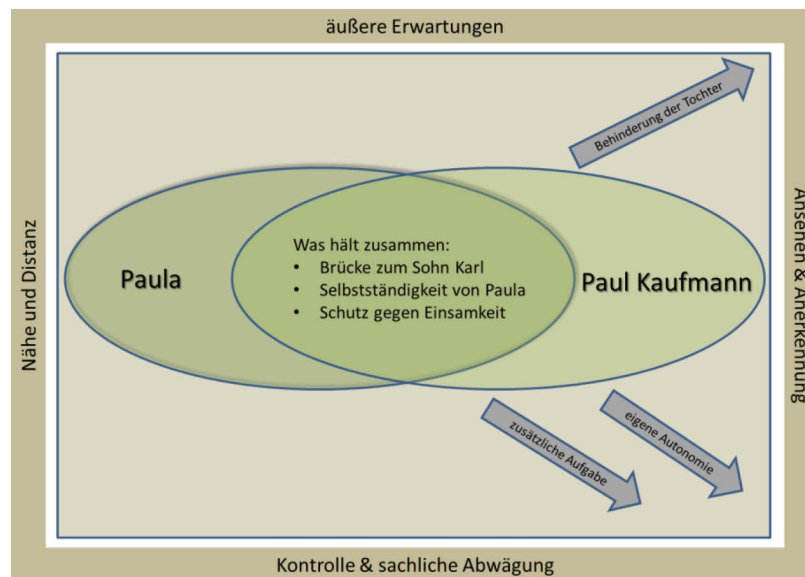
<sup>1196</sup> IP „ich bin/freu mich dass dass äh der ÄLTESTE sich noch SO um seine SCHWESTER kümmert. <<I: mhm>> das find ich eigentlich TOLL. <<I: mhm>> das der dis MACHT.“ siehe oben (Interview Paul KAUFMANN, Zeile 963-966).

<sup>1197</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.3.

<sup>1198</sup> Dies ist auch vor dem Hintergrund seiner Hafterfahrungen und dem Prozess über die Kostenübernahme von Paulas Wohnheimplatzes zu sehen (vgl. Kap. 4.1.2.3 u. vgl. Kap. 4.1.2.5).

<sup>1199</sup> Vgl. auch Kap. 4.1.2.2 u. vgl. Kap. 4.1.2.3.

<sup>1200</sup> Vgl. auch Kap. 4.1.2.1.



**Abbildung 5: Aktuelles Spannungsfeld von Paul KAUFMANN in Bezug auf seine Tochter aus seiner Sicht**

Offensichtlich ist, dass Herr KAUFMANN zurzeit unter der Bedingung, dass sich gesundheitlich nichts ändert, über einen Auszug der Tochter nicht nachdenkt. Der Endpunkt seiner Überlegungen ist sein Tod. Alle nachfolgende Verantwortung bzgl. Paula hat er per Testament an seinen Sohn Karl abgegeben/wegorganisiert, vor allem bezüglich der Wohnsituation. Dieser Sinn verstärkt sich, wenn man die Bedeutung der Tochter zu ihm betrachtet: Sie bildet eine Brücke zwischen Vater und Sohn, ihrem Bruder Karl. Seine Tochter schützt ihn vor der Einsamkeit. Gleichzeitig bietet sie ihm durch ihre Selbstständigkeit Entlastung und damit den nötigen Freiraum, den er für sich benötigt. Ein Auszug würde demnach einen Verlust darstellen. Dem gegenüber steht, dass er mit ihrer Behinderung nur schwer umgehen kann und diese zusätzliche Aufgaben mit sich bringt, welche seine Autonomie einschränken. Dieses Spannungsfeld wird zum einen umrahmt von äußeren Erwartungen (z.B. dem Erreichen und Halten des traditionellen Status Quo der Herkunftsfamilie und den damit verbunden Familiendynamiken), die an ihn gestellt werden und die er an andere Familienmitglieder stellt. Er will angesehen und anerkannt sein in Gesellschaftskreisen, zu denen er dazugehören möchte.<sup>1201</sup> Wiederrum versucht er, ein für sich ausgewogenes Verhältnis von Nähe und Distanz herzustellen. Bei allem ist er bestrebt, die Kontrolle und Sicherheit zu behalten. Er versucht, sachlich abzuwägen und zu entscheiden.<sup>1202</sup> Ein Auszug Paulas würde aus jetziger Sicht für ihn einen fundamentalen Verlust darstellen. Es wird jedoch ein einseitiges Verhältnis sichtbar; dabei ist aber zu berücksichtigen, dass Paul KAUFMANN zu seinem Leben befragt wurde und er somit seine Sicht darstellt. Paulas eigene Sicht ist nicht bekannt, da sie nicht befragt worden ist. Eltern wie Paul KAUFMANN stehen heute wieder bei Mitarbeiter\_innen in der Behindertenhilfe in der Kritik. Sie würden nicht verantwortungsvoll mit der Zukunft ihrer Kinder umgehen und sollten ihren Kindern möglichst frühzeitig einen Platz außerhalb

<sup>1201</sup> Vgl. u.a. Kap. 4.1.2.5.

<sup>1202</sup> Vgl. u.a. Kap. 4.1.2.4 u. vgl. Kap. 4.1.2.5.

der Familie suchen. Das Verhalten von Herrn KAUFMANN wird, wie schon in der Zeit nach ihrer Geburt und den Einzug ins Wohnheim, kritisiert – es schließt sich für ihn ein Kreis. Aus seinen Handlungen könnte angenommen werden, dass er seine Tochter für sich instrumentalisiert. Die Rekonstruktion zeigt jedoch auch, dass seine Handlungsstruktur unabhängig von der Behinderung seiner Tochter besteht und in der Familie weitergeben wurde und er sie in seiner Kindheit selbst erfahren hat.

#### **4.1.3 FALLZUSAMMENFASSUNG**

Paul KAUFMANN wird im Oktober 1943 während des II. Weltkrieges in eine Berliner Bürgerfamilie hinein geboren. Sein Vater ist zum Zeitpunkt seiner Geburt Soldat und stirbt bei einem Kriegseinsatz bereits während seines ersten Lebensjahres. So wird er Halbwaise. Seine Mutter wird durch ihre Ausbildung in Westberlin für ihn eine abwesende Mutter, zu der er wenig Kontakt hat. In der Folge wächst Paul bei seinen Großeltern mütterlicherseits am Müggelsee auf. Die Großeltern sind in seiner Kindheit prägend und übernehmen sowohl die Vater- als auch die Mutterrolle. Sein Großvater lehrt ihn, die Natur zu schätzen. Es ist für ihn eine behütete und beschützte Zeit. Trotzdem fehlen ihm sein Vater und seine Mutter. Diese Suche nach einem männlichen Vorbild, nach Orientierung, Anerkennung und Sicherheit begleitet ihn bis heute – obwohl er sich heute als „Großvater“ nicht unwohl fühlt. Die Familie kämpft über politische Veränderungen und Wirrungen hinweg um den Erhalt der tradierten gesellschaftlichen Stellung und ihre Anerkennung. Das Rückgrat und die Sicherheit der Familie sind über Generationen die Finanzberatungs- und Bilanzierungskanzlei sowie das Eigentum von Mietshäusern – es sind zwei Standbeine. Dabei spielen einflussreiche Netzwerke eine wichtige Rolle. Bei ihm wird die „Stärke von schwachen Bindungen“ erkennbar. Es ist kein Geschäftszweig, in dem die gesellschaftliche Stellung vererbt wird. Sie muss von Herrn KAUFMANN – aber auch später von seinen Nachkommen – erarbeitet werden. Sie leben nach dem Motto „Schuster bleib bei deinem Leisten – geh kein Risiko ein, in guten wie in schlechten Zeiten.“ Der Aufbau und Erhalt des Status Quo der Familie über die Generationen<sup>1203</sup> ist für jede einzelne Generation die übergeordnete Aufgabe. Damit sind Erwartungen an jeden einzelnen, unabhängig von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und –systemen, verknüpft. Es geht um Vertrauen, Erfahrung, Seriosität, Diskretion und den Ruf der Familie insgesamt. Diese müssen jeden Tag und von jeder Person individuell in der Situation und innerhalb der Rahmenbedingungen erarbeitet werden.

Seit seiner Geburt ziehen sich Brüche durch sein Leben. Ihnen begegnet er in der Folge situativ mit Distanz und Sachlichkeit. Der Umzug mit seiner Mutter nach Westberlin bedeutet für Paul einen großen Einschnitt, da er seine ersten Bezugspersonen, die Großeltern und Freunde, immer weniger sieht. In der neuen Umgebung fühlt er sich fremd und durch die Berufstätigkeit der Mutter wird er zum „Schlüsselkind“. In dieser Zeit ist er einsam und es zieht ihn immer wieder zu seinen Großeltern

---

<sup>1203</sup> Hier wird der Generationsbegriff in der familialen Bestimmung verstanden: Großeltern-, Eltern-, Kinder-, Enkelkinder-generation (vgl. VÖLTER 2008a, S. 98).

nach Ostberlin. So wird er zum Grenzgänger und zur Bindungsperson zwischen seiner Mutter und seinen Großeltern. Er erfährt durch die Entscheidungen seiner Mutter und die politischen Grenzen während seiner Kindheit und Jugend einschneidende Bindungsbrüche, auf die er selbst keinen Einfluss nehmen durfte und konnte. Seine Lebensgeschichte befindet sich bis dahin im Spannungsfeld zwischen dem Kampf um eigene Wünsche, den Vorstellungen seiner Familie sowie den politischen Grenzen. Er entwickelt zu seiner Mutter ein distanziert ambivalentes Verhältnis, was einem bürgerlichen Sohn – Vater – Verhältnis nahe kommt.<sup>1204</sup>

Hohe Erwartungen, Leistung und Erfolg sind Werte, die ihn seit seiner Kindheit prägen. Als Vater misst er seine Erziehung an diesen Werten. Sie ist verbunden mit Anerkennung und „Beweisen müssen“ in den gesellschaftlichen Kreisen, in denen Familie KAUFMANN sich bewegt und bewegen will. Um diese gesellschaftliche Stellung der Familie zu halten bzw. ausbauen zu können, ist die Leistung jedes Mitgliedes der Familie gefragt – dies geht bis in Beziehungsfragen hinein.<sup>1205</sup> In seiner Jugendzeit versucht er, aus diesen Erwartungen auszubrechen und sich akzeptierte Flucht- und Freiräume zu suchen. Ein prägendes Ereignis in dieser Zeit ist die Einzelhaft in der MfS-Untersuchungshaft wegen Fluchthilfe mit anschließender Verurteilung. Er wurde kurze Zeit später freigekauft. Ein Erlebnis, über das er bis heute nicht sprechen kann und welches ihn prägt u.a. mit Flashbacks und der Angst vor geschlossenen Räumen. In der Zeit nach seinem Gefängnisaufenthalt, dem Kennenlernen und der Heirat mit seiner Frau aus bürgerlichen Kreisen übernimmt Herr KAUFMANN die tradierten Familienwege und Handlungsmuster seiner Herkunftsfamilie. Als Ausweg zum Erwartungsdruck erhält sich Paul KAUFMANN selbst seine Rückzugsunkte (Tanzen und Segeln) und damit den Versuch der eigenen Abgrenzung und Distanzierung.

Zwei Jahre nach der Geburt ihres ersten Sohnes Karl wird Paula geboren. Sie hat das Downsyndrom. Paul KAUFMANN (ebenso seine Frau) kann innerlich mit der Behinderung und damit mit Paula nicht umgehen und distanziert sich. Die Behinderung von Paula stellt für ihn eine Gefahr für die familiäre und persönliche Zukunft dar. Paula kommt in der Aufbauphase des tradierten Status Quo der Herkunftsfamilie zur Welt. Die KAUFMANNs suchen nach einer externen Betreuungslösung für Paula und finden einen Wohnheimplatz. Er erfährt, dass diese Entscheidungen und damit er, kritisiert und abgelehnt werden – er fühlt sich stigmatisiert. Seine Tochter erlebt weitestgehend abwesende Eltern. Hiermit und mit der räumlichen Distanz zur Tochter wiederholen sich Handlungsmuster aus seiner Kindheit. Zum Zeitpunkt des Einzuges von Paula ins Wohnheim kommt ihr zweiter Sohn zu Welt. Paula wird fast 20 Jahre im Wohnheim leben. Nach einer Aufforderung zur Kostenrückerstattung für das Wohnheim (mit Prozess) wohnt Paula von nun an in der Familie.

---

<sup>1204</sup> Vgl. Exkurs bürgerliche Familie (Kap. 4.1.2.1).

<sup>1205</sup> Vgl. ebd.

Dem eigenen Druck („müssen“) und den Anforderungen der Familiennormen gerecht werden spielt über Generationen in der Familie KAUFMANN eine gewichtige Rolle. In der Familienbiographie durchziehen sich der Kampf nach Autonomie und die Suche nach Möglichkeiten zur Grenzziehung und gegenseitigen Abgrenzung sowie Loslösung wie ein roter Faden. Dieses Muster überträgt er auf seine Söhne und verbindet es mit Erwartungen. Erfüllen sie das nicht, kann er nur schwer damit umgehen und es akzeptieren. Hierdurch sieht die Familie ihr äußeres Ansehen in bestimmten Kreisen als gefährdet an. Auch Paula ist von diesen Erwartungen nicht freigestellt. Gleichzeitig kann sein Autonomiestreben für Paula Freiräume bieten.

Herr KAUFMANN erlebt seit dem Tod seiner Frau eine zunehmende Isolierung. Es kommt zu einem Bruch der direkten Beziehung mit seinen beiden Söhnen. Durch Paula hat Paul KAUFMANN eine indirekte Verbindung zu Karl. Trotz Spannungen und Brüchen in der Familie wird eine Unterstützung einstückweit erwartet. Nach wie vor ist er in der Trauer um seine Frau verhaftet. Seine Finanzberatungskanzlei beginnt er langsam auslaufen zu lassen. Seine Netzwerke, die sich hauptsächlich über seinen Beruf definiert haben, lösen sich stetig auf. Dies bedeutet für ihn einen Status- und Anerkennungsverlust.

Seine Herkunftsfamilie spielt demgegenüber in seinen Erzählungen keine Rolle. Wie jedoch an den Genogrammen und den Rahmendaten deutlich wird, ist die Familientradition und die von ihr erlernte Entscheidungsmaxime sein Fundament. Dies untermauert die These, dass er versucht, sich von seiner Familie abzugrenzen und seine Leistung hervorzuheben.

Seine Beziehungen sind, ob inner- oder außerfamiliär, Nutzbeziehungen, auf die er sich verlässt. In seinen einzelnen Lebensphasen hat er (meist) eine Person, die für ihn besonders wichtig ist, Orientierung, Sicherheit und Halt gibt. Hierzu zählen seine Großeltern, sein Trainer, seine Frau und jetzt seine Tochter. Es scheint so, als könnte sich Paul KAUFMANN auf eine bzw. wenige Beziehungen intensiv einlassen. Sein im Leben geprägtes Problemlösungs- und Handlungsmuster ist sachlich, situativ, funktional und pragmatisch orientiert und auf Sicherheit, Anerkennung und ohne Risiko ausgerichtet. Dies geht bis über seinen Tod hinaus.<sup>1206</sup> Deutlich geht er diesen Weg vor allem nach seiner Haftzeit; dabei stehen seine Bedürfnisse im Mittelpunkt. Die Familiendynamik bewegt sich in dem Spannungsfeld zwischen Nähe und Distanz, zwischen der eigenen Freiheit und Vermeidung von Einsamkeit. Dies zeigt sich auf seiner Sprachebene ebenso wie auf der Handlungsebene. Nach außen versucht er sich als stark und kontrolliert darzustellen. Die Kontrolliertheit hat dabei drei Funktionen: Schutz vor dem Aufbrechen von eigenen Gefühlen, Sicherheit und die Wahrung der eigenen Außendarstellung für den Erhalt des Status Quo. Hinter der Fassade ist er jedoch oft unsicher und sucht nach Bestärkung, Halt, Orientierung am tradierten Familienweg und ihm nahe stehenden Personen. An Vertrauten und

---

<sup>1206</sup> Bezüglich Paula, ist sein großer Sohn Testamentsvollstrecker, er gibt damit Verantwortung ab und hat gleichzeitig Sicherheit für sich (vgl. Kap. 4.1.2.6).

Bekannten, die in Verbindung mit schönen Zeiten in seinen Leben stehen, hält er fest. Seine Pläne sind wenig konkret. Er handelt, wenn er handeln muss und vertraut, dass es eine Lösung gibt. In seiner Kindheit und Jugendzeit wurden seine Pläne immer wieder zerstört.

Seine Tochter hat sich (spätestens) seit dem Tod seiner Frau zu einer Person entwickelt, die für ihn aktuell existenziell ist, ihn vor Einsamkeit schützt und Bindungsperson zu „seinem Karl“ ist – sie hat eine sinnhafte Bedeutung für ihn. Zudem wird ein Spannungsfeld deutlich, in dem sich die Beziehung bewegt. Er sieht heute die Behinderung seiner Tochter und ihre jetzige „Karriere“ als gesellschaftlich anerkannt und erfährt über sie Bestätigung in seinem Tun als Vater – im Gegensatz zum Zeitpunkt von Paulas Geburt. Im Falle seines Todes überträgt er schriftlich die Verantwortung an „seinen Sohn“ in Form eines Behindertentestamentes.

Mit dem Satz: „Paula ist meine IRONIE DES SCHICKSALS und ist jetzt mein SONNENSCHN“ wird deutlich, dass er sich im tiefsten Inneren seiner Entwicklung und Handlungen auch bezüglich Paulas bewusst ist, dies aber kaum in Worte fassen kann und will. Ein detailliertes Aussprechen würde ihm heute Angst machen und damit seinen Halt, seinen „Sonnenschein“ im Leben in Frage stellen, denn er sähe ohne Paula keinen Lebenssinn mehr, wie er sagt. Heute, rückblickend gesehen, ist er froh, dass sie zum „Leben operiert“ worden ist, auch wenn es damals gegen seinen Willen war. Es ist eine Geschichte eines Platzfindens und Haltgebens, des Vertraut-Werdens mit seiner Tochter mit Behinderung in seinem Leben, geprägt von Herrn KAUFMANNs Lebenserfahrungen – von einer „totgeborenen“ Tochter hin zu seinem „Sonnenschein“ heute.

Für Herrn KAUFMANN ist es wichtig, sich als Vater ernstgenommen, einbezogen und in seiner Handlungsperspektive verstanden zu fühlen. Gleichzeitig will er nicht von anderen Vorstellungen einengt oder entmündigt werden – dies sieht er als Grenzüberschreitung und reagiert darauf mit Distanz und Abbrüchen. Hier ist die verstehende Haltung ein möglicher Zugang zu ihm.<sup>1207</sup>

Vor allem über Herrn KAUFMANN kann eine Beziehung zur Tochter aufgebaut werden. Dabei sind die Personen selbst und ihr Hintergrund von Bedeutung, sofern sie Sicherheit, Vertrauen und Orientierung geben. Aber auch wie sich am Interviewsetting im Garten, in der Natur zeigt, ist dieses für ein Gespräch von Bedeutung, es gibt ihm Sicherheit.<sup>1208</sup> Der Fall KAUFMANN zeigt, dass das Zusammenleben sich in einem komplexen und vielschichtigen Spannungsfeld bewegt. Die Behinderung seines Kindes stellt für ihn unbekannte Fragen an sein Leben. Seine gelernten Familiendynamiken und Handlungsstrukturen ziehen sich jedoch dabei unabhängig von der Behinderung seines Kindes durch.

---

<sup>1207</sup> Vgl. Kap. 3.1.3.

<sup>1208</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.3. Mit seiner Erfahrung aus der Haftzeit in DDR-Gefängnissen. So könnten in Beratungssettings an die Verhöre erinnern. Die Natur ist für ihn ein vertrauter und sicherer Ort seit seiner Kindheit.

## 4.2 GEORG BERG – „[...] UND DA WURDE DAS PLÖTZLICH GANZ DRINGEND“

### 4.2.1 EINLEITUNG

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Herr BERG 82 Jahre alt und verheiratet. Er hat einen 53 Jahre alten Sohn mit einer geistigen Behinderung. Herr BERG und seine Frau wohnen in einer Dreiraumwohnung. Nebenan wohnt sein Sohn in einer Zweiraumwohnung. Die Wohnung befindet sich in einem Arbeiterwohngebiet aus den 1920er Jahren und ist vor kurzem renoviert worden. Herr BERG pflegt seine 80-jährige, schwer kranke Frau und hat selbst bereits eine Herzoperation (3 Bypässe) hinter sich, zudem leidet er an Herzrhythmusstörungen. Sein Sohn geht tagsüber in eine WfbM und ist weitgehend selbstständig. Momentan besteht die Frage nach der zukünftigen Unterstützung seines Sohnes („Ambulant betreutes Wohnen (AbW)“ und „rechtliche Betreuung“).<sup>1209</sup> Hierzu gab es bereits Gespräche. Herr BERG ist heute wieder aktiv in seinem Schrebergarten, geht zum Seniorensport und genießt die Kunstszene. Zudem ist er Mitglied im Vorstand eines freien Trägers der Behindertenhilfe.

Was für ein „Typ“ ist Georg Berg? Was hat ihn zu dem gemacht, der er heute ist? Herr BERG sagt heute: *„[...] aber jetzt sind wir ja nun in nem Alter, wo das mal schnell gehen kann [...]“*<sup>1210</sup> und weiter *„[...] und da wurde das plötzlich ganz dringend“*<sup>1211</sup>. Um Georg BERG zu verstehen, sollte seine Lebensgeschichte nachgezeichnet werden.

#### 4.2.1.1 Kontaktaufnahme und Interviewsetting

Herrn BERG lernte ich auf einer Veranstaltung des Projektes ElFamBe kennen, bei der sich Verantwortliche von Elternvereinen aus Deutschland trafen. Er ist ein Mann von äußerlich kleiner Statur. Nach der Vorstellung der anwesenden Personen und der Projektvorstellung kam ich mit ihm über unsere Herkunft (Herr BERG ist aus dem Erzgebirge, unweit von meinem Herkunftsort entfernt) ins Gespräch. Anstoß war mein Promotionsthema. Herrn BERG zog es ebenso wie mich nach seinem Studium nach Berlin und wieder nach Sachsen zurück – solche Gemeinsamkeiten im Lebenslauf können potentielle „Türöffner“ sein. Ich bat ihn um ein Interview. Er willigte ein und fand das Thema sehr wichtig. Die Terminfindung gestaltete sich etwas schwierig (aufgrund des Gartens, vieler Termine, Pflege seiner Frau); schließlich fanden wir einen Termin bei ihm zu Hause.

Vor dem Termin hatte ich noch eine Weile Zeit und konnte mir die Wohngegend anschauen. In unmittelbarer Umgebung befinden sich ein Seniorenbetreuungscenter sowie mehrere Einkaufszentren. Gegenüber der Wohnung liegt eine Straßenbahnhaltestelle. Die Wohnung liegt in einem größeren Wohnkomplex aus den 1930er Jahren im Erdgeschoss. Das Haus wird seit 2010 renoviert. Herrn BERGs Wohnung ist bereits fertiggestellt. Er freute sich sehr, dass wir uns wieder sahen, fragte mich, ob ich gut hergekommen bin, und bat mich in die Wohnung. Er führte mich in das Wohnzimmer, bot

---

<sup>1209</sup> Vgl. Interview Georg BERG, Zeile 399ff.

<sup>1210</sup> Interview Georg BERG, Zeile 399-401.

<sup>1211</sup> Interview Georg BERG, Zeile 446-447.

mir einen Sessel an und setzte sich mir gegenüber. Im Wohnzimmer erstreckte sich über eine ganze Wand ein großes Bücherregal, zudem ein Sofa und eine dunkle Anbauwand aus den 60er Jahren mit LCD-Fernseher.

Die Stimmung bei dem Gespräch war angenehm und offen. Herr BERG fragte mich, bevor ich meine Eingangsfrage stellen konnte, was er mir im Erstkontakt erzählt habe. Nach den beiden Haupterzählphasen<sup>1212</sup> (Behinderung des Sohns in Bezug auf seine Biographie sowie seine eigene Biographie) bot er mir einen Kaffee an. Er fragte mich, ob ich einen „Krümel-Kaffee“ möchte, welcher schneller ginge oder einen richtigen Kaffee. Dazu ging er aus dem Raum, kam fünf Minuten später wieder und brachte für uns „Krümel-Kaffee“.

Als wir im Nachfrageteil zu seiner Kindheit kamen, bestand er nachhaltig darauf, das Aufnahmegerät auszuschalten. Er meinte, „es gehöre nicht aufs Band, wäre nicht wichtig“. Er erzählte mir von seiner „Lausbubenzeit“ mit seinem jüngeren Bruder und von einem Zeitungsartikel über eine „Weihnachtsausstellung“ von 1936 in Freiberg, auf welcher er mit seinem Bruder abgebildet war. Vor wenigen Jahren hat er nach diesem Artikel im Archiv in Dresden gesucht, aber nichts gefunden. Die Ausführungen zur Jugendzeit durfte ich nach einer Bitte meinerseits wieder aufnehmen.

Nach Beendigung des Interviews erzählte mir Herr BERG noch von seiner Tante aus den USA, die nach einem Besuch aufgrund des Kriegsausbruchs 1939 nicht wieder zurück konnte und beim Bombenangriff im Frühjahr 1945 ums Leben kam. Er habe sie am Rubinring am Finger erkannt, ansonsten sei ihr Körper völlig verkohlt gewesen. Herr BERG resümiert, „dass er keinen Krieg mehr möchte!“ Als ich gerade gehen wollte, kam sein Sohn und wollte seinen Vater zum Kaffeetrinken mit seiner Mutter holen. Herr BERG stellte mich ihm vor.

#### **4.2.1.2 Zur Selbstpräsentation und zum Interview**

Seine Lebensgeschichte präsentiert Georg BERG sachlich und gibt einen vorwiegend argumentativen und evaluativen (mit Belegerzählung), chronologischen Bericht ab. Dabei beginnt er mit einer Evaluation, führt die Belege – die Beweise – an. Bevor ich die Eingangsfrage stellen kann, nimmt Herr BERG die Regie in die Hand („vielleicht ähh von meiner seite aus [...]“<sup>1213</sup>) und erzählt, dass er 82 Jahre ist und sein Sohn in Wuhan in China geboren sei. Er erzählt stichpunktartig. Es wirkt wie ein effektives Geschäftsgespräch; Herr BERG versucht, eine gemeinsame Basis zu schaffen, will scheinbar ein Ziel erreichen.

In der Phase zwei des narrativen Interviews (Eingangserzählung)<sup>1214</sup> schwenkt er über zum großen Thema der Behinderung, v.a. in Bezug auf seinen behinderten Sohn („okay! na gut. da es ausgeht/ da

---

<sup>1212</sup> Eingangserzählung (Phase 2) und Erzählung nach der ersten Frage im erzählinternen Nachfrageteil (Phase 3) (vgl. Kap. 3.2.1).

<sup>1213</sup> Interview Georg BERG, Zeile 5.

<sup>1214</sup> Siehe Kap. 3.2.1.



*es um unseren sohn geht.*“<sup>1215</sup>). Seine anschließende ca. 40-minutige Präsentation kann thematisch zusammengefasst werden als Herausarbeitung der Unterschiede in der Behindertenhilfe zwischen der ehemaligen DDR und der BRD nach 1990 und die Frage nach dem persönlichen Status quo. Er präsentiert es entlang der Lebenslinie seines Sohnes Jan in Verbindung mit ihnen als Eltern und den Rahmenbedingungen. Er sagt:

IP: „[...] ich muss so sagen, wir sind zwei etappen. einmal die zeit der DDR <<I: mhm>> und dann die der bundesrepublik. und da kann ich natürlich sehr gut sagen, was war besser hier und was war schlechter hier. und was war dann besser und was schlechter. das ist eigentlich ne ganz interessante sache, wenn man wissenschaftliche arbeiten macht.“<sup>1216</sup>

Er präsentiert sich mir als Chancegeber für meine Arbeit, welcher vergleicht und analysiert, bevor er bewertet. Herr BERG beginnt mit der Geburt des Sohnes in Wuhan und arbeitet sich chronologisch bis ins Heute; dabei geht er in großen Etappen vor. Er fasst zusammen:

IP: „[...] natürlich und das muss ich immer wieder sagen, zu ddr-zeiten war alles primitiver, aber herzlicher. ja? heute is vieles (-) ähh in ausrüstung und äh allen dingen, die es gibt, technische ausrüstung, viel besser. aber im zusammenhang gesehen, die herzlichkeit, die früher war die is bedingt och durch die ähh den druck den die leute [...]“<sup>1217</sup>

Diese These dokumentiert er mit Belegerzählungen und Aufzählungen am Beispiel seiner Erlebnisse in Bezug zu seinem Sohn; dabei versucht er eine objektive und in Berichts- und Argumentationsform vorgebrachte Darstellung (z.B. mit aktuellen Gerichtsurteilen). Hier kritisiert er besonders, dass sich heute im Vergleich zur DDR die

IP: „[...] freizeitangebote [...] mächtig reduziert [haben, T.S.], weil der vater staat das geld nicht mehr hat <<I: mhm>> oder nich gebn will oder wat.“<sup>1218</sup>

In dieses Thema flechtet er immer wieder seine Tätigkeiten als Vater und die Rolle seiner Frau als Mutter ein. Er betont,

IP: „[...] dass ich so wenig ähh mich in der anfangszeit kümmern konnte, dass hängt ja mit meinem beruf zusammen“.<sup>1219</sup>

Im letzten Abschnitt seiner Selbstpräsentation kommt er zum „Heute“ und schließt den Bogen von der Vergangenheit zur aktuell präsenten Frage:

IP: „[...] so, jetzt sind wir in einem alter, wo wir sagen müssen - was wird nach uns? <<I: mhm>> und aus diesem grunde haben wir unserem sohn, weil das alles so sich ergab, <<I: mhm>> praktisch gegenüber ene wohnung eingerichtet, nich? die wohnung ham wer eingerichtet mit dem ZIEL betreutes einzelwohnen. OB das funktioniert <<I: mhm>>

---

<sup>1215</sup> Interview Georg BERG, Zeile 43.

<sup>1216</sup> Interview Georg BERG, Zeile 69-73.

<sup>1217</sup> Interview Georg BERG, Zeile 128-133.

<sup>1218</sup> Interview Georg BERG, Zeile 319-320.

<sup>1219</sup> Interview Georg BERG, Zeile 169-170.

is ne andere frache, das wissen wir nich. <<I: mhm>> aber wir ham wenigstens die voraussetzungen geschaffen. wir konnten uns das finanziell leisten.“<sup>1220</sup>

Die Frage, was mit meinem Sohn wird, ist bei Herrn BERG brandaktuell: „Wir haben alles gut vorbereitet, was in unserer Macht stand, haben nach Lösungen gesucht, aber wer betreut unseren Sohn, wenn wir nicht mehr da sind. Ich suche nach Herzlichkeit, welche ich heute vermisse.“ Dabei steht die immer näher rückende Frage der eigenen Endlichkeit thematisch in direktem Zusammenhang mit der Frage der Zukunftsgestaltung des Sohnes und wird im Interview immer wieder berührt. Vor dem Hintergrund seines aktuellen Themas kann sein Einstieg verstanden werden. Herr BERG sieht in mir als Vertreter der Wissenschaft einen Anknüpfungspunkt, um seine Botschaften mit Belegen einfließen zu lassen, aber auch, um an neuste „neutrale“ Informationen zu gelangen. Es deutet sich eine „gebende“ und „nehmende“ Handlungsstruktur an. In der Eingangspräsentation wird zugleich sein Stolz auf seinen Sohn – und damit zusammenhängend auch auf sich als Vater/ als Eltern – deutlich

IP: „[...] so und wenn se den jungen heute sehn würden, dann würden se sagen: <<aner-kennend, stolz> "man wat isn aus dir geworden!? KLASSE!"<sup>1221</sup>

Es steht der Wunsch dahinter, Anerkennung ihrer „Arbeit“ als Eltern/als Vater zu erhalten – Bestätigung seiner bzw. ihrer Leistung als Eltern gerade vor dem Hintergrund, dass es keine „Leitplanke“, keine Orientierung gibt.<sup>1222</sup>

Nach seiner Selbstpräsentation (Phase 2) folgt der erzählinterne Nachfrageteil (Phase 3). Dabei lenke ich zunächst zu seiner eigenen Kindheit. Zu Beginn seiner Präsentation sagt er

IP: „[...] ich muss dazu sagen, dass meine eltern (-)geschieden sind. die leben ja beide nicht mehr. aber ähh, ich lebte also zunächst bei meiner mutter. dann bin ich zu meinem vater gekomm mit zehn jahren. ja? und hab dort eigentlich eine sehr GUTE entwicklung gehabt. mein vater ist ingenieur selber gewesen. und äh meine sogenannte ähh stiefmutter war ein pfundskerl. wir haben uns sehr gut verstanden, ja? <<I: mhm>> und äh so wie ich das mitgekriegt habe hat sie auf eigene kinder verzichtet, weil ich nun da war. <<I: mhm>> so, na und unter diesem gesichtspunkt habe ich also, absolut ein sorgenfreie jugend gehabt. wir sachten dann bloß zu ihr noch mutter, keene stiefmutter.“<sup>1223</sup>

Das Thema der Scheidung seiner Eltern umklammert seine Kindheit und Jugendzeit. Es zieht sich bis in die Gegenwartspräsentation durch. Er kann im Heute nicht über seine Kindheit bei seiner Mutter erzählen – er hebt weder Positives noch Negatives hervor. Sie wirkt wie eine neutrale Person und gleichzeitig beschützt er seine Mutter und verteidigt seinen Vater. Als ich nach seiner Mutter frage, unterbricht er das Interview und fragt, ob er einen Kaffee holen solle. Er ist kurz angebunden, es braucht Nachfragen, um das Gespräch am Laufen zu halten, es gibt thematische Wechsel zu seinem Bruder und seinem Sohn. Er fordert mich auf, das Aufnahmegerät auszuschalten. Dabei erzählt er „nur“ Lausbubengeschichten. Gefühle zur Mutter bzw. Erlebnisse mit ihr kommen nicht zur Sprache.

---

<sup>1220</sup> Interview Georg BERG, Zeile 328-334.

<sup>1221</sup> Interview Georg BERG, Zeile 205-207.

<sup>1222</sup> Stichwort: „Machbarkeitsvorstellung“ und die „Vielfältigkeit der Behinderung“ (vgl. hierzu Kap. 1.2.2.2).

<sup>1223</sup> Interview Georg BERG, Zeile 469-477.

Wenn er im Interview über seine Mutter spricht, steht eigentlich seine „Stiefmutter“ als Person dahinter. Seine „Mutter“ ist eigentlich die Stiefmutter „[...] *wir sachten dann bloß zu ihr noch mutter, keene stiefmutter.*“<sup>1224</sup> Neben der Scheidung der Eltern sind weitere Themen seine Zeit als „Kindersoldat“, der Angriff auf Dresden und die Zeit seines Vaters in sowjetischer Gefangenschaft. Am Interviewausschnitt zu seiner Kindheit wird ein typisches Erzählmuster deutlich, welches sich durch das gesamte Interview zieht: Nach schwierigen Momenten schafft er es, eine Balance zwischen schweren und schönen Zeiten herzustellen: „vom Abschieben als Kind hin zum Prinz seines Vaters“, vom zerplatzten Berufswunsch zur Lausbubenzeit seiner Kindheit oder die Heldengeschichte mit einer Brandbombe auf dem Dachboden.

Kritische Momente lässt er in der Eingangserzählung (Phase 2) sowie im erzählinternen Nachfrageteil (Phase 3) weitgehend außen vor.<sup>1225</sup> Direkt angesprochen auf z.B. die Zeit der Hitlerjugend, des Volksturms („*unser reiseerei da mit diesem verein kamen wir och nach dresden*“<sup>1226</sup>) oder des Aufstandes von 17. Juni 1953, versucht er, diese zu banalisieren, begegnet ihnen mit Ironie und präsentiert sich selbstkritisch. Wenn es um Gefühle geht, bricht er ab und wechselt das Thema oder verändert die Stimmlage im Interview: In traurigen Momenten (Tod seines Vaters oder seiner Stiefmutter) wird er leise. Dies zeigt sich beispielhaft in folgendem Ausschnitt:<sup>1227</sup>

IP: „[...] mein vater is jestorben <<atmet aus> hahh> (-) neunzehnhundert/ warten se mal, warten se mal, sieb/ achtundneunzich/ das ist siebzich/> fünfundziebzich. <<leise, tiefe stimmlage> ja fünfundsiebzich is er jestorben.> [...] wisst ihr was ihr euch aufbürdet?“ <<liebevoll, immer leiser> aber es hat gar nicht lange gedauert.“<sup>1228</sup>

Er präsentiert sich als offener Analytiker, vielseitig interessierter, aktiv Handelnder (selbst als er nur passiv sein konnte) und betont seine Gestaltungsmöglichkeiten. Er kann als Suchender und Hörender bezeichnet werden. Er sagt von sich, dass er „[...] *ehrlich gesagt immer noch nach möglichkeiten suche*“<sup>1229</sup> und sieht für sich bezüglich des Sohnes

IP: „[...] meine aufgabe, um in der nächsten zeit zu klären was ist. weil meine frau schwer krank war. <<I: mhm>> und unter umständen/ ich hatte also die befürchtung, dass sie mir stirbt. <<I: mhm>> und da wurde das plötzlich ganz dringend.“<sup>1230</sup>

Trotz der Sorgen um die Zukunft wird seine Lebensfreude u.a. an den ausführlich erzählten Freizeitaktivitäten deutlich.

Insgesamt präsentiert Herr BERG auf den ersten Blick eine schlüssig wirkende Lebensgeschichte mit einer subjektiv positiven Lebensbilanz, beruflich wie privat. Dabei lässt er jedoch das „Aber“ in seiner

---

<sup>1224</sup> Interview Georg BERG, Zeile 946-947.

<sup>1225</sup> Vgl. Kap. 3.2.2.

<sup>1226</sup> Interview Georg BERG, Zeile 513-514.

<sup>1227</sup> Vgl. HÜLSHOFF 2006, S. 89 u. vgl. SCHMIDT 2012a, S. 21.

<sup>1228</sup> Interview Georg BERG, Zeile 952-972.

<sup>1229</sup> Interview Georg BERG, Zeile 324.

<sup>1230</sup> Interview Georg BERG, Zeile 445-447.

Biographie erzählerisch außen vor. Es fällt auf, dass Herr BERG sehr darauf bedacht ist, neutral bzw. beschützend zu reagieren und zu erzählen, nicht in ein „Fettnäpfchen“ zu treten, im Abseits zu stehen oder der Böse zu sein.

#### **4.2.2 REKONSTRUKTION DER FALLGESCHICHTE VON GEORG BERG**

##### **4.2.2.1 Zur Familiengeschichte**

Im Jahre 1929 kommt Georg BERG zur Welt. Wie aus dem Genogramm (Abbildung 6) ersichtlich wird, wohnen seine Eltern zum Zeitpunkt der Geburt in Zschopau und beide elterlichen Familienzweige stammen aus dem Erzgebirge. Die Erzgebirgskleinstadt Zschopau ist zu dieser Zeit (wilhelminischen Kaiserzeit) geprägt von der neu entstandenen Motorradfabrik und der Textilindustrie.<sup>1231</sup> Der elektrische Strom gehörte zunehmend zum Alltag, es gab elektrische Straßenlampen und es kam es zu einer zunehmenden Verstädterung der Randgebiete der Städte.<sup>1232</sup>

##### ***Zum Familienzweig des Vaters***

Die Familie seines Vaters stammt aus Zschopau, wo auch seine Eltern und die zwei Schwestern des Vaters wohnen. Georg BERGS Großvater ist zu diesem Zeitpunkt Rangiermeister am Bahnhof von Zschopau – so wächst Georgs Vater in einer Arbeiterfamilie im Erzgebirge auf. Sein Vater hat noch mindestens drei Schwestern.

##### ***Exkurs: Arbeiterfamilien im Erzgebirge***

Bedingt durch die Industrialisierung hatte sich die Lebens- und Arbeitswelt zum Ende des 19. Jahrhunderts in der Wirtschaftsregion Erzgebirge grundlegend geändert. So hing die Versorgungsgrundlage vieler Familien nicht mehr von der Heimarbeit (z.B. Spielzeugherstellung, Stoffherstellung) und/oder vom Bauernhof ab. Die Arbeit in den Fabriken, z.B. in der in Zschopau ansässigen Textilindustrie sowie im Maschinenbau bot den Menschen ein klägliches aber einigermaßen sicheres Einkommen. Es wurden schnell Mietwohnungen gebaut. Durch den Anschluss ans Eisenbahnnetz (Zschopau 1866) konnten die Warenströme zu ihren Absatzmärkten, Steinkohle zur Befuerung der Dampfmaschinen und Rohstoffe (Baumwolle) zu den Fabriken befördert werden.<sup>1233</sup>

Der Vater und oft auch die Mutter waren tagsüber für zwölf Stunden (bis auf sonntags) außer Haus. Die Länge, der Beginn und das Ende der Arbeitszeit bestimmten den zeitlichen Rhythmus der Familie.<sup>1234</sup> Die Kinder, welche nicht in die Schule gingen, wurden von den Nachbarn oder in einer „Bewahranstalt“ betreut. Damit ging eine Trennung der Familienmitglieder einher. So reduzierte sich die Familienzeit auf die Morgen- und Abendstunden sowie die Sonn- und Feiertage. Auch wenn die Mut-

---

<sup>1231</sup> STADT ZSCHOPAU 23.05.2015.

<sup>1232</sup> Vgl. SCHATTKOWSKY 2010, S. 104 u. vgl. ROSENTHAL 1990b, S. 18.

<sup>1233</sup> Vgl. SCHATTKOWSKY 2010, S. 99ff.

<sup>1234</sup> Vgl. ROSENBAUM 1982, S. 473.



ter zu Hause blieb, änderte sich wenig an der Situation.<sup>1235</sup> Zudem mussten ältere Kinder im Haushalt und bei der Betreuung ihrer kleineren Geschwister mithelfen.<sup>1236</sup> Es gab eine Trennung von Wohnen und Arbeit. Aufgrund beengter Wohnverhältnisse waren Rückzugsorte rar. Mehrere Familien nutzten eine sanitäre Einrichtung gemeinsam, teilweise wohnten zusätzlich Untermieter mit in den Wohnungen. Durch die Enge entstand zwangsläufig eine soziale Kontrolle der Familie untereinander. So wuchs die für Arbeitsquartiere typische enge, nachbarschaftliche Verbindung und Hilfe. Eine Abschottung, wie sie in bürgerlichen Familien charakteristisch war, war so kaum möglich.<sup>1237</sup>

Auch wenn eine Schwangerschaft meist äußerer Anlass für eine Ehe war, waren die Beziehungen meist durch Zuneigung geprägt. Zudem waren die Ehe und Familie für die Arbeiterschaft die sozial akzeptierte Lebensform gegenüber einem Leben als Untermieter. Eine Ehe unter den gegebenen Umständen (hohe Arbeitsbelastung, Geldsorgen, enge Wohnverhältnisse) aufrecht zu erhalten, schien nicht einfach zu sein, da viel Kraft in das bloße Überleben gesteckt wurde und kaum Zeit für Beziehungspflege existierte – die finanzielle Frage war das häufigste Konfliktthema in den Ehen. Diese Bedingungen hatten nicht nur Auswirkung auf die Partnerbeziehung, sondern auch auf die Beziehung zu den Kindern.<sup>1238</sup> In dieser Zeit wird das bürgerliche Familienbild angestrebtes Ziel in den Arbeiterfamilien.<sup>1239</sup> Heidi ROSENBAUM (1982) zeichnet u.a. als charakteristisch nach, dass die Eltern bemüht waren, für ihre Kinder eine gute Ausbildung zu gewährleisten, damit diese ein besseres Leben führen konnten.<sup>1240</sup> Die Höhe des Lohnes und die Anzahl der Kinder entschieden dabei über das Lebensniveau und damit auch über die Notwendigkeit der Mitarbeit von Frauen und den Kindern.<sup>1241</sup> Kinder aus Arbeiterfamilien mussten, sobald sie konnten, häufig mit zum Familienunterhalt beitragen.<sup>1242</sup> Es konnten sich nur wenige Familien „[...] leisten, auf die Mitarbeit der Frauen zu verzichten“. <sup>1243</sup> Waren so viele Kinder vorhanden, dass die Frau nicht mehr arbeiten konnte, konnte die Familie in Not geraten;<sup>1244</sup> zugleich wurde mit der Erwerbsarbeit der Frau eine Gefahr für die „[...] sittliche und generelle Entwicklung der Kinder sowie der generelle Zerfall der Familie prognostiziert“<sup>1245</sup>.

„Die Familie wird durch das kapitalistische System zerstört, durch die Frauenarbeit, durch die Kinderarbeit, durch die Ausdehnung der Arbeitszeit, die dem Vater nicht gestattet, nach seiner Arbeit noch mit der Familie zusammenzuleben, wenn er abgearbeitet und müde nach Hause kommt. Die Familie wird zerstört durch das Wohnungselend,

<sup>1235</sup> Vgl. ebd., S. 412.

<sup>1236</sup> Vgl. ebd., S. 411.

<sup>1237</sup> Vgl. ebd., S. 472f.

<sup>1238</sup> Vgl. ebd., S. 427f. u. S. 472ff.

<sup>1239</sup> Vgl. Kap. 1.4 (Familienbegriff) u. vgl. LENZ/BÖHNISCH 1997, S. 19ff.

<sup>1240</sup> Vgl. ROSENBAUM 1982, S. 436ff. u. S. 472.

<sup>1241</sup> Vgl. ebd., S. 473.

<sup>1242</sup> Vgl. ebd., S. 410.

<sup>1243</sup> Ebd., S. 405.

<sup>1244</sup> Vgl. ebd., S. 437.

<sup>1245</sup> Ebd., S. 407.

durch den niedrigen Lohn, der die Kinder im frühen Alter schon zwingt, zu verdienen. All das sind Momente, die zerstörend auf die Familie einwirken.“<sup>1246</sup>

Es scheint jedoch so, als ob das Budget einer Arbeiterfamilie (zum Ende des 19. Jahrhundert) im Erzgebirge für das Existenzminimum reichte, was sich unter anderem in dem großen Umsatz von Kaufhäusern in der Region, u.a. durch das Angebot von Gütern des täglichen Bedarfs, Haushaltsgeräten und Kleidung, abzeichnete. Immer weniger Familien pflanzten ihr Gemüse im eigenen Garten an oder hatten ein Tier im Stall.<sup>1247</sup>

Verwandschaftliche Verbindungen werden in der Literatur mit einem eher distanzierten Verhältnis charakterisiert. Der „Normalfall“ in den Kreisen der Arbeiterfamilie war die Kernfamilie<sup>1248</sup>, jedoch gab es auch „erweiterte Familien“<sup>1249</sup>, z.B. beim Tod eines Großvaters. So konnte die verwitwete bzw. verlassene Großmutter bei ihren Kindern und Enkeln wohnen. Verwandte wohnten meist in getrennten Wohnungen in einer Straße oder einen Wohnblock. Dies ermöglichte die Kinderbetreuung und in Not- und Konfliktsituationen kurzfristige Unterstützung. So waren Eltern und Geschwister wichtig für den Tagesablauf.<sup>1250</sup>

### ***Zurück zur Familie BERG***

Georgs Vater stammte aus einfachen Verhältnissen. Der Beruf von Georgs Großvater als Rangiermeister war zu seiner Zeit ein „junger“ Beruf ohne eine lange Tradition wie z.B. Bergmann oder Spielzeugmacher im Erzgebirge. Er war zuständig für die Koordination der Zugwagenverteilung sowie der Kommunikation zwischen Lokführer und Rangierer.<sup>1251</sup> Durch den Beamtenstatus hatte er ein sicheres Einkommen. Von ihm wird genaues und gewissenhaftes Arbeiten erwartet. Er muss einen reibungslosen Ablauf gewährleisten. Ob Georgs Großmutter, sein Vater und seine Schwestern zum Lebensunterhalt der Familie beitragen mussten, geht aus den Daten nicht hervor. Georgs Vater hat jedoch durch seine Eltern und/oder seine Nachbarschaft in seiner Kindheit und Jugend die Sorgen und Nöte der Arbeiter kennengelernt und miterlebt. Mit vier Kindern lagen die Großeltern von Georg Berg, die Eltern seines Vaters, im Durchschnitt in der Gruppe der (Bahn-) Beamten (Geburtenrate 3,78) bei Eheschließung vor 1905. Dem gegenüber steht jedoch eine hohe Säuglingssterblichkeit.<sup>1252</sup> Ob ein Geschwisterkind von Georgs Vater verstarb, ist unbekannt. Es kann gemutmaßt werden, dass Georgs Vater in einer „durchschnittlich“ großen Familie aufwuchs, die üblicherweise „[...] ohne Luxus

---

<sup>1246</sup> Zit. in BLASIUS 1987, S. 173.

<sup>1247</sup> Vgl. SCHATTKOWSKY 2010, S. 105.

<sup>1248</sup> Vgl. auch Kap. 1.4.

<sup>1249</sup> Vgl. ROSENBAUM 1982, S. 431.

<sup>1250</sup> Vgl. ebd., S. 431f.

<sup>1251</sup> Vgl. KRAUS 2013, S. 254 u. vgl. ROSENBAUM 1982, S. 473.

<sup>1252</sup> Vgl. ROSENBAUM 1982, S. 433.

*zwar, aber doch ohne Entbehrungen in einem behaglichen Heim ein auskömmliches Dasein führen [...]“<sup>1253</sup> konnte.*

Die Auswirkungen des I. Weltkrieges dürften sich auf die Tätigkeit von Georgs Großvater kaum ausgewirkt haben. Nur der Inhalt der Waggonen änderte sich wahrscheinlich, da die Unternehmen jetzt Kriegsgüter produzierten. Ob er zum Kriegsdienst eingezogen wurde, lässt sich aus den Interviewdaten nicht ablesen. Ebenso unbekannt ist, wie die Familie BERG mit den Folgen des Krieges und der großen Inflation umging, ob sie von der im Jahr 1923 hohen Arbeitslosigkeit im Erzgebirge betroffen war und Hunger leiden musste.<sup>1254</sup> In dieser Zeit wohnt eine Schwester des Vaters in den USA – seine Tante aus Amerika. In der Zeit ab 1924, als sich die Wirtschaft in der Region langsam erholte, begann Georgs Vater ein Bauingenieurstudium. Georgs Vater lernte seine zukünftige Frau, Georgs Mutter, kennen. Wann und wie sich seine Eltern kennen lernen, bleibt im Dunkeln, auch wann sie heiraten.

### ***Zum Familienzweig der Mutter***

Zum Familienzweig mütterlicherseits ist bekannt, dass seine Mutter aus Jahnsdorf stammte und eine Schwester hatte, welche zu diesem Zeitpunkt in Freiberg wohnt. Ob bzw. welchen Beruf seine Mutter erlernt hat und ob sie arbeitete, lässt sich aus den vorhandenen Daten nicht rekonstruieren.<sup>1255</sup> Weitere Informationen lassen sich aus dem vorhandenen Material zum Familienzweig der Mutter nicht entnehmen.

### ***Zwischenfazit: Familiengeschichte***

Georgs Vater stammte aus einer Arbeiterfamilie aus dem Erzgebirge – ein protestantisch geprägtes Gebiet. Georgs Großvater ging mit dem Beruf des Rangiermeisters mit der Zeit. Dieses war ein für die Zeit „junger Beruf“ - er war „Pionier“. Es war ein Beruf, der Sicherheit gab und Wachstum versprach, und gleichzeitig relativ konjunkturunabhängig war, da er auf einem immer wichtiger werdenden Versorgungssystem fußte. Es gibt Hinweise, dass die Eltern zukunfts zugewandt Wert auf die Bildung ihres Sohnes, Georgs Vater, legten. Georgs Vater schaffte den Wechsel von einem Arbeiterkind hin zum Akademiker – er schaffte beruflich und gesellschaftlich einen Aufstieg und erweiterte die Grenzen. Er ging damit ebenso neue Wege wie seine Schwester, welche in die USA auswandert. Sie erlebten sowohl Krise als auch Aufschwung, unterschiedliche Gesellschaftssysteme, die Zeit die Demokratisierung in der Weimarer Republik und die Vielfalt der Medien.<sup>1256</sup>

---

<sup>1253</sup> FISCHER-ECKERT zit. in ROSENBAUM 1982, S. 422f.

<sup>1254</sup> Vgl. SCHATTKOWSKY 2010, S. 105f. u. vgl. ROSENTHAL 1990b, S. 18.

<sup>1255</sup> Ledige Arbeiterinnen konnten zu dieser Zeit von ihrem Verdienst, wenn sie nicht bei den Eltern wohnten, nicht selbstständig leben. Die Ehe war somit ein Schritt in die Selbstständigkeit, da Männer mehr verdienten als Frauen (vgl. ROSENBAUM 1982, S. 405f.).

<sup>1256</sup> Vgl. ROSENTHAL 1990b, S. 18.



#### 4.2.2.2 Kindheit – Die Zeit bei seiner Mutter

Georg BERG wird 1929 in Chemnitz geboren. Chemnitz hat zu dieser Zeit eine Frauenklinik mit Säuglingsheim. Mit hoher Wahrscheinlichkeit ist Herr BERG hier geboren. Die Geburtsklinik war in der Erzgebirgsregion mit die fortschrittlichste und modernste ihrer Art.<sup>1257</sup> Nach Informationen aus dem Interview deutet nichts auf eine Schwangerschafts- oder Geburtskomplikation hin. Dass seine Eltern bzw. seine Mutter entscheidet, in einer Klinik zu entbinden, kann in der Tatsache begründet sein, dass durch die verbesserten medizinischen Bedingungen und Verfahren eine Geburt in der Chemnitzer Frauenklinik für seine Eltern als sicherer erachtet wird. Die Hausgeburtenrate sank kontinuierlich: Waren es 1933 noch 83,9% der Kinder, die zu Hause auf die Welt kamen, waren es 1936 noch 73,1% und 1952 sind es 52%.<sup>1258</sup> – Seine Eltern entschieden sich für etwas Neues und damals nicht Selbstverständliches.<sup>1259</sup> Georg BERG wohnt mit seinen Eltern in unmittelbarer Nähe seiner Großeltern in Zschopau, ebenso wie seine Tante (Schwester vom Vater), welche Mutter eines 1-jährigen Jungen ist – sein älterer Cousin. In dieser Zeit bekommt die zweite Schwester von Georgs Vater ebenfalls einen Jungen. Es ist die Zeit der Weltwirtschaftskrise, die die sächsische Industrie und damit die Wirtschaftsregion Erzgebirge massiv getroffen hat. Der berufliche Werdegang von Georgs Vater zu dieser Zeit ist aus der Datenlage nicht erschließbar.

Zwei Jahre später kommt Georgs Bruder zur Welt. Kurze Zeit später verbrennt sich Georg BERG schwer und muss ins Krankenhaus. Die Ehe seiner Eltern scheint in dieser Zeit von Spannungen geprägt zu sein. Ein Jahr später, Georg ist drei Jahre, trennen sich seine Eltern und lassen sich scheiden. Georg BERG erzählt aus heutiger Perspektive im Interview zur Trennung der Eltern:

IP: „[...] so, vielleicht ein äh schwerwiegendes ereignis in meiner jugendzeit. ja und das war wahrscheinlich auch der grund weswegen <<immer leiser> die eltern auseinander gegangen sind oder so.> ähh, ich war verbrüht zweiten grades. ja, ich habe unter aufsicht meines alten HERRN, ja, den KAKAOTOPF (-) vom kochendem also vom/ vom herd runter jezogen. mir übern pelz <<l: mhm>> ähh geschüttet und pleyesachen<sup>1260</sup>. ich weiß nich ob sie die noch kenn? nee, das is also en ganz ge/ ganz gemeines zeug. wunderschöne sachen für die jung <<l: mhm>>kinderchen. da früher war das immer so matrosenanzug<sup>1261</sup> und solchs zeusch da, ne. <<l: ja ja>> war aus bleile und das klebte alles so fest.

<sup>1257</sup> Zurzeit der Geburt von Georg BERG gab es im Jahre 1898 eröffneten Krankenhaus keine Geburtsstation. Sie wurde 1957 errichtet (vgl. KLINIKUM MITTLERES ERZGEBIRGE GgmbH 05.01.2015). Dem gegenüber hatte z.B. Chemnitz eine erst 1918 eröffnete Frauenklinik mit 100 Betten. 1926/1927 wurde sie erweitert und bot für die damalige Zeit fortschrittliche Möglichkeiten der Geburtshilfe (vgl. KLINIKUM CHEMNITZ GgmbH 05.01.2015). In Dresden wurde 1898 das weltweit erste Säuglingsheim eröffnet und 1903 eine Frauenklinik gegründet (vgl. UNIVERSITÄTSKLINIKUM CARL CUSTAV CARUS DRESDEN 07.01.2015).

<sup>1258</sup> Vgl. MOISSL 2005, S. 23.

<sup>1259</sup> Vgl. auch Ausführungen zum Studium vom Georg BERG's Vater (Kap. 4.2.2.1).

<sup>1260</sup> Ist eine damals bekannte Mode- und Kleidungs-marke Bleyle (vgl. KUHN/KREUTZ 1989, S. 93ff.).

<sup>1261</sup> Queen Viktoria von England schenkte ihrem Enkel Wilhelm, dem späterem Kaiser Wilhelm II., einen Matrosenanzug. Dieser Anzug wird nicht nur ihn, sondern eine ganze Generation prägen (vgl. KUHN/KREUTZ 1989, S. 7). Der Matrosenanzug ist, wie kein anderes Kleidungsstück, kindliches Allgemeingut und Jungenmode um die Jahrhundertwende gewesen, der Höhepunkt des Marine-Looks. Fast alle Kinder im Deutschen Reich, vor allem Jungen, hatten einen Anzug. Eine zweite Blütezeit erlebte der Anzug um 1930. In dieser Zeit wurde der Matrosenanzug wieder zu einem Symbol wie vor 1918. Es war eine Erinnerung an die Kaiserzeit und die einst stolze Marine. Ursprünglich kam diese Kleiderform aus den bürgerlichen und adligen (Hoch- und Geldadel) Gesellschaftskreisen und wurde von älteren Jungen getragen. Zurzeit von Georg BERG fand diese Mode auch für Kleinkinder und untere Schichten Verbreitung. Der Kulturforscher HÄVERNICK

<<ganz leise> das> [...] das zeug <<geschirr klimpert> voll fest> geklebt am körper, mit tatu tata nach chemnitz in die klinik und naja, <<sehr leise> da war es gerade so am häng und das hat wohl meine mutter ihm zum vorwurf gemacht. <<l: mhm>> nich, so dass er nich offjepasst hat und> so das kann also/ ABER keine ahnung. keine ahnung.“<sup>1262</sup>

Georg BERG verbindet heute als 82-jähriger Mann die Trennung seiner Eltern mit der schweren Verbrennung, welche er als etwa 2-jähriges Kind erlitten hat. Die beiden Ereignisse stehen für ihn innerlich wie auch erzählerisch in unmittelbarer Verbindung – er kann sie nicht trennen. Dies deutet sich schon zu Beginn des Ausschnittes an. Möglich, dass er Schuldgefühle bezüglich der Trennung seiner Eltern empfindet, er einen Fehler gemacht hat, gemeinsam mit seinen Vater, (wenn auch nicht mit Vorsatz) und somit die Ehe der Eltern getrennt hat.<sup>1263</sup> Zugleich deutet sich eine Wut gegenüber seiner Mutter, die den Vater für den Unfall verantwortlich macht. Herr BERG versucht, seinen Vater als scheinbares Opfer der mütterlichen Wut zu schützen. Dieses auf den Hörer hypothetische und kindlich wirkende Konstrukt hält sich bis heute bei Herrn Berg. Zugleich wird seine Ratlosigkeit bemerkbar: „keine ahnung. keine ahnung“. Von außen betrachtet ist es sehr unwahrscheinlich, dass die eventuelle Schuld des Vaters an der Verbrennung von Herrn BERG der Hauptgrund für die Trennung der Eltern ist. Dass es sich um eine fremderzählte Geschichte handelt (Mutter oder Vater), wird durch die Tatsache gestützt, dass er als 2-jähriger sicher noch keinen Sinn für Modemarken hatte und Details wie den „Bleyle- Matrosenanzug“ erwähnt. Sicher ist, dass er die Trennung der Eltern bis heute nicht erklären kann und die Gründe für ihn im Dunkeln liegen. Es scheint so, als wollte er sein Konstrukt um die Scheidung seiner Eltern nicht hinterfragen, vielleicht aus Angst, das Bild von seinen Eltern zerbrechen zu lassen. Ulrich SCHMIDT-DENTER weist darauf hin, dass sich daraus ein Loyalitätskonflikt zu Vater und Mutter entwickeln könnte.<sup>1264</sup>

Zu dieser Zeit hatte eine Scheidung einschneidende persönliche und soziale Folgen. Sie war gesellschaftlich unerwünscht und wurde als persönliches Scheitern und Versagen interpretiert.<sup>1265</sup> Es gab in dieser Zeit heftige Debatten im Parlament der Weimarer Republik, z.B. zwischen Sozialdemokraten und der Partei „Zentrum“, aber auch zwischen den Bischöfen der Katholischen Kirche über die Liberalisierung des Scheidungsrechtes und die Einführung des Zerrüttungsprinzips.<sup>1266</sup> Erst ab 1977 galt im

---

sieht darin einen Beleg für die zunehmende deutschnationale Gesinnung um 1930. In der Zeit des Nationalsozialismus war der Anzug als „bürgerlich-reaktionär“ geschmäht und wurde von der Uniform der Hitlerjugend abgelöst (vgl. KUHN/KREUTZ 1989, S. 9 u. S. 123ff. sowie vgl. HEIMERDINGER 2005, S. 170ff.). Bekannt waren vor allem die Anzüge von der Firma und Marke Wilhelm Bleyle (vgl. KUHN/KREUTZ 1989, S. 93ff.).

<sup>1262</sup> Interview Georg BERG, Zeile 833-851.

<sup>1263</sup> Carsten UNGER (2010) schreibt in seiner Dissertation zur „Rückschau von Erwachsenen auf die Trennung ihrer Eltern“, dass eine Trennung der Eltern in einer Altersphase von 2-6 Jahren zu möglichen kurz- und mittelfristigen Reaktionen führen kann. Sie zeigten: „[...] angstvolle oder schuldhaftige Fantasien; eingeschränkten Selbstwert; Hilflosigkeitserleben; besonderes Wohlfelverhalten; starke Trennungsängste; anklammerndes Verhalten oder Distanzlosigkeit; allgemeine Ängstlichkeit; verstörtes, trauriges, aggressives, trotziges oder depressives Verhalten; sozialer Rückzug; im Kindergarten: ängstlich, weinerlich, zurückgezogen, aggressiv; konzentrationseingeschränkt; Regression in Sauberkeitsentwicklung; Schlafstörungen; exzessiver Gebrauch von Kuscheiltieren o. ä.; polarisierte Bewertung der Elternteile“ (UNGER 2010, S. 531).

<sup>1264</sup> Vgl. SCHMIDT-DENTER 2005, S. 199.

<sup>1265</sup> Vgl. SCHNEIDER 23.07.2014.

<sup>1266</sup> Vgl. BLASIUS 1987, S. 167ff. u. S. 178.

Scheidungsrecht das Zerrüttungsprinzip: Eine Ehe kann geschieden werden (nach Trennungsfristen), wenn die Ehe gescheitert ist, d.h. wenn die eheliche Lebensgemeinschaft nicht mehr besteht und nicht zu erwarten ist, dass sie wiederhergestellt werden kann.<sup>1267</sup> Nach dem bisher geltenden Schuldprinzip galt eine Ehe als scheidbar bei Ehebruch, Nachstellungen nach dem Leben, böswilligem Verlassen, Geisteskrankheit usw. Damals stand im Gesetz:

„Ein Ehegatte kann auf Scheidung klagen, wenn der andere Ehegatte durch schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder durch ehrloses oder unsittliches Verhalten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet hat, daß dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann. Als schwere Verletzung der Pflichten gilt auch grobe Mißhandlung.“<sup>1268</sup>

Das Gericht musste eine Schuld feststellen. So konnte der unschuldige Ehegatte auf Scheidung klagen.<sup>1269</sup> Dies konnte dazu führen, dass Ehescheidungsgründe künstlich geschaffen wurden.<sup>1270</sup> Mit der Schuldfrage wurden damals ebenso die Unterhaltsfrage und die Rechte bezüglich des Kindes geklärt. Der Vater hatte die elterliche Gewalt (§1627 BGB 1900) inne. Der Mutter standen während der Ehe die Pflicht und das Recht um die Sorge des Kindes zu, nicht jedoch die rechtliche Vertretung (§1634 BGB 1900); dies änderte sich jedoch mit dem Tod des Mannes oder einer Scheidung (§1684 BGB 1900). Im Falle einer Scheidung musste nur in seltenen Fällen das Vormundschaftsgericht entscheiden, denn es galt, dass bei alleinigem Schuldzuspruch eines Partners die Personensorge dem anderen Partner zustand. Bei beidseitigem Zuspruch erhielten die Mütter für Söhne unter sechs Jahren und für Töchter die Personensorge und Väter dann für ältere Söhne. Davon unberührt blieb die gesetzliche Vertretung, die grundsätzlich beim Vater blieb, unabhängig von der Schuldfrage (1635 Abs. 2 BGB 1900).<sup>1271</sup> Wurde der Mann des Ehebruchs für schuldig befunden, musste er seiner Frau einen „standesgemäßen Unterhalt“ gewähren, wenn das Bestreiten des Lebensunterhalt nicht u.a. aus ihrem Vermögen möglich war, nicht den ehelichen Verhältnissen entsprach oder die Frau es nicht aus eigener Kraft bewältigen konnte und der beschuldigte Ehegatte selbst seinen Stand gefährdete. Diese dehnbaren und ungenauen Bestimmungen wurden in der Praxis jedoch meist zu Ungunsten der Frau ausgelegt.<sup>1272</sup> Dafür, dass dem Vater die Schuld zugesprochen wurde, spricht, dass sowohl Georg als auch sein Bruder über das 6. Lebensjahr hinaus bei der Mutter lebten. Zudem stand der Vorwurf der Verbrennung im Raum.<sup>1273</sup> Wem die Schuld für das Scheitern der Ehe richterlich zugesprochen wurde, lässt sich abschließend nicht rekonstruieren.

Die religiöse Prägung der Region (die Region des Erzgebirges ist bis heute stark religiös geprägt) und der Einfluss des sozialen Umfeldes in Hinblick auf die Unerwünschtheit der Scheidung haben unmit-

---

<sup>1267</sup> Vgl. PEUCKERT 2008, S. 167.

<sup>1268</sup> § 1568 BGB von 1900 zit. in BLASIUß 1987, S. 150. Siehe hierzu auch RAUSCHER 2008, S. 56f.

<sup>1269</sup> Vgl. BLASIUß 1987, S. 28 u. S. 149f.

<sup>1270</sup> Vgl. ebd., S. 172.

<sup>1271</sup> Vgl. RAUSCHER 2008, S. 57.

<sup>1272</sup> Vgl. BLASIUß 1987, S. 151.

<sup>1273</sup> Vgl. RAUSCHER 2008, S. 57.

telbaren Einfluss auf die Zukunft der getrennt Lebenden und ihre Familien. Beide Elternteile ziehen um, Georg BERG mit seinem Bruder und seiner Mutter nach Freiberg zu einer Schwester der Mutter. Für Georg bedeutet dies, dass er vertraute Personen und Orte verliert. Sein Vater bekommt eine Stelle als junger Ingenieur in Dresden bei einem Tiefbauunternehmen. Er zieht seiner Arbeit hinter her. Es ist die Zeit, in der die NSDAP die Regierungsmacht übernimmt und es kommt zu einem Aufschwung auch im Bauwesen („Arbeitsbeschaffung“) z.B. durch den Bau von Infrastrukturprojekten (bspw. Infrastrukturprojekte wie Autobahnbau, Hochwasserschutz, Siedlungsbau). In Sachsen laufen die Programme schwerer an. An der Spitze steht hier die Wasserwirtschaft, danach der Wohnungs- und Siedlungsbau.<sup>1274</sup> Mit seinem Studienabschluss ist der Vater trotzdem gefragt und kann in Bereich Rohrleitungsbau Fuß fassen. Er zieht von einer erzgebirgischen Kleinstadt in die Landeshauptstadt von Sachsen – in eine Großstadt mit vielfältiger Kultur und Kunst. Über die Zeit schafft es sein Vater, sich eine bürgerliche Existenz zu schaffen. Er wohnt in der Folge in einem durch traditionelle Villen geprägten Stadtteil der Dresdner Neustadt in einer bürgerlichen Mietwohnung und erlangt Anteile vom Betrieb, in welchem er beschäftigt ist.

Über die Zeit in Freiberg ist bekannt, dass Georg BERG und sein Bruder in einer kleinen Wohnung lebten. Die Mutter kommt in seinen Erzählungen kaum vor, lediglich ihr neuer Lebenspartner, ein Zahnarzt, findet Erwähnung. Er und sein Bruder besuchen selbstständig (sie sind etwa fünf und drei Jahre) die etwas entfernt wohnende Schwester der Mutter. Auch sonst sind sie höchstwahrscheinlich viel zusammen allein unterwegs. Dafür sprechen die Lausbubengeschichten (u.a. Einbruch in einer Mühle, allein im Museum). Er sagt

IP: „[...] dit is ne schöne erinnerung, noch. <<l: mhm>> da ham wir zwee/ wir zwee bengels dort schön blödsinn jemacht“<sup>1275</sup>.

Seine Mutter bleibt in diesem Ausschnitt bei der schönen Zeit außen vor. So kann vermutet werden, dass Georg Verantwortung für den jüngeren Bruder übernimmt und auch übertragen bekommt (eine Parentifizierung) – er wird so über die Zeit der „Herr im Haus“. Georg und sein Bruder bilden in dieser Zeit eine feste Verbindung. Womit die Familie ihren Lebensunterhalt bestreitet, bleibt unklar. Es ist jedoch anzunehmen, dass die finanziellen Verhältnisse eher knapp waren. Wenn er von dieser Zeit erzählt (mit ausgeschalteten Aufnahmegerät), ist es das Besondere, was er berichtet (etwa ein Artikel in der Zeitschrift mit einem Bild mit erzgebirgischer Volkskunst von beiden oder der „Einbruch“, den er als „schön“ bezeichnet). Er spricht nicht über die „nicht schönen Erinnerungen“, nicht über die Normalität, den Alltag. Für die Mutter könnten diese „Lausbubenstreiche“ Schwierigkeiten bedeuten und ihren Ruf geschädigt haben („Sie passt auf ihre Kinder nicht richtig auf“). Dies spricht für die Hypothese, dass er sich als Außenseiter fühlt. Die beiden sind Kinder geschiedener Eltern, gesellschaftliche Außenseiter. In dieser Zeit, er erwähnt es am Rande, „[...] sind [wir, T.S.], das muss ich extra dazu

---

<sup>1274</sup> Vgl. KARLSCH/SCHÄFER 2006, S. 200f.

<sup>1275</sup> Interview Georg BERG, Zeile 748-749.

*sagen, öfters bei meinen vater gewesen in dresden.*<sup>1276</sup> Der Kontakt zum Vater bricht nicht ab. Sie werden Reisende zwischen den Welten (erzgebirgische Kleinstadt gegenüber der kulturellen Großstadt, Mutter und Vater). Die Entfernung ermöglicht Besuche des Vaters nur in größeren Abständen – er wird ein weitgehend abwesender Vater.<sup>1277</sup>

1936 wird Georg BERG in Freiberg eingeschult. Spätestens damit, wenn nicht schon eher, kommt Georg mit der nationalsozialistischen Ideologie in Berührung.<sup>1278</sup> Auch mit der Stellung als Scheidungskind könnte er zunehmend durch die kleinstädtischen Strukturen konfrontiert worden sein. Ein Jahr nach der Einschulung zieht Georgs Mutter mit ihren Kindern nach Dresden. Sie verlieren wieder ihre vertraute Umgebung und kommen jetzt von einer Kleinstadt in eine Großstadt; sie wohnen aber jetzt wieder in der Nähe vom Vater. Die Mietswohnung liegt in unmittelbarer Nähe der Elbe und dem Zentrum auf der Altstadtseite. Nach kurzer Zeit zieht seine Mutter in eine Nachbarstraße. In dieser Zeit sieht Georg BERG seinen Vater regelmäßig. Wie das Verhältnis zwischen Mutter und Vater ist, lässt sich nicht sagen. Aus den biographischen Daten geht hervor, dass beide Elternteile einen neuen Lebenspartner finden und wieder heiraten. Beide neuen Partner haben keine eigenen Kinder. Ulrich SCHMIDT-DENTER (2005) merkt für diese Konstellationen an, dass sich eine

„[...] erneute Zuspitzung der Beziehungsprobleme in der Nachscheidungsfamilie [...] [ankündigt, T.S.], wenn die Eltern neue feste Partnerschaften eingehen.“<sup>1279</sup>

Eine neue Partnerschaft hat auf vielfältige Weise Auswirkung auf das Familienkonzept der geschiedenen Paare. Die Eltern würden sich von der alten Beziehung deutlich abgrenzen, vor allem die Mütter. Auch stellt sich die Frage der Anerkennung des neuen Partners durch die Kinder. Für die Kinder bedeutet der neue Partner/die neuen Partnerin vor allem Loyalitätskonflikte und ambivalente Beziehungskonstellationen.<sup>1280</sup> Sie hören die gegenseitigen Sorgen beider Eltern und erleben Widersprüche zwischen Erzähltem und Erlebtem bei dem jeweiligen Partner. Für den neuen Partner stellt sich eventuell die Frage nach der Legitimierung als Autoritäts- und Erziehungsperson.<sup>1281</sup> Wie CHASE-LANSDALE et.al. (1995) feststellen, kann ein neuer Partner ein weiteres „Rollenmodell“ und Rollenvorbild darstellen, was sich begünstigend auswirken kann.<sup>1282</sup> Georg BERG nennt keinen Namen des Stiefvaters und bezeichnet ihn einmal als „Mann“ seiner Mutter. Er setzt ihn nicht in Verbindung zu sich, was auf Konflikte und Distanz zwischen ihnen deuten kann. Ebenso erwähnt er einschneidende gesellschaftliche Ereignisse, wie das Niederbrennen der Dresdner Synagoge 1938 (Reichspogromnacht) unweit (zehn Gehminuten) von seinem Zuhause bei der Mutter, nicht.<sup>1283</sup>

---

<sup>1276</sup> Interview Georg BERG, Zeile 745-746.

<sup>1277</sup> Vgl. Kap. 1.3.2.

<sup>1278</sup> Vgl. KLÖNNE 1999, S. 7.

<sup>1279</sup> SCHMIDT-DENTER 2005, S. 198.

<sup>1280</sup> Vgl. SCHMIDT-DENTER 2005, S. 198f.

<sup>1281</sup> Vgl. ebd., S. 199.

<sup>1282</sup> Vgl. CHASE-LANSDALE et.al. 1995 in SCHMIDT-DENTER 2005, S. 200.

<sup>1283</sup> Vgl. MENZHAUSEN 2008, S. 253.

**Zwischenfazit: Kindheit bei der Mutter**

Aus seiner Kindheit erzählt er nichts von Gefühlen, nicht wie er mit der Trennung seiner Eltern in der Folge umgegangen ist, aber auch nichts vom körperlichen Schmerz (z.B. Verbrennung). Er erlebt mit seinem Bruder häufige Wohnorts- und damit auch Milieuwechsel. Er bildet mit seinem Bruder eine Einheit. Sie sind häufig allein zusammen unterwegs. Georg bekommt scheinbar die Verantwortung für seinen Bruder übertragen (Parentifizierung) – er ist so etwas wie der „Herr im Haus“. Die Zeit in Freiberg dürfte von Geldknappheit geprägt sein. Es ist anzunehmen, dass sie sich als Kinder geschiedener Eltern als Außenseiter fühlen. Die Kinder wechseln zwischen ihren Eltern und erleben, wie diese neue Partner kennen lernen, was zu Loyalitäts- und Rollenkonflikten geführt haben kann. Es ist eine eher instabile familiäre Zeit. Beide Eltern enthalten jedoch den Kindern den Ex-Partner nicht vor, sodass ein Beziehungserhalt möglich ist. Georg BERG behandelt diese Zeit auf einer rein deskriptiven Ebene, wahrscheinlich in einer Vermeidungshaltung gegen das Aufbrechen von Emotionen.

**4.2.2.3 Kindheit und Jugend – Die Zeit bei seinem Vater**

1939, im Alter von 10 Jahren, zieht Georg zu seinem Vater. Sein jüngerer Bruder lebt weiter bei seiner Mutter. Zu den Gründen zum Umzug des Vaters sagt er: *„mein vater wollte unbedingt einen haben und da hat er sich einen ausgesucht.“*<sup>1284</sup> Für seinen Vater bedeutet der Einzug von Georg, dass er zusammen mit seiner neuen Frau eine Familie (nach außen) bildet. So mussten ab 1938 kinderlose Ehepaare wegen Fortpflanzungsverweigerung Strafsteuern auf 10% ihres Einkommens zahlen. Kinderlose oder unverheiratete Beamte mussten Rechenschaft ablegen und konnten strafversetzt werden.<sup>1285</sup> Seine Mutter eröffnet zusammen mit ihrem neuen Lebenspartner eine Bergausflugsgaststätte im Riesengebirge im kurz zuvor (seit Oktober 1938) besetzten und in Deutschland eingegliederten Sudetenland.<sup>1286</sup> Das Gebiet wurde „heim ins Reich geholt“. Damit war ein Teil der „Schmach von Versailles“ getilgt.<sup>1287</sup> Viele Deutsche „liebten“ Hitler zunächst dafür, dass er außenpolitische Erfolge ohne Blutvergießen erzielt.<sup>1288</sup> Vielleicht ging in diesem Kontext für die Mutter der Auszug von Georg mit Freiheit einher, vielleicht auch mit einer verbesserten finanziellen Situation. Es scheint so, als suchen Georgs Mutter und Stiefvater nach Neuem. Ob Georg (angedeutet durch die Lausbuben geschichten) eventuell seiner Mutter „Schwierigkeiten“ gemacht hat und sie überfordert war, kann vermutet werden. Auch könnte Georg seiner Mutter Vorwürfe gemacht haben. Dass die Wahl des Vaters auf ihn fällt, kann mit seiner Position als älterer der Brüder zusammenhängen. Vielleicht hat der Vater auch das Gefühl, etwas „gutmachen“ zu müssen. Aus objektiven Gesichtspunkten kann die Trennung und Aufteilung der Kinder für beide Elternteile eine „Win-Win-Situation“ dargestellt haben.

---

<sup>1284</sup> Interview Georg BERG, Zeile 744-745.

<sup>1285</sup> Vgl. SCHOFFIT 2010, S. 131.

<sup>1286</sup> Vgl. u.a. THAMER 2004b, S. 42f.

<sup>1287</sup> Hierzu zählt auch die Befreiung von Saar- und Rheinland, der Anschluss von Österreich, Memelgebiet. Böhmen und Mähren wurden unter Protektorat gestellt (vgl. FREI 2009, S. 130f.).

<sup>1288</sup> Vgl. FREI 2009, S. 130f.

Es wird nicht deutlich, ob die Kinder zu dieser Entscheidung gefragt wurden. Georg BERG wirkt passiv als Zuschauer, aber nicht als Akteur. Für ihn bedeutet der Umzug neue Bezugspersonen; hier ist vor allem die neue Frau seines Vaters zu nennen. Der Umzug bedeutet für ihn zudem einen Schulwechsel. Die Kinder seines Alters kennt er durch die früheren Besuche bei seinen Vater zum Teil. Er bewertet die Zeit beim Vater folgendermaßen:

IP: „hab dort eigentlich eine sehr GUTE entwicklung gehabt. mein vater ist ingenieur selber gewesen. und äh meine sogenannte ähh stiefmutter war ein pfundskerl. wir haben uns sehr gut verstanden, ja? <<I: mhm>> und äh so wie ich das mitgekriegt habe hat sie auf eigene kinder verzichtet, weil ich nun da war. <<I: mhm>> so, na und unter diesem gesichtspunkt habe ich also, absolut ein sorgenfreie jugend gehabt. ohne große probleme, aber eben mit den nachteil des einzelkindes“.<sup>1289</sup>

Es wird eine Verbindung zwischen ihm und seinem Vater deutlich – sein Vater ist ein Vorbild für ihn. Seine spätere Ehefrau wird sagen:

IP: „Ne du, du kannst doch gar nicht reden! Du bist ein einzelkind gewesen! dir hat man das da hinten und vorne reingesteckt!“ so ungefähr, nää, ja. also das, das hat schon so seine berechtigung.“<sup>1290</sup>

Es kann begründet gemutmaßt werden, dass er von seinem Vater und seiner „Stiefmutter“ wie ein „Prinz“ behandelt, auf seine Entwicklung viel Wert gelegt wurde, um somit den Erlebnissen und eventuellen Kränkungen der Scheidung entgegenzustehen. Belege hierfür deuten sich in der Aussage an „[...] wie ich das mitgekriegt habe hat sie auf eigene kinder verzichtet, weil ich nun da war“<sup>1291</sup>. Er ist seinem Vater gegenüber loyal, will ihn nicht verlieren oder den Fehler machen, ihn zu enttäuschen. Georgs Bild von seiner Mutter kann zudem von seinem Vater (seiner Exfrau) geprägt sein.

Georg wächst jetzt weiter im Dresdner Bürgertum auf, welches von Kultur und Kunst geprägt ist. Seine „Stiefmutter“ ist Hausfrau; für ihn bedeutet das Gesellschaft nach der Schule. Er sagt „[...] wir sachten dann bloß zu ihr noch mutter, keene stiefmutter.“<sup>1292</sup> Dies macht ihn „normal“. Wer hinter dem „Wir“ steht, geht nicht hervor. Seine Stiefmutter bietet Schutz und Sicherheit. Sie sind jetzt eine „richtige“ Familie (er erwähnt Vater und Mutter), ohne von Außenstehenden als besonders betrachtet zu werden, zumal sie jetzt in einer Großstadt leben. Gleichzeitig distanziert er sich damit innerlich von seiner Mutter und schließt sie aus.

In dieser Zeit spricht er von Vater und Mutter; dem gegenüber spricht er in der Zeit bei seiner Mutter von sich und seinem Bruder („wir zwee bengels“<sup>1293</sup>). In den letzten beiden Interviewstellen, welche aufeinander folgen, verwendet er das Wort „Einzelkind“. Es beschreibt die Trennung von seinem Bruder. Er geht heute auf eine deskriptive Metaebene. Dies ist ein starkes Indiz, dass die Trennung

---

<sup>1289</sup> Interview Georg BERG, Zeile 472-478.

<sup>1290</sup> Interview Georg BERG, Zeile 480-483.

<sup>1291</sup> Siehe oberen Interviewausschnitt.

<sup>1292</sup> Interview Georg BERG, Zeile 946-947.

<sup>1293</sup> Siehe zuvor.

vom Bruder einen erheblichen Verlust für ihn bedeutet und, dass ein Teil von ihm fehlt – er kann seine Gefühle nicht in Worte fassen und sagen: „Meinen Bruder habe ich damals sehr vermisst, war traurig, habe es nicht verstanden.“ Herr BERG macht eine Verlusterfahrung, eine heile Welt zerbricht.

Sein Vater scheint streng, seine Stiefmutter kümmernd, er fühlt sich verstanden und präsentiert sich als aktiv Handelnder, der das Geschehen beeinflussen kann – verdeutlicht wird dies an folgender Begebenheit: Als er bei Eisgang in der Elbe ins Wasser fällt, kommt die Mutter seines Freundes zu seiner Stiefmutter:

IP: „frau berg, ihr sohn der steht da unten und bibbert, der is ins wasser jeflochen.“ OHJE naja gut, also hatte meine mutter mich schnell hoch geholt, ausgezogen, eingewickelt und allet und so wat. schön warm gemacht und heißes bad, so. und nun kam mein vater und hörte das. <<verzweifelt> mhhh> und <<schnell> KOPPL> hat er jenomm und mir den arsch <<lacht beim reden> derartig versohlt> und ich h a b GESCHRIEN. ganz laut, damit alle das hörn. das hat natürlich meine mutter: "nu hör doch off, du kannst doch nich das ganze haus zusamm schrein, hier!" <<charmant> das war bewusst so gemacht, das ist doch klar.“<sup>1294</sup>

In dem Jahr, als Georg zu seinem Vater zieht, bricht der II. Weltkrieg aus. Die Schwester des Vaters aus den USA ist in Dresden zu Besuch. Durch den Kriegsbeginn muss sie in Dresden bleiben.

Seine Kindheit und Jugendzeit fällt fast vollständig in die Zeit des Nationalsozialismus. Wie für jeden „normalen“ 10-jährigen Jungen kann angenommen werden, dass er Mitglied der Hitlerjugend (HJ) war.<sup>1295</sup> Dennoch – oder vielleicht deswegen – sagt er auch, er habe „[...] absolut eine sorgenfreie jugend gehabt. ohne große probleme [...]“<sup>1296</sup> bzw. „[...] naja gott, meine jugend war/ war problemlos.“<sup>1297</sup> So gehörten 1939 8,7 Mio. der Jugendlichen der HJ an. Es gab eine Zwangsmitgliedschaft (2. Durchführungsordnung vom 25.03.1939 zum Gesetz über die HJ), wenn auch eine komplette Erfassung der Jugendlichen nicht realisiert werden konnte.<sup>1298</sup> Gabriele ROSENTHAL (1986; 1990a) verweist darauf, dass die Geburtsjahrgänge 1922-1930 von Georg BERG

„[...] in unvergleichlicher Weise durch die staatlichen Erziehungsinstanzen wie Schule und NS-Jugendorganisationen einem einheitlichen Sozialisationsmilieu ausgesetzt gewesen [sind, T.S.]. Diese von der NS-Propaganda als ‚Garanten der Zukunft‘ bezeichneten Kinder und Jugendlichen wurden wohl noch am ehesten zu den Menschen sozialisiert, die sich die nationalsozialistischen Ideologien erhofften.“<sup>1299</sup>

### **Exkurs: Jugend im Nationalsozialismus**

Im Nationalsozialismus wurde der „Jugend“ ein besonderes Augenmerk geschenkt. Es sollte durch ihre Erziehung die Grundlage für die „rassische Volksgemeinschaft“ gelegt werden. Es ging um die

---

<sup>1294</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1215-1225.

<sup>1295</sup> Vgl. WILDT 2008, S. 103.

<sup>1296</sup> Interview Georg BERG, Zeile 477-478.

<sup>1297</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1243.

<sup>1298</sup> Vgl. BENZ/GRAML/WEIß 2007, S. 565.

<sup>1299</sup> ROSENTHAL 1990b, S. 20.



Bedeutung von Rassen, Feindbildern wie dem Bolschewismus, die Unterwerfung gegenüber Vorgesetzten und die Identifikation mit den NS-Größen, aber auch den Sozialdarwinismus („nur das Gesunde und Starke“ siege, „alles Schwache und Kranke“ müsse zu Grunde gehen).<sup>1300</sup> Gabriele ROSENTHAL (1986) konnte Unterschiede in der Sozialisation zwischen weiblichen und männlichen Jugendlichen herausarbeiten. Bei den männlichen Jugendlichen zeichnete sich ein linearer Einbezug in den nationalsozialistischen Staat ein – d.h. die Vorbereitung auf das Soldatensein. Gerade die Jahrgänge 1928/1929 wurden bis zuletzt auf den „Endsieg“ vorbereitet. Gabriele ROSENTHAL (1986) nimmt daraufhin an, dass diese Jahrgänge sich viel stärker mit dem Nationalsozialismus idealisiert und identifiziert haben.<sup>1301</sup> Gabriele ROSENTHAL (1986; 1990) kommt in ihren Analysen von Lebensgeschichten zu dem Schluss, dass gerade die Männer der Jahrgänge 1928/1929 dem Ideal eines „nationalsozialistischen Soldaten“ entsprachen und dies Bild kämpferisch vertraten. Zudem nimmt sie an, dass die Niederlage und der Untergang des Nationalsozialismus für die Angehörigen dieser Generation enttäuschender und desillusionierender waren als für andere Generationen.<sup>1302</sup> Jüdischen Jugendlichen wurde, selbst wenn sie gewollt hätten, die Mitgliedschaft verwehrt – „offiziell“ waren sie keine Deutschen.<sup>1303</sup> Die Hitlerjugend gliederte sich nach Altersgruppen und war uniformiert. Die „Pimpfe“, das Deutsche Jungvolk (DJ), waren Jungen im Alter von 10 und 14 Jahren, die eigentliche Hitlerjugend waren Jungen im Alter zwischen 14-18 Jahren. Mädchen zwischen 10-14 Jahren gehörten dem „Jungmädelbund“ (JM) und Mädchen und junge Frauen im Alter von 14-21 Jahren dem „Bund Deutscher Mädel“ in der HJ (BDM) an. Die Organisation besaß ein eigenes Ausbildungswesen und eigene Gerichtsbarkeiten. Die Jungendorganisation kooperierte mit der SA und der Wehrmacht. Hier gab es spezielle Gliederungen und Zusammenarbeiten, wie Marine-, Flieger, Motor- oder Nachrichten- HJ. Diese Sondergruppen waren zum Teil beliebter als die Stamm-HJ, da hier das Gefühl entstand, als Individuum mit persönlichen Vorlieben geachtet zu werden.<sup>1304</sup> Für die Jugendlichen eröffneten sich Handlungsmöglichkeiten. Sie konnten sich so unter dem Motto „Jugend führt Jugend“ in verschiedenen Positionen, auch Leitungsfunktionen, testen. In der Erinnerung nahmen Zeltlager eine hervorgehobene Stellung ein; sie dienten ebenso zur Vorbereitung auf den Wehrdienst wie zur Vorbereitung auf die „Volksgemeinschaft“. Jeder hatte hier seine Aufgabe und Verantwortung, wenn auch nicht gleich verteilt, jedoch unabhängig von Stand, Herkunft und Vermögen der Eltern. Es ging um Leistung und Erziehung und es herrschte eine soziale Ordnung; Disziplin, Tüchtigkeit, Ehre, Treue und Kameradschaft standen im Vordergrund. Dabei waren Bildungs- und Standesdünkel geächtet.<sup>1305</sup> Ein Ziel nach nationalsozialistischer Erziehung war:

---

<sup>1300</sup> Vgl. KÖTTIG 2004, S. 82f. u. vgl. KLÖNNE 1999, S. 308.

<sup>1301</sup> Vgl. ROSENTHAL 1986, S. 372ff.

<sup>1302</sup> Vgl. ROSENTHAL 1990b, S. 20.

<sup>1303</sup> Vgl. WILDT 2008, S. 103 u. vgl. STEINWEIS 2008, S. 292f.

<sup>1304</sup> Vgl. BENZ/GRAML/WEIß 2007, S. 565f.

<sup>1305</sup> Vgl. WILDT 2008, S. 103ff. u. vgl. FREI 2009, S. 128.

„Der deutsche Junge muß schlank und rank sein, flink wie ein Windhund, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl. Er muß lernen, Entbehrungen auf sich zu nehmen, Tadel und Unrecht zu ertragen, zuverlässig, verschwiegen, anständig und treu zu sein.“<sup>1306</sup>

### **Zurück zu Georg BERG**

Dass Georg BERG sich zu dieser Zeit nicht nur äußerlich dem System des Nationalsozialismus verbunden fühlt, zeigt sich in der angestrebten (militärischen) Marinelaufbahn - er will auf die Seefahrtshochschule. Ob das vom Vater gefördert wurde und/oder ob er Förderer in der HJ-Organisation gefunden hat, kann vermutet werden; auch die Erzählung seiner Tante aus den USA könnte diesen Schritt unterstützt und Sehnsüchte in ihm geweckt haben. Es ist anzunehmen, dass seine Herkunft (Scheidungskind) in der HJ keine Rolle spielte und er ein Zugehörigkeitsgefühl erlebte und anstrebte. Das Gefühl von sozialer Gleichheit war nach Norbert FREI (2009) einer der bemerkenswertesten Erfolge der Sozial- und Gesellschaftspolitik der nationalsozialistischen Regierung.<sup>1307</sup> Womöglich fand er in der Marine-Abteilung Anerkennung und Bestätigung.

Die Erzählungen aus seiner Jugendzeit sind durch Kriegsspiele geprägt, wenn er es auch als Lausbuben- bzw. Bandengeschichten im Interview überformt bzw. überschreibt.

IP: „[...] wir warn da ähh och damals gabs schon so kleene banden. <<I: mhm>> nich? die gabs da auch schon. denn mich kann ich er i n n e r an/ ja doch an eine/ wawa/ das is vielleicht noch ne ganz interessante begebenheit. weil man immer sacht - die heutige jugend! also wir warn damals teilweise och schon schlimme finger!“<sup>1308</sup>

So ist u.a. die Rede von „Bunkern“<sup>1309</sup>, den „Feinden“ („wir die hafenbande <<I: mhm>> und dann gabs die andre bande, renitzbande. und WIR standen immer im klinsch!“)<sup>1310</sup> oder von Mutproben („[...] aufnahmeprüfung war mit einem LAMETTAstück <<I: mhm>> in eine heizsonne rein zu gehen, so dass man nen richtigen knallichen schlach kriegte“<sup>1311</sup>). Er war in dieser „Bande“ mit der Jüngste – es ging ums Dazugehören und ums Kräfteressen. Herr BERG beschreibt die „Kämpfe“ als „ne freundschaftliche keilerei sowas, nich. <<I: mhm>> nich wie heute mit messer und sowas“.<sup>1312</sup>

Sein Vater wird nicht zum Kriegsdienst eingezogen. Er arbeitet weiter als Ingenieur im Rohrleitungsbau, wo inzwischen russische Zwangsarbeiter beschäftigt sind. Somit kennt die Familie den Krieg selbst nicht aus direkten Erfahrungen, sondern nur indirekt über die Medien (Radio, Zeitung) – aus der Propaganda. Dresden bleibt von den Kriegshandlungen zunächst weitgehend unberührt und es ist für die Bevölkerung bis auf die Flüchtlingsströme wenig spürbar.<sup>1313</sup>

---

<sup>1306</sup> BENZ 2013.

<sup>1307</sup> Vgl. FREI 2009, S. 128.

<sup>1308</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1170-1174.

<sup>1309</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1184.

<sup>1310</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1176-1177.

<sup>1311</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1181-1183.

<sup>1312</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1203-1204.

<sup>1313</sup> Vgl. DONATH 2009, S. 45 u. vgl. SCRIBA 2015b.

Das ändert sich in der Adventszeit 1944: Herr BERG wird mit 15 Jahren zum „Volkssturm“ eingezogen, aus dem Abenteuerspiel wird plötzlich realer Kriegseinsatz. Der „Volkssturm“ wurde zu Kriegsende im September zur Verteidigung der Heimat ins Leben gerufen. Einberufen wurden alle Deutschen zwischen 16 und 60 Jahren.<sup>1314</sup> Warum er schon mit 15 Jahren eingezogen wurde, bleibt anhand der vorliegenden Daten offen.<sup>1315</sup> Die Mitglieder waren nicht uniformiert, sondern besaßen lediglich eine Armbinde mit der Aufschrift „Deutscher Volkssturm – Wehrmacht“. Ihre Einsätze waren meist auf die Heimatregion begrenzt, sie hatten Sicherungsaufgaben, die Verteidigung von Ortschaften und den Schanzenbau zum Inhalt. Sie waren nur notdürftig bewaffnet und schlecht militärisch ausgebildet. Zu den Standardwaffen gehörten das Maschinengewehr und die Panzerfaust. Die Bedienung der Waffen wurde in einem Schnellkurs erlernt. Die Großmutter der Historikerin Helga GOTSCHLICH (Jahrgang 1938), verwendet in ihren Erinnerungen an den „Volkssturm“ die Bilder von „nachgemachten Soldaten“ oder „in den Tod geschickte Volkssturmhäuflein“.<sup>1316</sup> Bei den Kampfeinsätzen verloren viele ihre Leben. Das verbreitete Schreckensbild vor den „bolschewistischen Untermenschen“ und die Angst vor Racheaktionen der Roten Armee schürte eine panische Angst in der Bevölkerung.<sup>1317</sup> Georg BERG sagt zu seiner Rekrutierung:

IP: „na ich bin noch ganz kurze zeit eingezogen wurden. <<I: mhm>> das war/ wann war denn das?/ kurz vor weihnachten. (-)ja, kurz vor weihnachten, ja kurz vor weihnachten war ich so/ wie nannte sich der verein?/ hitlerjugend regiment sechzehn. <<I: mhm>> ja, das weiß ich noch. da warn wir dann dort, haben italienische uniformen gekriegt, weil se was anderes nich mehr hatten. <<lacht laut>> und die waffen, die mussten wir uns von den russen holen. da sin wir vor an die front gefahrn, <<I: mhm>> die war ja dann schon in der nähe von dresden. nä? <<I: mhm>> die war dort in äh ja äh so, mussten wir dahin. ham uns dort diese waffen regviriert, die mit der trummel hier noch, diese mg's da und ach naja und lauter solchs zeusch. weil wer nüscht anders hatten [...] das warn alles reserveoffiziere, der ene hatte bloß en halbet been, der andre en halben a r m und lauter. (-) also es warn leute, die vorn an der front nicht mehr zu gebrauchen warn.“<sup>1318</sup>

Es ist die einzige Stelle im Interview, wo die „Hitlerjugend“ erwähnt wird. Er deutet die schlechte Ausstattung an. Er präsentiert sich nicht als aktiver Einzelner. Dahinter stehen Feindkontakte, Kampf und Tod auf beiden Seiten. Seine Ausführungen zu den Umständen des Regiments lassen die Sinnlosigkeit der Aktion erkennen und spüren. Der Gestaltungsdrang der „Jugend“, ihre Abenteuerlust lassen sie den Krieg als „Spiel empfinden“ („*unser reiserei da mit diesem verein kamen wir och nach dresden*“)<sup>1319</sup>. Im Rückblick erkennt Herr BERG, dass dieses Spiel ernst und sein Leben durchaus in Gefahr war. Dies zeigt sich in der folgenden Aussage:

IP: „[...] aber mit äh <<laut kurz auf> mit> uns jungschen bengeln, wir warn so um die sechzehn rum, ne? da, äh äh joah. und da muss ich sagen, die [Offiziere; T.S.] haben uns ei-

<sup>1314</sup> Vgl. BARTOLETTI 2007, S. 221 u. vgl. SÜß/SÜß 2008, S. 387.

<sup>1315</sup> Vgl. BARTOLETTI 2007, S. 177.

<sup>1316</sup> GOTSCHLICH 2012, S. 134f.

<sup>1317</sup> Vgl. SCRIBA 2015a.

<sup>1318</sup> Interview Georg BERG, Zeile 484-496.

<sup>1319</sup> Interview Georg BERG, Zeile 513-514.

gentlich vorm untergang gerettet. denn die ham jedesmal, wenn irgendwas war, mussten wir los/ marschierten wir. wohin wussten wir noch nicht so. <<l: mhm>> aber irgendwohin, wenns irgendwo wummerte, ne? da mussten wir weg. SO und DA ging wir immer alle off die PALME. wir kleen äh jungschen. ähh und ham jesacht: "wat soll n das sein? immer haut ihr ab, wenns hier boom und so!" und da hat uns dann der kompaniechef gesagt: <<energisch>: "Jungs"> oder nee, ähh warn ja och mädels dabei. es waren ja och mädchen dabei, wisst ihr was wir wollen, wir wollen euch eurn eltern erhalten! versteht das doch mal! der krieg is sowieso verlorn und wir möchten nicht, dass ihr nun och noch hier zu grunde geht." naja und das ham wir dann och so eingesehn."<sup>1320</sup>

So zieht er in der Folge mit seinem Regiment von Dresden bis ins Erzgebirge. Hier kann er das Erlernen in der Hitlerjugend aktiv als Soldat umsetzen. Dabei thematisiert er die Konsequenz seines Handelns nicht.<sup>1321</sup> Auch präsentiert er sich hier in dieser Situation ebenso nicht als aktiver Einzelner sondern als Teil einer Gruppe. Mitte Februar 1945 sagt er zu seinen Offizieren:

IP: „[...] „wissen se meine eltern wohnen hier in dresden. kann ich nich nochmal en bisschen da hin oder wat? irgendwie?“ naja, sacht er: „na klar!“ und da bin ich drei tache da runter oder bzw. wollte drei tache dort hin.“<sup>1322</sup>

Warum Herr BERG zu einem Offizier geht und fragt bleibt unklar. Vermutet werden kann: Heimweh (er sehnt sich nach seinem sicheren Umfeld – der Familie), vielleicht die Angst sie nicht wieder zu sehen (er könnte selbst getötet werden, weil es kein Abenteuerspiel mehr ist), vielleicht bewegt ihn die Frage, wie es den Eltern geht und/oder ob sie leben. Mit dieser Entscheidung erlebt er die Bombenangriffe auf Dresden (13. – 15. 02. 1945) in vier Angriffswellen (offiziell sterben 25.000 Menschen<sup>1323</sup>) und wie sich die Stadt in eine Ruinenlandschaft verwandelt.<sup>1324</sup> Die Wohnung seines Vaters liegt im Brandgebiet. Er erzählt von den Angriffen:

IP: „ein freund von mir, der im haus mit wohnte, wir sind raus ham geguckt. "oohh gott, mensch, jetzt komm die! jetz/ jetz sind wir dranne! jetz stehen überall die christbäume." und da gings och schon los. und da sind wer dann, als mal ruhe war zwischendurch sind wer hoch. ham wer jesacht, jetz gehn wer mal hoch offm boden und da sind wer hoch geklettert und da sahen wir schon wie die brandbomben spritzten und so. ich sache: "mensch, wollen wir die durchs fenster schmeißen oder wat?" nöja und dat ham wer jemacht. und dadurch ham wir praktisch, wenn man so will, unser haus erhalten.“<sup>1325</sup>

Herr BERG kann sich in einer lebensbedrohlichen Situation als aktiv Handelnder, als „Retter“ in einem zweiter Team (er und sein Freund) und damit als „Held“ – das Richtige gemacht zu haben – präsentieren. In all den Ausführungen findet sich Folgendes nicht: Erlebnisse im Keller während der Angriffe, Geheule der Bomben, die Schreie der Menschen, der „Feuersturm“ nach den Bombenangriffen und die Emotionen – die kleinste Erwähnung von Extremsituationen fehlt. Bis auf das Gespräch mit

---

<sup>1320</sup> Interview Georg BERG, Zeile 497-509.

<sup>1321</sup> Vgl. ROSENTHAL 1986, S. 378.

<sup>1322</sup> Interview Georg BERG, Zeile 517-520.

<sup>1323</sup> Die Zahlen schwanken zwischen 20.000 und bis zu 500.000 Tote Menschen. Die Dresdner Historikerkommission ermittelte bei ihrer Untersuchung, dass bei den Luftangriffen auf Dresden zwischen 13. und 15. Februar 1945 bis zu 25.000 Menschen um Leben kamen (vgl. DRESDNER HISTORIKERKOMMISSION 2010, S. 7 u. S. 67).

<sup>1324</sup> DRESDNER HISTORIKERKOMMISSION 2010, S. 16.

<sup>1325</sup> Interview Georg BERG, Zeile 528-536.

seinem Freund ist es eine „stille“ Szene. Beim Hören und Lesen von Herrn BERGS Ausschnitten entsteht vielmehr das Gefühl, auf einem großen Abenteuerspielplatz zu sein.<sup>1326</sup> Sich in eine derartige Extremsituation wie den Krieg emotional hineinzusetzen, ist ohne eigene Erfahrung kaum möglich und Berichte von Zeitzeugen können nur versuchen, uns emotional mitzunehmen. Sie können uns, die wir vielfach keinen Krieg kennen, letzten Endes nur ansatzweise Anteil nehmen lassen. Es ist wohl nur in Ansätzen vorstellbar, was Georg BERG für Erlebnisse in seinem Leben zu integrieren hatte oder hat. Peter HOFFMANN (Jahrgang 1932) gibt einen Einblick und schreibt von der Zeit der Bombenangriffe auf Dresden:

„Wir lagen in den Betten, als, wie häufig in letzter Zeit, die Sirenen ertönten. Sofort danach vernahm man das Dröhnen hunderter Flugzeugmotoren. Auf dem Weg in den Keller sahen wir durch die Treppenfenster, dass die Stadt von oben hell erleuchtet war: "Christbäume". Wir ahnten, was das zu bedeuten hatte, konnten uns jedoch nicht im entferntesten vorstellen, was nun auf uns zukommen sollte. Wir waren kaum im Keller angekommen, als die ersten Einschläge krachten. Das schauerliche Geheul der fallenden Bomben, das Wummern der Explosionen, mal nah, mal weiter entfernt, das auf und abschwellende Geräusch der über uns hinwegziehenden Bomber übertönte die Angstschreie der Kellerinsassen. Uns kam die Dauer dieses Angriffs endlos vor, tatsächlich waren es etwa 30-40 Minuten. Nachdem die Flugzeuge den Luftraum über Dresden verlassen hatten, was wir am Ausbleiben der Motorengeräusche feststellten, begaben wir uns in unsere Wohnung. Von dort aus sahen wir, dass die ganze Stadt von Bränden blutrot erleuchtet war. Die Wohnung war weitgehend verwüstet, aber noch begehbar. Die Straße entlang in Richtung Elbwiesen rannten Menschen, die bereits ihr Heim verloren hatten. Meine Mutter ließ uns angezogen in die Betten legen. Nach etwa zwei Stunden begann das Inferno erneut, dieses Mal ohne Sirenengeheul. Wir waren kaum im Keller angelangt, als unser Haus von einer Sprengbombe getroffen wurde. Deutlich spürten wir die Explosion unmittelbar über uns, gefolgt von dem Getöse und dem Druck des zusammenstürzenden Hauses mit immerhin fünf Stockwerken. Die Kellerdecke war einige Monate zuvor mit Balken und Stempeln so abgestützt worden, dass ein provisorischer Luftschutzkeller entstanden war. Das sollte uns das Leben retten. Außerhalb des Luftschutzraumes brach nach und nach der gesamte Keller zusammen, was eine Verschlechterung der Luftverhältnisse nach sich zog. Der Kalkstaub ätzte die Augen, das Atmen fiel schwer, das Bersten der umliegenden Keller und das Schreien einiger Hausbewohner nahm uns allen Überlebensmut. Unsere Mutter verhielt sich großartig. Sie hatte uns Drei so gut es ging unter sich gezogen und suchte uns mit dem Trost ruhig zu halten: "Nun sind wir bald beim Vati." Rings um uns begann das Sterben. Zuerst traf es diejenigen, die ihre Kraft bei lauten Gebeten, beim Versuch, dem Keller zu entrinnen, bei panischen Ausbruchsversuchen verbraucht hatten.

Am Ende - später wussten wir, dass acht Stunden vergangen waren - lebten von 38 Hausbewohnern nur noch die mit uns befreundete Familie Händel und wir sowie Frau Borsberg, die den Verstand verloren hatte. Vormittags wurden wir von einem Bergungstrupp der schräg gegenüber befindlichen damaligen Gläser-Karosseriewerke befreit.[...] Uns empfing ein gewaltiger Feuersturm ausgelöst durch Luftsauerstoffmangel in der in Brand stehenden Stadt. Von den Dächern der stehen gebliebenen Häuser tropfte eine brennende Flüssigkeit. Schreiende Menschen, die wie Fackeln brannten, überholten uns und brachen zusammen, Wir konnten uns nicht auf den Füßen halten und krochen auf

---

<sup>1326</sup> Vgl. RADEBOLD 2008a, S. 47. Vgl. hierzu zudem Kap. 4.2.1.2 zur Selbstpräsentation setzt er schwierigen Erlebnissen thematisch Positives entgegen.

allen Vieren die Blumenstraße entlang bis zur Vogelwiese. Um uns war das totale Chaos.“<sup>1327</sup>

Die Ausführungen von Herrn BERG wirken demgegenüber minimalistisch. Nach dem Interview erzählt Herr BERG nebenbei, dass er seine Tante aus den USA völlig verkohlt gefunden hatte. Er erkannte sie damals an ihrem Fingerring. Er evaluiert heute diese Tage in Dresden wie folgt:

IP: „[...] hab ich natürlich das schlimmste erlebt, was ich in meinem leben hatte. DAS hat derartige ähh <<pff>> naja, nich <<vernuschelt> nich die schon sagen> gräben gezogen. w e i l ich soviel tote off enem haufen, noch nie in meinem leben. weder an der front, wenn wir da irgendwo warn sonder, das war für mich ein schock.“<sup>1328</sup>

Herr BERG spricht nicht über die Gräben selbst, empfindet sie als für diese Zeit selbstverständlich und anerkannt („natürlich“). Er bleibt auf einer argumentativen und evaluativen Ebene – einer Ebene, auf welcher er Distanz zur Situation hält.<sup>1329</sup> Er spricht von dem Ergebnis der Angriffe, nicht vom wie, nicht vom Sterben.

Es wirkt, als empfinde Herr BERG den Krieg als akzeptiertes Erlebnis, an dem er nicht schuld sein kann.<sup>1330</sup> Das „schlimmste erlebte“<sup>1331</sup>, wie er sagt, nimmt im Interview thematisch kaum Raum ein, im Gegensatz zum allgegenwärtigen Thema „Scheidung seiner Eltern“ – oft unterschwellig und auf den 1. Blick kaum erkennbar. Eine Scheidung ist ein Prozess (bei ihm fast seine gesamte Kindheit – und Jugendzeit), nicht eindeutig zuordenbar. Herr BERG wirkt dabei unreflektiert. Er hat eine Vermeidungshaltung inne, um alle auf diesem Ereignisse basierenden Selbstinterpretationen nicht ihre Wichtig – und Richtigkeit zu berauben und sein Lebenskonstrukt nicht zusammenbrechen zu lassen und auch um sein Bild seiner Eltern nicht in Frage zu stellen.<sup>1332</sup> Diese Gefahr besteht beim Bombenangriff auf Dresden nicht. Unter dem Thema des Bombenangriffes wird die Zeit zwischen Angriff und Kriegsende nicht thematisiert, z.B. was er beim Volkssturm weiter (hatte sich für drei Tage abgemeldet) erlebte und fühlte, aber auch wie er die Kapitulation erlebte, welche Gefühle er hatte, und ob er enttäuscht, desillusioniert war.<sup>1333</sup> So kann er seine Einstellung zur NS-Zeit verbergen. Er sagt lediglich: „*Ich wollt nie wieder Krieg*“<sup>1334</sup> – aber warum genau, bleibt offen.

Sein Vater wird kurz nach Ende des Krieges in Dresden von den russischen Besatzungsmächten verhaftet. Herr BERG sagt: Der Chef des Vaters hat

IP: „[...] ihn angezeigt bei den ivans. <<l: mhm>> ähh, also hier und, und, und, und wat nich alles. und da ham die russen meinen vater geholt, ham den eingesperrt.“<sup>1335</sup>

---

<sup>1327</sup> HOFFMANN 13.08.2014.

<sup>1328</sup> Interview Georg BERG, Zeile 517-524.

<sup>1329</sup> Vgl. Anlage 4.

<sup>1330</sup> Vgl. Kap. 4.2.2.3.

<sup>1331</sup> Siehe letzten Interviewausschnitt.

<sup>1332</sup> Vgl. hierzu auch die Ausführung zur Scheidung seiner Eltern Kap. 4.2.2.2.

<sup>1333</sup> Vgl. hierzu Exkurs „Jugend im Nationalsozialismus“ in diesem Kapitel.

<sup>1334</sup> Memo Interview Georg BERG.

<sup>1335</sup> Interview Georg BERG, Zeile 545-547.

Er macht die Denunzierung<sup>1336</sup> des Chefs alleinverantwortlich für die Gefangennahme des Vaters. Was seinem Vater zur Last gelegt wird, bleibt in Dunkeln; es ist unklar, ob er den Grund nicht kennt oder nicht sagen will. In wie weit sein Vater in das NS-System involviert war, geht aus den Interviewdaten nicht hervor. Die Gefangennahme hätte mit hoher Wahrscheinlichkeit ein Zwangslager in der Sowjetunion bedeutet können. Die Unsicherheit, was mit Herrn BERGS Vater in der Gefangenschaft passiert, löst bei ihm Angst aus. Diese Angst drückt er im Interview so aus:

IP: „[...] kritische zeit. <<I: mhm>> nich? denn wir wussten nich, mensch was wird mit meinem vater? und und und all so“<sup>1337</sup>.

Dass sein Vater nach einer kurzen Zeit, wie er sagt „sofort“<sup>1338</sup>, freigelassen worden ist, begründet er wie folgt:

IP: „ABER und das ist wieder das positive daran. mein vater, wo der auf die baustelle kam, wo die russen arbeiteten und sonstwas. da hat der zigaretten fallen lassen, brot fallen lassen und so von der seite her. und als das dann zu einer verhandlung kam mal, ähh/ach so und da muss ich dazu noch sagen, das is nämlich och nich uninteressant. es war ein bauleiter auf der baustelle, das war ein großes schwein. ja? <<I: mhm>>der hat die russen maltretiert noch und noch. und da hat mein vater mächtig dazwischen jehaun. so und da sind zwei ivans zurück geblieben dann, als dann das zu ende war. und ham mir gesacht, das hab ich dann hinterher alles erfahren. "diese schweine holen wir uns!" so und das ham se och gemacht. der lebt nich mehr. und dann hörten die von meinem vater, dass der eingesperrt is und da sind die zur russchen komandantur und haben dann gesagt: so und so und so is es. und da wurde mein vater sofort wieder frei gelassen.“<sup>1339</sup>

Es ist eine ihm fremderzählte Geschichte. In dieser Interviewpassage schützt er seinen Vater. Er beschreibt kritische Momente, deutet sie an, führt sie jedoch nicht aus und lässt eine konkrete Bezeichnung weg (z.B. Benennung als Zwangsarbeiter<sup>1340</sup>), was die Interpretationsmöglichkeit erweitert. Er kann so das Thema verharmlosen und glätten, das Positive hervorheben (Zigaretten und Brot fallen lassen) und auf eine positive Interpretation hinwirken. Für die willkürlichen Zustände macht er den Bauleiter verantwortlich.

Nach der Entlassung aus der Gefangenschaft arbeitet sein Vater wieder in seinem Betrieb als Ingenieur. Er sagt, der Betrieb war inzwischen „Volkseigener Betrieb“ (VEB), was mit dem Verlust seiner Betriebsanteile einhergeht. Die „Hilfe“ der Zwangsarbeiter bietet Georg BERGS Vater in dieser Zeit

---

<sup>1336</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen bei Paul KAUFMANN Kap. 4.1.2.2.

<sup>1337</sup> Interview Georg BERG, Zeile 564-565.

<sup>1338</sup> Interview Georg BERG, Zeile 560.

<sup>1339</sup> Interview Georg BERG, Zeile 547-561.

<sup>1340</sup> Von den etwa 5,9 Millionen Zwangsarbeitern 1944 in Deutschland waren etwa 2,1 Millionen aus der Sowjetunion (meist Kriegsgefangene). Sie unterstanden einem drakonischen Zwangssystem. Gerade die Russen wurden als rassisch minderwertig gesehen. Bei „Arbeitsbummelei“, wie mangelnde Arbeitsleistung genannt wurde, dem häufigsten „Delikt“, reichte die Strafpalette von Rationskürzung und Arrest bis zur Einweisung in ein Konzentrationslager. Die Lebensbedingungen waren katastrophal, die Lager mit Stacheldraht umzäunt, es gab Hütten, das Essen und die Kleidung für den Winter waren zu dünn, es gab kaum eine ärztliche Versorgung und der Arbeitstag war lang. Der Schwarzhandel und Tauschgeschäfte waren für die Arbeiter überlebensnotwendig. Obgleich es verboten war, gab es zahlreiche Kontakte mit den deutschen Arbeitern in den Betrieben. Für diese konnte es Gefängnis bedeuten (vgl. WILDT 2008, S. 194ff.).

Schutz und Sicherheit, einen gesicherten Start – denn nach dem Kriegsende sind die „Russen“ die Machthaber. Der Vater konnte die Familie zu Kriegsende gut versorgen:

IP: „[...] naja gott, meine jugend war/ war problemlos. währnd und och nach der kriegszeit ähh immer was zu essen. denn äh pff meine/ mein vater/ mein vater der hatte äh naja, durch den rohrleitungsbau, beim bauern mal wasser gelegt und so und das und ja. nöja, gabs immer mal was, nich? und dann warn se befreundet mit dem und dem. was wer immer hatten WAR (--) roggen, weizen, in körnern, ja? das war immer da und ähh RAPS-öl. also, so das war immer da. so naja, da war ich fett geworden, [...] wirm ham nich GEHUNGERT. <<l: ja.>> ich hab nich gehungert, im genteil ich bin richtig fett geworden, ja. mir bilder anjesehn, von mir aus der zeit, um g o t t e s w i l l e n, naja. na jut, das is unproblematisch gewesen, ja. hab eigentlich die ganze kriegs und nachkriegszeit mit ausnahme der paar tache oder der paar wochen die ich nun bei/ beim militär war. nich, das is/ nee! k e i n e und meine/ meine <<räuspern>> meine sogenannte stiefmutter, also meine mutter, die war große klasse!“<sup>1341</sup>

Die Kriegszeit wirkt wie ein kurzer Umweg im ansonsten „problemlosen“ Leben. Der Vater versorgt die Familie materiell, die (Stief-) Mutter emotional. Der Vater baut Netzwerke auf und versorgt die Familie durch Naturalienhandel, was in der Stadt mit großen Herausforderungen verbunden ist.<sup>1342</sup> Seine Mutter, Stiefvater und Bruder sind nach dem Verlust der Bergausflugsgaststätte im Riesengebirge und der Flucht in die amerikanische Besatzungszone gegangen und wandern in der Folge nach Argentinien aus.

### ***Zwischenfazit: Kindheit und Jugendzeit – Die Zeit bei seinen Vater***

Kindheit und Jugendzeit sind geprägt von der Scheidung der Eltern in seiner frühen Kindheit und dem Streben nach Normalität und Angenommensein – sowohl auf der erlebten wie auch der erzählten Ebene. Der Umzug zu seinem Vater geht mit einer Machtlosigkeit einher und ist für ihn schwer nachvollziehbar. Gleichzeitig ist es ihm scheinbar angenehm (lobt die Stiefmutter ständig). Hier könnten Konflikte mit seiner Mutter, auch in Hinblick auf das Verhältnis zum Vater, eine Rolle gespielt haben. Sein vorher weitgehend abwesender Vater wird zu seinem Vorbild und Orientierungspunkt. Dafür wird die Entfernung größer zu Mutter und Bruder, räumlich wie emotional. Seine „Stiefmutter“ wird zu seiner Mutter und übernimmt die Aufgabe, „Nestwärme“ zu geben. Sein Vater ist für die Versorgung, den Schutz und die Außenrepräsentation verantwortlich. Der Makel eines Scheidungskindes verblasst in dieser Zeit. Ihnen geht es finanziell gut, sie gehören der bürgerlichen Schicht in Dresden an. Er lebt in seinen Augen in einer stabilen „richtigen“ Familie (Mutter und Vater), was die Basis für seine „sehr gute Entwicklung“ ist – er ist der „Prinz“ der Familie. Einen Schatten wirft die Trennung von seinem Bruder auf sein Leben. Er fühlt sich verlassen, als Einzelkind.

Neben seiner „neuen Familie“ prägen ihn in dieser Zeit die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Seine Jugendzeit fällt in die Zeit des Nationalsozialismus und des Krieges. Nicht nur in der Zeit der

---

<sup>1341</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1243-1260.

<sup>1342</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen zur Nachkriegszeit in der Rekonstruktion von Paul KAUFMANN (Kap. 4.1.2.2).



Hitlerjugend, sondern ebenso in der Freizeit nimmt das Soldatenspiel eine zentrale Rolle ein – es geht um Mut, Heldentum, Dazugehören. Sein Traum ist eine Marinelaufbahn, welche er in dieser Zeit beginnt. Mit dem Naherücken der Kriegsfront zu Kriegsende wird aus dem Spiel für ihn Realität. Er wird mit 15 Jahren zum Militär, zum Volksturm, eingezogen. Damit erlebt er realen Kampf und Tod. Er betrachtet es als Abenteuer, passt sich an, versteht nicht, warum die Offiziere dem Kampfgeschehen ausweichen. Aus heutiger Perspektive sieht er die Sinnlosigkeit und die persönliche Lebensgefährdung. In diese Zeit fallen die Luftangriffe auf Dresden. Davon kann er bis heute „nur“ die Heldengeschichte um die Rettung des Mietshauses, der Wohnung seiner Eltern, erzählen. Es ist eine Geschichte, in der er das Geschehen aktiv beeinflussen kann. Er evaluiert, dass dies „natürlich“ Gräben im Leben zieht. Ein Erlebnis, welches er einordnen kann, worauf er aber nicht tiefer eingeht.

Sein Vater ist aufgrund seines Berufes in das Thema der Zwangsarbeit involviert, erlebt Denunzierungen und kommt in sowjetische Gefangenschaft. Georg BERG erlebt die Abwesenheit des Vaters als Ungewissheit und die Angst, dass sein Vater stirbt, er ihn wieder verliert, begleitet ihn. Es ist für ihn eine Situation der Machtlosigkeit. In dieser Zeit verliert sein Vater die Anteile am Betrieb. Georg BERGS Traum einer Marinelaufbahn löst sich mit Ende des Krieges in Luft auf. Sein Vater kann die Familie durch seine Arbeit sichern, auch in der schwierigen (Nach-)Kriegszeit. So wie Georg BERGS Großvater zu seiner Zeit.

Es scheint, als ob Herr BERG keine Probleme in seinem Leben zulassen möchte; vermutlich aus Angst vor psycho-emotionalen Folgen und persönlicher Machtlosigkeit gegenüber den eigenen Gefühlen. Er beschreibt seine Jugend als eine „sehr gute Entwicklung“ – mit Schattenseiten (äußere Einflüsse wie Bombardierung), von denen er sagt: *„das/ aber das gehört zu meiner jugend“*<sup>1343</sup> Den Schattenseiten begegnet er mit Ironie, Glättungen, Aktivitäten (Heldengeschichten) und setzt ihnen schöne Lebenserlebnisse (familiäre Ressourcen) wie als Gewicht erzählerisch entgegen.

#### **4.2.2.4 Die Reisejahre – Vom Studium bis zur Familiengründung**

1948 im Alter von 19 Jahren beginnt Georg BERG ein Ingenieurstudium an der „Technischen Hochschule Dresden“, ab 1961 Technische Universität Dresden<sup>1344</sup>, und an der „Technischen Lehranstalt“ Chemnitz, der späteren Technischen Universität in Karl-Marx-Stadt.<sup>1345</sup> Er studiert damit in seinem Geburtsort. Schwerpunkt seines Studiums ist Kraftwerkstechnik. Mit diesem Schritt tritt er in die Fußstapfen seines Vaters. Möglich ist, dass der (vergangene) Ruf

IP: „[...]war mal ne sehr gute ähh ingenieurschule die hatte sieben semester, die wollte immer was besseres sein“<sup>1346</sup>

---

<sup>1343</sup> Interview Georg BERG, Zeile 565-566.

<sup>1344</sup> Vgl. Kap. 4.3.2.3.

<sup>1345</sup> Vgl. SCHATTKOWSKY 2010, S. 198.

<sup>1346</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1126-1127.

für die Studienortwahl entscheidend war. Dass seine Eltern, hier vor allem sein Vater, vermutlich Druck auf Georg BERG ausgeübt haben, ein Studium dieser Studienrichtung aufzunehmen, zeigt sich an der unmittelbar anschließenden Aussage:

IP: „[...] ich hatte ähh eigentlich für <<ganz leise> das zeug gar keen interesse nich, ich wollte zur see“<sup>1347</sup>

Der Krieg nahm Georg BERG seinen Seefahrer-Traum. Seine Aussage ist leise, etwas traurig und zum Teil ironisch. Es scheint, so als könne er diese Interessenlosigkeit heute auch noch nicht offen äußern. Neben dem väterlichen Druck fällt seine Studienrichtungswahl auf einen Industriezweig, der Sicherheit vermittelt, da er von der Wirtschaft benötigt wird - v.a. Schwer- und Kohleindustrie werden zu dieser Zeit gefördert.<sup>1348</sup> Zudem muss das Land durch die Kriegszerstörungen wieder neu aufgebaut werden, denn seine Studienzeit fällt mit der Gründungszeit der DDR in eine Aufbruchs- und Aufbauzeit. In seiner Familie hat Bildung einen hohen Wert. Das zeigt sich in der Tatsache, dass sein ein Jahr älterer Cousin aus Zschopau<sup>1349</sup> in Westberlin zur selben Zeit ein evangelisches Theologiestudium beginnt. Ein weiterer Cousin beginnt ein Studium der Verkehrstechnologie. Es ist eine Zeit, in der die Arbeitslosigkeit in der SBZ aufgrund der Währungsreform (1948) steigt. Auch hat sich zwischen 1948 und 1949 die Anzahl der Jugendlichen ohne Lehrstelle verdoppelt.<sup>1350</sup> In dieser Zeit gibt es Lebensmittelkarten und eine Rationierung von Textilien.<sup>1351</sup> Dass die Familie für damalige Verhältnisse finanziell gut aufgestellt ist, zeigt sich daran, dass sie sich ein Studium „leisten“ können und in den Hobbys, welche Georg BERG neben seinem Studium ausüben kann: Das sind zum einen Opernbesuche (welche vor allem oberen Gesellschaftskreisen vorbehalten waren) er spielt in Opernstücken (Statistenrolle) in der traditionellen Dresdner Oper mit – und der typische, sowie traditionsreiche Bergsport im Elbsandsteingebirge. Bei diesem Sport sind neben Kameradschaft, auch Vertrauen, Verlass und Sicherheit von Bedeutung. Er präsentiert sich in dieser Zeit mit folgendem Ruf:

IP: „ansonsten MUSS ich, wie man mir das immer sagt, ein flotter bursche gewesen sein. <<lacht herzlich laut>> den weiblichen wesen nicht gerade unhold“<sup>1352</sup>

Georg BERG scheint das Leben eines Studenten aus einer bildungs- und kulturgetragenen Familie mit all seinen für diesen Lebensabschnitt typischen „Inhalten“ führen zu wollen („Flucht in Hobbys und die Liebe“), vielleicht auch als Gegenpol zu den Kriegserlebnissen und den „ungeliebten“ Studien. Dass Georg BERG in den oberen Gesellschaftskreisen akzeptiert ist, zeigt die Erwähnung, dass er gar einst die Tochter des Operndirektors als Partnerin hatte.

---

<sup>1347</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1128-1129.

<sup>1348</sup> Vgl. KARLSCH/SCHÄFER 2006, S. 244f. u. vgl. CIESLA 2003, S. 41.

<sup>1349</sup> Vgl. Kap. 4.2.2.2.

<sup>1350</sup> Vgl. ESCHENHAGEN/JUDT 2008, S. 28.

<sup>1351</sup> Vgl. ebd., S. 32.

<sup>1352</sup> Interview Georg BERG, Zeile 566-568.

Auffällig ist, dass Georg BERG sich anpassen kann: an neue Gesellschaftssysteme (bis hin zur Gestaltung der Präsentation seiner Familien- und Lebensgeschichte) und auch an Familienkonstellationen. Er will kein Rebell sein, sondern Held: gemocht, verehrt, aber nicht gebunden:

IP: „[...] ich hatte mir immer vorgenommen, weil das immer schwierig war. wenn ich ne freundin hatte, die wollten alle geheiratet werden. und ich habe JEDER vorher gesagt: <<ernst> MÄDCHEN, ich sag dir gleich von vornherein, ich heirate nicht unter dreißich!“<sup>1353</sup>

Warum er damals das Ziel verfolgte, sich erst mit 30 Jahren fest binden zu wollen, könnte mit der Scheidung der Eltern in Verbindung stehen – eventuell keinen Fehler machen. Eine feste Bindung, eine feste Überzeugung – auch übertragen auf Politik und Gesellschaft (NS-Ideologie) – kann Schmerzen und Enttäuschung verursachen und Ablehnung der anderen Partei bedeuten.

1952, im Alter von 23 Jahren, schließt er sein Studium ab. Er arbeitet kurze Zeit in Dresden und geht anschließend „nach berlin. war damals ja der zuch der zeit“<sup>1354</sup>, wie er sagt. Er arbeitet in Berlin in der Planungsabteilung des Technischen Leiters bzw. des Leiters des Aufbaustabes "Stalinallee" Eberhardt GIBKE<sup>1355</sup>, ein Prestigebauprojekt und zugleich eines der wichtigsten Bauprojekte der jungen DDR – ein ähnliches Arbeitsgebiet wie das seines Vaters. Die Maxime lautete „national, schön und großzügig“<sup>1356</sup>. Gerade Ostberlin soll eine „Schaufensterfunktion“ zu Westberlin haben.<sup>1357</sup> Eberhardt GIBKE ist selbst nur 5 Jahre älter als Georg BERG und ein aufstrebender Bauingenieur, der sich im Bauwesen in der Zukunft der DDR einen Namen macht. Inwiefern sein Vater bei der Stellenfindung einen Einfluss hat und seine Beziehungen spielen lässt, kann nicht gesagt werden, ist aber wahrscheinlich. Er hat mit seinem Studienabschluss eine Stelle in der obersten Ebene der Leitung bekommen, ohne Erfahrungen im Baugewerbe. Mit dieser Stelle kann er sein Wissen erweitern und Erfahrungen in der Leitung von Projekten sammeln. Er kann in dieser Situation auf die Erfahrungen seines Vaters zurückgreifen und bewegt sich in seiner Tradition: Dieser befand sich als junger Ingenieur in einer ähnlichen Aufbau- und politischen Situation.<sup>1358</sup> Georg BERG erlebt die Seite des Aufschwunges des jungen Landes, sieht jeden Tag Fortschritte. Da es sich um ein Vorzeigeprojekt der DDR handelt, ist er weniger mit den Nöten im Land konfrontiert.

---

<sup>1353</sup> Interview Georg BERG, Zeile 636-639.

<sup>1354</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1559-1560.

<sup>1355</sup> Eberhardt GIBKE wird 1924 in Thüringen geboren, ist Maurer und studiert ab 1945 Bauwesen in Gotha. Als Junger Bauleiter ist er verantwortlich für u.a. den Bau der Sportstätten in Oberhof und Leipzig und wird bekannt durch die Leitung des Wiederaufbaus des durch ein Hochwasser zerstörten Ortes Bruchstedt innerhalb von 50 Tagen. 1952-1956 ist er verantwortlich für den Bau der Stalinallee in Berlin. Von 1956-1963 wird er Stadtbaudirektor von Berlin und ist in der Folge u.a. verantwortlich für den Bau der Sondervorhaben Palast der Republik, Friedrichstadtpalast, Grand-Hotel, Palast-Hotel, Platz der Akademie mit Schauspielhaus u. Frz. Dom, Sport- u. Erholungszentrum, Berliner Dom, Nikolaiviertel in Berlin. Er promoviert und wird 1973 Professor an der Deutschen Bauakademie der DDR in Berlin (vgl. HAIN/MÜLLER-ENBERGS 2010).

<sup>1356</sup> Vgl. CIESLA 2003, S. 45.

<sup>1357</sup> Vgl. ebd.

<sup>1358</sup> Vgl. Kap. 4.2.2.2.

Auf die Zeit des Arbeiteraufstandes vom Juni 1953 – er steht historisch in Verbindung mit der Baustelle „Stalinallee“ – geht er jedoch erst nach direkter Nachfrage ein. Von seinen Vorgesetzten wird er auf die Baustelle geschickt und soll vermitteln.

IP: „[...] da hieß es bei uns immer bloß naja, geht hin und haltet se zurück, das war d a s so. ähh, nö un dann hab ich mit den leuten gesprochen und so weiter“.<sup>1359</sup>

Die Stimmung unter den Arbeitern beschreibt er so

IP: „[...] es war also/ war KEINE in dem sinne ähh revolutionäre auffassung da. na wir ham ja immer jesacht, naja ham irgendwelche von drüm, die ham die hier hoch gepeppelt.“<sup>1360</sup>

Er empfindet die Stimmung unter den Arbeitern als Beleg dafür, dass der Aufstand vom Westen gesteuert sein muss und nicht ursächlich in der Unzufriedenheit der Bevölkerung liegt.<sup>1361</sup> Er findet die Normerhöhung und die Maßnahmen (erneute Ausgabe von Lebensmittelkarten, hohe Lebensmittelpreise, Kollektivierungspolitik gegenüber den Bauern und den Folgen für die Lebensmittelversorgung u.a.)<sup>1362</sup> („diesen quatsch“<sup>1363</sup>) als „rischer zündstoff“<sup>1364</sup>, sagt „[...] es war natürlich auch wirklicher blödsinn damals“<sup>1365</sup>, führt aber weiter aus, dass der

IP: „[...] westen natürlich/ das warn ja UNSRE FEINDE. nich? das die natürlich das nutzten und das ä bissl mit, is ganz n o r m a l. ganz normal, wenn wir da drüben jewesen wärn, hätten wir wahrscheinlich och gebohrt. das is doch/ das war doch regelrechte feindschaft. warn zwei welten die sich gegenüber standen. SO und da nutzt jeder seine chancen <<l: mhm>> um die andern mies zu machen.“<sup>1366</sup>

Es wird deutlich, dass es unterschiedliche Auffassungen zu den Umständen des Aufstandes bis heute gibt.<sup>1367</sup> Die Ausschnitte deuten darauf hin, dass er mit seiner Situation zufrieden ist und den Unmut der Aufständigen (zumindest damals) nicht teilt. Über das Vorgehen der Führung zur Niederschlagung des Aufstandes (Panzern) äußert er sich genauso wenig wie über die Frage, ob die Aufständigen „Feinde“ sind und so das Vorgehen gerechtfertigt gewesen sein könnte.<sup>1368</sup> Es kann durchaus angenommen werden, dass Georg BERG auch für den Westen gekämpft hätte, hätte sich sein Lebensmittelpunkt dort befunden.

<sup>1359</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1345-1348.

<sup>1360</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1349-1352.

<sup>1361</sup> Vgl. u.a. SCHROEDER 2009 (S. 123 u. S. 130) sehen die Ursachen für den Aufstand im Protest gegen die Partei- und Staatsführung und gesellschaftliche Unzufriedenheit, dabei gelten heute in der Geschichtsschreibung die Normerhöhungen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten nur als Auslöser. Die Teilnehmer der Proteste kamen aus allen sozialen Schichten, wobei die Arbeiter die Mehrheit bildeten. So gingen u.a. in Ostberlin Hunderttausende, in Halle 60.000 und in Leipzig 40.000 Menschen auf die Straße, in etwa 400 Städten wurden Aktivitäten verzeichnet.

<sup>1362</sup> Vgl. KLEBMANN 2003, S. 27f. u. vgl. ESCHENHAGEN/JUDT 2008, S. 57.

<sup>1363</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1353.

<sup>1364</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1354.

<sup>1365</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1352.

<sup>1366</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1354-1360.

<sup>1367</sup> Rut Hoffmann schreibt in der Fallgeschichte von Pierre. „Denn Aufstand vom 17. Juni 1953 [...] kommentiert er [Vater von Pierre, TS], wie Pierre es schon oft von MfSlern und parteinahen Bürgern gehört hat, Letztlich habe die Bundesrepublik den Konflikt entfacht und gesteuert“ (HOFFMANN 2013, S.244). Pierres Vater war Mitarbeiter beim Ministerium für Staatssicherheit (MfS).

<sup>1368</sup> Vgl. u.a. SCHROEDER 2009, S. 123f.

Er geht unter die Aufständigen, auf die Demonstration und hört die Rede von Fritz SELBMANN<sup>1369</sup>, in der er u.a. die Normerhöhung verkündete.<sup>1370</sup> Er sagt:

IP: „[...] der Fritz Selbmann war übrigens, also muss ich persönlich sagen, der war ein MANN, der sich viel Mühe gegeben hat und auch über Doktrinen der Partei hinweggesetzt hat.“<sup>1371</sup>

Warum er auf die Demonstration geht, bleibt unklar. Zu den Folgen sagt er:

IP: „ich hab dann noch ein Ruffel gekrischt: "was hasten du da vorne?/ was hasten du dort zu suchen?!" nicht? dann in meinem Betrieb, weil ich erzählte, ich sach: "ich war dort".“<sup>1372</sup>

Georg BERG erfährt seine Grenzen, „testet“ sie eventuell aus und riskiert für einen Moment seine gesicherte Zukunft im sozialistischen Staat.<sup>1373</sup> Dennoch scheint er die „großen Sache“ der DDR als Gesellschaftssystem nicht in Frage zu stellen.

Mit der Entscheidung, nach Ostberlin zu gehen, wird der Kontakt zu seiner Mutter immer schwieriger. Denn die innersektoralen Grenzen schließen sich.<sup>1374</sup> Er sagt:

IP: „[...] ich hätte ja auch nach Westen gehen können. <<I: mhm>> denn meine Mutter, mein Bruder und ihr Mann, die waren ja im Westen.“<sup>1375</sup>

Diese Entscheidung fußt auf zwei Ebenen: der persönlichen und der gesellschaftlich-politischen. Ein Umzug in den Westen würde den Verlust der sicheren Familie bedeuten. Und er kennt sich im System aus, wird beruflich gefördert und hat sich eine Position erarbeitet – ein Loyalitätskonflikt. Vorstellbar ist, dass er zu seinem Vater hält und ihn nicht (wieder) verletzen will.<sup>1376</sup> Zukünftig wird der Kontakt zu seiner leiblichen Mutter und seinem Bruder erschwert, da sie beim „Feind“ wohnen. Er entfernt sich auch innerlich von ihnen.<sup>1377</sup> Sein ein Jahr älterer Cousin, welcher in Westberlin Theologie studierte, geht in die DDR zurück.

1954 wechselt Georg BERG vom Wohnungsbaugewerbe in die Energiewirtschaft und ist hier verantwortlich für die Entwicklung und Konstruktion von Kraftwerkkeseln. Ein halbes Jahr später wechselt

<sup>1369</sup> Fritz SELBMANN (1899-1975) (eigentlich: Friedrich Wilhelm), war Mitglied der KPD. 1932/33 Abgeordneter des Deutschen Reichstags, saß er seit 1933 im Gefängnis u.a. in Waldheim, KZ Sachsenhausen, KZ Flossenbürg u. 1945 KZ Dachau ein. Er war zum Zeitpunkt des Arbeiteraufstandes Industrieminister in der DDR und der einzige verantwortliche Politiker der DDR-Führung, welcher sich für eine Rede bereitstellte. Er war von 1954 bis 1958 Mitglied des Zentralkomitees der SED (ZK). Bei einer ZK-Tagung im Februar 1958 griffen ihn Erich Honecker und Walter Ulbricht wegen »Managertums« an und schlossen ihn aus dem ZK aus. Im März 1959 wurde er zur Selbstkritik gezwungen. Von 1958 – 61 war er stellvertretender Vorsitzender der Staatliche Plankommission; Leiter der Abteilung Bilanzierung und Verteilung der Produktionsmittel; 1960 erhält er den Banner der Arbeit; 1961 – 64 war er stellvertretender Vorsitzender des Volkswirtschaftsrats; 1963/64 Leiter der Kommission für wissenschaftlich-technische Dienste; ab 1964 freiberuflicher Schriftsteller. Seine Erinnerungen zum Arbeiteraufstand von 1953 dürfen in der DDR nicht veröffentlicht werden und erscheinen Posthum 1999 (vgl. BARTH/MÜLLER-ENBERGS 2010a).

<sup>1370</sup> Vgl. KLEBMANN 2003, S. 27f.

<sup>1371</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1379-1383.

<sup>1372</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1374-1376.

<sup>1373</sup> Vgl. KLEBMANN 2003, S. 28.

<sup>1374</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.2.

<sup>1375</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1560-1562.

<sup>1376</sup> Vgl. Verbrennungsgeschichte und die Schuldgefühle an Vater wegen ihm.

<sup>1377</sup> Vgl. auch Kap. 4.2.1.2.

er in die „Exportabteilung“ seines Betriebes als Versuchsingenieur. Sie entwickeln Kraftwerke, die unter anderem für die Sowjetunion bestimmt sind.

Als Mitarbeiter der Exportabteilung gehört er zum Reisekader der DDR – ein Privileg. Reisen müssen in der Regel bei der Volkspolizei beantragt werden. Die Entscheidung für eine Reise ins Ausland liegt jedoch in seiner Zeit bei dem Unternehmen.<sup>1378</sup> In den Augen der Staatsführung ist er ein Botschafter der DDR, welche fachlich bestens geeignete Männer und Frauen sein sollen und würdige Vertreter des Staates und der Partei.<sup>1379</sup> Seine Sehnsucht nach der Ferne, welche auch mit Ansehen verbunden ist<sup>1380</sup> (Marinesoldat), kann Georg BERG so innerhalb der gegebenen Bedingungen stillen. Es ist für ihn die Anerkennung für seine Tätigkeit und die Bestätigung seiner Arbeit auf internationalem Niveau. Er experimentiert mit unterschiedlichen Energieträgern (z.B. Kohle, Öl, Barkasse) und Kesselkonstruktionen. Er betont dies im Interview mit der Aussage:

IP: „[...] das war nämlich ne neuartige konstruktion. die kessel in dieser größenordnung sind sonst alle solch TROMMLkessl gewesen. WASSERrohr, die dicken dinger und das war <<l: mhm>> <<räuspern>> das waren strahlungskessel. also berohrung komplett ringsherum so. wie sie modernen kessel also <<leise< also se warn so.> strahlungskessel und das war ebent nun ne äh ganz neue konstruktion.“<sup>1381</sup>

Er macht schnell Karriere. Er beschreibt es folgendermaßen: *„da kam dann die normale entwicklung.“*<sup>1382</sup> Er hat keine feste Partnerin, ist ungebunden, kann seine Bedürfnisse und Chancen, die sich ihm bieten, nutzen. In der Energiewirtschaft fehlen in dieser Zeit viele Fachkräfte. Zudem haben viele Fachkräfte (Massenflucht von Akademikern)<sup>1383</sup> die DDR verlassen. Die DDR-Führung kehrt zurück zum „harten Kurs“. Damit verbunden findet ein Strukturwandel in der Wirtschaft und im Staat<sup>1384</sup> statt.<sup>1385</sup> Es wird das sogenannte *„Kohle- und Energieprogramm“* (1954-1957; 1957-1960) in zwei Phasen aufgelegt.<sup>1386</sup> Georg BERG ist mit seiner Ausbildung und seinen Erfahrungen gefragt – er steigt auf. Somit ist er nicht nur fachlich auf Weltniveau. Auch politisch scheint er „bedenkenlos“ zu sein, stellt keine Gefahr für den Staat dar und „darf“ reisen.

Georg BERG pendelt in dieser Zeit zwischen Versuchsanlagen in der Industrieregion Bitterfeld (mit den Kohlerevierern Halle und Leipzig) und Berlin. An den Wochenende besucht er manchmal einen Kolle-

---

<sup>1378</sup> Vgl. NIEDERHUT 2005, S. 17. Mitarbeiter wurden zum Reisekader bzw. zu Exportabteilungen vorgeschlagen. Meist erfolgte vor dem Vorschlag eine Vorauswahl aus den Betrieben. Eine Eigenbewerbung (spätestens ab 1970) war nicht möglich (vgl. ebd., S. 48 u. S. 56).

<sup>1379</sup> Vgl. NIEDERHUT 2005, S. 27.

<sup>1380</sup> Vgl. Kap. 4.3.2.2.

<sup>1381</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1589-1595.

<sup>1382</sup> Interview Georg BERG, Zeile 582.

<sup>1383</sup> Vgl. NIEDERHUT 2005, S. 57 u. vgl. hierzu auch Exkurs Energiewirtschaft in Kap. 4.2.2.5.

<sup>1384</sup> Eine Folge des Aufstandes vom 17. Juni 1953 war unter anderem die gezielte Auswechslung von Personen in ihren eigenen Parteireihen und Massenorganisationen. Es scheiden so 60% der gewählten Bezirksleitungen und 70% der ersten und zweiten Bezirksleitungen aus (vgl. u.a. KLERMANN 2003, S. 28).

<sup>1385</sup> Vgl. CIESLA 2003, S. 39.

<sup>1386</sup> Vgl. ebd., S. 41.

gen, „[...] da warn wir ja alle noch nicht verheiratet.“<sup>1387</sup> Die Arbeit „[...] war für mich persönlich hoch interessant. weil man sehen konnte, was man alles machen kann“<sup>1388</sup> wird er später sagen.

Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der DDR in dieser Zeit<sup>1389</sup> spricht er nicht direkt an, versucht sie zu schützen, deutet sie jedoch im folgenden Interviewausschnitt an:

IP: „[...] ähh MEINE damaliger technischer direktor bei der/ in der energiewirtschaft, der ähh war noch en ALTER MANN ähh also ein alter kraftwerker. nich? alter energiemann aus der ddr-zeit noch. ÄHH, aus der/ aus der ähh nazi-zeit noch. s o und ähh der sachte: <<tiefe tonlage> "wenn wir wat brauchen, ich geh nur zu selbmann!"“<sup>1390</sup>

Das System erfordert also Netzwerkbildung, um Gestaltungsspielraum für sich zu schaffen.

1955 erhält er im Alter von 26 Jahren den Auftrag, für zwei Jahre in der Tschechoslowakei (statt Russland) als Bauleiter für einen Kraftwerksbau tätig zu sein. Seine Baustelle liegt in der Nähe von Prag. Über Kollegen aus der DDR erfährt er von einem „internationalen Club des Buches und der Presse“ in Prag und einer Frau, die Deutsch spricht; wie die Kollegen sagten „musste dir angucken“<sup>1391</sup>. Damit kann vermutet werden, dass ihm Kollegen eine Frau vermitteln wollen, da er noch unverheiratet ist.<sup>1392</sup> Sein vordergründiges präsentiertes Ziel ist das Erlernen der fremden Sprache:

IP: „[...] denn ich möchte doch ein bisschen, ich hab von der sprache absolut keine ahnung und äh ähhh, es ist schon gut in dem land in dem man nun längere zeit <<energisch, laut> leben muss,> dass man dann och en bisschen die sprache versteht. das man sich zu mindestens nicht verkofen lässt.“<sup>1393</sup>

Georg Berg ist also bereit, sich auf das Neue einzulassen, sich anzupassen und weiterzubilden, was Land und Sprache angeht – auch vor dem Hintergrund keine Fehler, machen zu wollen, nicht richtig informiert worden zu sein („[...] dads man sich zu mindestens nicht verkofen lässt“). Er sagt auch:

IP: „wollt ich zeitung ham, dort ham mer nähmlich alle ZEIT, och die westzeitschriften, ALLES gekrischt!“<sup>1394</sup>

Nun aus dem direkten Einflussbereich der DDR heraus traut sich Georg BERG an westliche Dinge heran und muss eventuell nicht befürchten, unangenehme Folgen durch falsche Handlungen auf sich zu laden. In seiner Freizeit geht er zum besagten Club und lernt Magdalena kennen, eine 22-jährige tschechische Germanistik- und Pädagogikstudentin an der Karlsuniversität in Prag. Sie schreibt ihre Magisterarbeit und ist Mitarbeiterin eines Germanistikprofessors mit deutscher Herkunft, welcher ebenso in den Club geht. Er freundet sich mit ihrem Professor an. Magdalena und er lernen sich ken-

---

<sup>1387</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1603-1604.

<sup>1388</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1623-1625.

<sup>1389</sup> Vgl. CIESLA 2003, S. 39.

<sup>1390</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1383-1388.

<sup>1391</sup> Interview Georg BERG, Zeile 605.

<sup>1392</sup> Das durchschnittliche Heiratsalter von Männern aus der DDR lag 1956 bei etwa 24 Jahren (vgl. ENGSTLER/MENNING 2003, S. 66).

<sup>1393</sup> Interview Georg BERG, Zeile 621-625.

<sup>1394</sup> Interview Georg BERG, Zeile 612-614.

nen und verlieben sich. Sie gehören beide zu den Personen, welche direkt nach dem Krieg studieren können – sie sind die neue „Elite“ und sollen den Kommunismus aufbauen. Ihre Familiengeschichte bleibt im Dunkeln. Beide haben den Krieg erlebt. Er sagt: „[...] *beim tschechisch is dann/ is das so passiert*“<sup>1395</sup>. 1956 heiraten sie in Prag. Der Germanistikprofessor wird Trauzeuge. Deutlich wird, dass er durch sein Wissen, seinen Umgang und sein Interesse Aufmerksamkeit und Akzeptanz erlangen kann – er kann sich empfehlen. Es ist ein Schutz und es hilft ihm, Kontakte zu bilden.

Zum Wesen seiner Frau sagt er:

IP: „[...] meine sogenannte Stiefmutter, also meine Mutter, die war große Klasse! (-) und dasselbe hat sich ergeben wieder, mit meiner Frau.“<sup>1396</sup>

Er stellt sich zwar passiv dar („*hat sich ergeben wieder*“), aber er scheint das Handlungsmodell und das Wesen seiner Stiefmutter als Orientierung für die Entscheidung für seine Frau genommen zu haben. Er löst die Beziehung nicht wieder und hält an ihr fest, obwohl er noch nicht 30 Jahre ist. Auch orientiert er sich damit an der Handlung seines Vaters, welcher sich eine „Große Klasse“-Partnerin ausgesucht hat. Er idealisiert seine Eltern (Stiefmutter) als Paar und als Personen und sieht dieses subjektive Idealbild als Basis für eine mögliche zukünftige Generation.<sup>1397</sup>

Im Mai 1957 kehren Georg BERG und seine Frau in die DDR zurück. Es beginnt die Vorbereitung für eine weitere 2-jährige Auslandsreise, diesmal nach China.

IP: „ich sache: nach China!? ja, aber mit Familie. mit/ mit/ mit Ehefrau. ich sache: "wie soll das denn gehen? meine Frau ist tschechin?" <<I: mhm>>ja? "ACH du SCHANDE, na WIE den nu?!" und <<lacht kurz>> und da sieht man wieder wie das in der DDR dann war. da wurde dann gar nicht mehr groß gefragt. die hat einen deutschen Reisepass gekrischt, <<I: mhm>> obwohl sie tschechin war. <<Interviewer und Interviewer lachen gehalten>> ist gar nicht zur tschechischen Botschaft gegangen, sondern das hat sie ausgestellt gekrischt als deutsche und da ist sie dann mit mir los gezogen.“<sup>1398</sup>

Auf einen Aspekt möchte ich hier hinweisen: Er hebt besonders die unproblematische „Versorgung“ durch die DDR und die kurzen Wege (*eine* Anlaufstelle) hervor. Die Probleme werden erkannt und gelöst. In dieser Zeit ist es (wahrscheinlich bedingt durch die Länge des Aufenthaltes) möglich, dass Frau BERG mitfahren kann. Denn Ehepartner, welche in der DDR lebten, galten für die DDR-Regierung als Sicherheit, um ein Abwandern zu verhindern.<sup>1399</sup>

Im September 1957 kommen sie in Wuhan an. Es ist eine Stadt im Inneren von Zentralchina, südlich von Peking. China erlebt in dieser Zeit gesellschaftliche und strukturelle Umbrüche von einem bäuer-

---

<sup>1395</sup> Interview Georg BERG, Zeile 636.

<sup>1396</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1259-1261.

<sup>1397</sup> Carsten UNGER (2010) schreibt „*Es ist möglich, dass ein erwachsenes Trennungskind bei sich selbst beobachtet, dass es in der Beziehung zu seinem Partner Verhaltensmuster wie früher in der Kindheit gegenüber einem Elternteil entwickelt*“ (UNGER 2010, S. 483).

<sup>1398</sup> Interview Georg BERG, Zeile 653-660.

<sup>1399</sup> Vgl. NIEDERHUT 2005, S. 51.



lichen Riesenreich hin zur industriellen Großmacht mit dem Schwerpunkt Schwerindustrie und Stahlproduktion. Vorbild war die Sowjetunion.<sup>1400</sup> 1956 schloss die DDR den „*Vertrag über Freundschaft und Zusammenarbeit zwischen der ‚DDR‘ und der Volksrepublik China.*“<sup>1401</sup> Es ist die Zeit der konfliktfreien Kooperation zwischen der DDR und China.<sup>1402</sup>

Im selben Jahr rief Mao ZEDONG, der Vorsitzende der kommunistischen Partei in China, zur „Hundert-Blumen-Kampagne“, einer „Korrektur-Kampagne“ für den Aufbau des neuen Staates, auf. Chinas intellektuelle Elite und Fachleute sollten Kritik am System äußern. Diese wurden für den Aufbau des Landes gebraucht, standen jedoch ideologisch unter den Bauern und einfachen Arbeitern. Sie sollten so in den Regierungsapparat eingebunden werden und der Politik dienen. Intention war, dass die Elite zu Wort zu kommen soll. Die Kritik war zuerst zurückhaltend, wurde dann jedoch für die Machthaber zu gefährlich. Gefordert wurden u.a. die Abschaffung der kommunistischen Diktatur, demokratische Reformen und die Rede- und Pressefreiheit. 1957 wurde die Kampagne radikal beendet und wandelte sich in Verfolgung um. Die geouteten Kritiker wurden verfolgt, zum Schweigen gebracht, verschleppt, verhaftet und hingerichtet oder in Arbeitslagern interniert.<sup>1403</sup> Im November 1957 verkündigte Mao ZEDONG auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking, dass China binnen 15 Jahren Großbritannien überholen würde. Diese Frist wurde in der Folge regelmäßig verringert. Ein Propagandaspruch lautete „Drei Jahre harte Arbeit und Entbehrungen, dann tausend Jahre Wohlstand“. Mao ZEDONG sprach vom „Großen Sprung nach vorn“. Dafür wurden Bauern zwangsmobilisiert. Es wurden Staudämme und Kanäle, Werke und Maschinen in der Sowjetunion bestellt.<sup>1404</sup> Ostblockstaaten aber auch der Westen erhielten Aufträge. So sagte die DDR-Regierung u.a. Zuckerraffinerien, Zement- und Glasfabriken und Kraftwerken zu. China bezahlte mit Getreide, Reis, Baumwolle und Speiseölen; diese Lieferungen wurden auch dann noch aufrechterhalten, als in China die Bevölkerung zu hungern begann. Die Fokussierung auf die Industrialisierung und die Rekrutierung der Bauern zum Bauen führten u.a. dazu, dass die Felder brachlagen und es damit zu Lebensmittelmangel kam, auch vor dem Hintergrund der stetig steigenden Bevölkerung.<sup>1405</sup> Durch die Großprojekte wurden alte Häuser und Fabriken, aber auch kürzlich erst errichtete Häuser abgerissen. Das Vorgehen war planlos, das Gebaute hielt meist nicht lange, das Ganze wurde von Diplomaten als „Chaos“ bezeichnet.<sup>1406</sup>

---

<sup>1400</sup> Vgl. DELVAUX 10.09.2014.

<sup>1401</sup> BUNDESMINISTERIUM FÜR GESAMTDEUTSCHE FRAGEN 22.05.2015, S. 2.

<sup>1402</sup> Vgl. MEISSNER 1995, S. 12.

<sup>1403</sup> Vgl. DELVAUX 10.09.2014.

<sup>1404</sup> Das Verhältnis zwischen China und der Sowjetunion (dem „Großen Bruder“) kühlte sich in dieser Zeit merklich ab. So fühlte sich u.a. spätestens seit der Rede von Nikita CHRUSCHTSCHEW im Februar 1956, mit der die Entstalinisierung in der Sowjetunion begann, Mao ZEDONG von der Abkehr des Personen- und Führerkults persönlich angegriffen und sah seine Machtposition gefährdet (vgl. URBANSKY 2009).

<sup>1405</sup> Vgl. ZANK 2012, S. 1ff. u. vgl. DELVAUX 10.09.2014.

<sup>1406</sup> Vgl. ZANK 2012, S. 3.

In dieser Zeit wohnt Familie BERG in einem Hotel. Er muss als Chefsingenieur bzw. Oberbauleiter Baustellen im Umfeld betreuen und ist damit berufsbedingt viel unterwegs. Seine Frau ist mit einer Dolmetscherin meist in Wuhan allein. Für Georg BERG ist das ein Aufstieg gegenüber seiner Position auf der Baustelle in der Tschechoslowakei. Familie BERG wird kurz nach ihrer Ankunft von der Zentralregierung zu einem 32-gängigen, gehobenen Festessen gemeinsam mit etwa 500 weiteren ausländischen Fachkräften geladen. Über die Perspektive seiner Frau macht Herr BERG – hier wie im Verlauf des gesamten Interviews keine Angaben. Er übernimmt augenscheinlich die Tradition seines Vaters, durch Leistung und Anerkennung die Familie nach außen zu versorgen.

Seine Frau wird in dieser Zeit schwanger und im Spätherbst 1958 kommt sein Sohn Jan in einem nahegelegenen Regierungs Krankenhaus zur Welt. Dass sie in China Eltern werden, stellt er als zwangsläufiges Ereignis dar. Es war nicht geplant.

IP: „[...] s o, naja und die bedingung dort, die klimatischen bedingungen warn so, dass die chinesischen kollegen mir jesacht ham: "hier werden sie nachwuchs bekommen." <<lacht laut auf>> ham se mir jesacht, als wir von wuhan nach/ nach ähh wuhan runter jeflochen sind, dann ham se mich/ mir im hotel äh mir dort gesacht: <<ernster> "also ihr krischt kinder hier." und tatsächlich is es och dort so jewesen, meine frau wurde dort schwanger.“<sup>1407</sup>

Auch das „Schwangerwerden“ stellt Georg BERG als passives Ereignis dar, von anderen prophezeit; eine höhere Macht, das Klima war verantwortlich. Seine Aufgabe ist nun die aktive Gestaltung des Familienlebens. Erkennbar ist, dass Aufgaben auf ihn zukommen, und er diese dann aktiv gestalten kann.<sup>1408</sup>

Seit dem Frühjahr 1958 wurden die ersten Auswirkungen des „Großen Sprunges“ in Form von Hungersnöten in der Bevölkerung deutlich sichtbar. Es entwickelte sich bis 1960-1962 die größte Hungersnot der Menschheitsgeschichte. So gehen die Historiker von mindestens 45 Millionen Toten aus. Hinzu kommen noch 2,5 Millionen Menschen, welche ermordet wurden. Daneben entstand ein enormer materieller Schaden. So wurden bis zu 40% des Wohnraums zerstört.<sup>1409</sup>

Er wird seine Zeit in China später folgendermaßen evaluieren

IP: „[...] für mich hoch interessant. das war für mich wirklich deswegen hoch interessant, weil i l da eben ein ganz anderer kulturkreis is. nä? UND ich hatte das glück in wuhan dann eine sinologin zu treffen, ne deutsche. die in studienaufenthalt von sechs monaten dort hatte. und mit der bin ich dann ein bisschen rumgekutscht, wenn ich zeit hatte“<sup>1410</sup>.

Er zeigt sich als kosmopolitisch, reist gern, liebt Kultur. Wie er die zuvor beschriebenen Rahmenbedingungen erlebt, bleibt im Dunkeln. Auch wenn er die Hungersnöte nicht direkt persönlich gespürt

---

<sup>1407</sup> Interview Georg BERG, Zeile 51-57.

<sup>1408</sup> Vgl. u.a. „rauswerfen eine Brandbombe“ (Kap. 4.2.2.3) und der Wechsel seiner Arbeitsstellen.

<sup>1409</sup> Vgl. ZANK 2012, S. 1 u. vgl. DELVAUX 10.09.2014.

<sup>1410</sup> Interview Georg BERG, Zeile 663-669.

haben mag, dürften ihm die Probleme in China nicht verborgen geblieben sein. Er lässt diesen Teil der Erlebnisse in China außen vor und präsentiert die Zeit als unproblematisch bzw. sich als wissbegierig und interessiert.

Im Herbst 1959 kommen sie aus China zurück in die DDR und werden von seinem Vater und seiner (Stief-) Mutter am Dresdner Flughafen empfangen. Im Interview sagt er:

IP: „[...] wir kamen am fluchhafen an, hatten den sohn so äh (hält das kind) im arm, also meine frau hatte ihn offm arm. meine eltern warn offm fluchhafen und da sacht dann meine mutter plötzlich, sacht se: <<leise, einfühlsam> "also wisst er was? mit euerm sohn is was nich in ordnung!> nä? sie hat das sofort, gleich erkannt. ich mein das was/ das wir ham das nich richtig so erst empfunden. nich, die ham zwar gesacht: "na, die fontanelle is noch nich zu!" und sowat, da drüben der arzt.“<sup>1411</sup>

Er stellt in diesem Ausschnitt seine Stiefmutter als Expertin über die chinesischen Mediziner hinaus dar, welche die Lage in einer kurzen Zeit erkennen kann. Das die Fontanelle zu diesem Zeitpunkt der Ankunft in Dresden (etwa 11. Lebensmonat) noch nicht zugewachsen war, ist eigentlich nichts Ungewöhnliches.<sup>1412</sup> Wie er andeutet, war ihm eine Entwicklungsverzögerung des Sohnes nicht bewusst.<sup>1413</sup> Aus der Retrospektive sagt er:

IP: „wir ham aber dann festgestellt, dass was nich mit ihm in ordnung war. er hatte releative probleme mitm schrei/ also er hat geschrien, geschrien. die ähh aufnahme, die nahrungsaufnahme war problematisch und im laufe der zeit merkten wir auch das die fontanelle äh nich zuwuchs. <<l: mhm>> ja? so, naja un meine frau is dann äh längere zeit in shanghai geblieben, denn ich musste auf die baustellen raus. und dort hat sie eben mit ner dolmetscherin noch äh die zeit zugebracht. so dass ich in der zeit keine <<betont> weiteren einflussmöglichkeiten hatte.“<sup>1414</sup>

Es wird deutlich, dass er nach einer Erklärung sucht. Die Schuldfrage und die Frage nach der Ursache stehen heute noch im Raum. Georg BERG versucht, einen Ursache-Wirkung-Zusammenhang herzustellen, wie er das aus seinem Berufsumfeld kennt. Es kann gemutmaßt werden, dass Georg BERG im Nachhinein Schuldfragen kommen, die Behinderung seines Sohnes nicht erkannt zu haben, nicht dagewesen zu sein. Keinesfalls traut er seiner Frau die Mutterrolle nicht zu. Vielmehr ist diese Schuldfrage vor der eigenen Erfahrung der Trennung seiner Eltern zu sehen. Wir erinnern uns: In Georg BERGS Erinnerung gab die Mutter dem Vater die Schuld für den Unfall Georgs. Er verknüpft dies mit der späteren Scheidung. Möglicherweise sieht er sich nun in der Situation seines Vaters damals. Die Schuldfrage, wie es zur Scheidung der Eltern kam – wenn man überhaupt das Wort „Schuld“ benutzen darf; ist für Georg BERG fast eindeutig: Er war es, der sich den heißen Kakao über den Körper

---

<sup>1411</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1279-1285.

<sup>1412</sup> Die Fontanelle schließt sich bei 50% der Kinder zwischen dem 9. und 18. Lebensmonat, spätestens jedoch zwischen dem 24. und 27. Lebensmonat (vgl. PSCHYREMBEL 1998, S. 519).

<sup>1413</sup> Wie Wilma MAULHARD 2009 (S. 9. u. S. 21ff.) in ihrem Buch schreibt, wurde die Diagnose Down-Syndrom bei ihrem Sohn 1963 erst Monate nach der Geburt gestellt (vgl. hierzu auch Kap. 1.2.1 zum Begriff der geistigen Behinderung).

<sup>1414</sup> Interview Georg BERG, Zeile 58-68.

schüttete und einen Fehler gemacht hat. Er will heute noch seinen Vater entlasten. Nun holt ihn die Vergangenheit scheinbar ein.

Seine Stiefmutter stellt eine Verbindung über Bekannte zu einem renommierten Professor her, welcher Chefarzt der Kinderklinik der Dresdener Universität ist. Jan wird in der Klinik stationär aufgenommen und werden drei Monate dort bleiben – die Diagnose bleibt vorerst unklar. Familie BERG zieht derzeit zu seinen Eltern mit in die Wohnung. Sie sind sich in dieser Unterstützungssituation familiär nah und rücken (räumlich) zusammen. Herr BERG ist viel unterwegs und pendelt in der Zeit zwischen seinem Betrieb in Berlin und Dresden. Jan wird mehrmals untersucht. Der behandelnde Chefarzt und Rektor der Kinderklinik erzählt ihnen im Gespräch: „*also, herr BERG sie müssen damit äh rechnen, aus ihrem sohn wird nüscht mehr*“.<sup>1415</sup> Anhand der Lebensdaten<sup>1416</sup> kann jedoch angenommen werden, dass dem Chefarzt die Ideologie zur Euthanasie durchaus vertraut ist, er vielleicht selbst Kinder mit Behinderung zur NS-Zeit behandelt und gemeldet hat (bzw. musste) und somit für Jan keine Perspektive sieht.<sup>1417</sup>

Nach der Prognose des Chefarztes nimmt der Oberarzt Frau BERG zur Seite und sagt gemäß der Aussagen von Herrn BERG zu ihr:

IP: „wissen se, ich komm gerade aus england, ich habe mich dort mit solchen problemen beschäftigt und da auch viel erfahrung äh machen könn. wenn SIE (--) sich bereit erklären für ihren sohn alle zeit zu opfern <<l: mhm>> und eben och ihren beruf offzugeben JA, d a n n ähh werden wir versuchen aus ihm etwas zu machen.“<sup>1418</sup>

In dem Oberarzt finden sie im Gegensatz zum Chefarzt eine Unterstützungs- und Begleitperson. Sowohl Herr BERG als auch seine Frau erleben mit Sicherheit ein Wechselbad der Gefühle - zwischen Hoffnungslosigkeit und Hoffnung, Hilfe zu bekommen. Klaus SCHROEDER (2009) schreibt zudem, dass der Charakter der Versorgungspolitik der DDR eine Passivität begünstigte und Eigeninitiative unter-

---

<sup>1415</sup> Interview Georg BERG, Zeile 85-86.

<sup>1416</sup> Wie meine Recherchen ergaben, war der behandelnde Chefarzt von Jan vor 1933 praktischer Arzt in Sachsen. Er war Mitglied in der NSDAP. Von 1933-1945 übernahm er eine Professur für Vorsorgegeschichte an einer Universität in Ostpreußen und von 1938-1944 eine Privatdozentur für Kinderheilkunde an der Berliner Universität. Zudem war er stellvertretender Direktor einer Universitätsklinik im Rheinland. Zum Ende des Krieges wird er als Kindernotarzt an der Ostfront verpflichtet. Nach dem Krieg ließ er sich als Kinderarzt wieder in Leipzig nieder. Er wurde dann Mitglied des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes (FDGB). Von 1951 bis 1955 übernahm er eine Professur für Kinderheilkunde in Leipzig und wechselte 1955 als Professor an die Universität nach Dresden. In den 1960er Jahren wurde er mit der „Hufeland-Medaille“ in Gold ausgezeichnet. Diese wurde u.a. verliehen „[...] für besondere Leistungen und vorbildliche Initiative bei der Sicherung der medizinischen und sozialen Betreuung der Bürger in hoher Qualität und Wirksamkeit; der Erfüllung der staatlichen Planaufgaben und im sozialistischen Wettbewerb des Gesundheits- und Sozialwesens, der Entwicklung und Anwendung moderner Erkenntnisse der medizinischen Wissenschaft; [...]“ (TAUTZ 1983, Nr. 36). Sie gab es in den Stufen Gold, Silber und Bronze (vgl. ebd.).

<sup>1417</sup> Ärzte und Hebammen wurden durch einen Erlass des Reichsministeriums des Inneren vom 18. August 1939 verpflichtet, missgebildete Kinder und Säuglinge den Gesundheitsämtern zu melden. Gemeldet werden musste: 1. Idiotie sowie Mongolismus (besonders Fälle, die mit Blindheit und Taubheit verbunden waren). 2. Mikrozephalie (abnorme Verkleinerung von Umfang und Inhalt des Schädels) 3. Hydrozephalus (Wasserkopf) schweren bzw. progressiven Grades, 4. Missbildungen jeder Art, besonders Fehlen von Gliedmaßen, schwere Spaltbildungen des Kopfes und der Wirbelsäule usw., 5. Lähmungen einschließlich Little'scher Erkrankung (spastische Diplegie). In diesem Erlass wurde gleichzeitig die Art und Weise der Erfassung der Kinder festgelegt (vgl. KLEE 1999, S. 80).

<sup>1418</sup> Interview Georg BERG, Zeile 88-92.

grub. Bei den meisten Sozialleistungen ist das Äquivalenzprinzip untergraben worden; meist bestand kein Rechtsanspruch für solche Leistungen. Vor diesem Hintergrund wurden sozialpolitische Maßnahmen als „Geschenk“ vom Staat gesehen.<sup>1419</sup> Wie HOCKERT (1997) schreibt, erinnerte die Politik der DDR an die „vörmäzipatorische Idee der Fürsorge für den gehorsamen Untertanen“.<sup>1420</sup> Später wird Herr BERG sagen, zu „*ddr-zeiten war alles primitiver, aber herzlicher*“.<sup>1421</sup> In dieser Zeit erfahren sie von Seiten ihrer beiden Eltern große Unterstützung. Georg BERGS Eltern kümmern sich in dieser Zeit viel um Jan. Sie ermöglichen, dass seine Frau Magdalena zu ihrer Familie in die Tschechoslowakei fahren kann, um Abstand zu bekommen.

IP: „[...] war ja nix mit ihm anzufang.> also, ich hab dann och zu ihr jesacht, ich sache: "menschenskind, fahr doch mal zu deinen eltern in der zeit jetz!" <<l: mhm>> nich? und das hat sie dann auch gemacht. is se mal zwei monate zu ihrn eltern, weil er lach da drinne und <<pff>> tut sich nüscht. die konnte ja gar nich helfen. und meine mutter sachte och: "mensch fahr DOCH mal! wenn was is wir sind doch da!"“<sup>1422</sup>

Es wird eine gewisse Hilflosigkeit angedeutet, nicht zu wissen, was sie machen sollen. Das Warten auszuhalten, fällt schwer. Die junge Familie bekommt Freiräume und Handlungsoptionen durch seine Eltern. In dieser Zeit bekommt er den Auftrag, ein Kraftwerk in die Sowjetunion aufzubauen.

IP: „"mensch du musst nach RUSSLAND, du musst wenigstens da!" ich sache: „kinders mensch, ich hab en krankes KIND und, und, und!“ und da muss ich meine eltern groß herausheben, die haben dann sich SEHR VIEL um meine frau und das kranke kind gekümmert.“<sup>1423</sup>

Georg BERG muss dienstlich (Exportabteilung) kurz vor Weihnachten 1959 in die Sowjetunion reisen. Er kann es nicht abwenden. In diesem Projekt gibt es zudem massive Probleme, da der ursprüngliche Konstruktionsplan geändert werden soll. Diese Pläne hat er nicht mit. Sie werden kurzfristig beschafft. Warum er die Pläne in der DDR lässt, muss offen bleiben. Diese Dienstreise bricht er kurz darauf, im Sommer 1960, ab und kehrt in die DDR zurück. Er sagt zur vorzeitigen Rückkehr:

IP: „[...] ich hat gar keene ritsche lust mehr, dann den ganzen quatsch zu machen. nūja, da bin ich dann och verhältnismäßig war ich dann höchstens ein halbes jahr oder sowas in russland. bin dann wieder zurück und das war/ dann bin ich zur kur. weil ich/ naja, ich hatte WIRKLICH probleme mitn knien.“<sup>1424</sup>

So ist das tatsächliche, ausschlaggebende Moment für die frühzeitige Rückkehr nicht sicher zurückzuverfolgen. Gründe dafür gibt es viele: die verzögerte Entwicklung seines Sohnes, das Gefühl, seine Frau im Stich zu lassen, Knieschmerzen (vermutlich der offizielle Grund zum Zurückzukehren). Es scheint fast so, als haben sich die Prioritäten in seinem Leben verschoben; zudem werden die Regeln

---

<sup>1419</sup> Vgl. SCHROEDER 2009, S. 530.

<sup>1420</sup> HOCKERT 1997 zit. in SCHROEDER 2009, S. 530.

<sup>1421</sup> Interview Georg BERG, Zeile 130.

<sup>1422</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1318-1323.

<sup>1423</sup> Interview Georg BERG, Zeile 680-684.

<sup>1424</sup> Interview Georg BERG, Zeile 718-721.

für Auslandsreisende verschärft.<sup>1425</sup> Ein Spannungsfeld zwischen seinen Bedürfnissen, den Erfahrungen als Kind bzgl. seines Vaters<sup>1426</sup> und den gestellten Anforderungen im Beruf entsteht. Es bleiben somit viele Fragen um die „Russlandreise“ offen. Georg BERG verlässt die Exportabteilung, nimmt eine Stelle in der neuen Abteilung „Großkraftwerk“ an und wechselt mit zehn Arbeitskollegen dahin. Als Grund gibt er Meinungsverschiedenheiten mit dem neuen Leiter der Exportabteilung an. Mit dieser Stelle endet seine Reisezeit. Er erlebt und macht beruflich Abstriche und gibt Privilegien auf.

Ein halbes Jahr später wird er gefragt, ob er Produktionsdirektor werden möchte:

IP: „die suchten ein produktionschef/ produktionsdirektor. u n d da hat unsre dann gesagt: "nöja, na pff wir müssen ja der energiewirtschaft so ä bisschen helfen.“<sup>1427</sup>

Er nimmt die Stelle an. Georg BERG macht passiv Karriere; Eigeninitiative war in der DDR wenig gefragt. Die Konformität mit dem System ist wichtig – und Georg BERG gibt sich konform, nutzt die sich ihm bietenden Chancen innerhalb der Grenzen des bestehenden Systems.<sup>1428</sup> Er, seine Frau und sein 2-jähriger Sohn, die bis dato bei seinen Eltern in Dresden wohnen, ziehen in eine Dreiraumwohnung in einem Leipziger Arbeiterviertel aus der Weimarer Zeit.

### ***Zwischenfazit: Reisejahre***

Nach seiner Jugendzeit, welche durch die Scheidung der Eltern, den Krieg und zerplatzte Träume geprägt ist, fällt es Georg BERG zu Beginn schwer, Interesse für sein Studium zu entwickeln. Mit dem Studium tritt er beruflich in die Fußstapfen seines Vaters. Es ist ebenso wie zur Studienzeit seines Vaters eine Aufschwungszeit. Georg BERG wendet sich viel lieber dem weiblichen Geschlecht zu, geht in die Oper oder klettern – ein Ausgleich und eine Flucht nach vorn. Georg BERG agiert in den Bildungskreisen, lässt damit zum Teil die Probleme der „einfachen“ Leute hinter sich und will eine „gute Entwicklung“. Er genießt das Leben, strebt eine „normale“ Jugendzeit an, will angenommen sein. Mit seinen ersten Anstellungen erwacht sein berufliches Interesse, zu experimentieren und Probleme zu lösen. Georg BERG wird vor positive Herausforderungen gestellt, erhält Bestätigung und die Möglichkeit zu reisen. Ein kleines Stück seines Jugendtraumes wird wahr. Er ist lange ungebunden, konnte Stellen annehmen, die ihn ansprachen und sich ausprobieren. Sein Wissen konnte er erweitern. Er entwickelt sich zu einem gefragten Fachmann im Bereich der Kraftwerkstechnik in einer Zeit, in der viele Fachleute das Land verlassen. Er ist engagiert, entspricht den Anforderungen des Systems und macht Karriere. Er bewegt sich in der neuen Elite der DDR und ist privilegiert – er spricht davon als „[...] *mein normaler weiterwerdegang*.“<sup>1429</sup> In seiner lebensgeschichtlichen Stegreiferzählung ist Passivität dominierend, seine (unbewusste?) Involviertheit ins System der DDR wird abgeschwächt – so

---

<sup>1425</sup> Vgl. NIEDERHUT 2005, S. 19. Seine Mutter und sein Bruder leben im nicht-sozialistischen Ausland.

<sup>1426</sup> Vgl. hierzu seine eigene Kindheit Kap. 4.2.2.2 u. vgl. Kap. 4.2.2.3.

<sup>1427</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1756-1758.

<sup>1428</sup> Vgl. SCHROEDER 2009, S. 530.

<sup>1429</sup> Interview Georg BERG, Zeile 579.

besitzt er die Kontrolle über sein Außenbild. Er ist ein Kosmopolit, welcher sich für andere Kulturen, Literatur und Musik interessiert – Bildung ist für ihn ein hohes Gut. Georg BERG'S Reisen ermöglichen ihm zudem einen größeren Spielraum innerhalb des sozialistischen Systems. So hat er in der Tschechoslowakei fast „legal“ Zugriff auf westdeutsche Zeitschriften. Mit seiner Position wird ein Kontakt zu seiner Mutter und seinem Bruder im nicht-sozialistischen Ausland schwieriger bis kaum möglich – er blendet sie aus. Das politische System trennt sie. Georg BERG ist äußerlich und innerlich mit dem System konform und loyal. Georg BERG lernt, sich zu präsentieren und zu überzeugen. Er hat Mut, neue, sich ergebende Wege auf einer sicheren Basis (der DDR und seiner Familie) zu gehen. Er sieht die Probleme mit Abstand, erlebt sie jedoch nicht zwingend persönlich. Spätestens in dieser Zeit erfährt er aber, dass sich Kritik (wenn auch konstruktive) am falschen Ort auch nachteilig für die eigene Entwicklung auswirken kann. Er will alles richtig machen. So macht er Karriere.

Im Rahmen seiner ersten Auslandsreise lernt er bei einem 2-jährigen, berufsbedingten Aufenthalt seine Frau Magdalena kennen. In ihr findet er ein Abbild seiner Stiefmutter wieder – sie sind beide „große Klasse“. Damit orientiert er sich auch bei der Wahl seiner Frau an seinem Vater. Er ist sein Vorbild. Ungeplant kommt sein Sohn Jan auf der gemeinsamen Dienstreise in China auf die Welt. Zurück in Deutschland merken sie, hier vor allem seine Stiefmutter, dass etwas nicht stimmt. Georg BERG erlebt seine „Eltern“ als wichtige Ressource. Sie organisieren Ärzte, schaffen ihnen als Eltern Freiräume und geben Entlastung. Sein Sohn kommt zu einem renommierten Professor und Kinderarzt in der DDR, welcher nationalsozialistisch geprägt ist, und keine hoffnungsvolle Entwicklung für Jan BERG sieht. Anders sah dies ein junger Oberarzt desselben Krankenhauses. Er nimmt Frau BERG zur Seite, bietet seine Unterstützung, fordert jedoch allen Einsatz der Eltern. Die Form der Unterstützung bleibt offen. Die unmittelbar folgende Dienstreise in die Sowjetunion bricht Herr BERG nach einem halben Jahr vorzeitig ab, offiziell wegen Knieschmerzen. Ein Spannungsfeld zwischen seinen Bedürfnissen und den gestellten Anforderungen im Beruf entsteht. Er nimmt eine gebotene Stelle in einer neu geschaffenen Abteilung im Großkraftwerksbau in der DDR an. Ein halbes Jahr später wird er zum Direktor der Produktionsabteilung eines Kraftwerkes in der Region Leipzig ernannt. Er steigt von einem jungen Ingenieur innerhalb von nicht mal zehn Jahren bis zum Direktor auf. Er erweitert seine Grenzen und macht schnell Karriere – er empfiehlt sich nach oben und erfährt damit Anerkennung für sein Tun.

Er betont und präsentiert Unverfängliches, Fachliches und Positives. Problematisches, Politisches oder Emotionales (wie die Ereignisse des 17. Juni 1953, „Großen Sprungs“ in China oder Gefühle um den Krankenhausaufenthalt von Jan) kaschiert er, blendet es sprachlich aus, präsentiert es als natürlich und/oder verschweigt es. Das spricht für eine bewusste Kontrolliertheit zum Eigenschutz seiner Gefühle, aber auch seiner Außenpräsentation.

#### 4.2.2.5 Berufs- und Familienleben

Mit seiner Anstellung als Produktionsdirektor in einem Großkraftwerk ist er unmittelbar in die DDR-Energiepolitik involviert. An dieser Stelle lohnt sich ein Blick in die Energiewirtschaft der DDR.

##### *Exkurs: Energiewirtschaft in der DDR*

In besonderer Weise repräsentierte die Energiewirtschaft das Wirtschaftssystem und dessen Entscheidungswege in der DDR. Das wurde gleich zu Beginn und mit aller Konsequenz zentralisiert und strukturiert. In der Energiewirtschaft spielten wenige Institutionen eine Rolle. Die Macht lag in den Händen weniger Personen. Die Entscheidungen wurden im ZK der SED gefällt. Staatliche Planungskommissionen hatten demgegenüber nur geringen Einfluss wie auch andere zentrale Planungsinstitutionen. So beschränkten sich die Kompetenzen sowohl vom zuständigen Energieministerium als auch von den Kombinat<sup>1430</sup> und Stadtwerken meist auf kurzfristige Umsetzungen, welche wiederum von den Eingriffen in den zentralen und für die Wirtschaft wichtigen Kombinat bestimmt waren. Der Einfluss der Umweltbehörden konnte vernachlässigt werden, wie Felix MATTHES (2000) schreibt.<sup>1431</sup> Neben Kriegszerstörungen und der anschließenden Demontage für Reparationsleistungen auf dem Gebiet der DDR war der Bestand der Kraftwerke und Maschinen veraltet und erschwerte den Aufbau einer sicheren Energieversorgung. So nahm die Energieversorgung in der jungen DDR in den Wirtschaftsplänen der Regierung eine wichtige Rolle ein und wurde gefördert. In der Anfangszeit lag der Energiebedarf der Industrie, Landwirtschaft und der Haushalte höher als das vorhandene Angebot. So hat z.B. 1953 eine Verordnung den Betrieben vorgeschrieben, die Hälfte ihres Bedarfes außerhalb der Hauptlastzeiten von 6:00 – 21:00 Uhr zu decken. In Privathaushalten war es nicht erlaubt, zwischen 6:00 und 22:00 Uhr elektrisch zu heizen.<sup>1432</sup> Zudem kam es oft zu stundenlangen Zwangsabschaltungen in Privathaushalten zugunsten der Industrie. Neben den bereits genannten Problemen kam ein Fachkräftemangel hinzu. Des Weiteren wurden die vorhandenen Maschinen mit Überlast gefahren sowie Wartungen und Reparaturen hinausgezögert. Gleiches geschah an der Substanz des Braunkohlebergbaus.<sup>1433</sup> Die Braunkohle war der wichtigste Primärenergieträger in der DDR, auch da er nennenswert als einziger zur Verfügung stand.<sup>1434</sup> Ab 1960 versuchte die DDR, durch Rohöl aus der Sowjetunion den Energiebedarf zu decken, war hier jedoch immer auf die Sowjetunion angewiesen und schwankte stark zwischen 2,5% und 13%.<sup>1435</sup>

Ab 1960 wurde eine Reihe von Großkohlekraftwerken gebaut und in Betrieb genommen. Etwa zwei Drittel der geförderten Rohbraunkohlenmenge in der DDR wurden für die Elektrizitätsproduktion

---

<sup>1430</sup> Kombinate: „das sind vertikale oder horizontale Zusammenfassungen von Betrieben“ (SCHROEDER 2009, S. 492). Je nach ihrer politischen oder volkswirtschaftlichen Bedeutung waren sie zentral oder bezirklich gesteuert“ (vgl. ebd.).

<sup>1431</sup> Vgl. MATTHES 2000, S. 111.

<sup>1432</sup> Vgl. KAHLERT 1988, S. 19ff.

<sup>1433</sup> Vgl. ebd., S. 12.

<sup>1434</sup> Vgl. ebd., S. 9f.

<sup>1435</sup> Vgl. ebd., S. 23ff.



verwendet. Allein das Großkraftwerk von Boxberg verbrauchte am Tag rund 100.000 Tonnen Rohbraunkohle.<sup>1436</sup> Im harten Winter 1969/70 geriet die DDR in eine angespannte Situation der Energieversorgung durch einen Großbrand in Lippendorf. So mussten im Dezember 1969 die Fahrpläne der Eisenbahn geändert werden, um den Kohlezügen Vorrang zu gewähren. Zu Silvester gab es Stromausfälle.<sup>1437</sup>

Die Entwicklung der Energiewirtschaft und die Entscheidungen in der Energiepolitik waren über die reine Energieversorgung hinaus für die Volkswirtschaft entscheidend und damit auch mit der Wirtschaftsbilanzkrise in der DDR untrennbar verbunden. Es gab Ende der 1980er Jahre in der Energiepolitik nach Felix MATTHES (2002) einen „schizophrenen Charakter“<sup>1438</sup>. Zum einen scheiterten dringend notwendige Investitionen und langfristige Planungen bzgl. der wirtschaftlichen Finanzsituation der DDR. Auf der anderen Seite bestand z.B. die Idee, komplette Atomkraftwerke aus dem Westen zu importieren, um einen Befreiungsschlag zu erreichen.<sup>1439</sup>

### ***Zurück zu Georg BERG***

Georg BERG wird zu einer Zeit Produktionsdirektor, in der gerade eine Reihe von neuen Großkraftwerken gebaut wird. Er gehört zu einer jungen Generation von Direktoren. Sein Wissen ist gefragt und seine Karriere unmittelbar mit der Entwicklung der Energiewirtschaft der DDR verbunden. Als Direktor ist er verantwortlich für die Kohleversorgung des Kraftwerkes. Durch die zentrale Steuerung der Energiepolitik mit den zuvor dargestellten Schwierigkeiten kann er meist nur auf die Probleme reagieren. Eine Ressource könnte sein anderer Cousin<sup>1440</sup> mit seiner Frau sein, welche entscheidende Positionen bei der Reichsbahn der DDR in Berlin innehatten. Georg BERG thematisiert aber im Gespräch keine Schwierigkeiten, welcher er als Direktor lösen muss, sondern spricht vielmehr von den sich ihm gebotenen Chancen im System der DDR.<sup>1441</sup> Um seine Stelle behalten zu können, muss Georg BERG Abstriche machen: Die Zeit mit seiner Familie ist gering und der „Kontakt zu Mutter und Bruder nach Argentinien“ ins nicht sozialistische Ausland gefährlich! Seine Mutter leitet dort inzwischen ein Altenheim. Sein Bruder ist im Tourismus in Argentinien leitend tätig und er hat eine Tochter. Dass der Kontakt zu seiner Mutter eher lose verläuft, deutet er in folgendem Interviewausschnitt an (auf meine Frage, ob seine Mutter seinen Sohn kennt):

IP: „[...] ich konnte ja och keene so große verbindung haben. nachem westen, das war ja damals so. da ich auslandkarder war musste man immer so ein bisschen. naja und das

---

<sup>1436</sup> Vgl. ebd., S. 12f.

<sup>1437</sup> Vgl. ESCHENHAGEN/JUDT 2008, S. 174.

<sup>1438</sup> MATTHES 2000, S. 112.

<sup>1439</sup> Vgl. ebd.

<sup>1440</sup> Vgl. Kap. 4.5.2.2.

<sup>1441</sup> Vgl. SCHMIDT 23.05.2015.

war so ein bisschen dramatisch und auf der andern seite, naja gut. aber pff, joah, sie hat da drüben jelebt da.“<sup>1442</sup>

Es wird noch heute eine Distanz auf der sprachlichen Ebene deutlich – kein Satz wird ausgeführt, es herrscht eher Sprachlosigkeit.

Mit der festen Stelle wird er sesshaft wie sein Vater. Sie pachten einen Schrebergarten<sup>1443</sup> in der Umgebung von Leipzig. Die berufliche Position ermöglicht der Familie BERG, dass seine Frau Hausfrau sein kann. Sie führen, wie sein Vater mit seiner Stiefmutter, eine bürgerliche Familienstruktur, was durch ihre beruflichen Ausbildungen unterstützt wird. Der Kontakt zu seinen Cousins besteht, wenn auch etwas loser; sie wissen gegenseitig aus ihren aktuellen Leben.

In Leipzig nimmt er Kontakt zur Rehasstelle, die es in jedem Bezirk gibt, auf. Es geht um Jans Entwicklungsverzögerung. Zudem fahren sie regelmäßig an die Uniklinik Dresden. An dieser Stelle lohnt sich ein Blick in das Behindertensystem der DDR und deren Verständnis von Behinderung.

### ***Exkurs: Menschenbild und die Behindertenhilfe in der DDR***

Um das Verständnis von Behinderung in der DDR zu nachzuzeichnen, ist ein Blick auf das Menschenbild hilfreich. Es definiert die „sozialistische“<sup>1444</sup> Persönlichkeit“, was ebenfalls das Ziel für Pädagogik und die gesamte Erziehungspraxis in der Gesellschaft war.<sup>1445</sup>

Als Hauptgrund für die Faszination, die die Werke von Karl Heinrich MARX und Friedrich ENGELS auf das pädagogische Denken ausübten, ist wohl der „pädagogische Optimismus“ zu sehen: Das ist

„[...] die Überzeugung von der nahezu grenzenlosen Fähigkeit der Menschen, sich in einer zukünftigen gerechten und humanen, also sozialistischen oder kommunistischen Gesellschaftsordnung vervollkommen zu können.“<sup>1446</sup>

Die Basis für die Betrachtung der Persönlichkeit ist, dass jeder Einzelne als „Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“ galt.<sup>1447</sup> Der Marxismus-Leninismus berücksichtigte natürlich, dass für die Persönlichkeitsentwicklung neben den sozialen und politischen Bedingungen die biologisch/genetischen Voraussetzungen von erheblicher Bedeutung für die Entwicklung des Menschen sind. In der Fachliteratur der DDR<sup>1448</sup> wurde nach 1970<sup>1449</sup> vom Menschen als „biopsychosoziale Ein-

---

<sup>1442</sup> Interview Georg BERG, Zeile 916-925.

<sup>1443</sup> Der Schrebergarten symbolisierte den Arbeiterfamilien schon in der Kaiserzeit Naturverbundenheit und war ein Ausgleich zu den Arbeitsbedingungen in der Fabrik (vgl. ROSENBAUM 1982, S. 467f.).

<sup>1444</sup> Sozialismus: Ist eine „Bewegung gegen den wirtschaftlich und politischen Liberalismus, die dem Arbeiter mehr Einfluss auf die Verwendung der Produktionsmittel u. damit eine größere persönliche Unabhängigkeit u. soziale Sicherheit geben will“ (WAHRIG-BURGFEIND 2003, S. 879).

<sup>1445</sup> Vgl. KOCH 1999, S. 29.

<sup>1446</sup> Ebd., S. 26.

<sup>1447</sup> Ebd., S. 29.

<sup>1448</sup> Diese Begrifflichkeit wurde auch in den anderen sozialistischen Ländern verwendet (vgl. KOCH 1999, S. 29).

<sup>1449</sup> Bis dahin wurde die Betrachtungsweise stark von der sowjetischen Defektologie beeinflusst (vgl. KOCH 1999, S. 29). „Der Mensch als Wesen, das Defekte besitzt.“ (BRAUNE 2000, S. 20). Die Defektologie wurde als die klassenmäßig am höchsten entwickelte Pädagogik für behinderte Menschen angesehen (vgl. KOCH 1999, S. 138). Die Einflussnahme der sowjetischen Pädagogik sank in dem Maße, wie die Rehabilitationspädagogik aufgebaut wurde. Dies dürfte damit in Zusammenhang stehen, dass die reformpädagogischen Tendenzen der Defektologie in der Politik der DDR unerwünscht waren

heit“ ausgegangen.<sup>1450</sup> Es wurde größter Wert auf die Betonung des Sozialen gelegt, was aus der Weltanschauung resultiert. So wirkt der Sozialismus nachhaltig auf die biologischen Bedingungen. Der Mensch könne durch produktive Arbeit das Verhältnis zwischen sich und der Umwelt ändern, er könne sie so verbessern und sie nach seinen Bedürfnissen gestalten. Dies gelte nicht nur für den körperlich und geistig gesunden Menschen.<sup>1451</sup> „Durch Arbeit wird der Mensch überhaupt erst zum Menschen“<sup>1452</sup>; durch dieses Zitat von Karl MARX wird deutlich, welchen Stellenwert er der Arbeit für die Entwicklung des Menschen einräumte.<sup>1453</sup>

Für die Bürger galt Arbeit als das wichtigste Menschenrecht und jeder sollte Arbeit – entsprechend seinen Fähigkeiten – erhalten.<sup>1454</sup> In den sozialistischen Ländern war die volle Teilhabe der Frau an der Produktion ein Gradmesser für eine gesellschaftliche Höherentwicklung.<sup>1455</sup> Die Gesellschaft hatte die moralische Pflicht, „[...] mit allen vorhandenen Mitteln die optimale Entfaltung der entsprechenden Potenzen auch bei Behinderten zu fördern“.<sup>1456</sup>

Aus heutiger Betrachtungsweise stellt sich jedoch die Frage, ob die Schlussfolgerung von den DDR-Ideologen nicht sehr einseitig interpretiert wurde. Letztlich waren es zunehmend ökonomische Zwänge, die der Arbeit einen hohen Stellenwert beigemessen haben. Die Bürger der DDR hatten nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, zu arbeiten. Bei einem Nicht-Nachkommen dieser Pflicht galt der Mensch als „kontrasozial“; dies wurde nicht selten mit Gefängnisstrafe geahndet.<sup>1457</sup>

Wie schon beschrieben existierte der Begriff der Behinderung in den sozialistischen Fachwissenschaften ausschließlich als soziale Kategorie im Sinne einer erschwerten Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Für die geistige Behinderung wurde der Begriff des „Schwachsinn“ verwendet.<sup>1458</sup>

Der Umfang und die Ausprägung bestimmten den Grad der Bildungsfähigkeit. Somit wurde versucht, eine Abgrenzung zu finden, die nicht über die Bestimmung des Intelligenzquotienten (IQ) ging. Es wurde in drei Gruppen unterteilt:<sup>1459</sup>

1. Schulbildungsfähige Schwachsinnige (Debilität)
2. Schulbildungsunfähige, förderungsfähige Schwachsinnige (Imbezillität)
3. Bildungsunfähige bzw. förderungsunfähige Schwachsinnige (Idiotie)

---

(vgl. ebd., S. 81 u. S. 137). Auf der politischen Ebene blieb der hohe sowjetische Einfluss aber bis zur Machtübernahme durch Gorbatschow ungebrochen (vgl. ebd., S. 81). Diese Bindung an die Sowjetunion war in der Verfassung verankert.

<sup>1450</sup> Vgl. KOCH 1999, S. 29.

<sup>1451</sup> Vgl. ebd.

<sup>1452</sup> MARX zit. in KOCH 1999, S. 24.

<sup>1453</sup> Vgl. KOCH 1999, S. 29 u. vgl. WAHRIG-BURGFEIND 2003, S. 64.

<sup>1454</sup> Vgl. KOCH 1999, S. 30.

<sup>1455</sup> Vgl. KOCH 1999, S. 25.

<sup>1456</sup> KÖRNER 1981 zit. in KOCH 1999, S. 31.

<sup>1457</sup> Vgl. KOCH 1999, S. 30.

<sup>1458</sup> Vgl. Kap. 1.1.1. Der Begriff „Schwachsinn“ wurde in der Zeit von Jan BERGS Kindheit und Jugendzeit verwendet.

<sup>1459</sup> Vgl. GRÜNING 2000, S. 104.

Der Schwachsinnsbegriff galt zunehmend in der Rehabilitationspädagogik als überwunden und wurde durch „*intellektuell Geschädigte*“<sup>1460</sup> ersetzt.<sup>1461</sup> Die so genannten *intellektuell Geschädigten* gliedern sich in drei Teilgruppen, deren Dritte selten ausdrücklich genannt wurde.<sup>1462</sup>

1. *schulbildungsfähige intellektuell Geschädigte*: Für diese Gruppe ist das Volksbildungswesen zuständig (Kinder und Jugendliche in Hilfsschulen).<sup>1463</sup>
2. *Schulbildungsunfähige, förderungsfähige intellektuell Geschädigte*: Von diesen Kindern und Jugendlichen wurde angenommen, dass sie in ihrem Leben nicht in der Lage sein würden, die „Kulturtechniken“ zu erlernen, sich jedoch unter systematischer Förderung ein elementares Umweltwissen aneignen könnten. Diese Gruppe von Kindern und Jugendlichen war dem Gesundheits- und Sozialwesen zugeordnet. Es gab Betreuungsstätten, aber keine Schulen.<sup>1464</sup>
3. *schulbildungsunfähige, förderungsunfähige, pflegebedürftige intellektuell Geschädigte*: Für diese Gruppe gab es keine eindeutig beschriebene Zuständigkeit. Sie lebten – wenn sie nicht zu Hause wohnten – in Krankenhäusern oder Pflegeeinrichtungen.<sup>1465</sup>

Unter der Bedingung einer Wechselbeziehung zwischen biologischen, psychischen und sozialen Faktoren ging die Pädagogik der DDR (Rehabilitationspädagogik) davon aus, dass eine Schädigung durch die Gestaltung entwicklungsentsprechender sozialer, insbesondere spezieller pädagogischer Voraussetzungen verhindert, beseitigt oder vermieden werden kann. Dabei gab es anscheinend sowohl in der Rehabilitationspädagogik als auch in der offiziellen Bildungs- und Sozialpolitik der DDR keinen Widerspruch, dass einer Gruppe von Menschen, den so genannten „*Bildungsunfähigen*“, später „*Bildungsunfähigen-, Förderungsfähigen*“, lange Zeit jegliche Entwicklungsmöglichkeit abgesprochen wurde.<sup>1466</sup> Menschen mit einer geistigen Behinderung hatten bis zum Ende der DDR kein Recht auf schulische Bildung.<sup>1467</sup> Ein großes Augenmerk wurde in der DDR auf die flächendeckende Früherfassung behinderter Kinder gelegt. Die Organisationsformen der Früherkennung, Früherfassung und Früherziehung teilen sich im Wesentlichen in zwei Bereiche: erstens in das Gesundheits- und Sozialwesen und zweitens in das Volksbildungswesen.<sup>1468</sup>

Die Hauptaufgabe des Gesundheits- und Sozialwesens bestand im Gesundheitsschutz sowie in der Früherkennung und der Früherfassung von Menschen mit Behinderung. Die Zuständigkeit „*ordnet sich hierarchisch von der ministeriellen über die bezirkliche und kreisliche bis zur örtlichen Ebene.*“<sup>1469</sup> Von Beginn an wurde die Überwachung durch Gesetze geregelt, z.B. die Meldepflicht. Das bedeutete, dass alle Kinder und Jugendliche bis zum 18. Lebensjahr beim Auftreten einer meldepflichtigen Schädigung oder einer zu erwartenden meldepflichtigen Schädigung der Abteilung *Gesundheitswesen* im

---

<sup>1460</sup> In der Literatur ist ebenso die Begrifflichkeit „Intelligenzschädigung“ für „intellektuelle Schädigung“ zu finden (vgl. GRÜNING 2000, S. 104).

<sup>1461</sup> Vgl. METZLER/WACHTEL/WACKER 1997, S. 35 u. vgl. KOCH 1999, S. 52.

<sup>1462</sup> Vgl. METZLER/WACHTEL/WACKER 1997, S. 35.

<sup>1463</sup> Vgl. KOCH 1999, S. 67 u. S. 68 sowie vgl. METZLER/WACHTEL/WACKER 1997, S. 35.

<sup>1464</sup> Vgl. METZLER/WACHTEL/WACKER 1997, S. 34f. u. vgl. KOCH 1999, S. 37.

<sup>1465</sup> Vgl. METZLER/WACHTEL/WACKER 1997, S. 35.

<sup>1466</sup> Vgl. ebd., S. 13.

<sup>1467</sup> Vgl. BRAUNE 2000, S. 20.

<sup>1468</sup> Vgl. KOCH 1999, S. 47.

<sup>1469</sup> Ebd., S. 57.

Rat des Kreises gemeldet werden mussten. Da ca. 80% aller Kinder in eine Kinderkrippe und ca. 95% in einen Kindergarten gingen und alle Kinder bis zum dritten vollendeten Lebensjahr 16-mal untersucht wurden, gab es eine fast vollständige Früherfassung behinderter Kinder bis zur Einschulung.<sup>1470</sup> Dies führte jedoch nicht zu einer kompletten Erfassung der Menschen mit einer Schädigung. Zudem wurden die meisten Schädigungen erst im Alter von 14 -18 Jahren diagnostiziert, was für eine Frühförderung in den ersten Lebensjahren zu spät war, wie Katja KOCH (1999) feststellt.<sup>1471</sup>

Das Gesundheits- und Sozialwesen der DDR unterhielt neben den ambulanten Diensten (u.a. Schwangerschaftsberatungsstellen<sup>1472</sup> und Mütterberatungsstellen<sup>1473</sup>) auch betreuende Einrichtungen. Für Kinder von 0 – 3 Jahren waren das die Kinderkrippen. Dort wurde in den Anfangsjahren der DDR sehr viel Wert auf medizinische Betreuung gelegt. Der Krippenarzt (ein Kinder- oder Hausarzt) trug die medizinische Verantwortung für die Kinder. Dadurch konnten Entwicklungsauffälligkeiten sehr schnell erkannt werden. Der Besuch von Kinderkrippe und Kindergarten war kostenfrei; nur die Mahlzeiten mussten bezahlt werden.<sup>1474</sup>

Die Krippen setzten eine pädagogische Beschäftigung voraus, die nach einem ausgeklügelten Plan ablaufen sollte. Ein regelrechtes Beschäftigungsprogramm wurde Ende der 70er Jahre eingeführt, denn von diesem Zeitpunkt an wurde verstärkt Wert auf Pädagogik gelegt.<sup>1475</sup> Die Entwicklungsverläufe der Kinder wurden auf Grundlage des „*Programms der Erziehungsarbeit in Kinderkrippen*“ und in Verbindung mit Entwicklungs- und Verlaufskontrollen kontinuierlich beobachtet und verglichen.<sup>1476</sup> Kinder, die in ihrer Entwicklung auffielen, wurden nach einer umfangreichen Diagnose in Sonderkrippen oder in Sondergruppen der Regelkrippen aufgenommen. Eine Regelung über die Sonderkrippen wurde 1974 durch die „*Ordnung zur Förderung geschädigter Säuglinge und Kleinkinder in Krippen und Heimen*“ beschlossen. Die Sonderkrippen betreuten Kinder von 0-4 Jahren. Außerdem wurde ein Betreuungsschlüssel festgelegt (in der Tagesbetreuung 1:3, in der Wochenbetreuung 1:2 und im Dauerheim 1:1,5). Wenn das Kind das vierte Lebensjahr erreicht hatte, wurde eine erneute Diagnose gestellt. Anschließend sollten dann die zuständigen Ärzten und Psychologen gemeinsam mit den

---

<sup>1470</sup> Vgl. DÖBERT 1995, S. 116.

<sup>1471</sup> Vgl. KOCH 1999, S. 59.

<sup>1472</sup> Sie sollten Risikoschwangerschaften und -geburten erkennen und die Frühbehandlung von Risikokindern veranlassen. Der Besuch einer Schwangerschaftsberatung wurde mit finanzieller Zuwendung „belohnt“. Nach der Geburt des Kindes wurde ein sog. *Geburtsbericht* geschrieben (vgl. KOCH 1999, S. 60).

<sup>1473</sup> Diese Beratungsstellen waren der Abteilung der Kinderheilkunde der Krankenhäuser, den Polikliniken, Kinderärzten oder Hausärzten untergeordnet. Deren Aufgabe bestand in der gesundheitlichen Überwachung der Kinder, den Impfungen nach dem WHO- Plan und der Erkennung von Stoffwechselstörungen, Missbildungen des Bindegewebes und des Stützapparates, Schädigungen der Sinnesorgane sowie in der Überprüfung der altersgemäßen körperlichen und geistigen Entwicklung. Auch der Besuch dieser Beratungsstelle war mit finanzieller Zuwendung verbunden. Wer darüber hinaus nicht zu den regelmäßigen Untersuchungen kam, dem wurde nicht die volle Geburtshilfe ausgezahlt. Alle 16 Untersuchungen der ersten drei Jahre wurden auf dem *Gesundheitsbogen für Säuglinge und Kleinkinder* festgehalten (vgl. KOCH 1999, S. 60f.).

<sup>1474</sup> Vgl. KOCH 1999, S. 64.

<sup>1475</sup> Nach Aussagen einer ehemaligen Krippenleiterin wurde das Arbeitsbuch „Pädagogische Aufgaben und Arbeitsweisen der Krippen“ (1968) herausgegeben. Es setzte eine Beschäftigung nach einem gezielten Plan voraus und versuchte eine festgesetzte Entwicklung bei Kindern zu beschreiben.

<sup>1476</sup> Vgl. KOCH 1999, S. 65.

Eltern eine Entscheidung treffen, in welche Einrichtung das Kind nach der Krippe gehen sollte. Es wurde beschlossen, ob das Kind eine Einrichtung des Volksbildungswesens besuchen konnte (bspw. in den Vorschulteil eines Kindergartens), d.h. „*schulbildungsfähig*“ war, oder in eine Einrichtung des Gesundheitswesens kommen sollte, d.h. als *schulbildungsunfähig förderungsfähig* oder *schulbildungsunfähig förderungsunfähig* angesehen wurde.<sup>1477</sup> Diese Eingruppierung hatte Konsequenzen für den Zugang zu Fördermöglichkeiten und für die spätere Aufnahme eines Berufes und einer Produktionsstätigkeit, wie sich in der Folge zeigt.

#### *DIE FÖRDERUNG IM VOLKSBILDUNGSWESEN DER DDR*

Die Hauptaufgabe des Volksbildungswesens in der Früherziehung war die Vorschulerziehung. Ferner fand hier aber auch eine sonderpädagogische Beratung statt.<sup>1478</sup> Die so genannten Vorschulteile von Hilfsschulen gehörten ebenfalls dem Volksbildungswesen an. Deren Anliegen sollte sein,

“[...] Kinder auf der Grundlage des Bildungs- und Erziehungsplanes optimal zu entwickeln und so zu fördern, daß sie die Hilfsschulfähigkeit erlangen und ihren Bildungsweg in der Hilfsschule oder in einer anderen Einrichtung des Sonderschulwesens fortsetzen können“.<sup>1479</sup>

Es wurden in diesen Volksschulteilen Kinder vom dritten Lebensjahr bis zum Beginn der Schulpflicht aufgenommen, die im Vorschulalter *als intellektuell geschädigt* erkannt wurden bzw. bei denen die Hilfsschulfähigkeit durch sonderpädagogische Einflussnahme erwartet werden konnte. Noch *nicht hilfsschulfähige, intellektuell geschädigte* Kinder im frühen Schulalter wurden ebenfalls aufgenommen.<sup>1480</sup> Die Erziehungsarbeit orientierte sich zunächst an den *Normal-Erziehungsprogrammen* der Krippen und Kindergärten. Später wurden dann spezielle Förderpläne an unterschiedlichen Instituten ausgearbeitet wie das „*Anleitungsmaterial zur Früherziehung geschädigter Säuglinge und Kleinkinder*“ (1987). Das weitgehend flächendeckende Angebot von Sonderplätzen im Bereich der Vorschule wurde von 80 bis 90% der behinderten und von Behinderung bedrohten Kinder in Anspruch genommen.<sup>1481</sup>

Über die Aufnahme in Schulen entschied der Direktor nach Prüfung des Antrages. In Ausnahmefällen, die besonders begründet sein mussten, konnte ein schulpflichtiges Kind<sup>1482</sup>, das noch nicht so körperlich und geistig entwickelt war und aus diesem Grund nicht mit Erfolg am Unterricht teilnehmen konnte, vom Direktor um ein Jahr von der Aufnahme in die Schule zurückgestellt werden.<sup>1483</sup> Die Aufnahme in die Hilfsschule basierte auf den Gutachten eines Kinderneuropsychiaters, eines Psycho-

---

<sup>1477</sup> Vgl. KOCH 1999, S. 65f. u. vgl. SEIDENSTÜCKER 2001, S. 236.

<sup>1478</sup> Vgl. KOCH 1999, S. 68.

<sup>1479</sup> Fünfte Durchführungsbestimmung zum Gesetz über das einheitliche sozialistische Bildungssystem, 1984, § 4 in: MINISTERIUM FÜR GESUNDHEIT 1987, S. 87.

<sup>1480</sup> Vgl. MINISTERIUM FÜR GESUNDHEIT 1987, S. 88.

<sup>1481</sup> Vgl. KOCH 1999, S. 68.

<sup>1482</sup> In der Schulpflichtbestimmung wurde festgelegt, dass alle Kinder, die bis zum 31. Mai das 6. Lebensjahr vollendet hatten, schulpflichtig waren (vgl. DÖBERT 1995, S. 28).

<sup>1483</sup> Vgl. DÖBERT 1995, S. 28.

logen, des Klassenlehrers der Regelschule sowie den Ergebnissen einer einwöchigen, pädagogisch orientierten Untersuchung in der Hilfsschule. Dabei sollte der Lernzuwachs des Kindes anhand von speziell ausgearbeiteten Aufgaben aus verschiedensten Themengebieten beobachtet werden; zusätzlich fanden Gespräche mit den Eltern statt. Es wurde ein Gutachten geschrieben, das einen Entscheidungsvorschlag für die Aufnahmekommission der Hilfsschule enthielt. Der Kreisschulrat trug die Hauptverantwortung beim Aufnahmeverfahren.

Kinder mit einer Behinderung konnten, wie schon oben erwähnt, ab dem dritten Lebensjahr in eine Einrichtung des Sonderschulwesens aufgenommen werden, wobei es keine gesetzliche Pflicht gab. Die Voraussetzung war, dass die Schädigung bereits festgestellt wurde.<sup>1484</sup>

#### *FÖRDERUNG IM GESUNDHEITS- UND SOZIALWESEN DER DDR*

Für die so genannten „schulbildungsunfähigen“ Kinder und Jugendlichen standen 1989 in 402 Einrichtungen 15.059<sup>1485</sup> Plätze zur Verfügung, die dem Ministerium für Gesundheit unterstellt waren. Diese Einrichtungen waren für Kinder vom 3. bis 18. Lebensjahr.<sup>1486</sup>

#### *Die Förderung von schulbildungsunfähigen, förderungsfähigen Kindern und Jugendlichen*

Erst 1973 gab das Ministerium für Gesundheits- und Sozialwesen den „Entwurf eines Rahmenplanes zur Förderung schulisch nicht mehr bildbarer, aber noch förderungsfähiger hirngeschädigter Kinder und Jugendlicher in Einrichtungen des Gesundheits- und Sozialwesens“<sup>1487</sup> heraus, den so genannten Eßbachplan von Dr. Sigmar EßBACH. Er war im Rahmen eines Forschungsvorhabens auf der Grundlage von Untersuchungen entstanden, die von 1966 bis 1972 zum Teil von Studenten der Sektion Rehabilitationspädagogik und Kommunikationswissenschaften der Humboldt- Universität zu Berlin durchgeführt wurden, und wurde unter Auswertung von Bildungs- und Erziehungsplänen verschiedener Einrichtungen, z.B. dem Bildungs- und Erziehungsplan für den Kindergarten (1970), zusammengestellt. Die Mitarbeiter der Fördereinrichtungen sollten die Anwendbarkeit des Planes in der Förderpraxis erproben und bis 1974 ihre Anmerkungen, Ergänzungen und Überlegungen zurücksenden.<sup>1488</sup> 1977

---

<sup>1484</sup> Vgl. METZLER/WACHTEL/WACKER 1997, S. 35ff.

<sup>1485</sup> „Die konfessionellen Einrichtungen, in denen ca. 21% der genannten Plätze zur Verfügung standen, waren nicht dem Ministerium für Gesundheit unterstellt. Ein erheblicher Teil der Fördereinrichtungen für schwer Geschädigte wurde durch nichtstaatliche Träger, insbesondere von den Kirchen, unterhalten. In der DDR-Ära war es ein offenes Geheimnis, dass selbst hohe Politikkreise den „Beitrag der diakonischen Einrichtungen zur Betreuung Geschädigter dahingehend würdigten, daß eingestanden wurde, wenn man in der DDR die Kirchen dafür nicht gehabt hätte, man hätte Kirchen schaffen müssen [...]“ (PEHNKE 1996, S. 230). Anfang der 80er Jahre stellten die Diakonie und die Caritas rund 47% der insgesamt vorhandenen Plätze der Rehabilitation Schwerstmehrfachbehinderter (vgl. KOCH 1999, S. 78). Der fachliche Kontakt mit den westdeutschen diakonischen Einrichtungen hat dazu beigetragen, dass auch in psychiatrischen Einrichtungen der DDR oft auf heilpädagogischen Ansätzen aufgebaut wurde. Durch die Unterstützung der westlichen Kirchen im Rahmen von Sonderbauprogrammen hatten die kirchlichen Einrichtungen oft bessere Ausstattungen als die staatlichen Einrichtungen (vgl. PAPE 2000, S. 23f.).

<sup>1486</sup> Vgl. METZLER/WACHTEL/WACKER 1997, S. 44f.

<sup>1487</sup> Befindet sich in Besitz des Autors.

<sup>1488</sup> Vgl. EßBACH 1973, S. I.

ging die erste, vorerst unveröffentlichte Ausgabe an die Fördereinrichtungen.<sup>1489</sup> 1986 entstand das auf dem Eßbachplan aufbauende „Grundlagenmaterial zur Gestaltung der rehabilitativen Bildung und Erziehung in rehabilitationspädagogischen Fördereinrichtungen des Gesundheits- und Sozialwesens.“<sup>1490</sup>

Das Ziel war die optimale Integration des *förderungsfähigen* Menschen in die sozialistische Gesellschaft durch die Befähigung zur relativen Selbstständigkeit in der Umweltorientierung, der Selbstbedienung (Nahrung, Kleidung, Körperhygiene), der Gestaltung sozialer Beziehungen, in einem Arbeitsprozess und in sinnvoller Freizeitgestaltung. Das Wort „optimal“ bedeutete die Wechselbeziehung zwischen dem Geschädigten und dem Bürger. Der Geschädigte sollte so die Verhaltensnormen der sozialistischen Gesellschaft beherrschen und die Bürger sollten ihm helfen, wenn er Hilfe benötigte. Dieses Ziel wurde in den Förderungsdisziplinen mit Hilfe von Maximal- und Minimalzielstellungen realisiert.<sup>1491</sup>

#### *Förderungsunfähige, bildungsunfähige Kinder und Jugendliche*

Die Situation derer, die als Pflegefälle galten („nicht förderungsfähig“), unterschied sich teilweise von den Kindern und Jugendlichen, die als förderungsfähig eingestuft wurden. Diese Gruppe von Menschen fiel aus der Früherziehung heraus<sup>1492</sup>.

„Besonders für Schwerst- und Schwerstmehrfachbehinderte blieb oft [wenn sie nicht zu Hause wohnten, T.S.] keine andere Lösung als die Einweisung in eines der Kreispflegeheime, die als Auffangstätte für hilflose Personen oft eine sehr grobe Mischung von chronisch Kranken, alten Pflegebedürftigen, Körperbehinderten, Geistigbehinderten und psychisch Kranken unterschiedlichen Alters darstellten.“<sup>1493</sup>

Die Betreuung von Pflegefällen war weniger weit entwickelt und verlagerte sich oft in den privaten Bereich. Außerdem lebten viele geistig schwerstbehinderte Menschen in Dauerheimen<sup>1494</sup> und Psychiatrien, wo meist nur eine Minimalbetreuung stattfand. Das persönliche Engagement der Betreuer war für diese Personengruppe weit mehr ausschlaggebend als die staatlichen Bildungsrichtlinien. Es gab jedoch zahlreiche kirchliche Einrichtungen, die die Betreuung von Schwerstbehinderten übernahmen.<sup>1495</sup> Bis zum Ende der DDR wurde keine Förderpflicht für Menschen mit einer geistigen Behinderung eingeführt.<sup>1496</sup>

---

<sup>1489</sup> Vgl. EßBACH 1977, S. I.

<sup>1490</sup> Vgl. EßBACH 1986, S. 14.

<sup>1491</sup> Vgl. EßBACH 1973, S. 5ff.

<sup>1492</sup> Vgl. METZLER/WACHTEL/WACKER 1997, S. 35 u. S. 45 sowie vgl. KOCH 1999, S. 37.

<sup>1493</sup> PAPE 2000, S. 23.

<sup>1494</sup> Heime für schulbildungsunfähige, schwerstkörpergeschädigte Kinder und Jugendliche (Bedarf an intensiver Pflege); Wochen- und Dauerheime für schulbildungsunfähige, (rehabilitationspädagogische Maßnahmen erforderlich) und für förderungsfähige Kinder und Jugendliche; geschützte Wohnheime als Wohnstätten für geistige Behinderte und psychisch Kranke und „Feierabendheime“ (übliche Bezeichnung für Altenheim) sowie Pflegeheime gehörten zu den Einrichtungen des Gesundheitswesens (vgl. SEIDENSTÜCKER 2001, S. 235).

<sup>1495</sup> Vgl. BARSCH 23.09.2014.

<sup>1496</sup> Vgl. BRAUNE 2000, S. 19.



Eine Behinderung – besonders im Lernen und Verhalten – galt in der Ideologie der DDR also als sozial überwindbar, denn durch den Sieg der „sozialistischen Produktionsverhältnisse“ seien alle Menschen durch gleiche kulturelle und materielle Lebensbedingungen sozial gleichgestellt. Wurde eine abweichende „Form“ beobachtet, so waren ausschließlich der Einzelne und seine Familie dafür verantwortlich, da nach damaliger Überzeugung ein (junger) Mensch weitgehend durch die Verhältnisse geformt wurde.<sup>1497</sup> Diese Ideologie zeigt sich eindrucksvoll am Beispiel des 1950 gegründeten Ortes Eisenhüttenstadt, bei dessen Planung von vornherein eine Kirche und eine Hilfsschule fehlten. Es stellte sich aber bald heraus, dass es immer wieder Schüler mit Lernschwächen gab und die Ideologie nicht der realen gesellschaftlichen, ökonomischen und sozialen Lage entsprach (17. Juni 1953). In Eisenhüttenstadt baute man nachträglich noch eine Hilfsschule.<sup>1498</sup>

### **Zurück zu Georg BERG und seiner Familie**

Eingebettet in diesen ideologischen Hintergrund und auf das bereits erwähnte Anraten des Oberarztes versucht Herr BERG, Jan in der Folge optimale familiäre Rahmenbedingungen bieten zu können – Bedingungen, wie er sie bei seinem Vater und seiner Stiefmutter hatte. Dabei wird ihn höchstwahrscheinlich die Frage nach der Ursache seiner Entwicklungsverzögerung stark beschäftigen und die Frage nach möglichen Verbesserungen. Es wird bei Jan die Diagnose „Schwachsinn“ gestellt. Eine Diagnose und Form der Behinderung, welche in der DDR durch die Rahmenbedingungen als überwindbar gilt. Er selbst hat bei seinem Vater eine „sehr GUTE <<I: mhm>> entwicklung gehabt“<sup>1499</sup>, mit stabilen (familiären) Bedingungen (Vater Ingenieur und „Mutter“ Hausfrau und Pfundskerl). Er erlebt am eigenen Beispiel, dass gute Bedingungen eine gute Entwicklung fördern können und das Menschenbild der DDR scheinbar funktioniert. Er selbst hat Karriere in der DDR gemacht. Durch seine Arbeit ist er zu dem geworden, was er ist. Er schafft ebenso nach dem Vorbild des Vaters stabile familiäre Rahmenbedingungen. Als sich sein Sohn nicht so entwickelt, wie er sich entwickeln soll, können bei Herrn BERG Fragen aufgekommen sein, welche unter Umständen bis heute aktiv wirken: „Was mache ich falsch? Woran liegt es?“<sup>1500</sup> Jan kann mit vier Jahren laufen, nimmt am Volksbildungsbereich „Kindergarten“ teil und bekommt hier Sprachförderung. Wäre er als „schulbildungsunfähig“ eingestuft worden, hätte es zu seiner Zeit weniger gezielte Förderung gegeben.

IP: „ICH habe mich darum BEMÜHT alle möglichkeiten in der DDR, die es GAB zur entwicklung eines geistig behinderten kindes zu nutzen. das ähh warn mehrere professoren, die sich damit beschäftigt haben [...] lief das hier ganz klar ab. und wunderbar. ich habe mich darum BEMÜHT alle die möglichkeiten zu nutzen. DAS HABE ICH DANN GEMACHT. joah, das war meine aufgabe. ähh, die verbindung herzustellen.“<sup>1501</sup>

---

<sup>1497</sup> Vgl. KOCH 1999, S. 46 u. S. 150.

<sup>1498</sup> Vgl. ebd., S. 46.

<sup>1499</sup> Vgl. Kap. 4.2.2.3.

<sup>1500</sup> Vgl. hier Kap. 4.2.2.4. Erzählungen um die Geburt in China.

<sup>1501</sup> Interview Georg BERG, Zeile 108-116.

Es ist möglich, dass Herr BERG und seine Frau beim Thema Behinderung von einer tiefgreifenden Verunsicherung geprägt sind, da sie keine Vorbilder, verfügbare Handlungsmuster und Entscheidungshilfen zur Verfügung haben.<sup>1502</sup> Mit seiner Betonung durch die Wiederholung „*ICH habe mich darum BEMÜHT alle Möglichkeiten zu nutzen*“ wird dies untermauert und es kann angenommen werden, dass die Angst dahintersteht, einen Fehler zu machen. Herr BERG sieht Jans Entwicklung anhand eines Soll-Planes. Er hat Schwierigkeiten, Jans Individualität für die Entwicklung zu nutzen. Vor dem Hintergrund, dass er im Interview die Bedürfnisse und Wünsche seiner Frau nicht präsentiert, könnte angenommen werden, dass er sie kaum wahrgenommen hat. Er ist so damit beschäftigt, „Fehler zu vermeiden“, dass ihm andere Perspektiven verwehrt bleiben. Er sucht nach „dem Besten“ für seinen Sohn und seine Familie und versucht, seine eigenen, subjektiv empfundenen Defizite im Leben zu korrigieren und Positives beizubehalten. Es scheint so, als ob Herr BERG „in sich feststeckt“. Es zeigen sich Parallelen zu ich-syntonen Verhaltensweisen. Hartmut RADEBOLD (2008) ordnet diese Verhaltensweisen in seinen Ausführungen zu „Entwicklungsaufgaben (nach ERIKSON 1950 „*Childhood and Society*“) und traumatischen zeitgeschichtlichen Erfahrungen“<sup>1503</sup> der Aufgabe „Leistungen gegen Minderwertigkeitsgefühle“ zu. Er schreibt:

„Zu den bekannten ich-syntonen Verhaltensweisen so Betroffener zählen insbesondere funktionieren, planen, organisieren und sich absichern. Parentifizierung<sup>1504</sup> und familiäre Delegation verlangten unbewusst lebenslange Leistungen. Eingelöst und durch die (Rest-)Familie anerkannt brachten diese Leistungen zunächst und über lange Zeit Selbst-Wertbestätigung.“<sup>1505</sup>

Zudem merkt er an, dass viele Betroffene beruflich sehr erfolgreich waren/sind. Zum Ende der Berufstätigkeit können sie sich in ihrer Identität bedroht fühlen, können Leere empfinden und sich ohne Aufgabe fühlen.<sup>1506</sup> Als mögliche Funktion dieser Verhaltensweisen nennt er die eines „Harnischs“:

„Er umschloss, schützte von außen und half, wenig aus sich herauszulassen – bestimmt engt er auf Dauer zunehmend ein.“<sup>1507</sup>

Seine Position als Direktor ermöglicht ihm womöglich, Türen zur Forschung und zum neusten wissenschaftlichen Stand zu öffnen sowie positive Gutachten zu erlangen, um das Beste für seinen Sohn zu erreichen. Es stellt für ihn zudem eine Möglichkeit dar, auf seine Fragen bzgl. des Sohnes Antworten zu bekommen und aktiv zu sein in einer Situation der Machtlosigkeit. Herr BERG will sich bemächtigen. Er hört sich viele Meinungen und Angebote an; seine Frau und er erlangen Gestaltungsraum und

---

<sup>1502</sup> Angelika ENGELBERT (2002) schreibt generell zur Situation der Familie von „Machbarvorstellungen“. Aufgrund der fortschreitenden medizinischen, psychologischen aber auch pädagogischen Entwicklung gilt bezüglich der Behinderung vieles als machbar bzw. als vermeidbar – dies verschärft sich durch die heutigen Erziehungsleitbilder in der Behindertenhilfe von „Leistungsfähigkeit“ bzw. „Selbstständigkeit“ noch (vgl. ENGELBERT 2002, S. 39. Zudem schreibt sie: Die Situation der Eltern „[...] ist durch eine tiefgreifende Verunsicherung geprägt, da es keine Vorbilder, fraglos verfügbaren Handlungsmuster und Entscheidungshilfen gibt.“(ebd.)

<sup>1503</sup> Hartmut RADEBOLD 2008 betrachtet hier „Kriegskindheiten“.

<sup>1504</sup> Vgl. hierzu auch Kap. 4.2.2.2.

<sup>1505</sup> RADEBOLD 2008a, S. 51.

<sup>1506</sup> Vgl. ebd.

<sup>1507</sup> Ebd.

können ihre Grenzen erweitern. Seine Frau nimmt die vereinbarten Termine wahr. Sie finden einen Kinderarzt in Leipzig, welcher aus der Tschechoslowakei kommt – für sie ein Stück Heimat. Vielleicht werden ihr so ein wenig die Schwierigkeiten genommen, die ein fremdes Land stellt. Herr BERG kann viel einfacher seine Netzwerke nutzen. Es ist ihm wichtig, zu betonen, dass er aus beruflichen Gründen die vielen Termine nicht wahrnehmen kann.<sup>1508</sup> Er ist der Versorger und fühlt sich auf diesem Gebiet zu Hause. Auf ihr Pädagogik- und Germanistikstudium kann jedoch Frau BERG in der Betreuung von Jan zurückgreifen. Es ist eine Polarisierung der Aufgaben. Er präsentiert die Familie nach außen, bahnt Kontakte an, schützt und versorgt die Familie. Seine Frau kümmert sich direkt um den Sohn und den Haushalt.<sup>1509</sup> Später im Interview fragt er selbstkritisch:

„meine frau hat eben ähh ihren beruf aufgegeben. wegen äh, dem behinderten sohn und äh hat eben sich praktisch nur um ihn gekümmert, deswegen ist sie die hauptperson bei der erziehung unseres sohnes gewesen. und ich hatte en verantwortlichen BERUF, ähh und konnte mich da weniger um ihn so kümmern und das ist vielleicht ein gewisser nachteil gewesen. <<leiser, bedächtiger> aber na gut, das vielleicht zum vorspann.“<sup>1510</sup>

Das Ziel in dieser Zeit ist, dass Jan auf eine Schule gehen kann – als „schulbildungsfähig“ eingestuft wird. 1964 kommt Jan in die Hilfsschule. Neben ihren Anlaufstellen in Leipzig fahren sie weiter an die Dresdner Uniklinik. Sie gehen mehrere Wege und haben so unter Umständen Wahlfreiheit.

Ein Jahr nach Jans Schulbeginn organisiert Herr BERG über seine Kontakte eine Assistenzstelle für seine Frau an der Leipziger Universität als Germanistin. Er sagt:

IP: „[...] ich dann gesagt hab, meine frau muss nach NEUN jahrn wenigstens wieder en bisschen arbeiten gehen können.“<sup>1511 1512</sup>

Rückblick: Das oberste Ziel der DDR war es, jeden in Arbeit zu bringen<sup>1513</sup> – dem gegenüber stehen hohe persönliche Erwartungen und der Zeitaufwand für die Betreuung und Förderung, um die besten Bedingungen bieten zu können. Höchstwahrscheinlich argumentierten sie zuvor mit der Aussage des Oberarztes, dass ihr Sohn viel Zeit und Förderung brauche. Herrn BERGS Position kann ihm zu Hilfe gekommen sein, namhafte Professoren ins Boot zu holen. Auch sein Cousin, der 1967 in der Leitung der Behindertenhilfe der Inneren Mission arbeitet, kann für die Familie eine wichtige Ressource gewesen sein, ist er doch u.a. dafür zuständig, Güter aus der BRD zu beschaffen und gegebenenfalls Informationen zu erlangen. Somit kann Familie BERG sowohl die beruflichen Netzwerke und Position nutzen als auch auf familiärer Ebene auf Unterstützung setzen und Netzwerke aufbauen.

Als Jan etwa 10 Jahre alt ist, „verschwindet“ er regelmäßig nach der Schule und fährt selbstständig mit der Straßenbahn.

---

<sup>1508</sup> Vgl. hierzu die Ausführung von Andreas FRÖHLICH 2007 in Kap. 1.1.2.

<sup>1509</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen in Kap. 4.1.2.1 zur bürgerlichen Familie.

<sup>1510</sup> Interview Georg BERG, Zeile 27-33.

<sup>1511</sup> Interview Georg BERG, Zeile 174-175.

<sup>1512</sup> Anmerkung: Herr BERG spricht über seine Frau, aber nicht von ihren Wünschen und Bedürfnissen.

<sup>1513</sup> Vgl. Exkurs Menschenbild und die Behindertenhilfe in der DDR und vgl. u.a. HELFFERICH/KLINDWORTH/KRUSE 2005, S. 69ff.

IP: „[...] der is dann mit der straßenbahn gefahrn. durch ganz Leip z i g, immer war DER IRGENDWO! so und es blieb gar nich aus, die kollegin von meiner frau, die ham dann immer jeguckt. is er in der straßenbahn, wo fährt der hin? SO und es kam dazu, dass wir dann die polizei och einschalten mussten. <<l: mhm>> weil wir nich wussten, er is verschwunden. so und äh meine frau is dann meisten immer gefahrn, um ihn zurück zu holen. da hieß es dann also - der is an der endstation - sachten die kolleginnen hier. <<aufgelöst> "ja da is er dort, wir ham ihn in der straßenbahn gesehen!> wenn du jetzt noch schnell dahin fährst, da erwischst du noch!" und so weiter.“<sup>1514</sup>

Die Vereinbarkeit der Betreuung von Jan nach der Schule und die Berufstätigkeit seiner Frau stellt für die Familie eine hohe Herausforderung dar. Es kommt die Angst hinzu, dass Jan wieder lange verschwindet, sie die Polizei rufen müssen und Argwohn bei Beamten hervorrufen und sie als Eltern im schlechten Licht stehen. Er sagt weiter

IP: „[...] das lief alles. aber dann kamen dinge! da rief uns dann die polizei an, ähh in am Hauptbahnhof am Haupteingang am geländer steht ihr kleener. <<lauter> "könn sie nich endlich mal offpassen! ham sie kein geschick ihr kind zu erziehen?"> <<l: mhm>>solche dinge kamen dann.“<sup>1515</sup>

Von offizieller Stelle werden sie verantwortlich für das Verhalten von Jan gemacht. Er sagt weiter:

IP: „[...] ich muss ganz ehrlich sagen, da war ich so sauer und meistens ist dann meine frau gefahrn, weil ich hundemüde war und musste wieder am nächsten tag/ am nächsten tag musst ich irgendwo in de ddr oder sonstwas. und das war belastend für unsere familie, weil SIE sich um diese dinge den HOLN oder sonstwas, nä und dann das abbürsten der POLIZEI. das war also so ähh unangenehm und negativ für mich/ meine frau. denn sie hat sich wirklich die größte mühe gegeben. die hat wie gesagt neun jahre lang unten auf dem erdboden mit ihm rumjetanzt. wenn wir nach dresden sind hat der doktor <<leise, grübelnd> is egal, wees nich!> der hat immer gesagt: "sehn se wir ham fortschritte, wir ham fortschritte!"“<sup>1516</sup>

Diese Stelle im Interview mit Herrn BERG ist in ungewohnter Weise emotional gefärbt. Seine Angst vor dem negativen Kontakt mit der Polizei als Staatsorgan mit zugleich vermutbaren Gefühlen des Versagens als Familienoberhaupt und Vater lassen sich erspüren – die persönliche Angegriffenheit färbt sich bis heute durch. Herr BERG will für Jan eine „gute Entwicklung“ und Jan macht es seinen Eltern nicht immer leicht. Zudem ist eine Parallele erkennbar zu den Aussagen Herrn BERGS aus seiner Kindheit, wo er sein Verhältnis zu seiner Mutter ansatzweise beschreibt.<sup>1517</sup> Es kommt womöglich zu einer Identifikation: Herr BERG sieht sich in der Rolle seines eigenen Vaters; seine Frau hat nun die Rolle seiner (Stief-)Mutter inne und Jan repräsentiert Herrn BERG selbst. Es sind sich wiederholende, dramatische Momente. Herr BERG erwähnt die Bemühungen seiner Frau, beschützt sie, hält zu ihr und grübelt. Er findet sich nun selbst in der Rolle eines Vaters und seine Frau in der einer Mutter wieder. Trotz großer Bemühungen scheinen sie zu versagen. Vielleicht reflektiert er innerlich, vielleicht auch nur für einen kurzen Moment, wie es damals seiner Mutter mit ihren Kindern und deren

---

<sup>1514</sup> Interview Georg BERG, Zeile 180-189.

<sup>1515</sup> Interview Georg BERG, Zeile 189-193.

<sup>1516</sup> Interview Georg BERG, Zeile 193-202.

<sup>1517</sup> Vgl. hierzu Kap. 4.2.2.2.

Lausbubengeschichten gegangen sein mag – um sich im selben Moment selbst die Bestätigung zu geben, nachweislich das Beste gegeben zu haben („Fortschritte“). Dieses zu Boden reißen und Wiederaufbauen steht thematisch untrennbar zusammen.<sup>1518</sup> Auch von seinen Eltern erhalten sie Ermutigung.

IP: „ihre schwiegertochter ging ihr über alles. bedingt natürlich auch, is doch klar, dass sie sich so um den Jan, um unsern sohn bemüht hat nich, das hängt ja unmittelbar damit zusamm. die oma hat das alles anerkannt und gesehn wie meine frau sich um den sohn kümmert. <<sehr leise> ja ja?“<sup>1519</sup>

Das Verhalten wird als Spiegelbild für ihr Erziehungsvermögen gesehen. Herr BERG konzentriert sich auf die bestätigenden Momente, um den Schwierigkeiten das Gewicht zu nehmen.<sup>1520</sup>

Ihre Stelle im Institut für Germanistik übt Frau BERG nur für kurze Zeit aus, da sie „[...] mit dem sohn da ähh ständig unterwegs war.“<sup>1521</sup> Sie bleibt wieder zu Hause und engagiert sich in der Hilfsschule.

IP: „[...] die hauptarbeit lach ähh bei meiner frau, das muss ich also ganz ehrlich sagen und das ist vielleicht das problem. wenn ein behindertes kind da ist und alles nur auf äh den schultern der frau liegt ist das ziemlich schwierig.“<sup>1522</sup>

Obleich Jan tagsüber betreut ist, entscheidet sich – laut Herrn BERG – Frau BERG für ein Dasein als Mutter/Hausfrau und konzentriert sich auf Jans Betreuung und Förderung. Zur damaligen Zeit arbeiten einige Mütter mit in den Einrichtungen, die ihre Kinder besuchen.<sup>1523</sup> Großeltern, welche in unmittelbarer Nähe wohnen, gibt es für Familie BERG nicht. Ein Umzug nach Dresden würde für Herrn BERG den Verlust der Arbeitsstelle bedeuten und das Familienkonstrukt zusammenbrechen lassen. Diese Stelle ist die Absicherung der Familie sowohl finanziell als auch im Ansehen – ein Spannungsfeld zwischen Loyalität zum Staat und den Bedürfnissen der Familie.

Seine Frau ist Vorsitzende im Elternaktiv (Elternvertretung der Schulklasse) und hilft in der Einrichtung des Sohnes ehrenamtlich mit. Neben seiner Direktorenstelle übernimmt Herr BERG die Position des Vorsitzenden des Elternbeirates an der Hilfsschule – eine Managementposition. Damit nehmen beide die von jeder erwachsenen Person in der DDR erwartete Aufgabe wahr, sich am gesellschaftlichen Leben zu beteiligen. Betriebe und Nachbarschaften hatten stets ein Auge darauf.<sup>1524</sup> Diese Aufgaben stehen im unmittelbaren Zusammenhang mit einer möglichst guten Entwicklung ihres Sohnes. Herr BERG sagt:

---

<sup>1518</sup> Vgl. auch Kap. 4.2.1.2.

<sup>1519</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1268-1272.

<sup>1520</sup> Vgl. Exkurs Menschenbild und die Behindertenhilfe in der DDR und die Ausführungen zu ich-syntonen Verhaltensweisen (siehe oben).

<sup>1521</sup> Interview Georg BERG, Zeile 149.

<sup>1522</sup> Interview Georg BERG, Zeile 102-104.

<sup>1523</sup> Vgl. MAULHARD 2009, S. 70.

<sup>1524</sup> Vgl. SCHMIDT 23.05.2015.

IP: „[...] mit einer leiterin war ich dann gut befreundet und <<freudig> ich hab den arbeit besorcht.> nā? so wie das is. weil ich ja da die möglichkeiten hatte.“<sup>1525</sup>

Herr BERG kann seine Position im Elternbeirat mit seiner Direktorenstelle verbinden. Er hat Netzwerke wie seine Eltern.<sup>1526</sup> Er wird wahrgenommen, kann beeinflussen und ist „begehrte“. Seine Frau übernimmt, wie in der Familie, die direkten Aufgaben bezüglich Jan und unterstützt Förderangebote in der Schule. So können sie die Bedingungen für Jan positiv beeinflussen. Vielleicht soll ihr Engagement auch das Bild einer systemkonformen und erziehungsfähigen Familie vermitteln – vor allem vor dem Hintergrund von Jans Verschwinden.

Einen Rückzugspunkt bildet in dieser Zeit der Schrebergarten. Die Familie schafft sich hier ein Idyll. Sie können an den Wochenenden die Natur genießen. Seine Frau kümmert sich vor allem um die Ästhetik, kauft Blumen und gestaltet. Herr BERG kümmert sich ums Handwerkliche. Sie fahren regelmäßig nach Dresden zu seinen Eltern, traditionell auf den Striezelmarkt und zu den Schwiegereltern in die Tschechoslowakei. Wegen seines Rheumas fährt er öfters zur Kur.

Zum Ende der Hilfsschulzeit muss Jan in eine Werkklasse. Hier soll nochmals überprüft werden, ob er einen geschützten Arbeitsplatz in einem Betrieb aufnehmen kann. Die Familie hat erreicht, dass Jan eine „normale Entwicklung“ nimmt und im „normalen“ Arbeitsleben integriert wird. Er bekommt eine Stelle in einem VEB Lebensmittelbetrieb. Er kann somit die Berufstradition seines Vaters und Großvaters nicht fortsetzen. Herr BERG evaluiert, Jan

IP: „[...] hatte dort eigentlich ganz gute bedingungen. natürlich und das muss ich immer wieder sagen, zu ddr-zeiten war alles primitiver, aber herzlicher.“<sup>1527</sup>

Nach der Arbeit geht Jan zu den Freizeitangeboten der „Rehastelle“ in Leipzig. Hier besucht er eine Werkgruppe und geht in den Rechen- und Lesezirkel. *„dort ham die alles möglich gemacht. war wunderschön, war wunderbar, gabs gar nüscht!“*<sup>1528</sup> Kurze Zeit darauf stirbt Herrn BERGS Vater in Dresden. Seine Stiefmutter besuchen sie weiter regelmäßig.

1979, nach 18 Jahren, endet seine Anstellung als Produktionsdirektor im Großkraftwerk. Er sagt:

IP: „[...] ich hab dann meinen direktorposten weg genommt und bin in die wissenschaft gegangen. also, wissenschaft/ in die forschung. ja, so in die forschung gegangen. da war das bei mir etwas günstiger. so und da hab ich mich dann auch mehr mit den ganzen problemen, die äh KINDER mit oder junge menschen mit geistiger behinderung haben, ähh beschäftigt.“<sup>1529</sup>

Mit der Formulierung *„ich hab dann meinen direktorposten weg genommt“* deutet er an, dass es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit eher um eine fremdbestimmte Versetzung handelt als um die eigene

---

<sup>1525</sup> Interview Georg BERG, Zeile 156-158.

<sup>1526</sup> Vgl. Kap. 4.2.2.4.

<sup>1527</sup> Interview Georg BERG, Zeile 128-130.

<sup>1528</sup> Interview Georg BERG, Zeile 217-218.

<sup>1529</sup> Interview Georg BERG, Zeile 242-246.

Suche nach einer anderen Stelle. Dafür spricht neben seiner Präsentation, dass in dieser Zeit die Wirtschaft in der DDR verlangsamt und erste Anzeichen der bevorstehenden Wirtschaftskrise Anfang der 1980er Jahre wahrzunehmen sind.

In der Zeit seiner Entlassung als Direktor kommt es zu einer Umstrukturierung der Kombinate und Betriebe. Die Braunkohle erlebt eine Renaissance (erhöhte Verrechnungspreise für Erdöl), was zu einer drastischen Kurskorrektur in der Energiewirtschaft mit immer neuen Zielvorgaben führte. Es wird 1975 eine Zentralstelle für Rationelle Energieanwendung und eine AG Rationelle Energieanwendung beim Ministerrat eingerichtet. Die Industrie sollte ab 1978 den Energieverbrauch vermindern. Die Ziele wurden jedoch in der Folge wegen fehlender Investitionen und der Unfähigkeit des strukturellen Wandels in der DDR-Wirtschaft nicht erreicht.<sup>1530</sup> Direktoren mussten sich bei Nicht-Einhalten der Planziele bei der Parteileitung rechtfertigen. Politische Systemkritik war unerwünscht. Als sicher kann gelten, dass das MfS bei dieser Entlassung mitentschieden hat, die Entscheidung politisch geprägt war.<sup>1531</sup> Klaus SCHROEDER (2009) schreibt: Über

„[...] die Rolle und Bedeutung des MfS in den Betrieben gibt es bisher keine verallgemeinerten Aussagen. Als sicher darf gelten, daß keine wichtige Personalentscheidung im Leitungsbereich ohne das Votum des MfS, das in nahezu jedem Betrieb Mitarbeiter oder Zuarbeiter des Referates ‚Sozialistische Volkswirtschaft‘ platziert hatte, getroffen wurde. Umgekehrt arbeiteten Betriebsleitungen, Betriebsparteiorganisationen und Betriebsgewerkschaftsleitungen bei Ermittlungen des MfS mit diesem eng zusammen.“<sup>1532</sup>

Die Entlassung als Direktor präsentiert er nicht als Niederlage, sondern als besseren Weg – mehr Zeit für Jan. Er bleibt auf einer beschreibenden und pragmatischen Ebene, wird nicht emotional und kritisiert nicht. Er erhält sich so in einer Zeit der Machtlosigkeit das Gefühl des „Gestalters“ und stellt sich als aktiv Handelnder dar in einem System, das zentral gesteuert ist – er präsentiert es zumindest heute als Gewinn für sich und die Familie. Damit schützt er die DDR-Politik. Es ist keine Enttäuschung spürbar, was auch damit zusammen hängen kann, dass er möglicherweise eine Entschleunigung erlebt und nicht mehr in einem Wirtschaftszweig arbeitet, der immer schlechter werdende Bedingungen unter erhöhten Anforderung bietet und so vielleicht auch den Unmut auf seine Person als Direktor nach sich zieht. Zwar ist der Verlust des Direktorpostens auch mit einem Verlust von Einfluss verbunden, doch empfindet Georg BERG es scheinbar nicht als Abstieg und hat eventuell mehr Zeit für Jan. Er ist jetzt für neue Verfahren für die Wartung von Fernleitungen zuständig und betreut Studenten im Praktikum und bei Abschlussarbeiten.

1985 wird seine (Stief-)Mutter in Dresden krank und liegt im Sterben. Sein Cousin bietet an, dass sie in einem Diakonissenkrankenhaus einen Platz bekommen kann und so eine gute Versorgung gewähr-

---

<sup>1530</sup> Vgl. ESCHENHAGEN/JUDT 2008, S. 243, S. 251 u. S. 269 sowie vgl. MATTHES 2000, S. 53.

<sup>1531</sup> Vgl. SCHROEDER 2009, S. 518f. Auch Betriebsleiter, und damit auch Direktoren, standen unter einer Kontrolle. Stichwort: Ministerium für Staatssicherheit (MfS) (siehe zum MfS in Kap. 4.1.2.3 u. vgl. SCHROEDER 2009, S. 518).

<sup>1532</sup> SCHROEDER 2009, S. 518.

leistet wäre. Hier zeigt sich, dass der Kontakt zu seinem Cousin besteht (wenn auch lose), sie voneinander wissen und sich Unterstützung anbieten. Zu dieser Zeit sind die Krankenhäuser technisch und pharmazeutisch mangelhaft ausgestattet.<sup>1533</sup> Er sagt:

IP: „[...] die ärzte sachten och: "wissen se was se sich aufbürden? wenn sie ihre mutter jetz mit nach leipzig nehm." ich sache: "wissen se, das is egal!" nä ich möchte nich das sie äh so und sie hat och zu uns gesacht: "wisst ihr was ihr euch aufbürdet?" <<liebevoll, immer leiser> aber es hat gar nicht lange gedauert. vier wochen hat se dann noch gelebt und dann is se ruhig eingeschlafen. ja, ja schon.> ich hatte hier ne gute/ besser gesagt meine frau ene gute ärztin, die sich um sie gekümmert hat. hat ihr och zum schluss, obwohl das in der ddr ein bisschen schwieriger/ morphiumtabletten versorgt. alles gegen abrechnung und so.“<sup>1534</sup>

Sie entscheiden sich, seine Stiefmutter zu sich nach Leipzig zu holen – sie handeln nach dem Subsidiaritätsprinzip<sup>1535</sup>. Hier zeigt sich nochmals die Bedeutung seiner Stiefmutter für ihn und seine Familie. Er wird in der Stimme leiser, Traurigkeit ist spürbar. Er spricht heute noch liebevoll von ihr. Es werden der Zusammenhalt und die Begleitung bis zum Tod deutlich. Im Nebensatz deutet er die Schwierigkeit an, Schmerzmedikamente (Morphium) zu besorgen, die er selbst bezahlt. Hier kann er wieder die Netzwerke der Familie nutzen, um zu helfen. Sie bestatten sie in Dresden im Grab seines Vaters und Onkels. Sie fahren von nun an regelmäßig nach Dresden in die Wohnung der Eltern. Er sagt:

IP: „SCHADE, aber da musst ich dann raus. ich hätte die wohnung unten gern behalten. zwee jahre ham wir die noch behalten. als meine mutter dann starb und <<unverständliches genuschel>> ham wir zwei jahre lang die wohnung noch gehalten. aber dann mussten wir raus. [...] naja und dann kam se aber und sachten: "wir rekonstruieren dieses haus und sie müssen ausziehen." <<traurig, trotzig, leise> nöja so bitte schön!“<sup>1536</sup>

Es ist die Wohnung seiner Kindheit und Jugend beim Vater, ein Ort voller Erinnerungen, die er versucht festzuhalten. Das Loslassen fällt ihm schwer. Er verliert seinen Bezugspunkt in Dresden.

1989, vor dem Fall der Mauer, bekommt er Invalidenrente. Da ist Georg BERG 60 Jahre alt. Die Gründe liegen im Dunkeln. Denkbar sind die Rheumaerkrankung und eine Operation am Herzen. Der Renteneintritt, so lässt sich vermuten, findet relativ kurzfristig statt, denn

IP: „HAB ABER noch en studenten jehabt und äh dessen diplomarbeit hat ich ähh ihm da gegeben und die musst ich dann noch mit/ ähh musst ich noch mit zur verteidigung, das war neunzich! also neunzich hab ich dann offjehört. NEE aber ich hab, das war immer ganz gut, ähh ik hab diese arbeit/ ik hab jesacht: "die schließ ich ab, was wil soll komm/ soll komm was will." nä un da ham wir teilweise bei mir im garten draußen jearbeitet. sind die kollegen ebent rausjekomm und wat nich alles. um das alles abzuwickeln und das hab ich ordnungsgemäß ab ähh geschlossen. wir ham en haufen jeld dafür jekrischt

---

<sup>1533</sup> Vgl. DER BUNDESBEAUFTRAGTE FÜR DIE UNTERLAGEN DES STAATSSICHERHEITSDIENSTES DER EHEMALIGEN DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK 26.09.2014.

<sup>1534</sup> Interview Georg BERG, Zeile 972-981.

<sup>1535</sup> Vgl. Kap. 1.4.2.

<sup>1536</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1000-1015.



und das war schon ganz in ordnung. nöja und da hab ich/ dann hab ich jesacht:  
"TSCHÜSS, ich bin invalidenrentner!" <<lacht gehässig>><sup>1537</sup>

Er präsentiert sich in diesem Ausschnitt als jemand, welcher seinen Verpflichtungen nachkommt, seine ihm gestellten Aufgaben (welche ihm von Bedeutung sind) erfüllt und sich nicht einfach aus der Affäre zieht – das spricht dafür, dass der Berufsausstieg nicht von langer Hand geplant war. Zudem zeigt er seine Nahbarkeit; sie treffen sich in seinem Schrebergarten. Es deutet sich an, dass er froh war, in Rente zu gehen "TSCHÜSS, ich bin invalidenrentner! <<lacht gehässig>>" hinter diesem Ausdruck könnten Probleme bei der Arbeit stehen, Dinge, die er als „sinnlos“ ansieht. Eine Lustlosigkeit deutet sich an.

Jan wird nach der Wende 1989/90 durch Stellenabbau in seinem Betrieb arbeitslos und verliert seinen geschützten Arbeitsplatz und die wohlbekannten Versorgungsstrukturen. Mit Unterstützung der befreundeten Leiterin der Reha-Stelle und auf Antrag beim Arbeitsamt bekommt Jan eine Stelle im Aufnahmebereich eines Vorläufers einer Werkstatt für Behinderte Menschen (WfbM). Diese ehemalige Leiterin der Reha-Stelle bekommt hier ebenfalls eine Leitungsposition. Jan erhält in der Folge einen festen Arbeitsplatz. Er ist finanziell gut abgesichert. Durch seine Tätigkeit als Mitarbeiter in einem Betrieb der DDR bekommt er eine Invalidenrente. Herr BERG wird Vorsitzender des Elternbeirates und geht in der Folge in den Vorstand eines weiteren Elternvereines, welcher vor allem in der Freizeitgestaltung seinen Schwerpunkt sieht. Durch diese Position kommt er an die neuesten Informationen heran und kann sich auf kurzem Wege austauschen.

IP: „[...] UND NATÜRLICH auch die probleme mitgekriegt, die diese werkstätten haben. rein von der finanziellen seite, nich? und diese auseinandersetzung mit den, naja, also det is also en schlimmes zeusch. da muss ich ganz ehrlich sagen, da war es eben zu ddr-zeiten EINFACHER. ja, aber immer wieder der UNTERSCHIED, der unterschied liegt darin, dass zu ddr-zeiten das alles primitiver war. beispielsweise wo sie praktisch ihre freizeit gehabt ham, ja dat war eben alles sehr EINFACH. hier is es alles neubauten und da is alles jetzt, nä? <<l: mhm>> so, das is also diese seite. die zweite seite, ist jetzt, dass er dann nach der wende wo früher eben diese reha war, die is ja och offgelöst wurden.“<sup>1538</sup>

Er erlebt, dass Freizeitangebote aus finanziellen Gründen beendet werden und merkt dies kritisch an. Auch in der Nachwendezeit baut er sich ein breites Netz von Kontakten, dieses Mal in der Behindertenhilfe, auf. Neben seinen Aufgaben im Elternbeirat geht er regelmäßig zu Veranstaltungen bei einem weiteren Träger der Behindertenhilfe. Er sagt, er sei

IP: „[...] nicht mitglied, aber hörer. ich werde eingeladen von beiden vereinen, immer und gehe dort mit den/ das ist also auch die aufgabe des mannes. <<l: mhm>> ganz eindeutig hier bei uns. nä? um zu wissen, was gibt es neues und der gleichen.“<sup>1539</sup>

---

<sup>1537</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1824-1834.

<sup>1538</sup> Interview Georg BERG, Zeile 252-262.

<sup>1539</sup> Interview Georg BERG, Zeile 403-405.

Er ermöglicht Jan und Familie BERG Gestaltungsfreiheit und Zugang zu neuesten Entwicklungen und Angeboten – er passt sich wieder den Bedingungen an.<sup>1540</sup> Herr BERG sucht für Jan Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung, welche in Verbindung stehen mit dem Erlernen und dem Erhalt von lebenspraktischen Fähigkeiten, wie Lesen, Schreiben oder auch Arbeiten mit Holz. Er nutzt die Gehstrukturen der Behindertenhilfe. Jan kann mehrere Tage allein in der Wohnung in Leipzig bleiben, wenn seine Eltern z.B. im Schrebergarten sind. Er fährt selbstständig mit öffentlichen Verkehrsmitteln, geht mit seinen Eltern in die Oper und ins Theater (Abo) und besucht Galerien. Er führt also weiter, was seine Eltern ihm vorleben. Gleichzeitig ist es ein Ausgleich für Herrn BERG neben dem Schrebergarten und dem Seniorensport. Herr BERG hat für sich „als Mann“ seine Aufgabe/Tätigkeit in der Familie gefunden, um Jan eine „gute Entwicklung“ zu ermöglichen und sich selbst von dem Zweifel zu befreien, als Vater nicht genug da gewesen zu sein.<sup>1541</sup>

Als Rentner beschäftigt er sich intensiver mit seiner Vergangenheit. 1994 fliegt er nach China:

IP: „[...] ich war dann mit meinem sohn nochmal in china. wollte ihm ähh seine geburtsstadt zeigen un wo er im kranken/ und überall. sind mir durch china jezochen.“<sup>1542</sup>

Zudem deutet er an, dass er sich mit seiner Kindheit beschäftigt. So fährt er u.a. nach Dresden ins Archiv und sucht den Zeitungsausschnitt von 1936, wo er zusammen mit seinem Bruder als Kind Werbung für eine Weihnachtsausstellung machte. Er findet diesen Ausschnitt auch nach langer Suche nicht. Zudem besucht ihn seine Mutter in Leipzig. Sie lebt inzwischen wieder in Deutschland. Auf die Frage, ob seine Mutter ihn unterstützt habe, als Jan klein war, sagt Herr BERG:

IP: „ja, meine mutter die kennt das gar nich! die/ die war einmal dann hier bei uns. nich? da hat se meine frau kennenjerlert <<klimpern>> oder zweimal war sie hier bei uns. hat meine fra kennenjerlert u n d äh unsern sohn dann. nich, hat se kennen gelernt, damit se das mal irgendwie sieht <<leiser> und aber sonst, nee. ich konnte ja och keene so große verbindung haben. nachem westen, das war ja damals so. da ich auslandkarder war musste man immer so ein bisschen. das war so ein bisschen dramatisch und auf der andern seite, naja gut. aber pff, joah, sie hat da drüben jelebt da. aber wees nich irgendwie/ warum se zurück gekomm/ ach so JA jetzt weiß ich, warum sie nich zurück/ warum sie zurück gekomm sin. die ham die klimatischen bedingungen nich vertragen.“<sup>1543</sup>

Er bleibt hier auf einer argumentativen Ebene. Es ist eine traurige Distanz spürbar – kaum ein Satz wird beendet; kaum ein Gefühl ausgesprochen. Es zeigt sich aber, dass der Kontakt zu seiner Mutter nie in Gänze abgebrochen ist. Es kann durchaus die Hypothese aufgestellt werden, dass der erschwerte Kontakt zu seiner Mutter ins nichtsozialistische Ausland ein Schutz vor der Konfrontation und der Auseinandersetzung mit der Thematik gebildet haben könnte. Auch ist anzunehmen, dass Herr BERG sich wohl gewünscht hätte, seine Mutter wäre dagewesen – zumindest emotional – und hätte ihm Bestätigung gezollt. Um aber mit diesem Bruch zurechtzukommen, kann es einfacher sein,

---

<sup>1540</sup> Vgl. u.a. Kap. 4.2.2.4 u. vgl. Kap. 4.2.2.5.

<sup>1541</sup> Vgl. u.a. Kap. 4.2.2.4.

<sup>1542</sup> Interview Georg BERG, Zeile 930-932.

<sup>1543</sup> Interview Georg BERG, Zeile 916-927.

Emotionen zu unterdrücken. Zudem könnte es möglich sein, dass Herr BERG rückblickend auch seine eigene Begrenzung als Vater sieht, da er wie seine Mutter gerne reist und Neues wagt.<sup>1544</sup> In dieser Zeit intensiviert sich der Kontakt zu seinem Bruder, welcher noch immer in Argentinien lebt. Sie besuchen sich und Herr BERG lernt seine inzwischen erwachsene Nichte kennen. Diese ist, wie ihr Vater, in der Tourismusbranche beschäftigt. Herrn Bergs Bruder besucht ihn, wenn er beruflich zur Touristikmesse in Deutschland (nach der Wende) ist „[...] *der hat sich da oh, joah anständige existenz geschaffen*“<sup>1545</sup>, wie er sagt. Es kann damit angenommen werden, dass das Schaffen einer Existenz in der Familie wichtig ist. So haben viele Familienmitglieder seiner Generation eine einflussreiche Leitungsposition inne.

2004 wird eine Zweiraumwohnung in ihrem Aufgang frei. Nach Herrn BERG war es eine

IP: „[...] ganz klare entwicklung. es ging die frage - was wird mit Jan? ja? das ham wir uns überlegt, so und da ham wir jesacht, naja, er is eigentlich/ hat sich so entwickelt, dass ähh für ihn betreutes einzelWOHNEN in frage käm. denn ob er sich in der gemeinschaft, er is nämlich ein einzelgänger, bisschen. und ob er sich dann in der gemeinschaft SO zu-rechtfindet das is ne große frage. [...] die leute zogen hier unten aus, die starben und da ham wir jesacht: "mensch, das is doch nicht schlecht, <<l: mhm>> wenn wir hier unten die wohnung nehm. nä? da ham wer uns auch noch gesacht, wenn wir hier unten die wohnung ham und wir könn wirklich mal nich mehr die treppen hoch. na Jan, der kann dann hoch ziehen und wir bleiben hier unten“<sup>1546</sup>

Sie nutzen diese sich ergebende Möglichkeit, mieten sie für Jan an und renovieren sie – mit der Idee des Ambulant betreuten Wohnens (AbW), aber auch für sich selbst, wenn sie körperlich schwächer werden. Herr BERG plant für Jan, scheint ihn aber nicht direkt nach seinen Wünschen zu fragen. Annehmbar ist jedoch, dass Jan BERG durchaus für sich entscheiden könnte. Es wird ihm auch zugetraut, über einen längeren Zeitraum allein in der Wohnung zu bleiben und Stücke in der Oper zu verstehen. Es scheint so, als ob er für ihn eine lebenslange Verantwortung empfindet. Hier scheint es Parallelen zu seinem Vater und seiner Studienwahl zu geben.<sup>1547</sup> Er sagt weiter:

IP: „[...] die wohnung ham wer eingerichtet mit dem ZIEL betreutes einzelwohnen. OB das funktioniert is ne andere frache, das wissen wir nich. <<l: mhm>> aber wir ham wenigstens die voraussetzungen geschaffen.“<sup>1548</sup>

Sie wollen auch in Zukunft in räumlicher Nähe zu Jan wohnen und solange wie möglich begleiten. Gleichzeitig schaffen sie die Möglichkeit eines Übergangs in eine außerfamiliäre Betreuung (AbW); die eigene Wohnung ist eine rechtliche Voraussetzung dafür.<sup>1549</sup> Sie gestalten ihre Vorstellungen mit

---

<sup>1544</sup> Vgl. auch Kap. 4.2.2.3 u. vgl. Kap. 4.2.2.4 (Berggaststätte im erst annektierten Riesengebirge (Sudentenland) oder Auswanderung nach Argentinien, Leitung eines Altenheimes).

<sup>1545</sup> Interview Georg BERG, Zeile 877.

<sup>1546</sup> Interview Georg BERG, Zeile 2159-2174.

<sup>1547</sup> Vgl. Kap. 4.2.2.4.

<sup>1548</sup> Interview Georg BERG, Zeile 331-334.

<sup>1549</sup> Die LANDESARBEITSGEMEINSCHAFT SOZIALPLANUNG (2012) für Sachsen schreibt in ihren Ausführungen nach § 53 SGBXII: „Wichtigstes Merkmal des abW für erwachsene Menschen mit Behinderungen ist das Wohnen im eigenen bzw. selbst angemieteten Wohnraum“ LANDESARBEITSGEMEINSCHAFT SOZIALPLANUNG 2012, S. 6).

den gegebenen (Rechts-)Normen. Durch seine Rente kann Jan die Miete selbst tragen und ist somit neben dem finanziellen auch im Bereich des Wohnens abgesichert. Einen gesetzlichen Betreuer hat Jan nicht. Er hat

IP: „[...] bis jetzt noch keine betreuungsvereinbarung. also die rechtliche betreuung gemacht. <<I: mhm mh>> äh, hier den juristischen teil da, das ham wir noch nich gemacht. weil er ohne weiteres unterschreiben kann. <<I: mhm>> nä? und was sollen da andere immer dazwischen funken, wenn da irgendwie sowat is.“<sup>1550</sup>

Herr BERG schafft sich Handlungsspielräume und Schutz von außen und sichert sich seine Position als sorgender Vater. In dieser Zeit zieht er sich gesundheitsbedingt aus dem Vorstand des Freizeitvereines zurück, bleibt aber im Elternbeirat der WfbM. In dieser Zeit schaffen Herr BERG und seine Frau Bedingungen für ihren Sohn zur selbstständigen Lebensführung.

### ***Zwischenfazit: Berufs- und Familienleben***

Nach seiner Reisezeit ist dieser Lebensabschnitt geprägt vom Sesshaft-Werden der Familie sowie dem Kampf um Jans Schuldbildungs- und Förderfähigkeit. Herr BERG bleibt mit seiner Frau in ihrer ersten gemeinsamen Wohnung, nachdem sie berufsbedingt nach Leipzig gezogen sind. Seine Herkunftsfamilie ist Vorbild für seine Familiengestaltung. Die Stelle als Direktor ist sein beruflicher Höhepunkt. Er sichert die Familie finanziell über die gesamte Zeit ab, schafft Freiräume, etabliert die Familie in der neuen Elite der DDR und schützt sie vor einem negativen Ruf. Es ist eine Zeit und ein System, in dem es von Vorteil ist, die richtigen Personen zu kennen, um Hilfe zu bekommen, welche an Gegenleistung gebunden ist. Seine Position macht ihn begehrt, um an Mangelwaren zu kommen. Ein Verlust seiner Stelle hätte das Konstrukt der Familie gefährdet und damit die Förderung und den Netzwerkaufbau für Jan. Im Verlauf seiner Tätigkeit muss Herr BERG mit vielen Veränderungen, Problemen und Herausforderungen fertig werden. Er muss Lösungen finden, manchmal unkonventionelle. Dabei geht er ergebnisoffen vor, passt sich an, erkundet, plant, sichert sich ab und ist Hörer von Möglichkeiten. Durch seine Erfahrungen hat er entsprechendes Verhalten gelernt, um seine Position nicht zu verlieren, sich in neue Aufgaben einzuarbeiten und fachliches Wissen zu erlangen. Dabei zieht er seine Aufgaben bis zum Ende durch. Er sucht sich Gestaltungsmöglichkeiten und muss das Gefühl haben, aktiv wirken zu können, auch in Momenten der Machtlosigkeit und in einem zentral gesteuerten System. Dieses Muster der Anpassung behält er auch im Privaten, bei der Suche nach Angeboten für seinen Sohn, über Gesellschaftssysteme hinweg bei. Dahinter steht die Angst vor Fehlentscheidungen, welche ihn „in sich feststecken“ lässt. Er kann so die Bedürfnisse z.B. seiner Frau nicht wahrnehmen, aber auch nicht die Individualität seines Sohnes. Dabei versucht er die Entwicklung Jans anhand eines Sollplanes zu sehen und eigene subjektiv empfundene Defizite in seinem Lebenslauf zu

---

<sup>1550</sup> Interview Georg BERG, Zeile 395-399.

korrigieren und an positiv Erlebtem festzuhalten. Jan bekommt einen geschützten Arbeitsplatz in einem VEB-Betrieb. Er kann die Berufstradition als Ingenieur (Vater und Großvater) nicht fortsetzen.

Nach der politischen Wende baut sich Herr BERG ein Netz mit alten, vertrauten und neuen Akteuren auf und Jan geht in eine WfbM. Herr BERG ist engagiert im Elternbeirat der WfbM und im Vorstand eines Vereines zur Freizeitgestaltung. Zudem gehen er und seine Frau auf Veranstaltungen der Behindertenhilfe. Über die Zeit verändern sich die Fragestellungen: Zuerst steht die Frage: „Warum entwickelt sich Jan nicht, wie er sollte, und was können wir tun?“ Dann steht die Frage der Schulbildungsfähigkeit und Fördermöglichkeiten im Raum. Im Erwachsenenalter geht es darum, Jan BERG abzusichern für die Zukunft und ihm die besten Rahmenbedingungen zu schaffen. Herr BERG scheint sich dabei als verantwortlicher Akteur für alle zu sehen, handelt nach seinem Muster für seine gesamte Familie. Herr BERG, aber auch seine Frau, haben einen Zukunftsplan, nutzen dabei sich ergebende Möglichkeiten zur Gestaltung ihrer Vorstellungen und korrigieren und erweitern diesen Plan ständig – er ist flexibel. Er plant für seinen Sohn kontrolliert (z.B. eigene Wohnung, ausreichender Rente, sichere Arbeit) voraus. Es kommt zu einer Konzentration von Aufgaben (er gibt eine Vorstandsaufgabe ab). Für ihren Sohn mieten er und seine Frau die Nachbarwohnung an – mit der Idee des Ambulant betreuten Wohnens.

Vorbild und Orientierung für seine Familienstruktur und Aufgabenteilung findet er bei seinem Vater und seiner (Stief-) Mutter. Familie BERG entspricht der bürgerlichen Familienstruktur – unüblich in einer Zeit, in der Mann und Frau voll erwerbsfähig sind. Bei der Erziehung und Förderung ihres Sohnes kann Frau BERG dabei auf ihre Erfahrungen als studierte Pädagogin zurückgreifen. Herr und Frau BERG versuchen, ihre vorhandenen Ressourcen zu nutzen. Jeder hat seine klaren Aufgaben und sie sind so ein effektives Team. Herr BERG (und damit die Familie) präsentiert sich äußerlich (teilweise auch innerlich) konform und versucht persönliche Vorstellungen umzusetzen – die Familie ist ein Schutz- und Sicherheitsraum. Seine leibliche Mutter bleibt dabei außen vor; bedingt zum einen durch die Trennung aufgrund zweier politischer Systeme und zum anderen durch die Loyalität zum Vater (mit Stiefmutter). Nach dem Fall der Mauer entsteht ein kurzer Kontakt. Er kann sie bis zu ihrem Tod bis heute nicht in sein Leben integrieren. Es intensiviert sich aber der Kontakt zu seinem Bruder. In diese Zeit fallen die Suche nach einem Zeitungsartikel aus der Kindheit und ein Flug nach China mit seinem Sohn. Er setzt sich mit seiner Vergangenheit auseinander.

Er und seine Frau nehmen aktiv am Leben teil und sind kulturinteressiert. Seit Jahren bildet ihr Schrebergarten einen Ruhepol. Eine aktive Freizeitgestaltung mit dem Hintergrund einer Weiterentwicklung ist für Herrn BERG und seine Frau wichtig – ebenso wie für seinen Sohn Jan. Schöne Erinnerungen und Orte aus seiner Vergangenheit geben Herrn BERG Kraft und Motivation.

#### 4.2.2.6 Georg BERG heute

2009 stirbt sein jüngerer Bruder in Argentinien im Alter von 79 Jahren und sein Cousin (welcher Theologie studiert hat) mit 81 Jahren. Ebenso stirbt sein Cousin in Berlin (welcher bei der Bahn war); die Frau des Cousins zieht zu ihren Kindern. In dieser Zeit beginnt die umfassende Renovierung der Wohnung. Er zieht mit seiner Frau vom zweiten Obergeschoss ins Erdgeschoß. Er sagt:

IP: „[...] naja gut und nu ähh und dann wurde och die wohnung und da ham wer jesacht: "naja, ziehen wer runter." nä? <<l: mhm>> denn drei trebben is doch schon dann, wenn man so irgendwann geht man mal off die neunzisch zu. <<lacht energisch auf>> NA JUT, das war eigentlich s o der gedanke.“<sup>1551</sup>

In dieser Zeit machen sie sich Gedanken über ihre nachlassende körperliche Leistungsfähigkeit, aber auch über die eigene Endlichkeit aufgrund des Alters, ohne ihr Umfeld verlassen zu müssen. Die Aktivitäten fallen in die Zeit der familiären Todesfälle und können so im Zusammenhang gesehen werden. In dieser Zeit wird seine Frau schwer krank.

IP: „[...] ich hatte also die befürchtung, dass sie [Frau BERG, T.S.] mir stirbt. <<l: mhm>> und da wurde das plötzlich ganz dringend. nä? für mich und deswegen muss ich mich jetzt. bisher ham wer immer gesagt: <<pfffff>><<ganz leise>> das is. naja, also, aber jetzt wirts dringend und ich muss.“<sup>1552</sup>

Sie werden unvermittelt mit der eigenen Endlichkeit konfrontiert. Das Leben „funktioniert“ nicht mehr. Das ist eine Situation der Machtlosigkeit und des Kontrollverlustes. Seine Frau, und damit er, sind auf die „Kunst“ der Ärzte und des Schicksals angewiesen. Er hat Angst, dass Frau BERG an derselben Krankheit (Krebs) wie seine (Stief-)Mutter erkrankt ist. Sprachlich bleibt er auf einer deskriptiven Ebene. Er wirkt unpersönlich. Es werden keine Gefühle transportiert, er wird jedoch leise. Dass diese Krankheit sie aus den Leben reißt, verdeutlicht auch folgende Aussage:

IP: „als meiner frau so mies ging und ich dachte ähh, sie sacht: "off wiedersehn! da fiel mir ein, dass sie also vieles nich vorbereitet habe. <<leise> neja und da, das muss ich jetzt machen. ja? wir ham alles vor uns her jeschoben, uns passiert doch nüscht! es passiert doch nüscht! na, das/ das testament ham wer. das is in ordnung. och, für unsern sohn ham wer das sogenannte behindertentestament jemacht, nich? das is klar. jetzt muss ich mich wieder alleine kümmern, meine frau kann gar nicht mehr.“<sup>1553</sup>

Obwohl Herr BERG sich auf diesen Moment vorbereitet hat, empfindet er sich als unvorbereitet. Es stellen sich in dieser Situation Fragen, welche er nicht bedacht und/oder vor sich hergeschoben hat. Für ihren Sohn hatten sie schon einige Vorbereitungen getroffen (Behindertentestament, finanzielle Absicherung, erste Möglichkeiten zur Betreuung und das Anmieten der Wohnung). Er baut auf das geschaffene Fundament, orientiert sich neu und setzt das Vorbereitete passend ein. Zudem zeigt sich, dass Herr BERG eine Teampartnerin verliert und er nun allein die Entscheidungsverantwortung

---

<sup>1551</sup> Interview Georg BERG, Zeile 2204-2208.

<sup>1552</sup> Interview Georg BERG, Zeile 446-449.

<sup>1553</sup> Interview Georg BERG, Zeile 2208-2214.

zu tragen scheint.<sup>1554</sup> Bereits gelöste Aufgaben lässt er hinter sich. In dieser Zeit entdecken sie eine Sache, welche er für sich selbst noch nicht bedacht hat.

IP: „[...] patienten/ patientenverfügungen, den käse da, dat dies müssn wir noch machen. also das muss ich jetz machen. denn ich habs festgestellt beim bekannten, als die frau starb und es erste was die fracht: "ham sie/ ham sie ein patientenverfügung?" und dann könnt er ja sachen: "ja." sonst hätten die mit der sonstwas jemacht. nä? und deswegen musst ich jetz ran.> ich hab alles da, ich hab die ganzen unterlagen besorcht und so weiter. <<sehr leise> bis (ana...?)> wenns ernst wird, dann is das ja wohl so. aber nu muss/ nu MUSS, es is soweit!“<sup>1555</sup>

Deutlich wird, dass er Probleme durch Aktivität löst, seine Suchbewegungen intensivieren sich. Probleme sieht er als Aufgaben, für die es eine Lösung gibt. Gleichzeitig schwächt er schwierige Probleme ab („den käse da“).<sup>1556</sup> Dabei greift er auf Erfahrungen seines nahen Umfeldes zurück.

IP: „[...] die nächste frage ist, wer übernimmt dann seine/ sein betreutes einzelwohnen?“<sup>1557</sup> bzw. er sagt [...] das sind jetzt also meine aufgaben, um in der nächsten zeit zu klären, was ist. weil meine frau schwer krank war. und unter umständen/“<sup>1558</sup>

Jan soll „[...] rechtzeitig schon seine partner kennenlernen“<sup>1559</sup> Gleiches gilt für den Bereich der gesetzlichen Betreuung und die Frage, welcher Betreuungsverein<sup>1560</sup> diese Aufgabe auf einer partnerschaftlichen Ebene übernimmt. An den letzten Interviewausschnitten zeigt sich, dass Herr BERG seine Probleme analysiert und gliedert, z.B. „Was ist zu tun, wenn wir nicht mehr können?“ Die Lösung lautet: Patientenverfügung, Behindertentestamt. So werden für Herrn BERG die Aufgaben handhabbarer, bearbeitbarer und überschaubarer – dies gibt Sicherheit. Er bleibt hier auf dem „neuesten Stand“. Durch seine aufgebauten Netzwerke kennt er aktuelle Urteile vom Bundesgerichtshof, z.B. zur Rente, und untersucht deren Bedeutung für sich. Es wird deutlich, dass er ein aktiver Gestalter ist, der seine Grenzen erweitert und Ängsten (u.a. der Endlichkeit) mit Aktivität begegnet. Er geht pragmatisch vor, setzt Prioritäten und ist lösungsorientiert. Dies kann durchaus als Ressource gesehen werden, Chancen zu nutzen und nicht den Lebensmut zu verlieren. Eine Kehrseite der Medaille der hohen Aktivität kann unter Umständen sein, dass sie verhindert, sich mit dem eigenen Gefühlsleben auseinanderzusetzen, und er eine (ständige) Last mit sich herumtragen wird. Er übernimmt dabei Verantwortung.

Seiner Frau geht es wieder besser.

IP: „<<sehr leise> ich hoffe, dass es besser wird wieder! joah, nun war se zweemaal im kranken h a u s, aber glücklicherweise is es ebent keen krebs gewesen. ham se operiert und stück darm raus jeschnitten. alles so ein scheiß da irgendwie.“<sup>1561</sup>

<sup>1554</sup> Vgl. hier das präsentieren sich als Teampayer „beim Rauswerfen der Brandbombe“ in Kap. 4.2.2.3 und das Ausüben des Teamsports Klettern.

<sup>1555</sup> Interview Georg BERG, Zeile 2214-2223.

<sup>1556</sup> Vgl. auch Kap. 4.2.2.4 u. vgl. Kap. 4.2.2.5.

<sup>1557</sup> Interview Georg BERG, Zeile 415-416.

<sup>1558</sup> Interview Georg BERG, Zeile 444-445.

<sup>1559</sup> Interview Georg BERG, Zeile 413-414.

<sup>1560</sup> Vgl. Interview Georg BERG, Zeile 401.

<sup>1561</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1898-1901.

Sie können ihren Schrebergarten in dieser Zeit nicht mehr allein bewirtschaften. Hier erhält Herr BERG Unterstützung von der Familie seiner Frau aus Tschechien (früheren Tschechoslowakei). Dass sein Sohn weitgehend selbstständig ist, ist für ihn eine Entlastung. Jan BERG ist neben seiner Frau aus der Familie der Einzige, der noch in unmittelbarer Nähe lebt.

Er hat vorbereitet, dass sein Sohn seine eigenen Wege gehen kann und traut es ihm zu. Er hat aber ebenso Angst, dass er seiner persönlichen Funktion des Beschützers nicht mehr nachkommen kann. Gute, partnerschaftliche Begleiter für seinen Sohn sind ihm sehr wichtig – Menschen, die seine Rolle übernehmen können. Es ist auch eine Zeit, in der er sich aus Ämtern zurückzieht und keine neuen Aufgaben übernehmen will. Am Schluss des Interviews sagt er auf meine Frage bei welchen Angeboten er mitmachen würde:

IP: „das hat ich ja bisher. das mach ich nich mehr. bedingt dadurch, dass ich jetzt zweeundachtzig bin und so. ich war ja immer, ich war IMMER da! ja? und jetzt, ich bin och nich offm posten. <<l: mhm>> wie gesacht drei beipässe und muss jetzt wieder ins krankenhaus. wahrscheinlich nochmal! ich hab herzhrythmusstörungen. also da ähh/ ich hab jetzt kein bedürfnis mehr irgendwie was zu machen.“<sup>1562</sup>

Hier deutet er an, dass es ihm körperlich nicht immer gut geht und weitere Krankenhausaufenthalte nötig sind. Eine Situation, welche ihn mit der Endlichkeit konfrontiert und ihn begrenzt. Er hat keine Macht mehr über die natürlichen Vorgänge des Lebens. Er ist kein Macher mehr.

Ein Thema, das ihn aktuell beschäftigt, sieht er noch bezüglich des Verhaltens bei seinem Sohn:

IP: „jetzt meine aufgabe im prinzip nur darin besteht, na ihn <<freudig>so weit wie möglich> anständig zu erziehen noch weiter. ja, was heißt zu erziehen? ihn von verhaltensweisen abzuhalten, die mir/ oder, die uns nicht passen. <<lacht laut auf>> is vielleicht och nich richtig gesacht, aber das problem is ja er fährt nach wie vor gerne mit der straßenbahn. nun hat er den schwerbehindertenausweis mit b und g. na der kutscht durch die ganze welt. jetzt kam er mal abends erst nach hause, um zwei. ich sache: "wo warst denn du?!" -<<genervt>"in Berlin."> <<ganz einfühlsam> ich sage: na wat denn?> <<aufjohlend> joah!> (sacht er) und ich sage: "biste ausgestiegn, biste offen Alex, oder was?" "NEIN, ich bin am bahnhof geblieben und dann wieder zurück gefahrn.“<sup>1563</sup>

Georg BERG sieht sein Leben in Aufgaben. Er möchte, dass sein Sohn sein Verhalten aufgibt, was ihm als Vater in seiner Kindheit den Vorwurf gebracht hat, dass der Sohn nicht richtig erzogen sei. Möglicherweise ist dieses Zitat aber auch ein weiteres Indiz für die Angst Herrn BERGS, seinem Sohn nicht genug Sicherheit bieten zu können. Zudem lautet Herrn BERGS Credo: „Die Familie rückt und hält bis zuletzt zusammen“. So hat er sich auch um seine (Stief-)Mutter bis zu ihrem Tod gekümmert und sie nach Leipzig geholt.

Als Gegenpol zu dessen unangenehmen Aufgaben, den Ängsten und der eigenen Endlichkeit steht bis heute noch seine Freizeitgestaltung (auch mit seinen Sohn) entgegen, über welche er im Interview

---

<sup>1562</sup> Interview Georg BERG, Zeile 1932-1941.

<sup>1563</sup> Interview Georg BERG, Zeile 378-388.



ausführlich spricht. Hier sind die Sorgen weit weg. Er hat die Fähigkeit, im Hier leben zu können – eine Fähigkeit, welche in seinem Leben eine „Überlebensstrategie“ darstellt. Herr BERG versucht, die Balance wieder herzustellen. Herr BERG ist nicht lebensmüde, fühlt sich dynamisch und gestaltet seinen letzten Lebensabschnitt vital – entsprechend dem heute in den Medien präsentierten „jungen Alten“.<sup>1564</sup> Er versucht Möglichkeiten zu finden, damit sein Körper funktioniert. Er schließt das Interview mit dem Satz ab:

IP: „ich globe immer noch NICH das ich so alt bin. wissen se, das is eigentlich das große problem. <<lachte energisch laut>>“<sup>1565</sup>

#### 4.2.3 FALLZUSAMMENFASSUNG

Georg BERG wird 1929 in einer erzgebirgischen Kleinstadt geboren. Georg BERGS Vater stammt aus einer Arbeiterfamilie und ist junger, studierter Ingenieur. Georgs Vater schafft es durch Bildung, seine Grenzen zu erweitern und sozial aufzusteigen. Seine Mutter ist Hausfrau. Zwei Jahre später kommt sein jüngerer Bruder zur Welt. Kurz darauf lassen sich die Eltern scheiden. Die Scheidung der Eltern wird ihn in seinem Leben nicht mehr loslassen. Bis heute stellt sich für ihn die Frage der Mitschuld an der Trennung der Eltern. Hinterfragen will er sein Konstrukt nicht. Es könnte zusammenbrechen und sein jetziges, schützendes Bild auf seine Eltern in Frage stellen. Sein Vater geht nach Dresden und arbeitet als Ingenieur in einem Bauunternehmen. Seine Mutter zieht mit den Kindern in die Nähe einer Tante nach Freiberg und in Georgs Grundschulzeit nach Dresden. Es ist eine familiär instabile Zeit, welche von häufigen Wohnort- und Milieuwechsel sowie von Geldknappheit geprägt ist. Sie haben eine Außenseiterposition. Seine Mutter hat neue Partner. Er und sein Bruder besuchen ihren Vater, sodass ein Beziehungserhalt möglich ist. Er erlebt meist einen abwesenden Vater. Herr BERG und sein Bruder sind viel allein unterwegs (Lausbubengeschichten). Georg bekommt Verantwortung (Parentifizierung) übertragen für seinen Bruder; die beiden bilden eine feste Verbindung. Georg ist ein stückweit „Herr im Haus“. Beide Elternteile heiraten wieder, was zu Loyalitäts- und Rollenkonflikten geführt haben kann. Er muss sich immer wieder auf neue Situationen einlassen und anpassen – eine unstetige Zeit. Das Streben nach der jeweiligen herrschenden Normalität und nach Annahme zieht sich durch Georg BERGS weiteres Leben. Wichtig ist dabei zu betonen, dass er Verletzungen anderer und Fehler vermeiden möchte.<sup>1566</sup>

Als er 10 Jahre alt ist, zieht er zu seinem Vater und dessen zweiter Frau; sein Bruder bleibt bei seiner Mutter. Der Umzug zu seinem Vater geht mit einer Machtlosigkeit einher. Es ist ein Erlebnis, welches die Beziehung zu seiner Mutter auf eine innerliche und äußerliche Distanz bringt. Er kann bis heute seine leibliche Mutter innerlich wie sprachlich nicht in sein Leben integrieren. Sein vorher weitgehend abwesender Vater wird jetzt sein Vorbild und Orientierungspunkt. Der Makel eines Scheidungs-

---

<sup>1564</sup> Vgl. HEYBERGER/DRIESENER/BURTSCHER 2015, S. 20.

<sup>1565</sup> Interview Georg BERG, Zeile 2223-2224.

<sup>1566</sup> Vgl. hierzu Kap. 4.2.2.3; vgl. Kap. 4.2.2.4 u. vgl. Kap. 4.2.2.5.

kindes verblasst in dieser Zeit. Georg BERG und seinen „Eltern“ (Vater und Stiefmutter) geht es materiell gut. Sie gehören der bürgerlichen Schicht in Dresden an. Er kann an Kultur und Kunst teilhaben. Er lebt jetzt in einer stabilen „richtigen“ Familie (Mutter und Vater). Seine Stiefmutter wird zu seiner Mutter. Sie übernimmt die Aufgabe der Geborgenheit und des Verstehens. Sein Vater ist für die Versorgung, den Schutz und die Außenrepräsentation der Familie verantwortlich. Beides ist in seinen Augen die Basis für stabile Rahmenbedingungen für eine „sehr gute Entwicklung“ – er ist der „Prinz“. Einen Schatten wirft die Trennung von seinem Bruder auf sein Leben. Er fühlt sich verlassen – als Einzelkind. Er erlebt, dass es nicht das Ideale gibt. Er geht in die Hitlerjugend und erlebt Gleichberechtigung. Er strebt eine Marinelaufbahn an. Das Soldatenspiel nimmt ebenso in seiner Freizeit einen großen Raum ein – es geht um Mut, Heldentum, Dazugehören und Wissen. In dieser Zeit erlebt er den Tod hautnah (Volkssturm, Angriff auf Dresden). Auch sein Leben ist gefährdet. Er erlebt wiederum Machtlosigkeit und macht Erlebnisse, von denen er heute nur eine Heldengeschichte und das Ergebnis (viele Tote) beschreiben kann. Die Bilder kann er eher einordnen und meidet sie. Georgs Traum von einer Marinelaufbahn löst sich mit Ende des Krieges auf. Sein Vater gerät für einige Zeit in sowjetische Gefangenschaft. Georg BERG erlebt wieder eine Abwesenheit des Vaters – diesmal mitten in der schwierigen Zeit nach Kriegsende. Der Vater verliert seine berufliche Position nicht – aufgrund von Anpassung und Konformität (zumindest äußerlich).

In der Nachkriegszeit zieht es ihn zu Frauen, aber auch zu Kunst, Kultur und Sport. Er genießt das Leben und strebt eine „normale“ Jugend an, als Ausgleich und Flucht nach vorn, weg vom Erlebten. Ihm fällt es schwer, Interesse für sein Studium aufzubringen. Sein Vater gibt ihm die Richtung vor – er tritt beruflich in seine Fußstapfen. Mit seinen ersten Anstellungen findet Georg BERG Interesse daran, Probleme zu lösen, erhält Anerkennung und Bestätigung. Damit kann sein Kindheits- und Jugendtraum – die Welt sehen – etwas erfüllt werden. Er ist lange ungebunden, nimmt Stellen an, die ihn ansprechen und herausfordernd sind, kann experimentieren und sich mit jedem internen Stellenwechsel hocharbeiten. Er ist ein Kosmopolit, interessiert sich für andere Kulturen, Literatur und Musik und erweitert seine Grenzen. Im Rahmen seiner ersten 2-jährigen Auslandsreise lernt er seine zukünftige Frau, eine Tschechin, in einen Buchclub kennen. Bei der Wahl seiner Frau orientiert er sich an seiner Stiefmutter. Ungeplant kommt ihr Sohn Jan auf der Dienstreise in China auf die Welt. Zurück in der DDR merken sie, hier vor allem seine Stiefmutter, dass etwas mit Jan nicht stimmt. Hier tritt die Herkunftsfamilie erneut als wichtige Ressource und Unterstützung in Erscheinung. Sie organisieren Kontakte, schaffen Freiräume und Entlastung. Sein Sohn kommt zu einem renommierten Professor und Kinderarzt mit nationalsozialistischer Vergangenheit in der DDR. Er prognostiziert keine hoffnungsvolle Entwicklung. In einem jungen Oberarzt finden sie Unterstützung; er fordert allen Einsatz von ihnen. Sie werden ihn über Jahre aufsuchen, er baut sie auf und sie erhalten Bestätigung für ihr Tun. Georg BERG beendet seine Tätigkeit in der Exportabteilung nach einer Sowjetunionsreise und bekommt eine Stelle in der neugegründeten Abteilung für Großkraftwerke. Ein Spannungsfeld

zwischen seinen Bedürfnissen und den gestellten Anforderungen im Beruf entsteht. Kurze Zeit später wird er Direktor der Produktionsabteilung eines Kraftwerkes in der Region Leipzig. Er steigt vom jungen Ingenieur innerhalb von nicht einmal zehn Jahren bis zum Direktor auf. Hier ist seine Anpassungsfähigkeit eine wichtige Ressource. Er wird sesshaft mit der Familie.

Seine Stelle als Direktor ist sein beruflicher Höhepunkt – es ist ein beruflicher Aufstieg gegenüber seinem Vater. Sein Wissen kann er erweitern und er entwickelt sich zu einem gefragten Fachmann im Energiesektor in einer Zeit, in der viele Fachleute das Land verlassen. Er bewegt sich in der neuen Elite der DDR, gehört zum Reisekader, ist privilegiert. Er erlebt das System als unterstützend, kümmernd, bestätigend und fördernd. Er hat den Mut, neue Aufgaben anzunehmen und weitet seine Grenzen aus – er empfiehlt sich nach oben, nutzt sich ergebende neue Möglichkeiten und nimmt die Herausforderungen an. Er erfährt, dass sich Kritik (wenn auch konstruktiv) für die eigene Entwicklung nachteilig auswirken kann. Hier ist es von Bedeutung, die Außenpräsentation zu kontrollieren. Die angebotenen Stellen erfordern Pioniergeist und offenes Interesse. Seine Position verschafft ihm Kontakte, die hilfreich für die Familie sind. Er kann als „Gegenleistung“ ebenfalls seine Beziehung spielen lassen. Im Verlauf seiner Tätigkeit muss er vielen Veränderungen, Problemen und Herausforderungen entgegentreten. Er muss Lösungen finden, wenn auch unkonventionelle. Durch seinen Beruf sind Kontakte zu Bruder und Mutter nach Argentinien, ins nicht-sozialistische Ausland, schwer möglich. Sie gefährden seine gesellschaftliche Position. Schwächen im System sieht er im falschen Handeln von Personen. Herr BERG ist äußerlich wie auch innerlich loyal zum System – er sieht es als „menschlich“. Demgegenüber empfindet er das heutige System (Bundesrepublik) als materialistisch.<sup>1567</sup> Mit seiner Leitungsposition ist er in der Familie nicht allein; viele Familienmitglieder seiner Generation haben eine einflussreiche Leitungsposition inne. Nach seiner Entlassung als Direktor und dem späteren Renteneintritt sucht er sich neue Aufgaben und beschäftigt sich intensiv mit Möglichkeiten für seinen Sohn.

Für seine eigene kleine Familie orientiert er sich an der Familienstruktur und Aufgabenteilung seiner Eltern (Vater und Stiefmutter), also an der Familienstruktur, die er als Kind und Jugendlicher als besonders förderlich und „richtig“ erlebt hat, und versucht, seine eigenen, subjektiv empfundenen Defizite im Leben zu korrigieren. Er will sich und seine Familie absichern und Fehler vermeiden. Herr BERG steckt dabei „in sich fest“. So kann er kaum die Bedürfnisse von seiner Frau und seinem Sohn wahrnehmen. Es wird deutlich, dass Herr BERG nicht bloß politisch systemkonform ist, sondern auch Freiräume für die Familie schafft. So kann seine Frau entgegen des damals „Normalen“ zu Hause bleiben und sich um Jan kümmern. Ein Spannungsfeld zwischen Loyalität zum Staat und den Bedürfnissen der Familie entsteht. Frau BERG kann hier auf ihre Erfahrungen als studierte Pädagogin zurückgreifen.

---

<sup>1567</sup> Ruth Hoffmann schreibt in der Fallgeschichte „Anna“ über die Perspektive von Annas Vaters bezüglich des DDR-Gesellschaftssystem: „So etwas hätte es in der DDR nicht gegeben. Aber im Westen drehe sich ja ohnehin alles nur ums Geld. ‚Das Menschliche zählt nicht‘“ (HOFFMANN 2013, S.259).

Herr und Frau BERG versuchen Ressourcen zu nutzen. Jeder hat seine klaren Aufgaben, sie beraten und bestätigen sich gegenseitig – sie sind ein Team. In Zeiten mit Unterstützungsbedarf halten sie als Familie, aber auch mit ihren Herkunftsfamilien so lang wie möglich zusammen und bewegen sich räumlich eng aufeinander zu.

Er sichert die Familie finanziell über die gesamte Zeit ab und schafft Freiräume. Sie erleben, dass aus dem Verhalten des Sohnes auf ihre Erziehungsfähigkeit geschlossen wird. Die Außenrepräsentanz der Familie ist gefährdet, was ihn persönlich bis heute angreift. Ihre inneren Ängste, Sorgen und Mühen werden nicht gesehen. Das Ansehen der Familie ist Herrn BERG wichtig. Hier bietet seine berufliche Position einen Schutz für ihn und auch für seine Frau und vor einem negativen Ruf. Vor dem Hintergrund „mehr Zeit für die Familie“ präsentiert er die Entlassung als Direktor für sich als positiv. Nach der politischen Wende arbeitet er aktiv im Vorstand eines Trägers der Behindertenhilfe. In der Managerrolle (Beruf und Elternbeirat) wird er in der Behindertenhilfe wahrgenommen und kann aktiv für Jan werden.

Herr BERG ist bestrebt, seinem Sohn von Beginn an gute Rahmenbedingungen zu bieten. So beginnt er schon von Anfang an (nach Verdacht auf Entwicklungsverzögerungen) für Jan nach den besten Möglichkeiten zu suchen, ihn zu fördern und ihn nicht benachteiligt zu sehen. Er orientiert sich dabei an den Erfahrungen aus seiner eigenen Kindheit. Jan soll als „schulbildungsfähig“ eingestuft werden. Hier kann Herr BERG seine Kontakte als Direktor nutzen, eine Vielzahl von Kontakten knüpfen und sich eine Bandbreite an Informationen und Meinungen einholen. Diese Anstrengungen begleiten ihn bis zur Arbeitsplatzsuche von Jan – er bekommt dann einen geschützten Arbeitsplatz. Er kann somit die Berufstradition seines Vaters und Großvaters als Ingenieur nicht fortsetzen. In dieser Zeit sind seine und Frau BERGS Eltern ein große praktische und emotionale Unterstützung und Bestätigung.

Aktuell (zum Interviewzeitpunkt) geht es Herrn BERG intensiv darum, Jans Zukunft zu sichern – es ist seine (Lebens-)aufgabe, welche er zu Ende bringen will. Er hat einen Zukunftsplan. Dabei nutzt er sich ergebende Möglichkeiten zur Gestaltung seiner Vorstellungen. Dies funktioniert nach dem Prinzip „Geben und Nehmen“. Dieses Prinzip unterstützt die aktuelle Wohnsituation; sie leben in benachbarten Wohnungen. Eine Wohnform, welche in Arbeiterfamilien verbreitet war und von weitläufigen Familienmitgliedern ebenso angewandt wurde.

Kultur und Freizeit sind der rote Faden für Lebensqualität und der Gegenpol zum Alltag. Seit Jahren bildet der Schrebergarten außerhalb von Leipzig einen Ruhepunkt. Eine aktive Freizeitgestaltung mit dem Hintergrund einer Weiterentwicklung und einem Bildungsanspruch ist für Herrn BERG und seine Frau wichtig – dies strebt er auch für seinen Sohn Jan an. Georg BERG hängt an schönen Erinnerungen und Orten aus seiner Vergangenheit – Gutes und Vertrautes bewahren. Das Schöne im Leben suchen, finden und genießen ist seine Lebenskunst, an der er festhält. Nach seinem Renteneintritt beschäftigt

er sich mit seiner Vergangenheit. Der Kontakt zu seiner Mutter und seinem Bruder intensiviert sich; innerlich kommt er seiner Mutter jedoch nicht näher. Er fährt mit seinem Sohn nach China und sucht nach einem Zeitungsartikel aus seiner Kindheit.

Der Angst vor einem Kontrollverlust und der Handlungsunfähigkeit begegnet er mit seinem Problemlösungs- und Handlungsmuster der Aktivität und der Intellektualisierung, um Wissen und damit Gestaltungsfreiraum zu erlangen – dazu ist das geführte Interview zu rechnen. Er hat konkrete Vorstellungen, sucht sich die einzelnen Komponenten individuell und zur passenden Zeit zusammen und handelt strategisch und flexibel. Dabei übernimmt er Verantwortung und beendet wichtige Aufgaben. Er setzt Schwerpunkte und intensiviert Anstrengungen in Bereichen und Themen, welche auf der Tagesordnung von Bedeutung – sind – „Hörer ist er immer“. Er löst die Aufgaben ergebnisoffen. Dabei geht er wie ein Pionier vor und erkundet Schritt für Schritt. Er hat Positionen mit Entscheidungsmacht (beruflich wie in der Behindertenhilfe) inne – über gesellschaftliche Umbrüche hinweg. So kann er sich den sich veränderten Bedingungen anpassen und die sich ergebenden Möglichkeiten kontrolliert nutzen – auch in fest vorgegebenen Strukturen. Er braucht das Gefühl aktiv (auch in der Machtlosigkeit und der Gefahr der eigenen Endlichkeit) sein zu können. Die Unterstützungsnetzwerke aus Familie, Praktikern und Wissenschaft sowie beruflichen Kontakten sind weit verzweigt. Sie bestehen sowohl aus losen, niederschweligen (Stichwort: „Stärken von schwachen Beziehungen“)<sup>1568</sup> wie intensiven Strukturen und Qualitäten. Die Ziele sind Stabilität, Sicherheitsgewinn und das Vermeiden von unerwünschten Folgen. Zu seinen gewählten professionellen Helfern baut er eine partner- bis freundschaftliche Beziehung auf; sie sollen seine Aufgabe in seinem Sinne weiterführen. Gleichzeitig ist die Familie ein Schutzraum, in den er kontrolliert Einblick gewährt und sie ist Ausgangs- und Zielpunkt seiner Aktivitäten.

Das „Aber“ in seiner Biographie lässt er weg. Er will sich schlüssig präsentieren und kein falsches Bild vermitteln. Auf kritische Momente angesprochen (persönliche wie gesellschaftliche) erzählt er Unproblematisches und Schönes, stellt sich als Beobachter und als passiv dar. Er bleibt auf einer beschreibenden Ebene. Er begegnet Gefühlen mit Sachlichkeit, der Wegkonstruktion (Verdrängen) und mit Ironie bzw. deutet sie positiv für sich – eine Überlebensstrategie. Er präsentiert sich als nicht involviert und kann sich so unangreifbar machen. Das Verbergen von Emotionen ist ein Schutz – dies spricht für eine bewusste Kontrolliertheit – sprachlich wie thematisch. Eine Fähigkeit, welche ihm in seinem Berufsleben zu Gute kam, um seine Position und damit seine Familie nicht zu gefährden.

In letzter Zeit erlebt er, wie Familienmitglieder sterben oder im Sterben liegen und seine Herzprobleme zunehmen. „[...] und da wurde das plötzlich ganz dringend“ und „ich globe immer noch NICH

---

<sup>1568</sup> Siehe auch Kap. 4.1.3.

*das ich so alt bin. wissen se, das is eigentlich das große problem. <<lachte energisch laut>>“.* Er wird aktiv, die noch offene Frage zu beantworten.

Für Herrn BERG ist es wichtig, dass er Gestaltungsfreiraum und Bestätigung bekommt. Er sucht nach einer sicheren und langfristigen Zukunft, wofür er versucht hat, die Voraussetzungen zu schaffen. Dabei ist er ständig auf der Suche und hört sich um – er will seinem Sohn die besten und stabilen Bedingungen schaffen – wie es einst sein Vater getan hat. Das sieht er als seine Aufgabe als Vater.

Der Fall Georg BERG zeigt, dass sich ältere Väter durchaus und gezielt um die Zukunft ihres Kindes ohne sie als Eltern kümmern, diese Zukunft ist jedoch mit ihrer eigenen Endlichkeit stark verknüpft. In seiner Fallgeschichte zeigt sich, dass trotz aller Vorbereitungen in der konkreten Situation Fragen offenbleiben und in bestimmten Situationen (eigene Endlichkeit) ein Vorbereiten nur bedingt möglich ist. Dies ist z.B. für ein Beratungssetting zum Thema Zukunft/Auszug aus der Familie mit zu bedenken, die Väter sind in diesem Prozess individuell zu begleiten. Dabei zeigt sich, dass die Orientierungslinie und die Handlungsstrukturen von eigenen Erlebnissen, oftmals aus der Kindheit, geprägt sind. Daraus folgt wiederum die enorme Bedeutung des Einbezugs der Gewordenheit der Väter in das heilpädagogische Begleitungssetting.

### **4.3 HANS HAUCK - „IG WÜRD MEIN KIND NIE NACH HERZBERGE SCHICKEN“**

#### **4.3.1 EINLEITUNG**

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Herr HAUCK 77 Jahre alt. Er lebt mit seiner 14 Jahre jüngeren Frau und seinem 24-jährigen Sohn Heiko zusammen. Seine Frau arbeitet in einem gehobenen Kaufhaus in der Mitte Berlins. Sein Sohn geht wochentags in eine Fördergruppe einer WfbM, hat bei ihm wurde eine geistige Behinderung diagnostiziert. Er die Pflegestufe I. Herr HAUCK trägt in den Morgenstunden Tageszeitungen aus, ist Vorstandsmitglied des Fördervereins der ehemaligen Schule von Heiko und begleitet schwerpunktmäßig seinen Sohn. Seine Frau sagt beim Ersttelefonat: „Das macht mein Mann. Er kümmert sich um Heiko“.<sup>1569</sup>

Herr HAUCK selbst sagt: *„ig würde mein kind nie nach herzberge<sup>1570</sup> sch/ schicken“<sup>1571</sup> und „[...] wenn man so ein kind in die welt setzt (-)hat man verantwortung. und (-) Heiko ist mein leben.“<sup>1572</sup>* Vor allen Dingen der letzte Satz lässt aufhorchen und fordert geradewegs dazu heraus, dem Lebensweg Hans HAUCKS nachzuspüren.

---

<sup>1569</sup> Memo Hans HAUCK, S. 1.

<sup>1570</sup> Er meint hier das heutige Evangelische Krankenhaus Königin Elisabeth Herzberge. Dieses Krankenhaus hat eine lange Tradition als psychiatrisches Krankenhaus. 1893 wurde die "Irrenanstalt Herzberge" bei Lichtenberg eröffnet. Das Krankenhaus erlangte bald einen guten Ruf in der Fachwelt. Ab Mitte der 1910er Jahre lag der Fokus u.a. auf „Geisteskrankheiten“. Im Krieg wurde es Lazarett, nach dem Krieg Allgemeinkrankenhaus. 1950 eröffnete die erste neurologische Klinik und ab 1961 eine Kinderpsychiatrische Abteilung (vgl. EVANGELISCHES KRANKENHAUS KÖNIGIN ELISABETH HERZBERGE 10.02.2015). Ruth Hoffmann schreibt: „Auf jedem Berliner Schulhof ist Herzberge das Synonym für ‚geisteskrank‘“ (HOFFMANN 2013, S. 78).

<sup>1571</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 425-426.

<sup>1572</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 161-162.

#### 4.3.1.1 Kontaktaufnahme und Interviewsetting

Hans HAUCK lernte ich über das Forschungsprojekt ElFamBe<sup>1573</sup> kennen. Er hat den dort entwickelten Fragebogen ausgefüllt. Er war mein erster Interviewpartner. Seine Angaben im Fragebogen haben damals mein Interesse geweckt. Beim ersten Telefonat hatte ich Frau HAUCK am Telefon. Ich schilderte, wie ich auf sie als Familie gestoßen bin. Sie sagte: „Das macht mein Mann. Er kümmert sich um Heiko“. Herr HAUCK kam ans Telefon. Er konnte sich an den Fragebogen noch erinnern und stimmte einem Interview zu. Er gab mir eine Wegbeschreibung. Einen Tag vor dem vereinbarten Termin versicherte ich mich, ob es dabei bleibt und ob eine unserer studentischen Mitarbeiterinnen mit zum Gespräch kommen darf.<sup>1574</sup> Für ihn war dies kein Problem.

Wir waren pünktlich zum Gespräch. Herr HAUCK war allein zuhause, Frau und Sohn waren arbeiten. Die sanierte 4-Zimmer-Mietswohnung aus den 1960er Jahren liegt im 3. Obergeschoß eines Mehrfamilienhauses einer Wohnungsgenossenschaft im Berliner Bezirk Pankow. Herr HAUCK trat uns gepflegt mit weißem Hemd und Anzughose entgegen. Er war zuvorkommend, half uns beim Ausziehen der Jacken, nahm sie ab und hängte sie an der Garderobe im Flur auf. Ebenfalls im Flur befand sich eine Bilderwand mit Familienfotos. Herr HAUCK bat uns ins Arbeitszimmer. Ein Tisch mit vier Stühlen stand hier, bedeckt mit einer weißen Spitzendecke. Er bot uns einen Platz an und wir setzten uns. Herr HAUCK fragte, ob wir Kaffee möchten, kochte ihn und deckte den Tisch mit einem Porzellanservice. Das Arbeitszimmer wirkte bürgerlich eingerichtet, mit Bücherwand (u.a. Lexika und Sachbücher), Schaukelstuhl und einem Schreibtisch mit Computer. Die anderen Zimmer der Wohnung haben wir nicht gesehen.

Zu Beginn stellten wir uns und das Projekt vor und beschrieben den Rahmen und das Vorgehen (Datenschutz, Kontaktdaten usw.)<sup>1575</sup>. An den Inhalt des Fragebogens konnte er sich nicht mehr direkt erinnern. Wir legten den Fragebogen noch einmal vor. Die Stimmung während des gesamten Interviews war insgesamt entspannt und angenehm. Wenn Herrn HAUCK jedoch genaue Daten wie Zeit und Ort nicht mehr einfielen, wurde er nervös, begann hektisch in Büchern zu suchen und stand auf. Diese heftige Gestik zog sich durch das gesamte Gespräch. Nach dem Abschalten des Aufnahmegerätes evaluierte er, dass er mit dem Behindertensystem in Deutschland zufrieden sei. Er hätte nur gute Erfahrungen gemacht, fast alle wollten seinem Sohn helfen.

Wir beendeten das Gespräch nach 2,5 Stunden. Zu diesem Zeitpunkt schienen die bedeutenden Punkte angesprochen, wenn möglich ausgeführt oder aber als Tabu abgetan. Nach dem Abschluss der Rekonstruktionen dieser Falldarstellung blieben jedoch Fragen (z.B. zu Beziehungen) offen, wel-

---

<sup>1573</sup> Siehe Kap. 4.3.2.2.

<sup>1574</sup> Von Seiten einer studentischen Mitarbeiterin aus dem Projekt ElFamBe bestand das Interesse, an der narrativen Gesprächsführung und dem biographischen Interview beteiligt zu werden. Sie hat sich während des Interviews Notizen gemacht und es transkribiert. Auch war sie mit an der Analyse beteiligt.

<sup>1575</sup> Vgl. hierzu Kap. 3.2.1.

che eine Vertiefung geradezu herausfordern. Zwischen Interviewzeitpunkt und Abschluss der Rekonstruktion (Anfang 2015) lagen jedoch auswertungsbedingt fast vier Jahre. Eine Vertiefung wäre vermutlich ein längerer Prozess der Begleitung gewesen, welcher im Rahmen dieser Forschung nicht mehr hätte geleistet werden können.

#### **4.3.1.2 Zur Selbstpräsentation und zum Interview**

Herr HAUCK präsentiert seine Lebensgeschichte sachlich und mit dem Versuch einer Chronologie, unterlegt mit Beschreibungen und Argumentationen (mit Belegerzählung und Hintergrundinformationen). Dabei orientiert er sich vor allem an politischen Ereignissen und den Bildungslinien mit beruflichen Tätigkeiten von sich und seiner Familie. Durch die präsentierten Hintergrundinformationen verliert er zum Teil den Faden. Erlebnisse aus dem Alltag lässt er weitgehend außen vor. Im Interview gibt es keine eindeutige „Erzählcode“. <sup>1576</sup> Seine Lebensstationen sowie seine Brüche im Leben erzählt er ohne Gefühle, sie ließen sich jedoch an der Erzählstruktur, der Paralinguistik, ablesen. Herr BERG braucht im Gespräch immer wieder Orientierung und Bestätigung. Es sind keine klar abgetrennten Phasen eines narrativen Interviews zu erkennen. <sup>1577</sup> Zudem ist auffällig, dass er nach einem Orientierungspunkt sehr detailliert in einen Erzählfluss kommt, sich auch durch Nachfragen oder nach einer Pause (zum Ende des Interviews) zum Teil nicht aus dem Redefluss bringen lässt und sein aktuelles Thema zu Ende bringt.

Herr HAUCK präsentiert sich thematisch als „schuldloser Wendeverlierer“. Es kann wie folgt beschrieben werden: „Mit dem Rucksack eines Kriegskindes“ <sup>1578</sup>, dabei hat meine Mutter immer an mich geglaubt, bin ich in der DDR bis zum wissenschaftlichen Leiter aufgestiegen, war gefragt. Nach der Wende war ich bei den Wessis als „Töpfeverkäufer“ begehrte.“ Ein Karriereknick wird deutlich, dass Thema „Verlust/Scheitern“ durch politische Umbrüche zieht sich durch das gesamte Interview. Es ist immer noch eine emotionale Verbindung zu Personen aus der ehemaligen DDR zu spüren; so spricht er z.B. von „unsre Künstler hier“. <sup>1579</sup> Gleichzeitig eröffnet sich im Interview das Thema „Abgrenzung“ bzw. „Abhebung“, dass in Herrn HAUCKS Leben eine dominante Position innehat. Herr HAUCK präsentiert Episoden aus seinem Leben, in denen er sich als Opfer der Wende darstellt. Empfundene Gefühle von Wertlosigkeit, Kränkungen, Wut und Frust, Perspektivlosigkeit, vielleicht auch mit Identitätsverlust verbunden, spricht er nicht an, sie sind jedoch im Laufe des Interviews zu erahnen. Er verpackt und verdeutlicht sie überwiegend am Leben seines Sohnes Heiko und führt an ihm die subjektiv empfundenen Schwächen des Westsystems vor Augen: ein System, in dem nach seiner Wahrnehmung nicht mal Menschen mit Behinderung geholfen wird und sie zu „Verrückten“ abgestempelt werden und ihr Können nicht gesehen wird. Eine widersprüchliche Aussage im Vergleich zum Ende

---

<sup>1576</sup> Vgl. hierzu Kap. 3.2.1.

<sup>1577</sup> Vgl. hierzu Kap. 3.2.1.

<sup>1578</sup> Vgl. Anlage 5.

<sup>1579</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1074.



des Interviews.<sup>1580</sup> In diesem thematischen Feld steht auch sein momentan aktuelles Thema: „Mein Sohn gehört nicht zu den Verrückten“. Es ist zum Zeitpunkt des Interviews besonders präsent, da am Folgetag ein Arzttermin anstand, der dies eventuell in Frage stellt. Er spricht bei seinem Sohn nicht von einer Behinderung, sondern von körperlichen Krankheiten, weil „[...] er epileptische anfälle hatte“<sup>1581</sup> oder von einer Herzoperation:

IP: „DANACH gings dann eigentlich äh wirklich aufwärts mit ihm. (--) und pf/mh/ wann war das `94 <<l: mh>> is er nochmal operiert worden und hat hier <<berührt mit rechter hand die partie über seiner linken brust>> also en STAND.“<sup>1582</sup>

Er belegt die Normalität („heiko hat natürlich äh eine freundin“<sup>1583</sup>). Herr HAUCK hebt Heikos „normale“ Entwicklung hervor und er orientiert sich am „Normalen“ als „Leit-/ Erfolgslinie“. Gleichzeitig betont er, dass es Geduld braucht:

IP: „[...] immer wieder, immer wieder dat selbe. immer wieder dit selbe, immer wieder dit selbe, is so.> <<energischer> aber wie jesacht, äh äh sandmann guckt er nich mehr, pumuckel is auch passe. also irgendwann.“<sup>1584</sup> Oder „die dachten ja alle heiko kann nich laufen. aber och das hat er jelernt, hat alles lange jedauert.“<sup>1585</sup>

Hans HAUCK hebt die Fähigkeiten seines Sohnes und somit persönliche Erfolge hervor.

IP: „[...] heiko is (-) mein (-) äh kalender, ja also, ich hab/ ich kann mir ja nix mehr merken. <<l: mh>> heiko kümmert sich um dit alles [...] also in der richtung äh (-) passt er gut zum mir. <<l: mhm>> äh, dadurch brauch ig keen betreuer.“<sup>1586</sup>

Er präsentiert sich als defizitär, hebt dadurch seinen Sohn selbst aus einer defizitären Ebene heraus und stellt ihn z.T. über sein eigenes Vermögen. Herr HAUCK verbindet sich und seinen Sohn in einer „Schicksalsgemeinschaft“. Herr HAUCK geht noch einen Schritt weiter und macht das westdeutsche Gesellschaftssystem und den westdeutschen Träger der Fördergruppe dafür verantwortlich, dass sein Sohn in eine Fördergruppe gehen muss und seine Fähigkeiten nicht geschätzt und erkannt werden. Im Interview betont er das Normale und normative Entwicklungsverläufe in der DDR-Zeit.

Hans HAUCKS Art der Darstellung stellen Cornelia HELFFERICH, Heike KLINDWORTH, Jan KRUSE (2005) in ihrer Studie zu Männerleben als typisch v.a. für ältere befragte Männer heraus.<sup>1587</sup> Zudem ist das Interview durchdrungen von Belegerzählungen mit Hintergrundkonstruktionen, auch wenn die Jahreszahlen mit den Ereignissen (z.B. in seiner Kindheit) nicht immer übereinstimmen. Dies hat für das Interview drei Funktionen:

---

<sup>1580</sup> Vgl. Kap. 4.3.1.1 (Demnach ist er zufrieden mit dem Behindertensystem in Deutschland).

<sup>1581</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 857.

<sup>1582</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 857-860.

<sup>1583</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 613.

<sup>1584</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 724-727.

<sup>1585</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 919-920.

<sup>1586</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 929-936.

<sup>1587</sup> Die Autor\_innen verweisen hier auf das Leben in der DDR, was stark von Kollektiven bzw. einer Gebundenheit geprägt war. Sie thematisieren nicht die Besonderheiten, sondern betonen eine kollektive Metaphorik der „Normalität“, „es ist alles ganz normal gelofen“ (vgl. HELFFERICH/KLINDWORTH/KRUSE 2005, S. 70f.).

- Gefühle brauchen nicht angesprochen werden, Beziehungen bleiben verdeckt,
- er kann so über belastende Situationen sprechen und sich in Fakten „retten“,
- er kann sein Wissen zeigen und Beweise anführen für seine Argumentation.

Herr HAUCK will sich wissend präsentieren. Fehlende Fakten verbindet er mit der Krankheit Alzheimer, z.B. *„ig wees nich mehr wie die heißen, <<klopft mit der faust auf den tisch> alles alzheimer, ham wer“*<sup>1588</sup>. Es wirkt zum Teil ironisch – dahinter könnte Angst stehen. Zudem ist auffällig, dass Herr HAUCK zum Teil lange damit beschäftigt ist, Fakten korrekt wiedergeben zu können. Bei Nichtge-lingen wirkt er fast panisch – die Angst vor einem Verlust seiner geistigen Fähigkeit könnte hier vor-handen sein:

IP: „[...] weiterbildung, wie hieß denn das? <<atmet tief ein und überlegt>> <<unsi-cher>schulung jehabt.> <<l: mh>> mensch, wie hieß das? << lauter> alles verjessen!> (11) nix mehr da. äh <<nimmt kaffetasse trinkt und stellt ab> diset <<rauschen im hin-tergrund>> (6) hinter hannover> <<steht auf und sucht unterlagen> bekannte, bekann-ter, bekannter g r a f (---). jetz is ja doof, is <<bücher und hefter werden aufgeschlagen durchsucht und zurück gestellt>> nee nicht mehr. nochmal in die karte gucken. <<sucht weiter unterlagen durch und trinkt einen schluck kaffee>> dat is se nich. <<sucht weiter in den unterlagen>> teuteburger wald, die schlacht. wo war das? d/ dieser rattenfänger?

I: von hameln

IP: h a m e l n. <<blättert weiter in seinen unterlagen> mensch wie heißt da? jibts doch nich, wie heißtn da der (5) der graf? (---)> <<schlägt sein buch zu>> <<l: mh?>> is nicht zu fas-sen. <<verlässt den raum und sucht im nebenzimmer weiter>> (32) <<schreit aus dem nachbarzimmer> bückebersch> <<l: ah ja>> <<kommt zrück, schließt die tür und setzt sich wieder>> und wie, wie heißt der kreis? (--) schschsch und l, s c h l. ja, also in bü-ckeorg, <<l: mh>> die ham also, äh ä <<schnipst mit den fingern>> große jeschäfte.“<sup>1589</sup>

Themen, die er nicht weiter ansprach, sind seine erste Ehe und zwei seiner drei Kinder aus dieser Ehe. Sprechen kann er auch nicht über die erste Tochter aus der zweiten Ehe, welche eine Woche nach der Geburt gestorben ist. Er erwähnte sie (in Verbindung mit Heiko<sup>1590</sup>), führte dieses Thema jedoch nicht weiter aus.

#### 4.3.2 REKONSTRUKTION DER FALLGESCHICHTE VON HANS HAUCK

##### 4.3.2.1 Zur Familiengeschichte

1934 wird Hans HAUCK in Berlin geboren. Seine Mutter, eine Hausfrau und gelernte Krankenschwes-ter, ist zu diesem Zeitpunkt 37 Jahre alt und Hausfrau. Sein Vater (35 Jahre) ist Zimmermann, welcher als Bühnentechniker an der Berliner Staatsoper arbeitet. Er sagt: *„da (--) ähh kann ich mich nich mehr so richtig dran erinnern“*.<sup>1591</sup> Ob er nichts weiß, weil das bei seinen Eltern kein Thema war, oder er von den Erzählungen seiner Eltern nichts preisgeben will, bleibt offen. Er erwähnt nur:

<sup>1588</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1196-1197.

<sup>1589</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 290-309.

<sup>1590</sup> Heiko stammt ebenso aus seiner zweiten Ehe.

<sup>1591</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 18-19.

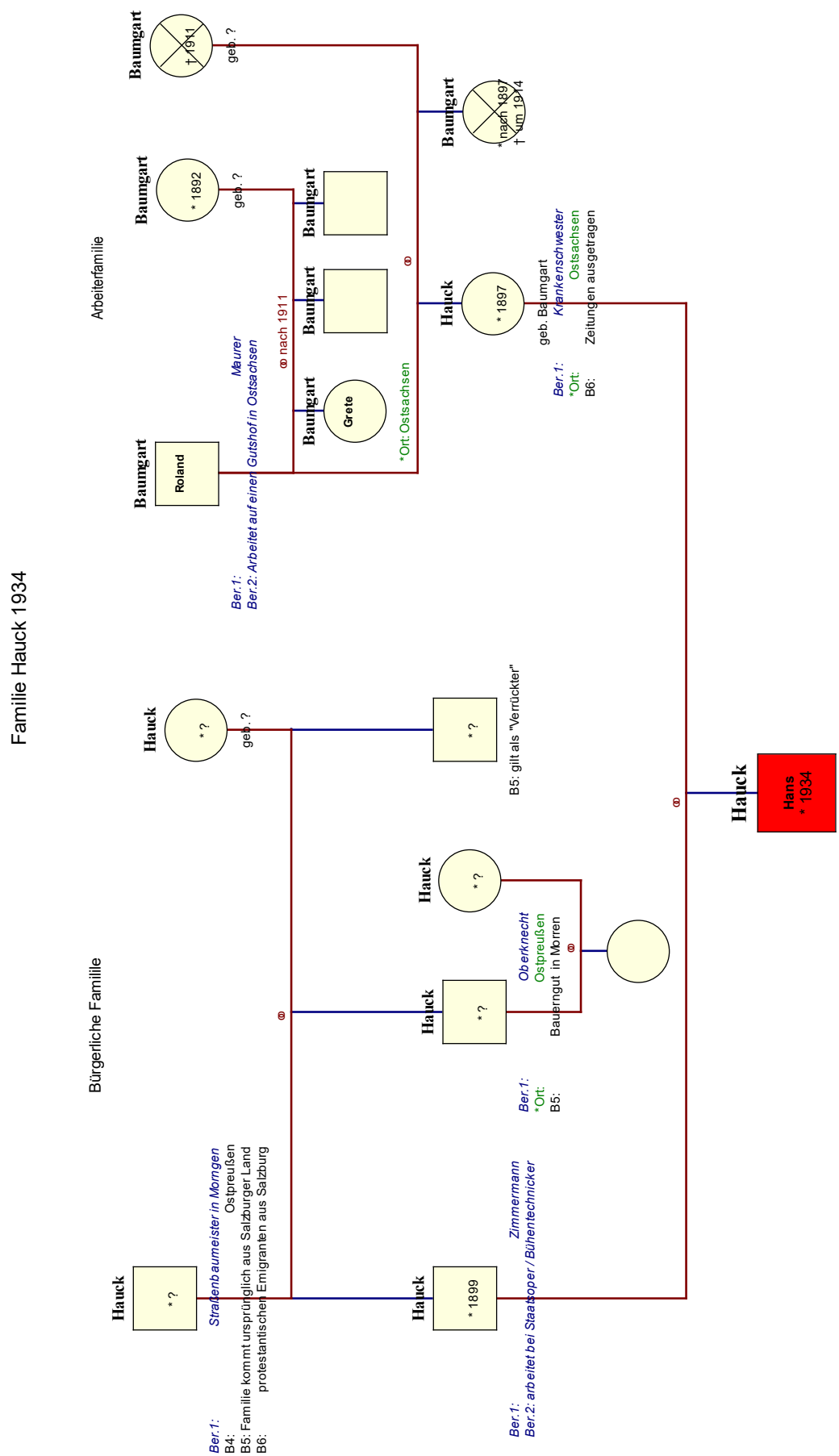


Abbildung 7: Genogramm zur Geburt von Hans HAUCK

IP: „ich hatte ne ganz alte mutter. siebenunddreißig jahre. ss/ so ne mütter gabs in meiner jugend nich.“<sup>1592</sup>

Dieser „Umstand“ kann ihn zu etwas Besonderem gemacht haben.

Wenn auch die Umstände der Geburt im Dunkeln bleiben müssen, gibt es Informationen aus der Familiengeschichte. Wie im Genogramm (Abbildung 7) deutlich wird, kommen beide Familien ursprünglich nicht aus Berlin. In der Folge gehe ich auf die jeweiligen Familienzweige ein.

### ***Zum Familienzweig der Mutter***

Aus dem Genogramm geht hervor, dass die Familie seiner Mutter, sie ist eine geborene Baumgart, aus Ostsachsen kommt. Hans HAUCKS Opa arbeitete als Betriebshandwerker (Maurer) auf einem Gutshof einer Bürgerfamilie. In der Folge und auch in der Zeit, als Hans HAUCKS Opa hier arbeitete, entwickelten die Besitzer diesen Landwirtschaftsbetrieb zu einem florierenden und sich ständig erweiternden Unternehmen mit mehreren Standbeinen, wie Brauerei, Kelterei, Landwirtschaft und Zuchtfischerei. Für die Arbeiter gab es Arbeiterwohnungen und Arbeiterhäuser. Zudem finanzierte die Gutsfamilie soziale Einrichtungen im Ort, war in der Freiwilligen Feuerwehr und in der Kirche aktiv. Der Geist, welcher in der Gutsfamilie zurzeit der Tätigkeit von Hans HAUCKS Opa herrschte, wird in einer Chronik wie folgt beschrieben: Sie waren ...

IP: „[...] so anziehend und anheimelnd, dass sich dort ein jeder wohlfühlen musste. Daneben waren die beiden Wohltäter der Armen und Bedrängten, aber ängstlich waren sie darauf bedacht, dass davon nicht gesprochen wurde.“<sup>1593</sup>

Ob die Familie auch auf dem Gutshof wohnte, geht aus den Daten nicht hervor, ist aber gut möglich. Das Leben war von der Landwirtschaft und den Jahreszeiten geprägt. Hans HAUCKS Großvater war neben den handwerklichen Tätigkeiten auch in der Landwirtschaft tätig, was von ihm Flexibilität verlangte. Es bestand eine Mischung aus ländlichen Strukturen und einem Arbeiter- und Angestelltenverhältnis.<sup>1594</sup> Hans HAUCKS Mutter kam 1897 zur Welt und kurze Zeit später wurde ihre Schwester geboren. Es ist die Zeit des deutschen Kaiserreiches. Die Schwestern erlebten, wie Bürgertum und Angestellte leben. Es kann angenommen werden, dass sie bei der Ernte halfen, Botendienste erledigten und so zum Familieneinkommen mit beitragen mussten.<sup>1595</sup> Vorstellbar ist, dass sie im Verhältnis zum damals üblichen Arbeiter privilegierte Lebensbedingungen hatten. Über Hans HAUCKS Großmutter ist lediglich bekannt, dass sie 1911 starb; da ist Hans HAUCKS Mutter 14 Jahre alt. Er sagt im Interview: „[...] das pf/ is also och irgendwie schwierig. sag ich mal, fürn mädchen.“<sup>1596</sup> Es scheint so, als kenne er das Erleben seiner Mutter nicht von ihr und als ob er sich „seine eigenen Gedanken macht“. Kurze Zeit später starb ihre jüngere Schwester. Ihr Vater heiratete nach dem Tod seiner Frau eine 19-

---

<sup>1592</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 948-949.

<sup>1593</sup> Chronik liegt beim Verfasser, wird aus Anonymitätsgründen hier nicht angegeben.

<sup>1594</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen zu „Arbeiterfamilien“ in Kap. 4.2.2.1.

<sup>1595</sup> Vgl. ROSENBAUM 1982, S. 91 u. S. 454 u. vgl. hierzu die Ausführungen zur „bürgerlichen Familie“ in Kap. 4.1.2.1.

<sup>1596</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1023-1024.

jährige Frau. In dieser neuen Beziehung kommen in der Folge drei Kinder zur Welt (Tante Grete und zwei Jungs). Wie mochte es Hans HAUCKS Mutter in der „neuen“ Familie ergangen sein, welche Rolle mochte sie inne gehabt haben? Gut vorstellbar ist, dass sie sich „allein auf weiter Flur“ gefühlt haben mag. Zumal Hans HAUCKS Mutter bereits mit der Schule fertig war. Sie ging mit 14 Jahren in Stellung nach Dresden und begann anschließend eine Lehre als Krankenschwester in einem Krankenhaus der Stadt, später arbeitete sie in Leipzig. Warum zog es Hans HAUCKS Mutter so weit von zu Hause fort? Hat es etwas mit der veränderten familiären Situation zu tun? Warum wählt sie diesen Beruf? Viele Fragen bleiben offen. Gibt es konfessionelle Hintergründe? Kindheitserfahrungen? Sie übte eine Tätigkeit aus mit langer konfessioneller Tradition; erst 1907 gab es erste landesrechtliche Vorschriften über die staatliche Prüfung von Krankenpflegepersonal nach 1-jähriger Ausbildung. Von nun an konnten auch Männer ausgebildet werden.<sup>1597</sup> Es ist ein Beruf, wo auf Sauberkeit und Ordnung geachtet wird, auch im äußerlichen Auftreten. Wie lange sie in ihrem Beruf arbeitet, auch in Leipzig geblieben ist und wann und warum sie nach Berlin gekommen ist, muss im Dunkeln bleiben. Herr HAUCK gibt an, dies nicht zu wissen, außer dass sie Anhängerin der SPD ist. Hans Mutter hat eine Ausbildung, was zu ihrer Zeit nicht selbstverständlich war, sie macht sich unabhängig und geht in ein städtisch geprägtes Umfeld.<sup>1598</sup> Weiter ist bekannt, dass sie in Berlin Hans HAUCKS Vater kennenlernt und in seine Wohnung in Kreuzberg zieht. Damit komme ich zum Familienzweig von Hans HAUCKS Vater.

### ***Zum Familienzweig des Vaters***

Die Familie des Vaters kommt aus Ostpreußen, Hans HAUCK sagt zum Familienzweig seines Vaters:

IP: „[...] das sind ja salzburger. dit sind also äh äh, EVANGELISCHE äh KÄMPFER, die äh äh, nach ostpreußen jezogen sind um ihren glaubens willen. also die haucks JA, dit is was.“<sup>1599</sup>

Es wirkt legenden- und heldenhaft und gleichzeitig kämpferisch, drückt eine Stärke und Überzeugung aus. Hans HAUCK weiß um die Identität des väterlichen Familienzweiges und um dessen Dazugehörigkeit zu einer Gruppe. Diese Identität ist stark und prägt bis heute die Familiengeschichte. Bei einem Blick in die Geschichte der Salzburger Emigranten zeigt sich, dass u.a. der Landesbischof des Salzburger Landes seit dem Augsburger Frieden von 1555 die Glaubensrichtung der Einwohner bestimmt. Im Laufe der Zeit kam es immer wieder zu Bekenntnisversuchungen und Anpassungen. Die Situation spitzte sich in der Folge zu. Mit dem Erlass des „Emigrationspatents“ vom 31. Oktober 1731 durch den Erzbischof des Salzburger Landes, welches am 11. November 1731 veröffentlicht wurde, mussten alle Einwohner, welche sich zum evangelischen Glauben bekannten, ohne Grundbesitz binnen acht Tagen das Land verlassen. Alle mit Besitz sollten in ein bis zwei Monaten folgen. So verließen ca. 20.000 Einwohner von 1731 bis 1735 das Salzburger Land. Durch das „Einwanderungspatent“ vom 2. Febru-

---

<sup>1597</sup> Vgl. DIEKMANN 22.05.2015.

<sup>1598</sup> Vgl. hierzu die Mütter von Paul KAUFMANN u. Georg BERG.

<sup>1599</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1372-1375.

ar 1732 erklärte der preußische König Friedrich Wilhelm I. die Aufnahme der Flüchtlinge. So wurden in Ostpreußen rund 16.000 Personen angesiedelt. Mittelpunkt des Siedlungsgebietes bildete Gumbinnen.<sup>1600</sup>

Aus der Gegend um Gumbinnen stammt auch Hans HAUCKS Familie. Hans HAUCKS Vater wird hier 1899 geboren. Über seine Mutter ist nichts bekannt. Sein Vater arbeitet bei der oberen Straßenbaubehörde Preußens und verantwortet die Planung und Umsetzung des Straßennetzes. Die Familie zumindest scheint integriert. Über die Zeit mussten sie sich an die neuen Bedingungen anpassen und ihre Traditionen in ihr neues Leben integrieren. Trotzdem haben sie ihre Identität behalten. Ihre Herkunft und damit auch ihre Zugehörigkeit zu den Salzburgern werden in der Familie weitergetragen bis heute. Heute finden sich einige Vereinigungen (z.B. SALZBURGER VEREINIGUNG oder SALZBURGER VEREIN), welche u.a. über die Geschichte der protestantischen Salzburger Emigranten informieren, Familiengeschichten erforschen und Namenslisten zusammenstellen. Auf der erzählten Ebene des Interviews spielt die Glaubenszugehörigkeit keine Rolle, aber sie gibt scheinbar Identität, Herr HAUCK darf sich zu den „Starken“ zählen und bewundert werden („[...] also die haucks <<I: mh>> JA, dit is was“)<sup>1601</sup> Hans HAUCKS Mutter könnte ebenso gesagt haben: „die Haucks sind etwas Besseres als wir“. Denn hier ist zu bedenken, dass Hans HAUCKS Mutter, wie bereits dargestellt, aus einem ländlich geprägten Arbeitermilieu, und somit einer anderen gesellschaftlichen Schicht stammt als Familie HAUCK – also nicht standesgemäß ist. Aus den Rahmendaten kann entnommen werden, dass die Familie des Vaters bürgerlichen Gesellschaftskreisen<sup>1602</sup> angehört.<sup>1603</sup>

Hans HAUCKS Vater hat noch zwei Brüder. Ein Bruder besitzt ein Bauerngut, mit Magd und Knecht, zudem noch vier Wohnungen, in welchen auch die Angestellten wohnen. Ob der Hof als Kapitalanlage käuflich erworben worden oder eine Erbschaft ist, geht aus den Daten nicht hervor.<sup>1604</sup> *Der „dritte bruder, der, dit war en verrückter. aber was da is wees ig nich. (-- der, den hab ich nich, der is wohl jestorben.“*<sup>1605</sup> wie Hans HAUCK sagt. Ihn kennt er nur aus Erzählungen.<sup>1606</sup> Ob er der Euthanasie ab 1939 zum Opfer gefallen ist, muss offen bleiben.<sup>1607</sup>

Warum der Vater aus Ostpreußen weggegangen ist, bleibt unklar. Denkbare Gründe könnten die Weltwirtschaftskrise zum Ende der Weimarer Republik oder seine Ausbildung sein. Vielleicht hat ihn die Arbeitsuche nach Berlin gebracht, Berlin war zu dieser Zeit Kulturhauptstadt Europas und boomte, was sich auch im Baubereich zeigt – man sprach vom „Berliner Tempo“<sup>1608</sup>. Denkbar ist zudem,

---

<sup>1600</sup> Vgl. SALZBURGER VEREIN E.V. 02.12.2014.

<sup>1601</sup> Siehe letzten Interviewausschnitt.

<sup>1602</sup> Siehe hierzu ausführlicher in Kap. 4.1.2.1.

<sup>1603</sup> Vgl. KOSSERT 2010, S. 74.

<sup>1604</sup> Vgl. hierzu Exkurs zu Rittergütern in Kap. 4.1.2.1.

<sup>1605</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1386-1387.

<sup>1606</sup> Den Bruder des Vaters, seinen Opa und das Bauerngut lernt er in seiner Kindheit kennen.

<sup>1607</sup> Vgl. KLEE 2004, S. 11 u. vgl. ausführlicher zur Euthanasie in Ostpreußen siehe u.a. TOPP U.A. 2008, S. 20ff.

<sup>1608</sup> Vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 149.

dass der erlernte Beruf des Zimmermanns in den Augen des Vaters nicht „bürgerlich genug“ war und Angst vor Traditionsbrüchen auf der elterlichen Seite hat entstehen lassen können. In der Folge können Streitigkeiten eine Rolle gespielt haben und der Vater von Herrn HAUCK konnte in Opposition gegangen sein. Dazu würde passen, dass Hans HAUCKS Vater den Ideen des Kommunismus nahe stand, die in Ostpreußen eher unpopulär waren.<sup>1609</sup> Er arbeitet und kämpft somit gegen die Gesellschaftskreise seiner Herkunftsfamilie – er gibt seiner Herkunftsidetit t einen Stoß. So wird er Zeiten erlebt haben, wo er von der Hand in den Mund gelebt hat und nicht wusste, was der nächste Tag bringt. Er arbeitet in der Berliner Staatsoper und nicht mehr direkt in seinem erlernten Beruf, hat im weitesten Sinne Kontakt zur Kultur des Bürgertums<sup>1610</sup> und eine Verbindung zu seinen Kindheitserinnerungen. Er ist nicht mehr Mitglied der bürgerlichen Gesellschaftskreise, ist Beobachter und hilft, das Schauspiel und die Scheinwelt aufrechtzuerhalten.

Unklar muss bleiben, wie lange sich Hans HAUCKS Eltern kannten, auch ob sie schon Partner hatten. Sie waren beide im fortgeschrittenen Alter und kinderlos. Sicher ist, dass sie schon zusammen in einer Wohnung vor der Geburt von Hans HAUCK gewohnt haben. Darüber hinaus besaßen sie einen kleinen Schrebergarten, wo sein Vater eine Laube gebaut hat. Hans HAUCKS Eltern hatten sich einen Fleck der Ruhe und Natur in der Stadt geschaffen. Hier bauten sie selbst Gemüse an. Dies kann auch ein Bezug zur eigenen ländlichen Herkunft der Eltern sein, eine Verbindung zu „früher“.

In der Zeit zum Ende der Weimarer Republik gab es in Berlin zwischen der Kommunistischen Partei (KPD) und der NSDAP Straßen- und Saalk mpfe, welche zum Teil sehr blutig ausgingen.<sup>1611</sup> Er sagt „[...] mein vatter war  h KOMMUNIST, hat also ne kommunistische zeitung jelesen.“<sup>1612</sup> Er war Mitglied der KPD. Inwiefern der Vater in die Kämpfe involviert war, bleibt im Dunkeln. Kurz nach der Regierungsübernahme durch die NSDAP wurde er, nach Hans HAUCK, von einem Gartennachbarn angesprochen:

IP: „[...] unser nachbar war  h WINTER SA-mann, der is och mit SA-uniform rumjelofen un der hat dann zu meinem vater jesacht: "ja heins, du arbeitest ja jetz inner staatsb hne und  h <<zungenschnalzer>> da muss mer natürlich och inner NSDAP sein. <<I: mh mh>> du bist ja nun inner KPD  h  berlegs dir mal. <<I: mh>>  h es is nich gut." un mein vater hat sich dit überlegt un is in die NSPAP einjetreten.“<sup>1613</sup>

Diese Geschichte wird wohl von den Eltern weitergegeben worden sein und ist von Hans HAUCK unhinterfragt übernommen worden. Laut der Begebenheit wurde mit dem  bertritt die Familie gesch tzt und der Unterhalt gesichert. Denn er hätte durch seine Mitgliedschaft in der KPD verfolgt werden können. Die Partei wurde im Frühjahr 1933 verboten. Im Sommer 1933 wurde ebenso die

---

<sup>1609</sup> Vgl. KOSSERT 2010, S. 75.

<sup>1610</sup> Vgl. Kap. 4.2.2.3.

<sup>1611</sup> Vgl. KELLERHOFF 2005, S. 80 u. vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 165.

<sup>1612</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1116-1117.

<sup>1613</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1134-1139.

SPD (Hans' Mutter gehörte ihr an) zur „*volks-und staatsfeindlichen Organisation*“ erklärt.<sup>1614</sup> Sein Vater passte sich an und wechselte die politische Seite, nachdem er aufgefordert wurde, zumindest präsentiert er es so. Hans HAUCKS Vater bekommt und liest von nun an den „*Völkischen Beobachter*“.

### ***Zwischenfazit: Familiengeschichte***

Die Familien beider Eltern kommen aus unterschiedlichen Gesellschaftskreisen und leben entfernt von ihren Herkunftsfamilien. Sie leben entgegen ihren familiären Traditionen und können so gemeinsame neue Wege gehen. Sie sind durch die Abgrenzung vom Elternhaus verbunden. Die Wege, wie sie nach Berlin gekommen sind, bleiben Leerstellen. Es ist möglich, dass die Vergangenheit vor allem auf der mütterlichen Seite ein Tabu ist. Er sagt: „*wie und so, dat wees ig alles nich*“.<sup>1615</sup> Eine weitere Gemeinsamkeit der Eltern ist ihre politische Zugehörigkeit zur Arbeiterbewegung. Sie suchen nach einer neuen Identität. Sie müssen zu zweit kämpfen, denn auf eine mögliche Hilfe von den beiden Herkunftsfamilien können (durch die Entfernung räumlich und/oder ideell) und wollen sie vielleicht auch nicht zurückgreifen. Sie passen sich an die neuen politischen Bedingungen an und halten ihre Position. Die Einordnung von Herrn HAUCKS Eltern in die Arbeiterbewegung ist eine Abgrenzung seiner Eltern zum Nationalsozialismus, obgleich sein Vater Mitglied der NSDAP war. Er wahrt so im Heute den Schein seiner Eltern.

#### **4.3.2.2 Kindheit und Jugendzeit**

Wie bereits erwähnt, ist zu den Umständen um die Geburt (1934) von Hans HAUCK nichts bekannt, nur dass er „*ne ganz alte mutter*“<sup>1616</sup> hatte (zum Zeitpunkt der Geburt 37 Jahre alt). Bekannt aus der Zeit nach Hans' Geburt ist, dass die Familie in einer Drei-Zimmerwohnung nahe des S-Bahnhofes Jannowitzbrücke wohnte. In dem Wohnhaus gab es 29 Wohnungen verteilt auf vier Stockwerke, selbst der Keller war bewohnt. Es gab Durchgangswohnungen, vier Wohnungen hatten ein eigenes Klo, sonst teilten sich vier Wohnungen eines. Sie hatten einer Wohnung mit integriertem Klo (nicht wie teilweise üblich im Treppenhaus), einem Kinderzimmer, Schlaf- und Wohnzimmer sowie eine Küche. Er spricht von einer „LUXUSwohnung“<sup>1617</sup>. Hier lohnt sich ein Exkurs zu den Lebensbedingungen von Arbeitern in Städten zum Zeitpunkt der Geburt von Hans HAUCK.

#### ***Exkurs: Lebensbedingungen von Arbeitern in Städten um 1934***

Zu Beginn der Regierungszeit der NSDAP 1933 hatte sich die Lage am Arbeitsmarkt sehr unterschiedlich entwickelt: Abhängig von Region und Branche erreichte das durchschnittliche Einkommen erst 1936-1939 wieder das Niveau von 1928/1929 vor der Weltwirtschaftskrise.<sup>1618</sup> So schreibt Reinhold

---

<sup>1614</sup> Vgl. WILDT 2012, S. 42. Die Verantwortlichen der SPD emigrierten ins Exil nach Prag, andere wurden verhaftet und in Konzentrationslager, z.B. in Sachsenhausen, interniert (vgl. DAMS/STOLLE 2008, S. 106f. u. vgl. WILDT 2012, S. 33 u. S. 42).

<sup>1615</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1061.

<sup>1616</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 948.

<sup>1617</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 953.

<sup>1618</sup> Vgl. THAMER 2004a, S. 28.



SCHRAMM, dass 1936 der *„Alltag der meisten deutschen Arbeiter von Armut und Entbehrung gezeichnet“*<sup>1619</sup> ist. Er schreibt weiter:

„Nach einer Kalkulation des Wirtschaftsreferenten in der Reichskanzlei hätte sich im Jahr 1934 der Lohn eines niedrig bezahlten städtischen Arbeiters (25 RM pro Woche) in einem Fünf-Personen-Haushalt (Ehefrau und drei schulpflichtige Kinder) auf folgende Posten verteilen müssen: Abzüge 11% (2,75 RM); Nahrungsmittel 54% (13,50 RM); Miete, Heizung und Beleuchtung 30% (7,50 RM); Bekleidung 2% (0,50 RM). Zur besonderen Verwendung blieben 73 Pf. pro Woche übrig.“<sup>1620</sup>

In den Arbeiterwohnsiedlungen waren die Lebensbedingungen teilweise so schlecht, dass viele Menschen an Tuberkulose (Tbc) erkrankten. 1933 ging man in der Weimarer Republik von rund 200.000 Personen mit offenen Tuberkulosen und von ca. 50.000 Tuberkulose-toten im Jahr aus. Es war eine Stagnation der Vorkriegssituation.<sup>1621</sup> Besonders betroffen waren einfache Arbeiter und Tagelöhner. Durch die Überbevölkerung und den damit einhergehenden engen Wohnbedingungen, die überfüllten Mietskasernen mit Hinterhöfen, schlechte hygienische Bedingungen in Verbindung mit Mangelernährung sowie harter Arbeit und kaum gesundheitlicher Versorgung war der Nährboden für Krankheiten gelegt. Vor diesem Hintergrund baute die Landesversicherungsanstalt Berlin schon Ende des 19. Jahrhunderts u.a. in Beelitz nahe Berlin eine damals der größten und modernsten Lungenheilstätten in Deutschland zur Minderung der Rentenlast.<sup>1622</sup>

### **Zurück zu Hans HAUCK**

Vor diesem Hintergrund sind die Wohnbedingungen von Familie HAUCK durchaus komfortabel. Sie heben sich von anderen Mietern im Hause ab („Luxuswohnung“). Aus Sicht beider Herkunftsfamilien, besonders der des Vaters, leben sie eher einfach. In dem Wohnhaus mit Seiten- und Hinterhaus gibt es etwa 20 Kinder in seinem Alter.

Sein Vater bekommt, nach den Berichten seiner Mutter,<sup>1623</sup> jede Woche 40 Reichsmark (RM) Lohn von der Staatsoper. Er arbeitet in zwei Schichten. Es ist für die damalige Zeit eine relativ sichere und gut bezahlte Tätigkeit. Seine Mutter ist in dieser Zeit Hausfrau und trägt Tageszeitungen aus. Sie besorgt so das Familienkommen auf. Nebentätigkeiten wie Zeitungsaustragen sind in Arbeiterfamilien durchaus verbreitet.<sup>1624</sup> Er sagt:

IP: „[...] die miete hat auch vierzig mark gekostet. und meine mutter hat also fast jeden freitag vierzg mark jekrischt. den ersten freitag für die miete. den zweeten freitag für's essen. den dritten hat mein vater äh, äh seine schulden bei den äh, äh kneipjes bezahlt. da kam der also dann am sonnab`nd fröhlich und seelich und äh hat mir och versprochen mir ne pistole zu kofen. (--) kam der nach hause, war natürlich keen geld mehr da.

---

<sup>1619</sup> SCHRAMM 08.12.2014, S. 2.

<sup>1620</sup> Ebd.

<sup>1621</sup> Vgl. SCHMITT 1999, S. 57f.

<sup>1622</sup> Vgl. BAUAMT STADT BEELITZ 08.12.2014.

<sup>1623</sup> Mit einem Alter von ca. zwei bis drei Jahren kann er die Zahlen noch nicht aus eigenem Erleben kennen.

<sup>1624</sup> Vgl. ROSENBAUM 1982, S. 454.

und vierte woche krischte meine mutter wieder zum essen. also die musste mit vierzich mark zwei w o c h e n und durchfüttern.“<sup>1625</sup>

So sind sie finanziell relativ gut gestellt, zumal sie zu dritt sind. Dennoch erinnert sich Hans HAUCK an Schulden und nicht gehaltene Versprechen von Seiten des Vaters – vielleicht von Seiten der Mutter oft geäußert und mit Prägung für Hans HAUCK, der diese Erlebnisse mit vier Jahren so noch nicht bewusst wiedergeben kann.<sup>1626</sup>

Seine Mutter scheint inzwischen durchaus mit dem NS-System zu sympathisieren. So erzählt sie vom Staatsbesuch des italienischen faschistischen Ministerpräsidenten Benito MUSSOLINI vom 25.-29. September 1937 in Deutschland.<sup>1627</sup>

IP: „[...] im sommer, äh dort hin. ham uns dort hin jestellt un da kam zzt äh die begleitung von dem mussolini. der mussolini war wees ig nich `36, `38 ähäh einmal zweimal in berlin. und brachte SEINE äh äh sein s/ soldaten mit. SCHWARZ wie unsre SS. <<l: mh>> und meine mutter, ig war ja en kleener p/ pipel äh sechs, sieben, acht jahre<sup>1628</sup> aber ig hab das jesehn. <<flüsternd> meine mutter>: <<leise schmachkend> haaa, solche schön männer.> ja un die war ja nun och schon fünfundvierzig. <<freudig schmachkend> "aaaach! diese hübschen italiener, in dieser tolln UNIFORM."> also ig hab pfff/ nur jestaunt, ja wat, wat ig für ne mutter hab. die SO ja die/ das war ein erlebnis für meine mutter.“<sup>1629</sup>

Hans HAUCK ist nicht älter als vier Jahre – so kann davon ausgegangen werden, dass seine Mutter diesen Besuch häufig zur Sprache bringt; die Männer in Uniform haben sie nachhaltig beeindruckt. Spekulationen über ihre eigene Ehe könnten angestellt werden, auch unter Beachtung der Geldnot durch die Kneipenbesuche des Vaters. Vielleicht empfindet seine Mutter in diesen Momenten ihr Frausein und kann den Alltag für eine Weile hinter sich lassen. Kritisches scheint sie nicht geäußert zu haben. Sie passt sich eher der Menge an und jubelt mit. Die SS scheint im Hause HAUCK zumindest keinen bitteren (Bei-)Geschmack zu erzeugen.

In dieser Zeit nimmt ihn sein Vater mit hinter die Kulissen der Staatsoper. Hans HAUCK kann so die Vorstellungen beobachten.

IP: „ich hab also „la boheme“ von oben jesehn. äh/s/ es warn och die schneeflocken, hab die dort sitzen sehn, (-) hab och <<klatscht> die zuschauer> klatschen hörn, aber hab die zuschauer nich jesehn. nhs/nhs/ dann später is mir dit klar geworden, die ham unter mir jessen. ig also off dem schürboden oberhalb der bühne, also oberhalb des zuschauer- raums.“<sup>1630</sup>

---

<sup>1625</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1206-1214.

<sup>1626</sup> Vielleicht hat sie als Kind hier negative Erfahrungen auf dem Gutshof (hatten Braurecht) gemacht.

<sup>1627</sup> Vgl. SCHIEDER 2013, S. 181.

<sup>1628</sup> In diesem Interviewabschnitt gibt es mehrere Zeitangaben, die sich widersprechen. Am wahrscheinlichsten ist hier der Staatsbesuch von Mussolini 1939 in Berlin. Es muss ein pompöser Empfang gewesen sein (vgl. WDR 22.05.2015). Im Januar 1941 gibt es ein Treffen auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden (vgl. ebd.), sowie im August 1941 einen viertägigen Besuch in der Wolfsschanze an der Ostfront (vgl. BROUCEK 2005, S. 126, Fußnote 7). Nach meinen Recherchen gab es in den Jahren 1940/41 keine Berlinbesuche von Benito MUSSOLINI in Berlin.

<sup>1629</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1342-1353.

<sup>1630</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1128-1132.

Hans HAUCK kommt so mit bürgerlichen Traditionen, Kunst und Kultur in Kontakt, kann Hochkultur beobachten – und erlebt ein Stück väterliche Kindheit. In dieser Zeit ist die Kultur von der NS-Ideologie geprägt. Er beobachtet die gehobene Küche mit Kellnern, Sekt, fein gedeckten Tischen und reichausgestatteten Repräsentationsräumen. Er erlebt aber auch Berliner Hinterhöfe und Arbeiterwohnungen. Etwas verwundert die Detailgenauigkeit für ein 4-jähriges Kind, welches die Oper „La bohème“ kennt. Somit spricht viel dafür, dass die Geschichte, wahrscheinlich von seinem Vater, später wiederholt erzählt worden ist. Es ist zudem eine Überlegung wert, ob nicht den Eltern selbst so viel an den jeweiligen Ereignissen lag, dass sie diese dem Sohn offen erzählen mussten. Erlebnisse in den elterlichen Biographien, die vor allem mütterlicherseits im Dunkeln liegen, sind hierfür Türöffner zum Verstehen und wirken bis zur nächsten Generation sowie darüber hinaus.

Im Sommer 1938 wird sein Vater für ein Jahr zur Reserve eingezogen. Im Oktober 1938 ist er bei der Besetzung des Sudetenlandes mit dabei.<sup>1631</sup> Herr HAUCK erlebt, dass sein Vater nicht mehr da ist, als er vier Jahre alt ist. Er schläft jetzt im Elternschlafzimmer mit seiner Mutter im Ehebett.

Im November desselben Jahres erlebt er die Reichspogromnacht. Es ist sein zweites benanntes Thema im Interview nach dem Geburtsjahr. Mit diesem Ereignis führt er seine Mutter ein<sup>1632</sup>:

IP: „[...] is meine mutter mit mir durch die königsberger straße die heeßt jetzt rüdersdorfer (-) gega/ gelofen und da hab isch, ähh die juden vor den läden stehen sehen ihre schau- fenster warn eineschlagn. die standen da in der tür (-) BETRIPPT ich war da eben drei jahre, vier jahre knapp und (-) hat mich tief jeprägt, <<l: mh>> dass ich diese ähm leute da, die wussten, ja die waren also (-) ähhh PARELLESIERT. <<l: mh>> standen da und wir gingen wir im zoo draußen lang un ham uns das anjeguckt und wie dort eben die AUSLAGN ähh eingeschlagen warn und wees nich juwelier oder was. ähh, wie das eben rausgeräumt wurde. <<atmet tief>>“<sup>1633</sup>

Er beschreibt die Pogromnacht als Bild, festgehalten ohne Konstruktionen und Erklärungen. Was ihn geprägt hat, sagt er nicht. Er will es erzählen, gleichzeitig wird ein Widerstand deutlich. Das Bild wirkt deutlich und klar, als ob es sich fest eingebrannt hat – durchaus möglich mit vier Jahren. Herr HAUCK versucht nicht, es zu erklären. Sicher war ihm mit vier Jahren nicht bewusst, dass die Familie des Vaters selbst verfolgt wurde wegen ihres Glaubens, aber er spürt schon die Ungeheuerlichkeit dieses Ereignisses. Zugleich wirkt seine Beschreibung befremdlich. Es scheint fast, als würden die Menschen in Verbindung mit den Worten „Zoo“ und „angeguckt“ zur Schau gestellt und können nicht fliehen. Herr HAUCK und seine Mutter scheinen stiller Beobachter zu sein; sie wirken im selben Erleben verbunden.<sup>1634</sup> Auch wenn er seine Mutter als Anhängerin der SPD darstellt, geht sie mit ihm zu Propagandaveranstaltungen der NS-Führung. Seine Mutter geht nicht in aktive oder auch passive Oppositi-

---

<sup>1631</sup> Vgl. u.a. THAMER 2004b, S. 42f.

<sup>1632</sup> Vgl. Anlage 5.

<sup>1633</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 20-28.

<sup>1634</sup> Vgl. Anlage 5.

on. Sie scheint es auch im Nachhinein nicht kritisch zu reflektieren und bleibt scheinbar Beobachterin; sie lässt sich begeistern von den Veranstaltungen, wirkt teilweise geblendet.<sup>1635</sup>

Im September 1939 kommt sein Vater nicht wie erhofft von der Reserve nach Hause, sondern wird „[...] gleich mitgenomm [...]“<sup>1636</sup> zum Blitzfeldzug nach Polen<sup>1637</sup>, wie er sagt. Dadurch fällt der Verdienst vom Vater weg. Der Sold gleicht den Verdienst jedoch aus. So verdient ein Gefreiter 1935 (ändert sich bis zum Kriegsende nur gering) unter 45 Jahren in der Ortsklasse A ca. 130 RM und ein Stabsgefreiter der gleichen Ortsklasse ca. 176 RM, hinzukommen je 1 RM täglich für Kriegseinsatz. Berlin hat eine höhere Ortsklasse aufgrund höherer Lebensunterhaltskosten.<sup>1638</sup> Unklar bleibt, wie viel Geld sie vom Sold des Vaters in Berlin zur Verfügung haben. Es scheint jedoch so, dass seine Mutter nicht klagt. Seine Mutter beginnt in der Staatsoper als Platzanweiserin zu arbeiten. Diese Anstellung verlangt nach außen elegantes und höfliches Auftreten. Die Anstellung der Mutter als Platzanweiserin und damit ihre Abenddienste dürften für ihn bedeuten, dass er nach der Schule viel allein ist; ob sich abends jemand um ihn kümmert, bleibt unklar. Er sagt jedoch:

IP: „[...] dit ham se ihr angeboten. nich, ham jesacht: "jetz sind ja nun die ALLE." un da hat se also eigenes geld verdient. nich nur diese vierzich mark. wo se nich wusste ob se die krischt.“<sup>1639</sup>

Die Mutter ist finanziell unabhängig, aber auch als Alleinerziehende auf sich gestellt. Sie hat ein sicheres Einkommen und bewegt sich in der Oper sozusagen in „bürgerlichen Kreisen“ und tritt in die Fußstapfen ihres Mannes – bewusst oder unbewusst? Will sie ihm nahe sein, indem sie seinem alten Weg folgt, oder will sie ihm beweisen, dass sie es allein schafft? Dazu fehlt das Wissen über die elterliche Beziehung. Will die Mutter vielleicht ihr altes Leben vor ihrer Ehe zurück, wo sie schon eine Zeit unabhängig gelebt hat? Wie er die Abwesenheit seines Vaters selbst empfindet, präsentiert Hans HAUCK nicht. Sieht er den Vater als einengend, die Mutter bevormundend in beruflicher Hinsicht?<sup>1640</sup> Seine Mutter beschreibt er als „emanzipiert“<sup>1641</sup>, als starke Frau.<sup>1642</sup> Es scheint, als bewahre sich Hans HAUCK das Bild seiner Mutter, wie er es zu diesem Zeitpunkt erlebt hat. Er hinterfragt nicht, reflektiert nicht. Die Mutter-Sohn-Beziehung wirkt starr, als ob sie sich nicht am Leben mit seinen Erfahrungen entwickeln konnte und stagnierte. Hat er Angst vor anderen Wahrheiten, die sein konstruiertes Bild zerstören und seine Lebensbasis wegbrechen lassen könnten? Und wie war die tatsächliche Beziehung zu seinen Eltern? Viele Fragen entstehen, die Vermutungen anstellen lassen, welche sich aber nicht mit Daten aus dem Interview abschließend belegen lassen. Auffällig ist, dass Hans HAUCK für seine Mutter mit ihrem neuen Beruf Stolz empfindet. Dabei wertet er die alte Stellung ab; zuvor je-

---

<sup>1635</sup> Vgl. Interviewausschnitt zum Berlinbesuch von Benito MUSSOLINI 1937.

<sup>1636</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1165.

<sup>1637</sup> Vgl. SCHMIDT 2008, S. 22.

<sup>1638</sup> Vgl. ALTENBURGER 19.05.2015.

<sup>1639</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1288-1292.

<sup>1640</sup> Vgl. RADEBOLD 2008b, S. 178.

<sup>1641</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1296.

<sup>1642</sup> Vertiefendes zum Thema „Starke Mütter – ferne Väter“ findet sich bei ROBERTS 2008, S. 165ff.

doch beschreibt er seine Mutter noch als unerlässliche finanzielle Stütze der Familie, indem sie Zeittungen austrägt.

Zu Ostern 1940 wird Hans HAUCK in Berlin eingeschult. Hier kommt er, wenn nicht schon durch seine Mutter, spätestens mit der Ideologie des Nationalsozialismus in Kontakt. Auch wenn seine Mutter zu Hause eine SPD-Wählerin ist, darf er dies nicht nach außen in die Schule tragen. So kann es sein, dass er lernen muss, zu schweigen, um sich und seine Familie nicht in Gefahr zu bringen.

Hans HAUCK erzählt aus dieser Zeit nichts von dem harten Kriegsalltag für die Bevölkerung Berlins (Verdunkelungen, erste Welle alliierter Luftangriffe im Herbst 1940, Fliegeralarm, den Angriffswellen von Anfang Oktober 1941 bis Mitte Januar 1943 oder die massiven Angriffe von November 1943 bis März 1944). Vielleicht gehören die Angriffe für ihn zur Normalität. Er kennt es fast nicht anders. Insgesamt gibt es in dieser Zeit 370 Nacht- und Tagesangriffe. Die Folge sind 1,5 Millionen Obdachlose und über 6.000 Tote.<sup>1643</sup> Zudem gibt es seit dieser Zeit einschneidende Kürzungen der Nahrungsmittelrationen für die Berliner Bevölkerung.<sup>1644</sup> So erfahren wir nicht, wie er und seine Mutter mit der ständigen Bedrohung umgegangen sind. Vielmehr erzählt er von den ersten schnellen Siegen (z.B. Westfeldzug gegen Frankreich vom 10. Mai – 25. Juni 1940):<sup>1645</sup>

IP: „dann kam (-) der krieg. <<l: mh>> ham wir ja erstma jegen (-) frankreich jewonn. da war ich ja ä/ glücklich, dass der krieg zuende is. <<atemet teif>“<sup>1646</sup>

Es wird eine Erleichterung spürbar, vielleicht auch die Hoffnung, dass sein Vater wieder nach Hause kommt und bleibt. Im Sommer 1941 muss sein Vater mit auf den Russlandfeldzug (Unternehmen „Barbarossa“) <sup>1647</sup>. So erlebt er seinen Vater in seiner Kindheit kaum, ist fast ausschließlich auf die Erzählungen der Mutter angewiesen. Wenn sein Vater auf Urlaub ist, schläft dieser im Kinderzimmer und Hans HAUCK weiter bei seiner Mutter im Ehebett – er scheint zum Partnerersatz geworden zu sein. Hartmut RADEBOLD schreibt:

„Oft resultierte (gerade zu den einzigen und erstgeborenen Söhnen) eine enge, symbiotische, lebenslange Mutterbindung, die zusätzlich durch eine Parentifizierung und familiäre Delegation (Ersatz des Partners, ein besserer Mann als der Ehemann, Wiedergutmachung für den verlorenen Mann u.a.m.) verstärkt wurde. Das dadurch gleichzeitig vermittelte Frauenbild war das einer Kriegswitwe (d.h. oft ohne weitere Beziehungen und dazu weitgehend asexuell). Die Mütter wurden oft entweder als hart, stark und mächtig oder als schwach, sich zurücknehmend und oft krank, auf jeden Fall aber abgearbeitet, überlastet, grau und ohne Lebensfreude, erlebt. Verständlicherweise ergaben sich dadurch oft wiederum insbesondere für die Söhne – Ablösungs- und Autonomie-

---

<sup>1643</sup> Trotz der massiven Luftangriffe auf Berlin starben im November 1943 „nur“ 4.000 Berliner, im Vergleich zu den Opfern der Luftangriffe in Hamburg „lediglich“ 10%. Dies lag vor allem an der städtebaulichen Struktur von Berlin mit seinen vielen Parks, breiten Straßen und Wasserstraßen. Zudem hatte Berlin keinen engen Stadtkern mit eng zusammenstehenden Fachwerkhäusern. Die Häuser waren indes überwiegend solide gemauert und verfügten über Brandschutzmauern (vgl. KELLERHOFF 2006, S. 66f.).

<sup>1644</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.2.

<sup>1645</sup> Vgl. SCHMIDT 2008, S. 57.

<sup>1646</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 29-31.

<sup>1647</sup> Vgl. SCHMIDT 2008, S. 99.

schwierigkeiten, teilweise wurden die möglichen bzw. sich abzeichnenden Beziehungen der Söhne von Seiten dieser Mütter ständig kritisch hinterfragt, boykottiert oder auch sogar zerstört.“<sup>1648</sup>

Seinen Vater erlebt er als dritte, fast fremde Person, welche nicht richtig zu ihrer Familie (Mutter und er) gehört. Somit kann auch das von der Mutter evtl. vermittelte Bild vom Vater (uns geht es besser ohne ihn) gegen das Vermissen geholfen haben. Eventuell hatte die Mutter das Bedürfnis, Hans dadurch vor emotionalen Nöten zu schützen – und vielleicht auch sich selbst. Immerhin ist sie ein gebranntes Kind und musste den frühen Tod von Mutter und Schwester verkraften. Hans HAUCK muss seiner Mutter beim Zeitungsaustragen helfen und so zum Familieneinkommen beitragen. So war er unter anderem verantwortlich dafür, das Geld einmal im Monat (2,80 Mark) zu kassieren. Zu Weihnachten bekommt er manchmal Trinkgeld. Es sind Botengänge und kleine Arbeiten, welche in Arbeiterfamilien nicht unüblich sind und schon in früheren Generationen praktiziert wurden.<sup>1649</sup> Dass er sich zum Teil wie der „der Herr“ im Hause fühlt, zeigt sich auch an folgendem Ausschnitt zum Eintritt in die NSDAP: „[...] *ig hab also dann den völkischen beobachter äh äh inner im briefkasten jehabt.*“<sup>1650</sup> Zum Vergleich: Vorher war immer der Vater Empfänger der Zeitung, nun übernimmt Hans HAUCK gefühlt dessen Rolle. Über die Zeitschrift nimmt er auch am Krieg teil; einen „Volksempfänger“<sup>1651</sup> besitzen sie zu dieser Zeit nicht. Er sagt:

IP: „[...] äh hab ich dann och ebem jesehn äh, w i e die deutschen truppeN, ach nee wie die russen nach finnland einmarschiert sind.“<sup>1652</sup> also ein riesengroßes bild und alles in marsch, äh also äh wir ham da nich viel jeschossen und so <<l: mhm>> sondern sind marschiert. äh war dann ebm och die überschrift "die russen marschiern in finnland ein" also so wies it sagn, so war och dit bild. [...] hat ig natürlich och als (-) in gübin, nich den "völkischen beobachter" ham wer äh SMOLENSK<sup>1653</sup> verteidigt.“<sup>1654</sup>

Unter der Maßgabe, dass Hans HAUCK ca. sechs Jahre alt ist, scheint er sich bis heute seine damalige Sicht als Kind bewahrt zu haben und bewertet den Zeitungsausschnitt nicht mit den Erfahrungen und heutigen Hintergrundwissen eines erwachsenen Zeitzeugen. In seinen ersten Sommerferien 1941

<sup>1648</sup> RADEBOLD 2008b, S. 179.

<sup>1649</sup> Vgl. Kap. 4.3.2.1 u. vgl. ROSENBAUM 1982, S. 454.

<sup>1650</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1139-1140.

<sup>1651</sup> Ab 1938 kostete das Radio nur noch 35 RM, zuvor waren es 76 RM. Es bekam u.a. den Spitznamen „Goebbels' Schnauze“. Der VE 301 wurde auf der Funkausstellung 1933 in Berlin vorgestellt. Sämtliche Rundfunkfirmen wurden verpflichtet (Propagandaministerium), Radios baugleich zu produzieren. Durch die Serienfertigung und Standardisierung sollte der einfach gestaltete „Volksempfänger“ für jeden Haushalt erschwinglich sein. 1941 hatten 65% aller deutschen Haushalte ein Radiogerät. Es wurde die Parole ausgerufen „Ganz Deutschland hört den Führer mit dem Volksempfänger“. Der Rundfunk war für Propagandaminister Joseph Goebbels das effektivste Mittel zur Beeinflussung der Bevölkerung. Damit es nicht zur Abwendung (durch die ständige Propaganda) kam, gab es z.B. Wunschkonzerte, Hörspiele und Weihnachtsberichte im II. Weltkrieg (vgl. SCRIBA 2014).

<sup>1652</sup> Hans HAUCK meint hier den Krieg zwischen der Sowjetunion und Finnland (vom 30.11.1939 bis 12.03.1940), welcher in die Geschichte als „Winterkrieg“ Eingang fand (vgl. SCHMIDT 2008, S. 42).

<sup>1653</sup> Im August 1941 in der Kesselschlacht von Smolensk besiegte die Wehrmacht (Heeresgruppe Mitte) die Rote Armee (Sowjetunion), nahm über als 31.000 Gefangene, 3200 Panzer und fast gleich viele Geschütze (vgl. SCHMIDT 2008, S. 111).

<sup>1654</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1141-1149.

fährt er mit einem Zug von Berlin Charlottenburg zu seinen Großeltern väterlicherseits nach Ostpreußen. Es scheint eine organisierte Reise<sup>1655</sup> zu Verwandten zu sein:

IP: „[...] als wir jefahrn sind hatte der zuch drei vorzüge und drei nachzüge. es sind SIEBEN züge sozusagen in zwanzig minuten abstand hintereinander.“<sup>1656</sup>

Von der Reise nennt er nur die Stationen/Orte der Zugstrecke und Folgendes:

IP: „[...] wenn wir da abends äh ins bett jegangen sind <<leise> da war dit fenster (-) von INNEN> voller mücken. (--) man/ schwarz, dit war schwarz. also äh im sommer in/in/in äh in musurn, das is lebensgefährlich.> schlimmer als der spreewald.“<sup>1657</sup>

Über Gefühle sagt er nichts, auch nicht, was er dort gemacht und unternommen hat. Er lernt seinen Onkel kennen, „*dat war ein herr. ja, <<rauchig> groß, kräftig*“<sup>1658</sup> und seine Tante. Von diesem Treffen könnte das Wissen zur Familie des Vaters stammen.<sup>1659</sup>

Im späten Frühjahr 1942 ist sein Vater auf Heimaturlaub von der Ostfront. Er nimmt („[...] *der wollte sich das angucken un ich bin da mit.*“<sup>1660</sup>) ihn mit zur Propagandaausstellung „*Das Sowjet-Paradies*“ im Berliner Lustgarten, welche im Mai und Juni öffnete.<sup>1661</sup> Sein Vater scheint hier ein besonderes Interesse zu haben, es ihm zu zeigen. Seine Mutter geht nicht mit. Die Ausstellung soll den Krieg gegen die Sowjetunion rechtfertigen sowie rassistische, kulturelle und politische Vorurteile gegen Russland verbreiten. Mit diesem Erlebnis führt er seinen Vater ins Interview ein<sup>1662</sup>:

IP: „[...] da ham die also gezeigt wie die RUSSEN äh WOHN. da war also so ein ofen auf dem die dann schlafen. un so ne kleen hütten unt vor den hütten warn dann äh ebm so ne bauersfrau nich äh die <<kaffeetasche klimpert>> ähh ähh da stand un so. <<tiefes einatmen>> also jedenfalls, man sah ebm ähh nich gerade untermenschen, aber es war ebm mm ganz <<schnell>>schlimm [...] un da war ne KARTE <<zungenschnalzer>> un da hab ich mir das so anjeguckt und ig sach: „mensch papa guck doch mal (-) wie groß russland IS!“ (-) da war er so <<zeigt> so groß russland. un hier vorne an der ecke, äh dit war deutschland. mein vatter guckt (---) sacht: "JA." wir ham immer nur die karten von europa jesehn da war russland am ural zuende. nich un ähh, hier in deutschland wir warn in polen <<tasse klimpert>> un wat alles. also, <<haucht bedächtig> ig sache: "mensch"> ja un mein vatter hat <<tasse klimpert>> hat auch jeschluckt.“<sup>1663</sup>

Sein Vater scheint seinen Sohn an seinem Leben teilhaben lassen zu wollen, wo er kämpft und was er erlebt. Beim Hören und Analysieren stellt sich mir die Frage, ob Hans HAUCK die Phrase „Untermensch“ nicht von seinem Vater übernommen hat. Gibt er die väterliche Sicht zu den „Russen“ wieder? Vorstellbar ist es, zumal seine Erzählungen unreflektiert wie aus „alten Zeiten“ wirken. Gleichzeitig wird in der Erzählung eine Vertrautheit deutlich: „*mensch papa guck doch mal (-) wie groß*

<sup>1655</sup> Vgl. BENZ 2013.

<sup>1656</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1425-1427.

<sup>1657</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1401-1405.

<sup>1658</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1392.

<sup>1659</sup> Vgl. Kap. 4.3.2.1.

<sup>1660</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 40-49.

<sup>1661</sup> Vgl. SPERL 22.12.2014 u. vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 185.

<sup>1662</sup> Vgl. Anlage 5.

<sup>1663</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 33-38.

*russland IS!*“ Sein Vater wirkt hier weich und nahbar, nicht wie einer, welcher seine Familie gefährdet. Sein Vater muss anschließend wieder in den Krieg. Von möglichen Feldpostbriefen seines Vaters von der Front erzählt er nichts. Was mag im Vater vorgegangen sein, als er zusammen mit seinem Sohn die Ausmaße Russlands entdeckt, als Soldat und Involvierter? Ob Hans HAUCK sich, nun selbst Vater, manchmal in seinem Vater hineinzudenken vermag und früher Erlebtes neu/anders einordnen kann? Es scheint jedoch so, dass er eher an alten Erinnerungen fest hält; sie wirken wie fest stehende Bilder.

Hans HAUCK fährt in diesen Sommerferien zu seinem Großvater mütterlicherseits nach Sachsen und damit weg von einer zunehmend vom Krieg gezeichneten Stadt. Hier scheint seine Mutter die Spannungen zu ihrer Familie zu überwinden. Zurück in Berlin geht er wieder zu Schule.

Sein Vater wird nach 1942 zum „*Stabsgefreiten neuer Art*“ des Heeres befördert. Damit bekommt er auch einen höheren Sold. Ein Stabsgefreiter der Ortsklasse A bekommt ca. 176 RM, hinzukommen 1 RM täglich für Kriegseinsatz; für Berlin dürfte er, wie schon erwähnt, etwas höher liegen.<sup>1664</sup> Zuvor war er Obergefreiter.

Der „*Stabsgefreite neuer Art*“ wurde im 25. April 1942 im Heer eingeführt. Zu diesem Dienstgrad konnten Obergefreite befördert werden mit einer Gesamtdienstzeit von 5 Jahren (6 Jahre Erzsatzheer), zudem mussten sie mindestens 2 Jahre den Grad der Obergefreiten innehaben.<sup>1665</sup> Er sagt:

IP: „[...] en stabsjefreiter (-) is äh (-) nh keene auszeichnung. sondern das is ein makel. wer stabsjefreiter is oder äh stabsfeldwebel, das sind DIE dies n i c h zum unteroffizier (-) oder zum ähh leutnant schaffen. ja, also diese. (-) der stabsjefreite (-) das war ein qualitätsmerkmal.“<sup>1666</sup>

Die Mannschaftsgrade sind noch heute die niedrigsten Dienstgrade im Militärbereich.<sup>1667</sup> Ob es tatsächlich nach Hans HAUCK ein „Qualitätsmerkmal“ ist, dass sein Vater nicht Unteroffizier oder Leutnant gewesen ist, ist stark anzuzweifeln vor dem Hintergrund, dass sein Vater mit 39 Jahren vorher nie eine militärische Laufbahn eingeschlagen hatte; oder ob er sich (oder auch seine Mutter)<sup>1668</sup> einen Vater gewünscht hätte, welcher eine hohe militärische Laufbahn eingeschlagen hätte, welcher umjubelt wurde, auf welchen er hätte nach außen stolz sein können. So klingt vielmehr eine Enttäuschung von Hans HAUCK gegenüber seinem Vater an. Vielleicht fühlt er sich manchmal noch mehr als ein Außenseiter. Er sagt: *„ich hatte ne ganz alte mutter. siebenunddreißig jahre. <<l: mh>> ss/ so ne*

---

<sup>1664</sup> Nach ABSOLON 1995 (S. 479) bekommt ein Stabsgefreiter einen monatlichen Sold von 118,70 RM nach der Wehrsoldgruppe 15.

<sup>1665</sup> Vgl. ABSOLON 1995, S. 479.

<sup>1666</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1167-1170.

<sup>1667</sup> Vgl. LAWRENZ/NAKSYNSKI 23.05.2015.

<sup>1668</sup> Vgl. Mussolini Besuch.



*mütter gabs in meiner jugend nich*<sup>1669</sup> Zudem ist er eines von wenigen Einzelkindern; in ihrem Hof gibt es ca. 20 Kinder in seinem Alter:

IP: „ig war ja einzelkind d o r t dit warn natürlich <<klopft mit der faust auf den tisch>> sechs, sieben kinder, fünf (-) und (-) zwee einzelkinder noch. dit war / also/na die <<zungenschnalzer>> die warn nicht richtig oder ebm solche alten, wie meine mutter.“<sup>1670</sup>

So betont Hans HAUCK vor allem das Besondere (eigenes Klo in der Wohnung):

IP: „meine nachbarin äh, äh die war zwee jahre älter hübschet mädchen: „hans darf ich bei dir aufs klo gehn?“ die hat dann also immer bei mir aufm k/ klo jepinkelt.“<sup>1671</sup>

Er will dazugehören, will etwas bieten, sich begehrt machen. Gleichzeitig grenzt er sich damit ab. Oft stellt sich das Gefühl ein, dass er bis heute das Besondere in seiner Vergangenheit sucht und daran festhält – seinem Alter zum Trotz.

1943 fährt Hans HAUCK für ein Jahr zu seinem Großvater nach Ostsachsen. Er sagt:

IP: „[...] ich hab ja dort ein jahr jewohnt äh/ bin dort ein jahr zur schule jegang `43, `44 dann als es richtig schlimm wurde.“<sup>1672</sup>

Seine Mutter bleibt in Berlin. In dieser Zeit beginnt in Berlin die Evakuierung von Frauen, Kindern und alten Menschen, auch im Rahmen der Kinderlandverschickung. An dieser Stelle lohnt sich ein Exkurs.

### ***Exkurs: Erweiterte Kinderlandverschickung***<sup>1673</sup>

Aufgrund massiver werdender Bombardierungen der Städte (vornehmlich Hamburg und Berlin) und den sich stark zuspitzenden Versorgungsproblemen bis zum Kriegsende wurden etwa 2,5 Millionen Kinder in ländliche Gebiete evakuiert. Die Notlage in den Städten wurde propagandistisch zu einer Tugend interpretiert: Die Kinder wurden vor dem Krieg geschützt (obgleich die Kinderlandverschickung ihre Wurzeln 1916 hat). Hier sollten Stadtkindern Landaufenthalte ermöglicht werden. Das hat sich über die Weimarer Republik und die Zeit des Nationalsozialismus erhalten und erlebte im September 1940 einen großen Aufschwung. Kinder im Alter zw. 10-14 Jahren wurden meist klassenweise evakuiert. Es gab ca. 9.000 Lager zur Unterbringung. In diesen Lagern war der Alltag einem strengen Regelwerk unterworfen. Die Kinder konnten so politisch und ideologisch beeinflusst werden und waren dem Drill in den Lagern ausgesetzt. Sie waren über Monate, teilweise über Jahre, in den Lagern und so dem Einfluss des Elternhauses entzogen.

1943 begann die zweite Phase der Kinderlandverschickung. Zunehmend wurden ebenso Betriebe aus Berlin verlagert. Schulen konnten geschlossen im Rahmen des Programms der „erweiterten Kinder-

---

<sup>1669</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 948-949.

<sup>1670</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 997-1001.

<sup>1671</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 966-969.

<sup>1672</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1025-1026.

<sup>1673</sup> Es ist eine zusammenfassende Darstellung von STRUCK 10.01.2015; DEMPS 2012, S. 78ff. u. S. 180; KOCK 1997, S. 11 u. MATERNA/RIBBE 2003, S. 186.

landverschickung“ evakuiert werden. Die Transportkosten wurden übernommen. Dadurch wurde der öffentliche Druck auf die Eltern erhöht – obgleich die Evakuierungsmaßnahme offiziell freiwillig war. In einem Aufruf vom 31.07.1943, von Joseph GOEBBELS unterschrieben, heißt es:

„Eltern der Berliner Jugend! Der feindliche Luftterror nimmt keine Rücksicht auf die Zivilbevölkerung. Die Terrorangriffe führen einen brutalen Vernichtungskrieg gegen wehrlose Frauen und Kinder. Die Sorge um die deutsche Jugend, um ihre Gesundheit und ihr Leben erfordert besondere Maßnahmen. Mit sofortiger Wirkung werden die Berliner Schulen mit ihren Lehrern klassenweise in die für den Gau Berlin vorgesehenen Aufnahmegeraue Mark Brandenburg, Ostpreußen und Wartheland verlegt. Die Umquartierung erfolgt im Rahmen der erweiterten Kinderlandverschickung. [...] Mütter, auch solche von Kleinkindern, können die Transporte begleiten, sofern ihre Anwesenheit in Berlin aus beruflichen oder sonstigen Gründen nicht erforderlich ist. Es ist Vorsorge getroffen, daß Mütter in den neuen Schulorten mit ihren Kleinkindern Unterkunft finden. [...] Über die Fortsetzung des Schulunterrichtes nach Schulbeginn erhalten sie durch Ihre Schulen weiteren Bescheid. Die Orte wohin die Klassen verlegt wurden, werden Ihnen von der Schule mitgeteilt. Von den Eltern wird Verständnis für die getroffenen Maßnahmen, die im Interesse ihrer Kinder getroffen werden, erwartet. Ihre Bereitwilligkeit und Einsicht werden dazu beitragen, daß die Verlegung der Schulen reibungslos vonstattengeht und ihre Kinder von den Folgen des feindlichen Luftterrors bewahrt bleiben.“<sup>1674</sup>

Bei der Anmeldung zur Kinderlandverschickung wurden die Eltern darauf hingewiesen, „[...] daß die Verschickung auf 6 bis 9 Monate erfolgt und eine vorzeitige Rückholung grundsätzlich verboten ist.“<sup>1675</sup> Kinder ab zehn Jahren kamen in die Kinderlandverschickung, Jüngere zu Pflegefamilien, wenn sie nicht bei Freunden oder Verwandten außerhalb von Berlin wohnen konnten. Im Rahmen der Kinderlandverschickung gab es zudem das Programm „Mutter und Kind“. Hier wurden Mütter gemeinsam mit ihren Kindern (bis sechs Jahre) zu Gastfamilien oder häufig in kirchliche Heime (diese waren eigentlich Schwangeren und Müttern mit Säuglingen vorbehalten) verschickt. Bis Ende 1943 wurden etwa eine Million Berliner betroffen. Zu Beginn war die Maßnahme unpopulär, die Eltern wollten ihre Kinder nicht in fremde Hände geben, zumal die Bedrohung noch ausblieb. Dies änderte sich, als sich im Sommer 1943 die Angriffe verstärkten. Die Kinderlandverschickung blieb trotz Propaganda eine unpopuläre Aktion. Viele Kinder litten sehr unter Heimweh.

### **Zurück zu Hans HAUCK**

Seine Mutter schickt Hans zu ihrem Vater nach Sachsen. Vor dem Hintergrund der Evakuierungen in Berlin kann angenommen werden, dass diese Reise im Rahmen der Kinderlandverschickung stattfindet, zumal er in Sachsen zur Schule geht. Hans HAUCK wäre sonst womöglich zu einer Pflegefamilie gekommen – dies wollte sie scheinbar trotz der vorhandenen Spannungen nicht. Hans HAUCK sagt,

IP: „[...] also och irgendwie schwierig. sag ich mal, fürn mädchen.>[meint hier seine Mutter, T.S.] <<!: mh mhm>> ähh/ ja zu mir warn die/ ich hab ja dort ein jahr gewohnt.“<sup>1676</sup>

---

<sup>1674</sup> Zit. in DEMPS 2012, S. 180.

<sup>1675</sup> Zit. in KOCK 1997, S. 172.

<sup>1676</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1024-1025.

Ein Satz, den er abbricht. Er wollte scheinbar sagen: „ja zu mir warn die, nett“.<sup>1677</sup> Er nennt seinen Opa (Roland) und die Stiefschwester (Grete) mit Namen. Die zwei Stiefbrüder seiner Mutter kennt er nur in Uniform, wie er sagt. Mehr erzählt er nicht von dieser Zeit. Für Hans HAUCK bedeutet das, dass jetzt jemand da ist. Er nicht allein ist. Er traut sich vermutlich heute noch nicht, seine Empfindungen zum Ausdruck zu bringen und bricht ab. So stellt er das Bild seiner Mutter von ihrem Vater nicht in Frage und damit auch seine Mutter nicht. Anders als sonst für ihn „typisch“ ordnet er diese Reise nicht in große historische Zusammenhänge ein. Er erwähnt das Wort „Kinderlandverschickung“ nicht und lässt das Ganze als Urlaub wirken, als mütterliche Wohltat ihm gegenüber, nicht als Zwang „von oben“. Hans HAUCK scheint diese Reise und ihre Hintergründe bis heute ebenso wenig hinterfragen zu wollen wie seine Familie.

Erst in dieser Notsituation lernt er seine Verwandten (richtig) kennen, erzählt aber nichts über diese sicherlich prägende Zeit. Als Kind so lange von zu Hause fort zu sein, ist eine Herausforderung. Hatte Hans HAUCK Heimweh? Spricht „man“ nicht über Gefühle?<sup>1678</sup> Welche Beziehungen hat seine Mutter zu ihrer Familie? Durfte darüber geredet werden? Damalige erzieherische Leitsätze waren: „Was mich nicht umhaut, macht mich stark“, „Husten ist Charaktersache“, „Disziplin und Ordnung müssen sein.“<sup>1679</sup>

Im Sommer 1944 werden die Luftangriffe intensiver, die Stadt ist vom Krieg gezeichnet. Warum holt ihn seine Mutter wieder zurück nach Hause, in ein regelmäßig stark bombardiertes Gebiet?<sup>1680</sup> Ein Widerspruch zu seiner vorherigen Aussage (*[...] ich hab ja dort ein jahr jewohnt äh/ bin dort ein jahr zur schule jegang `43, `44 <<l: mh>> dann als es richtig schlimm wurde.*<sup>1681</sup>) Warum gehen sie nicht zusammen nach Sachsen? Hätte er als 10-jähriger in ein Lager gemusst? War das Heimweh zu schlimm und seine Mutter entscheidet sich, ihn nach Berlin zu holen? Ist die Entscheidung für Hans HAUCK nachvollziehbar? Viele Fragen bleiben wieder offen. Hans HAUCK kommt in diesem Jahr zur Hitlerjugend. Er sagt:

IP: „44 in die pimpfe jekonnt. (-) ig war ja begeister hab da eehh zeitung/ zeitschrift jelesen. <<l: mh>> "der adler" mit unsern (-) äh mhh äh bb/ brillanten griegern, dat warn ja alles flieger. <<l: mh>> äh jab ja keene ww/ wehrmacht un un die marine. <<l: mh>> krischten ja keene äh ritterkreuz mit #eichen-# <<l: #nee#>> laub und brillanten. <<l: mh>> dat warn nur fliegr (-) <<tiefes einatmen>> jaa un dann als dit soweit war, äh da war ich dann zufrieden. dass die mich nich jeholt habm.“<sup>1682</sup>

In diesem Ausschnitt wird seine ehrfürchtige Begeisterung für die Männer im Krieg deutlich. Hans HAUCK fiebert Siegen und Ehrungen entgegen und lässt den Wunsch nach Zugehörigkeit und dem

---

<sup>1677</sup> Vgl. Kap. 4.3.2.1.

<sup>1678</sup> Vgl. Exkurs: Jugend im Nationalsozialismus Kap. 4.2.2.3.

<sup>1679</sup> Vgl. REULECKE/STAMBOLIS 2008, S. 19.

<sup>1680</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.2 u. vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 188.

<sup>1681</sup> Oberer Interviewausschnitt (Interview Hans HAUCK, Zeile 1025-1026).

<sup>1682</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 67-73.

Besonderen spüren. Dieses positive Männerbild kann durchaus von seiner Mutter vorgelebt und somit seine Begeisterung geweckt haben.<sup>1683</sup> Es wirkt wie ein Gegenbild zu seinem Vater, welcher „nur“ Stabsgefreiter war und die Hypothese der Enttäuschung über den Vater festigt.<sup>1684</sup> Er folgt den Kämpfen in „Sicherheit“, ist Beobachter und passiver Kämpfer. „Pimpfe“ als Begriff für die Hitlerjugend wirkt zudem verharmlosend, für die heutige Zeit zum Teil unbekannt und kann von scharfer Kritik von außen schützen. Hans HAUCK erwähnt mit keinem Wort die dahinterstehende Ideologie oder physischen Folgen für die Krieger. Dennoch ist er heute froh, „nur“ Beobachter gewesen zu sein und den aktiven Soldaten nur in der Fantasie gespielt zu haben. Er war nicht in die Kämpfe involviert. Er grenzt sich ab, führt jedoch nicht weiter aus, was ihn zu dieser Abgrenzung gebracht hat – die Zeit bei den „Pimpfen“ scheint mit unangenehmen Erinnerungen verbunden zu sein.

Eine richtiger Schulunterricht ist unter diesen Bedingungen nicht mehr möglich. In der fünften „[...] *klasse ham wer ja im bunker jesessen. fünfte klasse hab ich ja bloß, äh bis weihnachten.*“<sup>1685</sup> Sie lernen die Funktionsweise der Militärtechnik („Goliath“ Panzer). Sein Vater kommt Ende des Jahres 1944 in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Der Bruder des Vaters wird von der sowjetischen Armee verschleppt und stirbt in Gefangenschaft. Zudem fällt ein Stiefbruder seiner Mutter an der Front, ihr zweiter Bruder wird als vermisst gemeldet und bleibt bis heute verschollen. Die Familie verliert die ersten nahen Verwandten. Es kommt zur ersten Desillusionierung. Seine Mutter scheint in der harten Kriegszeit fast Übermenschliches zu leisten, wenn es darum geht, sich und ihren Sohn zu ernähren und am Leben zu erhalten:

IP: „[...] UND dann gabs ja lebensmittelkarten, da äh/wpff/ gab`s wees ig wat, pro/ pro nase hundert gramm fleisch, oder so was. Und m e i n e mutter HAT spitzbeine jekauft. da hatten wir natürlich dann <<zeigt größe des fleischberges und scheppert mit den händen auf die tischplatte> so ein berg FLEISCH.> un da hat man die spitzbeine <<freudig> abje-knabbert> und äh den rest äh, offm teller <<haut mit der faust auf den tisch>>. un was dann meine mutter weg jeschaft hat war so`n berg <<zeigt fast identisch großen haufen in der luft mit den händen>>. <<lacht auf> he, he, ds/ was wir jegessen hatten, he. <<l: mh>> das war so viel, he he, wie wir vorher hatten. > aber das gab`s vierfach. also meine mutter hat ebm statt hundert gramm, äh, vierhundert gramm jekrischt.“<sup>1686</sup>

Zum Jahreswechsel 1944/45 führen die Alliierten Krieg gegen die Berliner Bevölkerung; sie sollte zermürbt werden. Es breitet sich immer größeres Chaos aus. Wohnungen werden knapp und die Notunterkünfte können den Bedarf nicht decken. Gas, Wasser und Strom fallen immer wieder aus.<sup>1687</sup> Die öffentlichen Bunker können nur einem Teil der Bevölkerung Platz bieten. Berlin wird mit Erreichen der sowjetischen Front an der Oder am 1. Februar 1945 in drei Verteidigungsringe aufge-

---

<sup>1683</sup> Siehe Interviewausschnitt zum Besuch von MUSSOLINI in Berlin und das Bild der SS-Männer.

<sup>1684</sup> Vgl. hierzu die Überlegungen zum Dienstgrad seines Vaters.

<sup>1685</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 89-99.

<sup>1686</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1214-1224.

<sup>1687</sup> Vgl. KELLERHOFF 2006, S. 66 u. S. 69f.

teilt. Der Bereich innerhalb des Berliner S-Bahnringes wird zum innersten Verteidigungsbereich.<sup>1688</sup> In diesem engeren Ring liegt die Wohnung von Hans HAUCK und seiner Mutter. Am 3. Februar 1945 erfolgt dann der bislang größte Luftangriff des II. Weltkrieges mit weit über 1.000 Flugzeugen. Ziel ist das Regierungsviertel. Es leben, trotz der Evakuierung vor allem der Kinder ins Umland, zwischen zwei und zweieinhalb Millionen Menschen in Berlin – sie werden gebraucht, da Berlin zu dieser Zeit ein wichtiges Verwaltungs- und Industriezentrum ist.<sup>1689</sup> Zu dieser Zeit sagt er im Interview:

IP: „[...] dann habm wir also och bloß noch im bunker gesessen am ostbahnhof. <<I: mh>> war so ein bunker für die reisenden, der wurde um sechs off jemacht sind wir rin. <<atmet tief>> und ähm dann nachts um zwei um drei warn ja die luftangriffe vorbei. <<I: mh mh>> sind wir in unsre betten. TSCHA un da is dann irgenwo ma ne Mine <<lauter> runter, also dies> wird alles äh erhalten jeblieben sin. nur einzelne häuser die ne bombe gekrischt ham un abjebrannt sind. alles andre is erhalten“<sup>1690</sup>

Hans HAUCKS Schilderungen wirken harmlos, fast teilnahmslos im wahrsten Sinne des Wortes. Am 21. April 1945 erreichen die sowjetischen Truppen Berlin und am 27. April 1945 den Stadtbezirk von Hans HAUCKS Wohnung. Bei den Häuserkämpfen an diesen Tagen verlieren viele Soldaten ihr Leben, auch die Zivilbevölkerung ist stark betroffen. Kapitulationswillige werden von NS-Truppen erhängt. Es gibt Plünderungen, Misshandlungen, Vergewaltigungen und Erschießungen von Seiten der sowjetischen Armee an der Zivilbevölkerung.<sup>1691</sup> Es konnte jeden treffen. Von der Ankunft der Roten-Armee erzählt er folgendes:

IP: „[...] an dem tag an dem die RUSSEN kam. ist meine mutter nochmal äh (-) früh (-) über zwee straßen, <<zeigt den straßenverlauf mit den händen auf der tischplatte> war der fleischer "ENZENSBERGER". sie is also zum fleischer „ENZENSBERGER“ jegang UND äh hat da anjestanden un hat da oh noch ihr fleisch jekauft (-) un das war`s sie kam nicht mehr zurück, WEIL über die straße jeschossen wurde. äh, sie kam nich mehr in die/ in unsre straße. <<atmet tief ein>> u n d, joah dann kam die russen (-) un die kam m/ zu zweet (-)"hudihuri, hudihuri" ham jezeigt hier - uhr. die wolln <<I: mh>> die uhr ham. so naja, so weg (-) naz/ähäh/ nach ner stunde komm wieder zwee russen: "hudihuri, hudihuri." <<panisch> "nix mehr, KAMMERAD war schon da, nix mehr."> "wir ham nix mehr!" sacht: "JA, HIER. " äh, f/ fing RING sacht der: "krieg ig nich ab." messer raus jeholt <<lacht laut auf (4)>> <<lachend> hat der also och den ring abjekrischt.> so, weg. äh z/ zwee stunden später oder ne halbe stunde später, komm zwee russen <<I: mh>> "hudihuri, hudihuri, hudihuri, hudihuri" <<lacht und spricht lachend> ja nun hat mer aber nix mehr!> <<klopft mit der faust auf den tisch>> <<freudig> un dann> kam die kämpfende truppe. ähh und da dacht ich bpfff meine mama kommt nich mehr wieder. also äh, (-) d/diese w/ wir ham im luftschutzkeller jesessen. äh und äh, d/ die janze hausgemeinschaft ebm. <<zungenschnalzer>> u n d joah, die ham mh sich dann so och, ja wie man sich dann eben mit so nem kleen unterhält, nich. war ja al l e s (-) peinlich. dann se/ bin ich zu unser nachbarin, also die mit den vielen kindern. WO, die edith off mein klo immer kam und tschja und da is/ SCHLIEF (-) en m/ G N E I S. en gneis also dit <<leise> nah,> is ja großer adel. warn ja och, och äh generäle, aber der war bloß offizier. <<lauter> schlief der gneis off dem sofa und die pistle lag hier. <<zeigt mit der hand auf die

<sup>1688</sup> Vgl. COBBERS 2007, S. 206f.

<sup>1689</sup> Vgl. KELLERHOFF 2006, S. 69.

<sup>1690</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 74-80.

<sup>1691</sup> Vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 188.

linke seite seines beckens>> und wenn ich mir dit j e t z ü b e r l e g e, war das wahrscheinlich äh seine, damit er nich in jefangenschaft kommt un nich abjeknallt wird. das der da den schlafen. <<lauter>> aber dit war mir nich klar, also ig war/ hab bloß einen schreck jekrischt, wie der olle gneis da off dem sofa schläft und ähnh, die pistole em aus der hose jefalln is. NAJA <<atmet tief ein>> jedenfalls un dann kam meine mutter. weil dann ebm die SS aggezogen hat, sie war also noch im keller. äh, äh, mit (-) zwee verwundeten ss soldaten. die/ dit war ja nu dit eckhaus un die ham ja aus dem eckhaus äh, <<leiser> die russen da ebm noch schwer beschäftigt.> und die brachten dann zwee verwundete in zivil un die russen kam dann da rin un ham nich nach: "hurihuri", sonder nach "deutsch soldat" jefracht. (--) <<ruhig und sehr leise> un da hat eener so <<zeigt mit der hand in eine richtung>> jemacht. meine ... hat da jesessen, nich als/ ja (--) sowas, (-) jeder sich selbst der nächste, wa.> <<laut> joah un dann kam also meine mutter doch noch wieder> unt äh (---) das glück war (-) PERFEKT. <<l: mhm (6)>> tschJA tschJA un dann hat also meine mutter/ meine mutter hat dann äh im krieg als platanweiserin äh, inner staatsoper jeareitet. dit ham se ihr aneboten.“<sup>1692</sup>

Dieser Ausschnitt und die Situation sind geprägt von Angst und absoluter Machtlosigkeit. Nach jedem Kommen der Soldaten führt er seine Mutter ein („da dacht ich bpfff meine mama kommt nich mehr wieder“, „jedenfalls un dann kam meine mutter“, „joah un dann kam also meine mutter doch noch wieder“). Hans HAUCK wird wieder zu dem 10-jährigen Jungen, der hilflos und auf sich gestellt ist und den Schutz seiner Mutter vermisst. Er nennt sie an dieser Stelle „Mama“, sonst nennt er sie „Mutter“. Er fühlt sich bedroht, hilf- und schutzlos – kann das aber nicht in Worte fassen. Sein Lachen in einer sehr bedrohlichen Situation (durch die sowjetische Armee) kann diese nicht aushaltbare, grenzenlose Angst verstecken und die Erinnerung erträglich machen. Ulrike LOCH (2008) spricht von Dissoziationen, welche durch das Lachen ausgedrückt werden.<sup>1693</sup> Hans HAUCK erlebt etwas sehr Traumatisches. Auf der Textebene schlägt sich diese Angst durch Brüche, zeitliche Sprünge und unvollständige Sätze nieder<sup>1694</sup> – Hans HAUCK erlebt den Krieg nun hautnah und kann seine Gefühle bis heute nicht in Worte fassen. Seine Existenz wäre bedroht gewesen ohne seine Mutter – sein persönlicher Krieg wäre ausgebrochen.

Mit Kriegsende verliert Hans HAUCK auch seine Vorbilder (Offiziere, Oberstleutnante), welche in den NS-Zeitschriften heldenhaft dargestellt wurden. Somit sind für ihn jedoch auch Identifikationsfiguren weggefallen. Nach der Kapitulation und dem Kriegsende kommt sein Großvater aus Sachsen mit seiner Stieftante nach Berlin; sie ziehen in ihre Wohnung mit ein.

IP: „[...] mein opa der kam nach berlin, der hat uns en radio jekoft, wir hatten keens. <<l: mhh>> wwff/ <<klopft mit der faust auf den tisch>hat och nich> so jereicht dit geld. <<atmet tief ein>> unt (-) äh ig bin mit dem <<l: mhh>> äh/ innen wald jegang, äh/ wir ham da äh/äh/ fichten anjeschlagen. dit/äh/ hat er also alles mitm förster jemacht. und hat äh/ dann den stiel BESEN besenbinder war der (-) baumgart, Roland. und dann ham wer natürlich auch äh, wenn da mal ne katze <<l: mhh>> oder en hund, äh zu schlachten war <<l: mhh>> ham se och meinem opa bescheid jesacht und dann ham wir also äh/ KATZE <<l: mhh>> oder och mal nen kleen hund äh/of/äh/offm/äh/ teller jehabt. und die

<sup>1692</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1238-1290.

<sup>1693</sup> Vgl. LOCH 2008.

<sup>1694</sup> Vgl. LOCH 2008.

tante elsbeth <<l: mh>> die hat natürlich äh/ immer jeahnt nich, dass dit "nee, nee", ähh/ sacht mein opa "dit is äh/äh/ der karnickel, gehe, guck in stall." hat se jeguckt, ja stimmt en karnickel is raus. äh/ ham wer also schön jegessen und dann <<l: <<lacht>> wo wer fertig warn ham se jesacht: naja karnickel der <<hehe>> is was, wees ich was, wo jewesen. <<l: mh>> karnickel is noch im - es war ein hund oder is war ne katze. <<l: mh>> joah, hab ich also hund und katze jegessen. hat alles gut geschmeckt."<sup>1695</sup>

Sein Opa ist jetzt da. Er ist nicht mehr allein. Sein Opa hilft seiner Tochter (Mutter) mit zu überleben, organisiert Essen und verkauft/tauscht die Besen, welche er selbst baut. In ihrer Wohnung lebt zusätzlich noch ein altes Ehepaar als Untermieter – sie leben auf engstem Raum. Trotz der vorherigen Spannung zwischen seiner Mutter und ihrem Vater rücken sie zusammen und bewegen sich aufeinander zu in dieser von Hunger geprägten Zeit. Die Wohnung ist kaputt. Durch zerstörte Fenster hält sie sich im Winter schwer warm, die Kohle ist rar.<sup>1696</sup> Die Untermieter helfen, die Wohnung zu halten und zu überleben. Diese beengte Situation dauert über einen längeren Zeitraum, wirkt fast abenteuerlich und bringt Neuerungen (Radio). Sein Großvater wird als Stütze der Familie und Vorbild eingeführt. Warum Hans' Großvater aus Sachsen weggegangen ist, wird nicht thematisiert, zumal auf dem Land die Versorgungslage mit Lebensmitteln besser war und auf dem Gut die Produktion wieder aufgenommen worden war (Bierbrauerei). Erst 1949 kam es zur Enteignung und Ausbürgerung der Gutsfamilie. Er erzählt:

IP: „[...] da ham wir natürlich noch in unser luxuswohnung jewohnt. <<atmet tief ein>> äh hatten aber, wir ham ja <<haut mit der handfläche auf die tischkante>> küche und en kleenes zimmer jehabt.> hatten aber in dem kleinen zimmer <<klopft mit der faust auf den tisch>> ein altes Ehepaar, als untermieter, es gab ja keene wohnung. äh und äh es gab abends och kein LICHT. wir ham also dann zu dem, ig wees nich mehr wie die heißen, <<klopft mit der faust auf den tisch> alles alzheimer, ham wer also bei unsern untermietern, die warn/ das warn alte. die, die, äh, ähh, äh war also ene generation über mein, mein eltern. <<zungenschnalzen>> ham wir dort also jesessen. jeder also offm stuhl, zu sechst. UND ham im dunkeln jeguckt. keen radio, NIX! <<lachend> ham wir im dunkeln jesessn un en bisschen erzählt. zwee stunden, dann ging das licht wieder an. zwee stunden stromsperre und zwar wees ig von acht bis zehn oder von sechs bis acht“<sup>1697</sup>

Die Familie hat den Krieg überlebt. Vielleicht scheinen die ärmlichen Verhältnisse im Verhältnis zum Krieg leichter auszuhalten zu sein. Dennoch ist die Notlage noch nicht abgeebbt. In der Folge sollten viele Menschen durch die Auswirkungen des Krieges ihr Leben verlieren. Seine Beschreibung wirkt ein wenig humorvoll – idyllisch – es wirkt vorwärtsgerichtet. Die Historikerin Helga GOTSCHLICH (Jg. 1938) beschreibt in ihrem autobiographischen Buch das im System Schule vermittelte pädagogische Konzept der „*Verdrängung als seelische Überlebensstrategie*“. Sie schildert eine Stimmung und Sicht, welche stets vorwärts- und nicht rückwärtsgewandt war.<sup>1698</sup> Sie erwähnt ein Lied, welches im Schulchor gesungen wurde:

<sup>1695</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1034-1052.

<sup>1696</sup> Siehe hier vertiefende Ausführungen in Kap. 4.1.2.2. „Exkurs: In der Nachkriegszeit in Berlin.“

<sup>1697</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1190-1204.

<sup>1698</sup> Vgl. GOTSCHLICH 2012, 178.

„Aus der Enge dieser Tage  
brechen wir hervor.  
Und der rückgewandten Klage  
leih’n wir nicht das Ohr.  
Unverzagt wir vorwärtsstreben,  
kommt und reiht euch ein.  
Denn ein neues, besseres Leben  
will errungen sein!“<sup>1699</sup>

Hans HAUCK erzählt nichts von den Ruinenlandschaften, vom Tauschhandel, vom Schwarzmarkt oder dem harten Winter 1946/47.<sup>1700</sup> Die Form der Präsentation ist vor dem Hintergrund seiner Kriegserlebnisse in Berlin zu sehen:

IP: „[...] SCHEIBEN alles einjdrückt. und dann ham wer PAPPE davor jemacht und ham wer ff/ am tage und abemds im dunkeln (-) bis nach ende des krieges, bis dann mal glass wieder war. <<stimme erhebend>JOAH> und <<nuscheln>> <<leise>in der ddr dann krischt mer erstma wieder was zu essen. das war natürlich <<tiefes einatmen>> die bombenangriffe nich mehr.> schlafen, ohne krieg.“<sup>1701</sup>

Die DDR, der „Retter“ – das Leben wird wieder menschenwürdig, es geht aufwärts, die Menschen schauen nach vorn. Dabei überspringt er in seiner Präsentation vier Jahre und es ist ein Aufatmen spürbar, ein Luftholen („tiefes einatmen“).

Durch die Kriegswirren und den damit verbundenen Unterrichtsausfall muss Hans die fünfte Klasse wiederholen. Er wird nun mit einer neuen, der kommunistischen Ideologie konfrontiert. Seine vorherigen Überzeugungen sind nicht mehr gefragt und können gefährlich werden. Auch im neuen System der DDR sind Befehl, Gehorsam und Unterordnung gefragt. Damit sind diese Strukturen annähernd gleichgeblieben, bloß die Ausrichtung hat sich geändert.<sup>1702</sup> Beide Systeme fragen nicht nach der eigenen Vernunft, sondern definieren „richtig“ und „falsch“ – sie geben den Weg vor.

Im Oktober 1945 kommt sein Vater aus der russischen Kriegsgefangenschaft zurück und schläft wieder im Kinderzimmer – sie rücken weiter zusammen:

IP: „[...] un als mein vadder wieder kam, der hatte ja dann och da, ä/äh/ mm/ ne freundin un so.> <<l: mh>> hat der also im kinderzimmer jeschlafen und ig mit meine mu t t e r im ehebett. zzt und meine mutter hat die SCHEIDUNG eingereicht. <<l: mh>> äh, weil se mit dem die nase voll hatte.“<sup>1703</sup>

Die Ehe der Eltern ist gescheitert. Die Eltern lassen sich nach der Rückkehr des Vaters aus der Kriegsgefangenschaft scheiden. Sein Vater zieht aus der Wohnung aus. Die tatsächlichen Hintergründe (eine „Freundin“ kann letztendlich bloß der Anlass sein) bleiben im Dunkeln. Sein Opa und seine

<sup>1699</sup> Zit. in GOTSCHLICH 2012, 178.

<sup>1700</sup> Vgl. MATERNA/RIBBE 2003, S. 201f. u. vgl. Kap. 4.1.2.2.

<sup>1701</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 81-87.

<sup>1702</sup> Vgl. HOFFMANN 2013, S. 66.

<sup>1703</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1300-1303.



Stieftante werden nun neben seiner Mutter die wichtigsten Bezugspersonen. Hans HAUCK fühlt sich wahrscheinlich von seinem Vater verlassen.

IP: „ALSO, (---) <<klopft unterstreichend auf den tisch mit der faust> meine mutter war e m a n z i p i e r t.> <<l: mh>> <<freudig> und äh (--) unsre DDR-fraun <<l: mh>> en bisschen och. die ham eignes geld verdient.> als frisöse, als sonstwat. <<l: mh>> äh/hhö/ <<flüstern, feststellend>> wenn du nich ABHÄNGIG bist, von dem geld wat du krieschst oder nich krieschst. also, das is ne lebensqualität.> tschja.(-)“<sup>1704</sup>

So finden sich in der Literatur durchaus Hinweise, dass es nach der Rückkehr der Männer aus Krieg und Gefangenschaft und der damit verbundenen langen Abwesenheit zu einer Entfremdung zwischen den Partnern gekommen ist, was sich unter anderem an den höheren Scheidungsraten nach Kriegsende ablesen lässt. Es gab aber ebenso Frauen, welche dankbar waren, sich die Aufgaben wieder mit ihrem Partner teilen zu können.<sup>1705</sup>

IP: „mein vadder war zimmermann. der hatte ebm äh, off seim grundstück ne tolle laube. die ham wir dann äh/ abjerissen, weil (-) ja die NAZIS ähäh von dem grundstück verjacht wurden. <<l: mh>> mein vadder war ja nazi. <<l: mh>> äh, wir mussten da also denn wees ig wat bis um zwölfte runter. und der hatte (-) äh, die laube (-) äh, ig hab dit ja nun beim <<l: mh>> aus/ auseinandernehm alles sche/ jesehn. vorn die bretter warn, so <<zeigt ein mit den händen> DAS mit regenwasser> un so. <<l: mh>> dann <<klopft mit der faust auf den tisch>> äh, hier drin die/die/mhm/ joah dit jerüst. <<l: mh>> unt von de andern seite nochmal. HOLZ un so, also pbpt, dit war (-) toll jemacht. un äh, beim auseinandernehm eine knochenarbeit. <<l: mh>> war ebm <<l: <<lacht kurz auf>> >> äh/ super zusamm jesetzt. joah un da ham die ähh, den winter, den/ den SA-mann un mein vadder verjacht, (---) von der laube.“<sup>1706</sup>

Sein Vater ist als Nazi eingestuft und somit verfolgt (Stichwort: Entnazifizierung<sup>1707</sup>). Die Scheidung kann so für die Mutter einen Schlusstrich von der Vergangenheit darstellen und eine planbare Zukunft aufweisen – ohne einen Mann, der vielleicht rechtliche Folgen zu erwarten hätte oder eine Abwertung in der Gesellschaft erleben würde – mit Folgen auch für die Familie. Stolz ist Hans HAUCK auf die beruflichen Fähigkeiten seines Vaters als Zimmermann; er wertet ihn hier auf.

Seine Mutter arbeitet in der Oper inzwischen nicht mehr als Platzanweiserin,

IP: „[...] aber als klofrau ging se noch. und hat da also BIS zu ihrer rente äh, äh da noch trinkgeld un dit alles jekrischt. <<l: mh>> u n d war äh, war emanzipiert.“<sup>1708</sup>

Warum sie nicht mehr als Platzeinweiserin arbeiten kann, bleibt unklar. Es ist ein beruflicher Abstieg. Sie trägt weiter Tageszeitung aus, jetzt das sozialistische „Neue Deutschland“. Sie passt sich an. Offen muss bleiben, wie und ob sowohl seine Mutter als auch sein Vater die Kriegserlebnisse ins Leben integriert haben. Spannend ist zu dem auch folgende Überlegung: Auch wenn seine Mutter beruflich absteigt, steht sie als moderne, starke Frau da. Im umgekehrten Fall aber, beim Vater, löst dieser als

<sup>1704</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1303-1308.

<sup>1705</sup> Vgl. SCHOFFIT 2010, S. 202 u. vgl. GOTSCHLICH 2012, S. 171.

<sup>1706</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1316-1327.

<sup>1707</sup> Ausführlich in Kap. 4.1.2.3.

<sup>1708</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1294-1296.

kleiner „Stabsgefreiter“ Unwohlsein (Beschämung) bei Hans HAUCK aus. Inwiefern also ist die Mutter Fixpunkt für sein Leben? Und warum sein Vater nicht? Stellt der Vater, zumindest nach den Einschätzungen von Mutter und Sohn, eine „unstete“ Person dar, die keine Beständigkeit vermittelt (als Soldat im Krieg)? Und andersherum: Ist die Mutter die Beständigkeit in Person (Kämpfe in Berlin) und hat Hans HAUCK bis heute das Gefühl, der Mutter den Vater inklusiv seiner Aufgaben ersetzen zu müssen? Passt er sich an?

### ***Zwischenfazit: Kindheit und Jugendzeit von Hans HAUCK***

Hans HAUCKS Kindheit ist von der Zeit des Nationalsozialismus und des II. Weltkriegs geprägt. Die letzten Kriegstage prägen ihn so sehr, dass das vorher Erlebte (regelmäßige Bombenangriffe) und das Darauf folgende (Hunger, schlechte Wohnverhältnisse) an Präsenz verlieren. Er präsentiert seine Kindheit in einer Aneinanderreihung von Kriegsepisoden und lässt dabei den Alltag im Krieg außen vor. Er fühlt sich zum Teil als Außenseiter wegen seiner „alten“ Mutter und weil er Einzelkind ist – er versucht dazuzugehören. Seine Eltern präsentiert er als Vertreter der Arbeiterbewegung (SPD und KPD), welche sich an die Umstände anpassen und passiv sind. Sein Vater tritt in die NSDAP ein, um die Familie zu schützen. Sie haben für die durchschnittlichen Verhältnisse einer Arbeiterfamilie eine gehobene Wohnung und sein Vater kann die Familie finanziell durch seine Tätigkeit in der Berliner Staatsoper absichern. Ab 1938 wird sein Vater zur Reserve eingezogen; da ist Hans HAUCK gerade vier Jahre alt. So kennt er seinen Vater überwiegend aus den Erzählungen seiner Mutter. Dabei erhält er das Bild eines abwesenden, enttäuschten Mannes, der keine Chance hat, sich als Mann und Vater zu beweisen. Dennoch hat Hans HAUCK positive Erlebnisse mit seinem Vater, die ihn prägen (Ausstellung, „Opernbesuche“). Von möglichen Feldpostbriefen seines Vaters erzählt er nichts. Sein Vater zeigt ihm die Welt. Er will ihn an seinem Leben teilhaben lassen. Zudem schätzt er ihn heute als Zimmermann. Dieses Positive erwähnt er eher am Rand – es dominiert das Bild der Mutter. Er hinterfragt nichts, weil er eventuell keinen Raum dazu hat. Die Eltern lassen sich nach dem Krieg scheiden. Schon vor dem Krieg zeigt die Ehe der Eltern Brüche. Hier scheinen ökonomische Zwänge (Vater Alleinverdiener) die Ehe zusammengehalten zu haben. Während und nach dem Krieg arbeitet seine Mutter selbst. Nach der Scheidung zieht sein Vater zu seiner neuen Lebensgefährtin.

Seine Mutter beschreibt er als stark, fleißig, schützend, versorgend und emanzipiert. Hans HAUCK wird zum „besseren Mann im Haus“. Es entsteht eine enge Bindung. Mit dem Einzug des Vaters zum Militärdienst arbeitet die Mutter als Platzanweiserin in der Staatsoper. Für Hans HAUCK bedeutet das unter Umständen einsame Abende. Hans HAUCK bekommt früh Aufgaben und hilft mit, die Familie zu versorgen (Parentifizierung). Er trägt Zeitungen aus. Seine Mutter wird die stabile Person in seiner Kindheit. Ihre Meinung und Perspektive zählen. Er ist stolz, dass sie emanzipiert ist. Der Aufenthalt bei seinen Großvater (Kinderlandverschickung) wird nur kurz erwähnt. Durch die Scheidung „entnazifiziert“ sie die Familie – alles Negative und Belastende der Kriegszeit wird auf den Vater projiziert.

Trotzdem scheint Hans HAUCK mit seinem Vater verbunden, wenn auch bis heute nicht offen gezeigt. Hans HAUCK hat Offiziere, Oberste der Marine oder der Luftwaffe als männliche Vorbilder. Er fiebert ihnen nach. Auch hier kann sein Vater (Stabsgefreiter) nicht mithalten. Hans HAUCK kann es kaum erwarten, zur HJ zu gehören. Nach dem Krieg und der Desillusionierung werden sein Großvater und seine Stieftante zu vertrauten Personen. Sie kommen nach Berlin. Sein Opa wird so eine wichtige männliche Bezugsperson. Sie rücken in der Nachkriegszeit, welche von Hunger und Armut geprägt ist, zusammen. Die Spannungen treten in den Hintergrund. Dennoch scheint Hans HAUCK wenig über die Vergangenheit seines Großvaters zu wissen, auch nicht von seiner Mutter. Seine Mutter erlebt einen beruflichen Abstieg.

#### **4.3.2.3 Ausbildung, Beruf und Familie**

Nach den Kriegswirren, den Entbehrungen und der Scheidung seiner Eltern schließt er 1949 nach neun Jahren Schule mit der 8. Klasse ab. Es ist die Gründungszeit der DDR. Am 1. September 1949 geht Hans HAUCK zur Berufsberatung.

IP: „[...] und äh hab mir da äh (---) en schön beruf jesucht. (--) un jähmmh warn in, in, in, in klassenkammerad der sachte: "du musst chemiewerker machen." sacht er (-): "die geben das nich aus und du musst da also GANZ, äh ganz konsequent sagen- <<kratzig bestimmt>ja ich will chemiewerker, ich will chemiewerker." tschaa, wie dit so is, ich hab das so jesacht, bin dann CHEMIEWERKER jeworden. zwee jahre.“<sup>1709</sup>

Hans HAUCK beginnt eine 2-jährige Lehre in der Chemieindustrie. Obgleich er sich als aktiv präsentiert („hab mir da äh (---) en schön beruf jesucht“), hat er keine feste Vorstellung für seine zukünftige Berufswahl. Er orientiert sich an einem Freund, welcher einen Beruf in der Chemieindustrie empfiehlt. Warum er das tut, bleibt offen. Es ist ein Arbeiterberuf. Er lässt sich vermitteln. Er nimmt den ihm vorgeschlagenen Weg an. Es lässt sich vermuten, dass Hans HAUCK mit seinen Eltern als Vorbild gelernt hat, mitzugehen und sich wenig eigene Gedanken zu machen.<sup>1710</sup> Mit seiner Lehrstelle trägt er nun mit zum Haushaltseinkommen bei. Über dieser Zeit geht aus seinen Erzählungen nichts weiter hervor. Nach seiner Lehrzeit geht er für drei Jahre auf eine Ingenieurhochschule und macht seinen Ingenieurabschluss.

Im zweiten Fünfjahresplan (1956-1960) nimmt die Entwicklung der Grundstoffindustrien, neben der Energiewirtschaft und Chemieindustrie, einen Schwerpunkt ein. Diese Industriezweige sollen „mit allen Kräften“ gesichert werden.<sup>1711</sup> Durch die Abwanderung der Fachkräfte in dieser Zeit nach Westdeutschland ist Hans HAUCK als „Fachmann“ gefragt.<sup>1712</sup>

---

<sup>1709</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 118-124.

<sup>1710</sup> Vgl. Kap. 4.3.2.1. (Eintritt des Vaters in die NSDAP).

<sup>1711</sup> Vgl. KAHLERT 1988, S. 19.

<sup>1712</sup> Vgl. Kap. 4.2.2.4.

Nach seinem Ingenieurabschluss macht er an der gerade neugegründeten „Technischen Universität Dresden“ (zuvor „Technische Hochschule Dresden“) ein Fernstudium und schließt um 1964 mit dem Diplom ab. Er sagt:

IP: „[...] zum schluss konnt ich dann sogar in dresden noch als fernstudent äh mein diplom machen. ja.“<sup>1713</sup>

Das „sogar“ deutet auf die Privilegierung des Studiums hin. Dresden hat zu dieser Zeit die zweite Technische Universität in Gesamtdeutschland nach West-Berlin.<sup>1714</sup> Er studiert u.a. bei Kurt Schwabe. Dieser ist zu dieser Zeit Leiter des Instituts für Physikalische und Elektrochemie und Gründungsrektor der TU Dresden (1961-1965) und war ein international namhafter Chemiker. So erlebt er selbst einen Besuch von Walter Ulbricht im Labor der Dresdner Universität: Im Interview sagt er hierzu folgendes: Kurt Schwabe

IP: „[...] war bei dem ulbricht pf/ vier jahre lang im staatsrat. mit <<nuscheln>> zur BEFRAGUNG der war nich mitglied des staatsrates. <<l: mh>> aber der ulbricht hat sich da SO. zweemal im jahr <<kaffeetasche klimpert>> von den wissenschaftlern und da war ebm die tu dresden mit ihm rekotor. nicht äh, war der dabei un dann kam der dann ebm immer un hat uns erzählt, wie er dem ulbricht äh da so en paar dinger einjeshent hat und einmal kam ebm der ulbricht och, da hatte ich gerade meine diplom/ habe ich gerade an meinem diplom jesessen. also da im labor. und da kam der ebm och zu seinem (-) professor da durch, nich, der ulbricht, <<l: mh>> hat er den also besucht. U N D da, ja da ging er denn/ ging die dann och durch unsern ähh ähh saal. ähm wir ham ja da unsere labortische jehabt. war ja keen hörsaal. <<zungenschnalzen>> UND äh (-) die, pff alles voller journalisten hinter dem ulbricht. und dann machte der ulbricht kehrt und GING zurück. und da ham DIE journalisten hinter seinem rücken, offs/ aufeinander einjehprügelt, weil die schnell wieder ähäh hinter ihm sein wollten. nich, die erst hinter ihm warn, warn ja die letzetn. tscha un da ham wir/ wir ham ja nun in unserem gang jesessn/ also an unserm labortisch und ham uns dit nun so anjeguckt. wie die dort in dem hauptjang, äh sich prüjelnd fortbewegen.“<sup>1715</sup>

In diesem Ausschnitt unterstreicht er die Bedeutung von Kurt Schwabe (mit Hintergrundkonstruktionen) und gleichzeitig hebt er sich selbst mit zu dieser „Wissenschaftselite“. Seine Mutter scheint an ihn geglaubt zu haben, denn er sagt:

IP: „[...] hat meine mutter jesacht, die war reinemacherfrau. aber die wollte, dass aus mir mal wat großes wird.“<sup>1716</sup>

Mit der Tätigkeit seiner Mutter als „Reinemachefrau“ passt Hans in das zu fördernde Bild der DDR eines unterprivilegierten Arbeiterkindes. Die Familie HAUCK passt perfekt in die Ideologie der DDR („Arbeiter- und Bauernstaat“), untermauert die Richtigkeit ihres Ansinnens.<sup>1717</sup> Die Familie profitiert und fühlt sich unterstützt. Neben dem Studium arbeitet Hans HAUCK weiter im Elektrokombinat Ber-

---

<sup>1713</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 125-127.

<sup>1714</sup> Vgl. KADEN 2011, S. 230ff. u. vgl. GÖBEL 14.01.2015.

<sup>1715</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 133-151.

<sup>1716</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 125-127.

<sup>1717</sup> Vgl. GEIBLER 2008, S. 67f. u. S. 75 sowie vgl. auch BARCK 2003, S. 50. Dazu ausführlich in Kap. 4.1.2.2 u. Exkurs Menschenbilder und die Behindertenhilfe der DDR in Kap. 4.2.2.5.

lin. Er führt die präsentierte politische Tradition (der Arbeiterbewegung) seiner Eltern fort. Er erlebt an sich selbst, dass die „richtigen“ Bedingungen wichtig sind. Die Zeit in Dresden evaluiert er wie folgt: „(-) joah, an der tu dresden das war sehr schön.“<sup>1718</sup> Ein gewisser Stolz zeigt sich. Er hat geschafft, was eigentlich nicht sein kann:

IP: „nun hab ig also (-) achte klasse und dipolm und da dachte irgend/w/ ene mal im fragebogen <<hohe stimme> „das geht nich!“> <<kaffeetasche klimptert>> <<“das geht nich, wenn sie achte klasse ham ähm ähm könn sie nicht äh diplom ham.“<sup>1719</sup>

Hans HAUCK fühlt sich vom System bestätigt, das Unmögliche schaffen zu können. Er erhält Anerkennung. Er lebt die Prinzipien der DDR. „Die Zehn Gebote der sozialistischen Moral und Ethik“ von Walter ULBRICHT (1958) geben hier einen Einblick:

- „1. Du sollst dich stets für die internationale Solidarität der Arbeiterklasse und der Werktätigen sowie für die unverbrüchliche Verbundenheit aller sozialistischen Länder einsetzen.
2. Du sollst dein Vaterland lieben und stets bereit sein, Deine ganze Kraft und Fähigkeiten für die Verteidigung der Arbeiter- und Bauernmacht einzusetzen.
3. Du sollst helfen, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen zu beseitigen.
4. Du sollst gute Taten für den Sozialismus vollbringen, denn Sozialismus führt zu einem besseren Leben für alle Werktätigen.
5. Du sollst beim Aufbau des Sozialismus im Geiste der gegenseitigen Hilfe und der kameradschaftlichen Zusammenarbeit handeln, das Kollektiv achten und seine Kritik beherzigen.
6. Du sollst das Volkseigentum schützen und mehren.
7. Du sollst stets nach Verbesserungen Deiner Leistung streben, sparsam sein und die sozialistische Arbeitsdisziplin festigen.
8. Du sollst Deine Kinder im Geiste des Friedens und des Sozialismus zu allseitig gebildeten, charakterfesten und körperlich gestählten Menschen erziehen.
9. Du sollst sauber und anständig leben und Deine Familie achten.
10. Du sollst Solidarität mit den um ihre nationale Befreiung kämpfenden und den ihre nationale Unabhängigkeit verteidigenden Völkern üben.“<sup>1720</sup>

Walter ULBRICHT verband mit diesen Grundsätzen die deutschen Moral- und Wertvorstellungen mit der kommunistischen Arbeiterbewegung.<sup>1721</sup>

Aus den wenigen Eckdaten und benannten historischen Erkenntnissen kann angenommen werden, dass Hans HAUCK von seinem Betrieb delegiert worden ist. Wahrscheinlich hat er hier schon seine Lehre begonnen. Er erlebt, dass er etwas bewegen kann und dass man mit Bildung vorankommt. Über die Zeit wird er Leiter der Entwicklungsabteilung seines Betriebes. So ist er vom Arbeiterkind, welches im Krieg das Schlimmste erlebt hat, über einen Arbeiter bis zum gefragten Entwickler geworden. Seine Produkte werden selbst in den Katalogen von Westdeutschland, wenn auch unter einer anderen Marke, angeboten. Das könnte ihm noch einmal die Fortschrittlichkeit und das Weltni-

---

<sup>1718</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 130-131.

<sup>1719</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 127-130.

<sup>1720</sup> ULBRICHT 1959 zit. in KWIATKOWSKI-CELOFIGA 2008, S. 13.

<sup>1721</sup> Vgl. KWIATKOWSKI-CELOFIGA 2008, S. 13.

veau seiner Mitentwicklung vor Augen halten. Er erlebt das Gesellschaftssystem als förderlich für ihn. Können und Fleiß wurden belohnt. Er scheint sich schnell im neuen System zurechtgefunden zu haben und hat privilegierte Positionen inne. Ruth HOFFMANN (2013) merkt an, dass junge Erwachsene (vor allem Handwerker, Arbeiter) dieser Zeit häufig Krieg und Vertreibung erlebt haben. Sie suchten nach neuer Orientierung nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Deutschland. Unterordnung, Gehorsam und Befehle waren ihnen vertraut. Eine Rechtsstaatlichkeit und Demokratie haben sie nicht erlebt.<sup>1722</sup> Hans HAUCK scheint nie über eine Flucht nach West-Berlin nachgedacht zu haben. Er erwähnt keine politisch bedeutsamen Ereignisse (17. Juli 1953, Bau der Mauer), lässt Kritisches weg und hebt Positives hervor.

Aus seinem „Familien-Leben“ ist aus dieser Zeit ebenso wenig bekannt. Aus den Interviewdaten geht hervor, dass er verheiratet ist. Wann er geheiratet hat, ist unklar; ebenso wer seine Frau ist. Zu dieser Zeit wohnen er und seine Frau in Berlin Pankow. 1973 kommt sein Sohn Hardy zur Welt und drei Jahre später, 1976, seine Tochter. Er ist bei der Geburt seines Sohnes bereits 41 Jahre alt. Er ist analog zu seiner Mutter bei seiner Geburt ein „alter“ Vater. Es lässt sich vermuten, dass er relativ spät geheiratet und lange bei seiner Mutter gelebt hat. Aufgrund seines Bildungsweges kann angenommen werden, dass er sich mehr auf die Arbeit und weniger auf die Familie konzentriert hat. Ob seine Mutter auf seine Partnerwahl Einfluss genommen hat, bleibt Spekulation.<sup>1723</sup> Er erzählt zu seinem Sohn:

IP: „[...] der hat also da ALLENE im bett jelegn und hat sich so`n äh KALENDER äh vorjennomm. und ähm vier jahre oder so. äh, kalender angeguckt un dann hat er jesacht, äh: "frag mich mal äh irgendwas!" äh, äh "off wat für`n wochentach, der tach äh fällt!" ig sach: "ja, ig wees nich wat." "naja, frag doch mal eh 17. januar äh 1879." ig sache: "ja, äh sach mal!" sacht er: "das is`n freitach." so un dann hat der nachjekiegt und stimmte. <<atmet ein und klopft mit der faust auf den tisch>> und da hatte der also biS äh sechstausend vor christi und wees ich wat. NAJA, <<lacht>> weiß ig nich. ABER jedenfalls er hat sich ALLEINE äh, äh dit schema mit diesen äh, äh, ähäh schaltjahn, die ja dann ähh alle hundert und alle vierhundert jahre ähh nochmal wechseln, nich. DAS hat er s/ verinnerlicht und äh äh konnte also noch nich schreiben und noch nich lesen.“<sup>1724</sup>

Er beschreibt seinen Sohn in diesem Abschnitt als „Genie“, welches auf der Suche nach Logik und System ist. Es wird ein Stolz auf ihn spürbar. 1978 kommt seine zweite Tochter zur Welt. Mehr zu dieser Zeit und den Kindern sagt er nicht. Eine durchschnittliche Familie in der DDR hat zwei bis drei Kinder (1970 lag die Geburtenrate bei 2,19 Kindern pro Frau)<sup>1725</sup> Er ist im Vorstand einer „Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft“ (AWG). Er unterstreicht seine Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse, will dazugehören und nimmt Gelegenheiten wahr, sich zu integrieren nach dem Motto: „keine feier ohne

---

<sup>1722</sup> Vgl. HOFFMANN 2013, S. 66.

<sup>1723</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen im vorhergehenden Kap. 4.3.2.2.

<sup>1724</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1764-1774.

<sup>1725</sup> Vgl. ENGSTLER/MENNING 22.05.2015, S. 71.

meier!“ wie er sagt.<sup>1726</sup> Er und seine Frau arbeiten. Sie passen sich als Familie den gesellschaftlichen Normen der DDR an.

Seine Mutter unterstützt in dieser Zeit die Familie und betreut seinen Sohn und seine Tochter. Sie übernimmt die Betreuungszeiten außerhalb der staatlichen Kinderbetreuung, wenn die Eltern arbeiten. Für eine Betreuung in einer Wochenkrippe entscheiden sie sich nicht. Sie vertrauen auf die Familie. Als seine Mutter pflegebedürftig wird, versorgen sie sie in ihrer Wohnung (Wohnung seiner Mutter), bis sie ca. 1980 stirbt. Die Umstände gehen aus den Interviewdaten nicht hervor.

In dieser Zeit besteht weiter Kontakt zu seinem Vater. Sein Vater unterstützt ihn. Sie bauen z.B. zusammen eine Gartenlaube auf einem Grundstück bei Bernau; ganz wie seine Eltern damals. Auch fährt er zum Geburtsort seines Vaters nach Ostpreußen:

IP: „ich bin dann> nachm/ äh nachdem krieg mal mitm a u t o <<l: mh>> ähh biS/ biS äh (---)  
mohren gefahrn aber dieses gelfeldt hab ich nich mehr jefunden. <<l: mh>> war nich äh,  
heißt ja dann auch anders un so un dit war so`n kleenet nest.“<sup>1727</sup>

Auch hier werden keine Gefühle vermittelt – trotz eines durchaus intensiven Kontaktes zum Vater. So scheint die Mutter bis heute großen Einfluss auf das „Richtige“ und „Falsche“ des Gefühlsleben ihres Sohnes zu haben.

1981 fährt er auf Kur. Hier lernt er eine Frau kennen (<<freudig> ein kurschatten.>>)<sup>1728</sup>. Sie ist 14 Jahre jünger als er und arbeitet bei der staatlich geführten Handelsorganisation (HO) in einer Abteilung zur Ablaufoptimierung. Sie hat zwei Kinder. Nach der Kur zieht er aus der gemeinsamen Wohnung aus, in eine kleine Wohnung. Aus einem Abenteuer wird ernst. Seine Ehe scheitert. Über die Details spricht er nicht, z.B. wie seine Ehefrau und Kinder reagiert haben. Seine Kinder sind damals in einer Situation wie er selbst als Kind. Trotz Nachfragen erzählt er nichts weiter zu seiner Frau und seinen Kindern. Es bleibt eine Leerstelle in seiner Erzählung. Es scheint ein Tabuthema zu sein, bzw. eine Handlungsstrategie, welche die Mutter ihm vorgelebt hat.

### ***Zwischenfazit: Ausbildung, Beruf und Familie***

Aus dieser Zeit nennt er nur wenige Eckdaten und hebt förderliche Momente des DDR-Systems hervor, die Förderung seines beruflichen Werdegangs. Er wird vom „Arbeiterkind“ zum begehrten Wissenschaftler, welcher durch das System befördert und delegiert wird. Er ist privilegiert. Er lässt die Ereignisse auf sich zukommen (passiv) und passt sich an. Leistungen und Tugenden sind wichtig. Er gehört dazu ist loyal und identifiziert sich mit dem System. Eigeninitiative ist wenig gefragt. Der Kontakt zu seinen beiden Elternteilen bleibt nach der Trennung der Eltern bestehen.

---

<sup>1726</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1573.

<sup>1727</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1438-1441.

<sup>1728</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1494-1495.

Er fährt regelmäßig zu seinem Vater und dessen neuer Frau (seiner Stiefmutter). Trotz Spannungen unter den Eltern halten sie als Familie zusammen. Als seine Mutter nicht mehr kann, kümmert er sich in ihrer Wohnung um sie.

Er gründet eine Familie und heiratet. Als er 40 Jahre alt ist, wird er zum ersten Mal Vater. In der Ehe kommen weitere zwei Kinder zu Welt. Er wird selbst „alt“ Vater. Herr HAUCK und seine Familie entsprechen den Vorstellungen einer Familie in der DDR. Seine Mutter ist bis zu ihrem Tod eine starke und auch bestimmende Frau. Kurz nach dem Tod seiner Mutter lernt er auf einer Kur seine zweite Frau kennen und zieht von seiner Familie weg. Damit verlässt er wie sein Vater einst die Familie. Beide Elternteile arbeiten. Sowohl seine Mutter als auch sein Vater unterstützen die Familie von Hans HAUCK. Über seine Ehe spricht er nicht – ein Tabuthema. Hier zeigen sich Parallelen zur Familienbiographie – eine Handlungsstrategie, welche seine Mutter vorgelebt hat. Er versucht auszuweichen, zu verdrängen und eventuell zu vergessen.

In dieser Zeit gibt er, für ihn untypisch, keine Hintergrundkonstruktionen und die Einordnung in die politische Zeit. Damit lässt er kritische Ereignisse wie den 17.06.1953 oder den Bau der Mauer aus, ein Schutz für ihn. Auch transportiert er keine Emotionen. Bei den gewonnenen Daten war häufig ein Rückschlussverfahren von anderen Lebensabschnitten notwendig. Auch „schwinden“ sein Opa (mütterlicherseits) und sein Vater aus seinen Erzählungen.

#### **4.3.2.4 Ein familiärer Neuanfang – die zweite Ehe**

Nach einer familiär stabilen Zeit beginnt für Hans HAUCK ein Neuanfang. Er ist neu verliebt. Beide lassen sich von ihren Partnern scheiden und heiraten. Mit seiner neuen Partnerin und ihren Kindern ziehen sie in eine neue gemeinsame Wohnung. Seine drei Kinder aus erster Ehe bleiben bei seiner geschiedenen Frau.

IP: „[...] also ig hab d i e versucht so wie meine eigenen <<l: mh>> und äh der vater, der wollte ja als die scheidung war die kinder behalten und so weiter also, dit war ja (-) ein äh ja (-) m/ dramatisch. <<l: mh>> <<lauter> <<zungenschmalzer>> UNT hat dann a b e r äh pf/ keen großet intresse mehr jezeigt,> nachdem dit alles jelaufen war. un die wollten ebm och mal wieder zu ihm.“<sup>1729</sup>

Sie versuchen, den Kontakt zu ihren ehemaligen Partnern der Kinder wegen zu halten und nicht abbrechen zu lassen. Er sagt: „[...] ich hab mm/ da wirklich VERSUCHT dit alles <<l: mh>> äh äh ds/ ja den schadn so jering wie möglich zu machen.“<sup>1730</sup> Ihm scheint bewusst zu sein, dass ihre neuen Beziehungen für die Kinder mit Verletzungen und langfristigen Folgen einhergehen können. Er erinnert sich vielleicht in diesen Momenten an seine eigene Kindheit, an sein „Päckchen“, welches er noch immer mit sich trägt – aber darüber spricht er nicht. Vielleicht empfindet seine Familie ja das Leben ohne Vater ebenso erleichternd wie damals seine Mutter. Zumal seine jüngste Tochter ihn ebenso

---

<sup>1729</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1512-1516.

<sup>1730</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1522-1524.



wenig kennt wie er damals seinen Vater. Sie wird das Bild von ihm als Vater von seiner ersten Frau vielleicht genauso übernehmen wie er einst das seines Vaters von seiner Mutter. Gleichzeitig versteht er möglicherweise jetzt seinen eigenen Vater besser und sieht ihn mit anderen Augen, obgleich das gezeichnete Bild seiner Mutter bis heute trotz allem wirkmächtig ist.<sup>1731</sup> Vielleicht entsteht ein Gefühl des Versagens und der Schwachheit, es genauso gemacht zu haben wie sein Vater. Gefühle bleiben verborgen. Hinter dem Wort „dramatisch“ könnte stehen, dass die neue Beziehung vielleicht im Streit um die Kinder gefährdet ist oder ihn die Kinder nicht als neuen „Vater“ akzeptieren. Sowohl die Situation einer Scheidung als auch den großen Altersunterschied zwischen Ehepartnern kennt er aus der Familie (bei seinem Opa). Ob seine erste Frau einen neuen Partner hat und wie häufig er seine Kinder sieht, bleibt unklar.

Kurz nach der Hochzeit kündigt sich 1983 ihr gemeinsamer Nachwuchs an. Er muss jetzt auch in dieser Beziehung für ein Kind sorgen. 1984 kommt Ende April seine Tochter im Regierungs Krankenhaus zur Welt. Sie wird nach seinen Angaben mit einem Klumpfuß geboren. Sie stirbt eine Woche nach der Geburt am 1. Mai 1984. Er sagt:

IP: „[...] wir hatten natürlich noch ein (-) TOCHter. und sie kam mit pf/k/ klumpfüßen zur welt (-) und is (-) äh am ersten MAI, also die is zwee jahre älter als heiko un is dann nach ner woche, am ersten mai gestorben. <<l: mh>> äh w e i l, sach ich, die schwestern i/ in den ersten mai reingefeiert ham. damals `86 äh wees ig wat (-) äh keene, keener jemerkt hat, dass die nich mehr piepst oder wees ich was, ja. also jedenfalls sach ich äh die is äh (--) schlecht versorgt worden. unt hat dann also noch irgendwie im koma jelegen. äh (--) wees nich wie lange. naja, aber nich lange. also dit is, würd ig sachn <<leise und nachdenklich> dann och äh (-) pf/ aus meiner sicht (-) äh gut, w/ wenn man diese leute, also zwanzig jahre am tropf hält.“<sup>1732</sup>

Dass er die Geburt seiner Tochter hier als „natürlich“ darstellt, verwundert dahingehend, dass er zu diesem Zeitpunkt selbst bereits 50 Jahre alt ist und seine zweite Frau 36 Jahre – analog zu seiner Mutter.<sup>1733</sup> Hans HAUCKS Ausführungen wirken nüchtern trotz aller Dramatik. Diese Textpassage bringt Hans HAUCKS Zerrissenheit zum Ausdruck. Gefühle werden nicht benannt. Es wirkt ungewiss, was er tatsächlich zur Sprache bringen möchte und wie er zum Tod seiner Tochter steht. Auf sprachlicher Ebene ist sie für ihn noch lebendig („[...] also die is zwee jahre älter als heiko [...]“). Hans HAUCK kritisiert nicht das Gesundheitswesen selbst, sondern die Schwestern: eine Personengruppe welche der Pflicht folgte und den Staatsfeiertag beging bzw. feierte.<sup>1734</sup> Unterschwellig kommt eine Wut zum Ausdruck. Er wirkt hier auf der Gefühlsebene trotz der damals dramatischen Zeit nüchtern. Gerade in

<sup>1731</sup> Vgl. Kap. 4.3.2.2.

<sup>1732</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 781-791.

<sup>1733</sup> Seine Mutter war zu seiner Geburt 37 Jahre alt. Er sagte: „ich hatte ne ganz alte mutter. siebenunddreißig jahre. ss/ so ne mütter gabs in meiner jugend nich.“ (Kap. 3.2.2.1)

<sup>1734</sup> Der 1. Mai war für die Partei und Staatsführung der DDR der wichtigste Feiertag. Hier fanden die traditionellen Maidemonstrationen statt. Es gab Ehrungen und politische Reden. Für viele war es eine reine Pflichtveranstaltung. Damit Personen mitgingen, wurde von den Betrieben an ihre Belegschaft „Marschiergeld“ bezahlt. Es gab kostenlos Rostbratwurst. Während der Märsche wurde versucht, sich abzusetzen und den freien Tag zu genießen. Ein „Schwänzen“ konnte unangenehme Folgen haben (vgl. WOLL 2013).

dieser Zeit war das Gesundheitswesen der DDR vor allem vom Materialmangel betroffen.<sup>1735</sup> Er vereinfacht und verklärt die Situation. Auf sprachlicher Ebene distanziert er sich und spricht von „die“ oder „diese Leute“. Hans HAUCK deutet zudem „bloß“ eine körperliche Behinderung an. Weitere Behinderungen oder eine schwache Gesundheit (sie war ins Koma gefallen) der Tochter bleiben unbekannt – aus Unwissen oder Nichtwahrhaben- wollen? Letzteres ist wahrscheinlich. Zudem ist es einfacher, die Schuld auf greifbare Personen zu übertragen oder den Staat als Grundlage als auf sich selbst und es ist einfacher, nicht die Frage nach dem Warum stellen zu müssen und im Ungewissen zu verharren. An der Paralinguistik bzw. an der Textstruktur kann jedoch Hans HAUCKS emotionale Verfassung erspürt werden – er ist betroffen (wird stimmlich leise, macht Pausen, kann schwer darüber sprechen und wirkt gelähmt).

Er kann von seiner verstorbenen Tochter nur in Zusammenhang mit Heiko, seinem jüngeren Sohn, sprechen. Das zeigt zum einen, dass er sie emotional miteinander verbindet (siehe folgenden Interviewausschnitt) und aus einem Erzählpflicht heraus spricht. Zum anderen ist es ein verdrängtes Thema. So setzt er seine Tochter in direkten Bezug zu Heiko und vertauscht die Geburtsjahre. Den Tod seiner Tochter scheint er bis heute nicht verarbeitet zu haben. Er kann ihn nicht in sein Leben einordnen, blendet ihn aus und spricht im weiteren Interview nicht wieder darüber. Sein Neuanfang scheint gescheitert oder zumindest erschwert. Empfindet er den Tod seiner Tochter als Strafe? Stellt er unter Umständen sogar seine zweite Ehe in Frage? Zumindest scheint er es zu ertragen und stellt keine eigenen Forschungen an.

1985, ein Jahr später, wird seine Frau wieder schwanger mit Heiko. Er sagt:

IP: „wir ham <<zungenschnalzen>> äh da och so ne untersuchung machen lassen, weil wir ja schon alte (-) leute warn. und pff (---) die ham nüsch jefunden. meiner meinung nach, wees ig jetzt nich genau. <<lacht>> aber nich, wir warn da, <<lauter> allerdings hatten> wir von vornherEIN als, als entbindung die charite jewählt. aber nich, weil wir da. <<I: mh>> ach so, nee. ähh, <<zutschen>> wir hatten natürlich noch eine (-) TOCHter.“<sup>1736</sup>

Die Eltern wollen nun alles richtig machen, das Schicksal nicht auf eine Probe stellen und nicht an ihrer Entscheidung zweifeln müssen (beide haben einen Neuanfang gewagt). Sie beginnen noch einmal von vorn.

Hans HAUCK nennt das Alter als Hauptursache für mögliche Behinderungen und will vorsorgen. Dennoch sind Zweifel da („wees ig jetzt nich genau“). Sein Leben verläuft nicht nach Plan. Er ist machtlos und unsicher. „Ich habe entschieden, ein neues Leben zu beginnen – war das richtig?“ – Diese Frage kann ihn Zeit seines Lebens begleiten.<sup>1737</sup> Insofern muss er dieser schweren Situation nun Lebenssinn verleihen, damit er nicht den Boden unter den Füßen verliert. Im Mai 1986 kommt der bereits er-

---

<sup>1735</sup> Vgl. hierzu auch die Fallgeschichte von Georg BERG in Kap. 4.2.2.5.

<sup>1736</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 776-781.

<sup>1737</sup> Entscheidungen (Freund bei Berufswahl) oder Meinungen (Bild des Vaters) wurden ihm in früherer Zeit abgenommen oder durch die Struktur vorgegeben (vgl. u.a. Kap 4.3.2.2 u. vgl. Kap. 4.3.2.3).

wähnte Sohn Heiko zu früh im siebten Schwangerschaftsmonat im Universitätsklinikum zur Welt. Es wird ein Herzfehler festgestellt. Ob seine verstorbene Tochter ebenfalls einen Herzfehler hatte, ist nicht bekannt aber denkbar; denn es bleibt offen, warum seine Tochter in ein Koma gefallen war. Die vorhergehenden Überlegungen stützt folgende Evaluation:

IP: „[...] un das is dann nich mehr janz so jut jelaufen. <<atmet tief ein>> <<spricht bedächtig weiter>unt, ja, ich muss natürlich sagen, wenn man so ein kind in die welt setzt (-)hat man verantwortung. und (--) heiko ist mein leben (-) geworden.> <<lächelt überglücklich und zufrieden>>“<sup>1738</sup>

Er atmet tief ein beim Sprechen. Er benötigt Luft zum Atmen und fühlt sich in der Erinnerung beengt – ein ungutes Gefühl. So eine Beengung ist auf Dauer belastend und übt Druck aus. Hans HAUCK distanziert sich sprachlich von seinem Kind („man“, „so ein kind“). Er sieht es zudem als „natürliche“ (erwartete?) Verpflichtung an, sich der Verantwortung zu stellen und macht sie sich zur Lebensaufgabe. Es werden Dissoziationen<sup>1739</sup> deutlich – Anspannung mit einem glücklichen Lächeln, unpersönlicher Sprachstil und gleichzeitig die Aussage „heiko ist mein leben“. Heiko wird in die Neonatologie verlegt „[...] wir sin da ja von früh bis abends jewesen. äh da is er natürlich WIRKLich se h r gut behandelt worden.“<sup>1740</sup> Herr HAUCK scheint sich von Beginn an intensiv um Heiko gekümmert zu haben.

IP: „[...] da war ICH ja dann die erste zeit, äh äh die mutter ohne brust an dem kind.> denn meine frau hat ja da (-) noch, wees ig wat, äh hm zwee, dreie, vier, fünf tage (-) äh jelegen. und und konnte nich, nich so richtig rumlaufen. ja also, da hab ich mit dem kleen, der hat da in seim bettchen jelegen und ig hab ihn dann natürlich raus jenomm. <<l: mh>> hab natürlich mit ihm en paar lieder jesung (---) <<leiser> und so. aber, da war nich viel un dann hat er sich och jar nich weiterentwickelt.“<sup>1741</sup>

Heiko ist nun sein Kind in der neuen Familie geworden. Heiko benötigt dringend eine lebensrettende Herzoperation. Im Juli findet die erste OP statt. Eine weitere Operation wird jedoch nötig, denn es ist ein Thrombus entstanden. Die erste OP war nicht vollkommen erfolgreich. Die Ärzte sehen kaum eine Zukunftsperspektive für Heiko.

IP: „[...] die wollten ja och äh inner Uniklinik heiko nich operiern un so. näh/en/äh/ hat ebm ene ärztin, SED, uns jesacht: (-) „dit is/ sieht nich so jut aus (-) <<l: mh>> mit dem heiko.“ ähm/naja ham wer jesacht - naja wir wolln un so. und da sacht dann en andrer arzt: „tscha, sie müssen (-) sagen äh wo und was und wie.“ <<l: mh>> un da hat meine frau äh bei dem ZIMMERMANN anjerufen im/ ähm im herzzentrum in Westdeutschland. Und dann sind wir zum staatsrat JEGANGen und ham dem staatrat jesacht: <<klopft unterstreichend auf den tisch> „wir möchten das heiko bei dem zimmermann operiert wird.“ u n d DIE ham uns jes a cht: „naja pf/ für son kind äh äh bei dem zimmermann, also so dafür ham wir kein geld, nich also, das machen wir nich.“> ABER die Uniklinik der Sudau soll den heiko operieren (-) <<lauter>un der wollte nich.> der hat also von, von äh ok/ von august is dezember heiko zappeln lassen, der sollte schwerer werden. der war ebm zu leicht. <<l: mh>> äh unt äh aber der IS of unsre kosten dann zum zimmermann (-) je-

<sup>1738</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 162-163.

<sup>1739</sup> Vgl. hierzu Kap. 4.3.2.2 u. vgl. LOCH 2008.

<sup>1740</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 804-805.

<sup>1741</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 827-833.

fahrn und hat mit dem zimmermann besprochen, was er an heiko rumfummelt und hats dann ebend endlich im dezember jemacht. un dann jings mit ihm aufwärts, ja.“<sup>1742</sup>

Sie wollen Heiko nicht aufgeben und sehen in einer neuen, in der DDR noch nicht erprobten, aber in der BRD sehr erfolgreichen Operationsmethode eine Chance. Seine Frau scheint hier die Erstinitiative ergriffen zu haben und ruft im westdeutschen Herzzentrum an. Sie versuchen, die lebensrettende Operation zu organisieren. Hier scheint ihre gesellschaftliche, anerkannte Position als Familie (Herr HAUCK als wissenschaftlicher Abteilungsleiter) dies erst möglich zu machen. Sie müssen trotzdem viele Hindernisse überwinden und setzen eigene finanzielle Mittel ein, damit der Arzt aus der DDR ins westdeutsche Herzzentrum fahren kann. Diese Zeit ist vom Auf und Ab geprägt, von Hoffnungen und Enttäuschungen. Hans HAUCK betont hingegen die Fortschritte. Er präsentiert eine Aneinanderreihung von Ereignissen, aber formuliert seine Gefühle nicht. Er bleibt auf einer deskriptiven Ebene. Es ist eine Zeit des Kampfes um das Leben von Heiko, welche sie gewinnen. Die Verhandlungen mit dem Staatsrat sind schlussendlich erfolgreich, auch wenn sie es ursprünglich anders erhofft haben. Die dramatischen Verhandlungen berichtet er nüchtern, ironisch und flapsig, was ihm die Dramatik der Situation nimmt. Die Mühe hat sich gelohnt. Sie haben Heiko „gerettet“ und konnten Einfluss nehmen. Diese Situation macht sie als Familie aber auch ihn zu etwas Besonderem aber eben auch zu einen Außenseiter. So eine Möglichkeit zu bekommen und sie genutzt zu haben.<sup>1743</sup> Hinzu kommt Heikos körperliche Schwäche, die sie den Atem anhalten lässt. Über ein halbes Jahr bleibt Heiko im Krankenhaus, bis er zum ersten Mal nach Hause kommt. Er erzählt:

IP: „[...] weihnachten operiert worden un dann gings aufwärts. und dann is er also weihnachten och äh nach hause jekomm. wir mussten abends wieder hin schaffen. <<I: mh>> zum abendbrot oder nachm abendbrot, er hat bei uns noch abendbrot jekrischt. (--) und (---) konnten in nächsten tach abholen un dann über weihnachten konnten wer ern zu hause behalten. da musst ich morgens mit ihm hin. <<I: mh>> und da wurde er g e w o gen und wenn er nich abnimmt, konnt ig ihn wieder MITNEHM. naja und äh bring den dort hin, der wird jewogen und (---)ZEHN gramm leichter. (--) <<lachend> aber der olle streichhahn sacht: „naja, nimm se heiko wieder mit.“ ja, dann konnt mern mitnehm.“<sup>1744</sup>

Er hebt die positiven Momente heraus, welche von Hoffnung gekennzeichnet sind. Zum Weihnachtsfest sind sie das erste Mal als „neue Familie“ zusammen. Kurz darauf muss Heiko nochmal kurz ins Krankenhaus.

IP: „[...] UND dann wurde er aber nochmal krank und hat nochmal vier wochen im Januar äh äh inner KINDERklinik jelegn, also da war nüscht mehr mit neonatologie un so. tschjoa un DANACH gings dann eigentlich äh wirklich aufwärts mit ihm.“<sup>1745</sup>

<sup>1742</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 892-907.

<sup>1743</sup> Vgl. ähnlich wie in seiner Kindheit mit der „Luxuswohnung“ und „alten Mutter“ (Kap. 4.3.2.2). Hier verweise ich zudem nochmals darauf, dass auf Sozialleistungen meist kein Rechtsanspruch bestand und vielmehr die Loyalität zum Staat entscheidend war (vgl. Kap. 4.2.2.4 u. vgl. SCHROEDER 2009, S. 530).

<sup>1744</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 836-845.

<sup>1745</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 845-848.

Mit dem „eigentlich“ deutet er eine Relativierung der positiven Situation an, verstärkt es durch das „wirklich“ aber gleichzeitig. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass es immer wieder Momente der Angst gegeben haben mag und der Frieden brüchig schien. In dieser Zeit stellen sie bei Heiko epileptische Anfälle fest. Im Interview stellt er eine direkte Verbindung zwischen seinem Onkel (Bruder seines Vaters) und seinem Sohn Heiko fest. Er sagt:

IP: „[...] dit war en verrückter. aber was da is wees ig nich. (--) der, den hab ich nich, der is wohl jestorben. <<I: mh>> ob da also sp/h/m/ gentisch was bei heiko jelandet is, wees ig nich. sacht meine frau immer, wenn se schlechte laune hat. äh, wees ig nich, möglich is ja alles. <<zungenschnalzer>>“<sup>1746</sup>

Die Schuldfrage und die Unsicherheit nehmen (einen großen) Raum bis ins Heute ein. Vor diesem Hintergrund ist auch zu verstehen, dass Hans HAUCK sich besonders für Heiko verantwortlich fühlt.

Frau HAUCK kündigt ihre Stelle in der HO und arbeitet von Zuhause als Versicherungsvertreterin für die staatliche Versicherung der DDR. So kann sie die Betreuung von Heiko und eine Berufstätigkeit miteinander verbinden. Hans HAUCK arbeitet weiter (in seiner Stelle) als Entwicklungsleiter in seinem Betrieb. Er wird jetzt so zum Hauptversorger der Familie. Viel mehr ist aus den ersten drei Lebensjahren von Heiko nicht bekannt: Wie haben z.B. seine Stiefgeschwister (Kinder von Frau HAUCK aus erster Ehe) die Geburt von Heiko aufgenommen? Gab es Spannungen (z.B. Herrn HAUCKS Mutter und Stiefschwester)? Haben sich die Kinder aus 1. Ehe vernachlässigt gefühlt? Sein großer Sohn Hardy bekommt in dieser Zeit den Nationalpreis für Mathematik. Darauf ist Hans HAUCK bis heute stolz, zumal diese Intelligenz für ihn das Gegenargument für eine eventuell vererbte Behinderung sein kann. Familie HAUCK richtet sich jetzt mit der neuen Situation ein.

### ***Zwischenfazit: Ein familiärer Neuanfang***

In der Phase der ersten Verliebtheit, des familiären Neuanfangs, wird Hans HAUCK schnell von der Wirklichkeit eingeholt. Sie sehen sich vor Probleme gestellt, die sie vielleicht nicht erwartet haben. So kommt es zum Streit, wohin die Kinder seiner neuen Frau gehen. Er beschreibt diese erste Hürde der neuen Beziehung, auch verbunden mit Selbstzweifeln, seine Frau und seine Kinder verlassen zu haben. Das Scheitern einer Ehe hat er als Kind selbst erlebt. Welches Bild wird seine Frau von ihm zeichnen und seinen Kindern vermitteln?

Als seine Frau schwanger wird, scheint die neue Beziehung nun auch nach außen ein Zeichen zu setzen. Die Tochter kommt mit einem Klumpfuß zur Welt und stirbt eine Woche nach der Geburt. Eine Hoffnung zerplatzt. Ein knappes Jahr später wird seine Frau wieder schwanger. Sie gehen zu Voruntersuchungen und wechseln das Krankenhaus. Heiko kommt als „Frühchen“ zur Welt, hat einen Herzfehler und bekommt epileptische Anfälle – sein Leben hängt am „seidenen Faden“. Es folgen Kran-

---

<sup>1746</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1386-1339.

kenhausaufenthalte und der Kampf um eine lebensnotwendige Operation mit einem Verfahren aus West-Berlin. Es ist eine Zeit, welche geprägt ist vom Auf und Ab, von Hoffnung und Hoffnungslosigkeit. Es kommen Schuldgefühle und Selbstzweifel („verrückter“ Onkel, ihr Alter) bei Herrn HAUCK auf, was im Streit auch in der Beziehung zur Sprache kommt. Er kümmert sich von Anfang an intensiv um Heiko. Die Initiative für Hilfen (Operation) geht jedoch von seiner Frau aus. Heiko wird „sein“ Kind in der neuen Beziehung. Hans HAUCK steht zu seiner Verantwortung. Die Schuldfrage aufgrund eventuell vererbter Dispositionen oder dem fortgeschrittenen Alter steht im Raum. Eventuell hat er Angst um seine Ehe. Der Beginn seiner neuen Beziehung scheint unter einem „schlechten Stern“ zu stehen.

Seine Gefühle spricht er nicht an. Sie lassen sich teilweise anhand der Textstruktur und der Paralinguistik ablesen und beobachten. Dramatische Stellen lässt er außen vor, bricht ab, begegnet ihnen mit Ironie und bleibt auf einer deskriptiven Ebene – er wirkt als würde er diese Zeit verklären.

#### **4.3.2.5 Hans HAUCK nach der politischen Wende von 1989**

Mit der politischen Wende von 1989 brechen die Absatzmärkte für die Elektronikprodukte weg, an deren Entwicklung Hans HAUCK beteiligt ist. Er versucht, mit seinen Kollegen neue Vertriebswege zu erschließen und fährt nach Westdeutschland.

IP: „[...]<<atmet tief ein>> und da ham wer dann also äh m (-) im <<überlegend>november> `89 <<l: mh>> äh, sind wir nach pfortzheim <<l: mh>> zu (4) irgend so en äh äh berühmten (--) teilehersteller.“<sup>1747</sup>

Sie erleben jedoch nur Absagen.

IP: „[...] jedenfalls ham wir, wollten wir da jeschäfte machen mit, ja <<überlegend> mit so ner stahlfirma von den wessis, aber alles verjessen> und der, wir ham uns (-) prima unterhalten. war janz große klasse! un der sacht also: "wissen se was <<klopft auf den tisch>> ähäh das is mir so, äh äh geht mir SO gegen strich, einen kunden abzuweisen. aber, äh ich kriegs nich fertig, ich kann ihn nur empfehlen, dass wir keine geschäfte machen. was sie jetz von mir ham wolln. äh, zu dem preis könn sie haben, ABER siemens macht das schon lange nich mehr, siemens koft die ganzen teile äh in n/ taiwan.“<sup>1748</sup>

Am Interviewtext lässt sich die Schwere des Themas bis heute spüren; Hans HAUCK atmet schwer. Er erlebt, dass die Wende ihm seine berufliche Existenz nimmt. Seine Produkte sind von einem auf den anderen Tag nicht mehr marktfähig. 1990, an seinem 56. Geburtstag, nach ca. 40 Jahren im Betrieb, erhält er die Kündigung.

IP: „90 meim jeburtstach ham wir ne tasse kaffe jetrunken. kommt äh mein kolleje, der och abteilungsleiter war, aber ebm en bisschen jünger und der da noch en bisschen zukunfft hatte, och nich mehr lange, <<atmet tief ein>> äh (unterhand). ig sach ach, äh (---), ig wees nich mehr, wie der heißt, willst mir gratulieren. nee sacht er: „ich bring dir die KÜNDIGUNG“ ähm. äh, <<freudig> ja zum jeburtsatch brachte der die kündigung.“<sup>1749</sup>

---

<sup>1747</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 252-255.

<sup>1748</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 264-272.

<sup>1749</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 281-287.

Auch an diesem Ausschnitt lässt sich die Schwere dieser Situation nachspüren. Die gezeigte Freude passt nicht zum Grund. Hans HAUCK hatte immer Arbeit und damit eine Identität, die ihm Anerkennung und Erfolg brachte. Die neue Gesellschaft nimmt ihm seine berufliche Stabilität. Alte Tugenden werden wertlos.<sup>1750</sup> Nicht mehr Planbarkeit und Anpasstheit, sondern Eigeninitiative und Flexibilität sind gefragt – etwas, was Herr HAUCK nie gelernt hat. Herr HAUCK beginnt eine Umschulung zur Umweltchemie in der Nähe von Hannover. Es bleibt unklar, wie es zu der Umschulung gekommen ist. Möglich wäre eine Vermittlung vom Arbeitsamt.

IP: „[...] die ham also, äh ä <<schnipst mit den fingern>> große jeschäfte <<kaffetasse klimpert>> die ham also die ossis off äh umwelt äh umweltsanalytik jeschult. sind wir also richtig schlau jeworden. <<atmet tief ein>>“<sup>1751</sup>

In dieser Aussage zu seiner Weiterbildung ist viel Ironie versteckt. Er scheint gespiegelt zu bekommen, dass er, aus dem Osten kommend, ein „Mann vom Mond“ ist. Er fühlt sich abgewertet, wertet sich mit seiner Ironie jedoch wieder auf. Über eine Teilnehmerin in der Weiterbildung bekommt er den Hinweis auf eine mögliche Arbeitsstelle in Berlin. Er sagt:

IP: „die sachte: "mensch hans, der eulitz der sucht ein wie dich, ruf den an." äh ja <<überlegend, leise>> ja, hab ich den eulitz angerufen>. wir ham äh <<l: mh>> guten tach jesacht und t/ äh chemie stimmte. da hab ich eben bei dem eulitz umweltsanalytik jemacht.“<sup>1752</sup>

Zwei Aspekte lassen sich beobachten: Er wird passiv –aktiv und lässt sich über eine „vertraute“ Person weitervermitteln – eine bekanntes Handlungsmuster. Und er legt Wert auf eine zwischenmenschliche Basis; es geht um ein Verstehen. Die Firma hat 15 Angestellte, „[...] wir ham dort m a s c h i n e n jehabt äh es war für ne halbe million. es war es war eine pracht.“<sup>1753</sup> Sie haben wenige Aufträge. So konnten Privatbürger untersuchen lassen:

IP: „[...] ob er dort milben hat oder keene oder so. eh, aber für zweihundert westmark <<lacht > will keener wissen wat er für milben hat.> un dann gabs ebm <<zungenschnalzer>> och noch schwierigere stoffe. die wer, obwohl wir die maschine hatten, aber wir hatten die technik noch nich. oder die <<lauter>übung> noch nich. <<l: mhm mh>> äh äh, da bin ig dann a l s o <<überlegt> th> och vergessen. die warn nebenan, zu den wessis jegang und hab äh das dort machen lassen. wir ham das bezahlt. un ham dann uns das äh von unserem oftraggeber zurückzahlen lassen.“<sup>1754</sup>

Neben der Analyse ist er für die Förderanträge zuständig. Ihre Firma wird öffentlich gefördert:

IP: „wir kofen diese maschinen, die wir gar nisch brauchen! dafür jem wir das jeld aus!> un da sacht der waldamos: "dis is doch aber richtig. <<klopft auf den tisch>> dit jeld kommt doch von uns. <<l: mh>> is doch in ordnung <<klopft auf den tisch>> dat dis wieder zu uns zurück kommt." <<lauter> also man hat so ein bisschen als dummer ddr-bürger ähh <<kaffeetasse klimpert> ja mm/ is jeschäft kennjelernt, der wessis. ja und ig hatte dann, also den auftrach da jährlich en antrach zu stellen mit diesen fördermitteln. <<zungen-

<sup>1750</sup> Vgl. Kap. 4.3.2.3.

<sup>1751</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 309-311.

<sup>1752</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 312-315.

<sup>1753</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 315-318.

<sup>1754</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 323-330.

schnalzer>> und bin daaa nach kreuzberg, immer wieder zu den gleichen leuten. UND äh hab da pff/ wees ig wie viel seiten, äh vierzig seiten, äh ausgearbeitet, wat wer so. un DER sachte dann naja es jibt jetzt wieder neue richtlinien, es muss jetzt so un so jeändert werden. Aber hat mich sehr gut beraten (-) unt äh, die ham dann ä/ meinen antrach befürwortet un dann is er durchjegang und wir ham unser JELD jekrischt.“<sup>1755</sup>

Vor dem Hintergrund seiner Berufsbiographie müssen ihm die beschriebenen Vorgänge absurd vorkommen. Die Tätigkeitsprofile haben sich verändert, die Wirtschaft fordert anderes Arbeiten, seine Fähigkeit empfindet er als wertlos, die Produkte, die er nun an den Mann bringt, ebenfalls. Diese Absurdität spiegelt sich in der Wendung „dummer ddr-bürger“ wieder. Er fühlt sich für „dumm verkauft“, abgewertet, nicht geschätzt. Er nutzt für sich den Begriff „Bürger“, für die Menschen aus den alten Bundesländern den Begriff „Wessis“. Es ist eine persönliche Aufwertung und damit Abwertung der anderen spürbar. Er rahmt und untermauert damit seine Kritik am jetzigen Gesellschaftssystem auf einer Metaebene, und hebt damit das Positive aus seiner Sicht am DDR-System hervor. Gleichzeitig schätzt er die feste Anlaufstelle zur Beratung für die Antragsstellung. Die Arbeitslosigkeit kurz vor der Rente sieht er nicht als positiv für sich, z.B. mehr Zeit für sich und seinen Sohn.<sup>1756</sup> Deutlich wird, dass er das Positive an Westdeutschland an Personen festmacht (der Arzt, welcher den Sohn operiert, Personen welche ihn gut beraten). Umgekehrt war in der DDR Negatives personen- und Positives systembedingt. Es zeigt sich, dass er Personen aufgrund ihrer geographischen Herkunft einordnet in „DDR-Bürger“ und „Wessis“. Diese Ordnung gibt ihm eine Orientierung und dadurch Abgrenzung und Zuordnung.

In dieser Zeit unterstützt er seine Frau bei ihrer Tätigkeit in der Versicherung und schafft ihr so auch familiäre Freiräume. Im Gegensatz zu ihm kann seine Frau ihre Stelle bei der Versicherung behalten. Sie wechselt gemeinsam mit ihrer Chefin zu einer westdeutschen Versicherung und kann ihre Kunden weiter betreuen. In den ersten Jahren ist sie erfolgreich. Die Umsätze sind hoch durch die Umstellung der Kunden aber auch durch neue Vertragsabschlüsse. Für sie bedeutet das neue System Erfolg und Aufschwung.

Der Firma von Hans HAUCK hingegen geht es nicht gut: Weniger Fördergelder werden bewilligt und immer mehr Mitarbeiter gekündigt.

IP: „[...] aber nich mehr für fünfzehn, sondern nur noch für vierzehn. und im nächsten jahr war es dat selbe jespel. <<atmet tief ein>> da <<kaffeetasse klimpert> warn wer dann noch elfe.> und im nächsten jahr warn wer dann noch ACHTE. un dann hab ich och n o c h äh (-) <<l: mh>> dit ff/ jekrischt. aber ig war nich mehr dabei. <<freudig> es warn dann nur noch f ü n f e.> ähh und da war ich dann <<unemotional und schnell>arbeitslos.> hat ig noch, mücke/ man krischte doch zweiunddreißig monate.“<sup>1757</sup>

Mit 60 Jahren wird er arbeitslos. Er nutzt seine 32 Monate Arbeitslosigkeit.

---

<sup>1755</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 350-362.

<sup>1756</sup> Vgl. hierzu Kap. 4.2.2.5.

<sup>1757</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 373-382.



IP: „[...] <<atmet tief ein>> ig hab mich dann also, isch bin dann och, äh äh <<kaffeetasse klimpert>> töppe verkofen jegang. un äh pfff/ off dem arbeitsamt, ja. DIESE äh bearbeiter und so (---), das warn ja (-) herzensgute menschen. ig hab/ bin dort allos hin und hab jesacht: "ig möchte jetz hier äh arbeiten und nich abmelden." <<l: mh>> und ig hab dann (-) zw/ zwee tage in der woche jearbeitet und zwischendurch war ich also, pfpf/ drei tage arbeitslos. un da sacht der: "sie brauchen da NICH immer komm". es jenügt, wenn sie anrufen un dann machen wir dit enmal im im im monat. schriftlich un äh un zum schluss baucht ich da zweema im jahr h i n. ähh und also es war, war alles MENSCHLICH.“<sup>1758</sup>

Anschließend geht er in Rente. Nach der politischen Wende kann Hans HAUCK beruflich keinen dauerhaften Anschluss finden. Die Zeit bis zur Rente überbrückt er mit einer Teilzeitbeschäftigung in einem Berliner Kaufhaus und verkauft Töpfe. Es kann angenommen werden, dass er gehofft hat, bis zur Rente in der Firma für Umwelttechnik bleiben zu können, obgleich er das nahende Ende sieht. Er unterstreicht nochmals, dass er sich bemüht zu arbeiten, nicht arbeitslos zu sein und jede Arbeit annimmt. Zudem vermeidet er Rentenabzüge. Damit gibt es eine Parallele zur Berufsbiographie seiner Mutter, die bis zur Rente berufstätig ist und mit absteigender Karriere auch an beruflicher Anerkennung verliert. Und noch eine Parallele gibt es: Hans HAUCK beginnt die Tageszeitung auszutragen. Vor dem Hintergrund seiner Biographie bietet ihm diese Tätigkeit Sinn: Sie gibt Tagestruktur, er kann zum Familieneinkommen beitragen, seine Frau unterstützen und den Status der Familie halten. Es gehört zu seiner Identität und es ist ebenfalls ein Rückbezug zu seiner Kindheit.

Seine Frau lässt inzwischen ihre Tätigkeit bei der Versicherung auslaufen. Er unterstützt sie,

IP: „[...] aber zum schluss lief das natürlich dann - die warn alle versichert. <<l: mh>> <<lacht>> ich bin dann noch nach spandau jefahrn. <<l: mh>> un hab da äh mhh so ne junge FRAU besucht. (---)[...] die hatte also von dem vorgänger meiner frau, zwei also, wees ig nich, äh äh <<klopft auf den tisch>> <<überlegend>unfallversicherung> oder <<l: mh>> <<klopft auf tisch>> also jedenfalls und hat immer an die iduna jeschrim, die möchte nur noch für eine <<procht bestimmend auf den tisch>> sie braucht nich zwei. <<l: jaja, jaja>> sie möchte also die eine un nu dacht die ich KOMM von der iduna um das. ig sach: "nee, also ig mach das sowieso nur für meine frau, ich sach dat meiner frau un d/die kümmert sich drum." das dit in ordnung jeht. meiner frau natürlich jesacht. die sacht: „nöö! <<lacht>ich kümmer mich nich drum!> <<kaffeetasse klimpert>> lass die weiter ähm ähm <<atmet tief>> doppelt bezahln. ja so warn dann, da dit war da aber och schon dit ende der/ <<kaffeetasse klimpert>> das wir also in spandau äh wer/ versucht ham versicherungen zu verkofen. <<kaffetasse klimpert>> die warn ja och alle abjesichert. <<kaffetasse klimpert>> <<schnell>äh dit ham wer denn schnell sein lassen, dann hat meine frau> (-) wees ig nich, noch zwei drei jahre nichts mehr jemacht.“<sup>1759</sup>

Ihr ist der Druck zu groß geworden, immer neue Verträge abzuschließen, um so ihre Provision zu verdienen, auf die sie angewiesen ist. Zudem fällt auf, dass seine Frau die treibende Kraft ist und die Kritik ihres Mannes bzw. dessen Hinweise nicht ernst nimmt. Hans HAUCK hatte der jungen Frau schon zugesagt, seine Frau setzt sich jedoch darüber hinweg. Hans HAUCK „atmet tief“ – ein Ausdruck für empfundene Ungerechtigkeit? Diese artikuliert er jedoch nicht, sondern reagiert wieder mit Dis-

<sup>1758</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 373-382.

<sup>1759</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 197-220.

soziationen/konträr und lacht über die Äußerung seiner Frau und ihre Teilnahmslosigkeit. Seine Frau scheint die starke Position von Hans HAUCKS Mutter übernommen zu haben.

Die Arbeit seiner Frau hat sich mit der Wende verändert. Hans HAUCK betont die Ausbeutung der Menschen:

IP: „[...] ähh ihre kollegn, die ham wie die GEIER. <<I: mh>> äh äh daroff jewartet, dass irgendeine vesicherung jekündigt wird oder (---)<<trinkt kaffee>> der kaffee wird kalt <<kaffeetasse klimpert>> <<I: mmhmm>> sie hatten noch? <<J: ja >> äh ähh äh (5) <<atmet tief aus>> jetzt hab ich den faden verloren. JA, äh die sind also zu äh den kunden meiner frau gegangen und ham jesacht, sie ham doch hier ne lebensversicherung oder wat och immer e/egal äh unt da is aber, <<flüstern, intrigisch gesprochen> dat is nich so jut, sie ham da das un das un so un so äh ich würde ihnen vorschlag'n das wir dies ändern das wir das also so un so machn.un ähpf wir ham uns den och anjerufen und ham jesacht, naja äh äh wissen se ich hab die versicherung mit der frau hauck jemacht ich spreche mit der frau hauck. <<schnippig> ja die macht das nich mehr, ich mach das jetzt> JA aber trotzdem ich mach det mit der hauck mit ihn ähh äh <<I: mh>> die hat uns immer gut beraten und äh ich mach dit mit ihnen nich.“<sup>1760</sup>

In Hans HAUCKS Augen ist die BRD in ein unmenschliches, ausbeuterisches System eingebettet. Er kritisiert die mangelnde Solidarität und Gerechtigkeit. Er untermauert seine Präsentation mit weiteren Beispielen; eine Verbitterung kommt zum Vorschein.

Frau HAUCK arbeitet jetzt wieder in ihrem erlernten Beruf in Berlin Mitte in einem „Premiumkaufhaus“. Obgleich sie nicht mehr in derselben beruflichen Position wie in der DDR ist, wird sie nun zur Hauptverdienerin.

Zurück zum Jahr 1990: Mit dem erstmaligen Verlust seiner Arbeit kümmert sich Hans HAUCK verstärkt um seinen Sohn („JA UNT ig hab natürlich schon, äh sozusagen ab neunzig AUCH mich um heiko jekümmert.“<sup>1761</sup>) Das Jahr 1990 hat also in vielerlei Hinsicht Bedeutung für ihn. Sein Kümmern um Heiko ist zu dieser Zeit Haupttätigkeit, gibt ihm Sinn und wird hervorgehoben, obwohl er sich schon gleich nach der Geburt verantwortungsvoll gezeigt hat.<sup>1762</sup> Er begleitet seinen Sohn auch zur Therapie nach Westberlin. Er beschreibt es als

IP: „[...] sehr schöne anlage. ham also vierg jeschosse. im vierten jeschoss hatten die, äh <<I: mh>> ein BAD mit höheneinstellbarn (-) ähäh <<laut und betont>> wasserspiegel.> mittwochs warn also unser kleener dran.“<sup>1763</sup>

Heiko entwickelt sich verzögert. Es wird bei ihm eine „frühkindliche Hirnschädigung“ festgestellt.<sup>1764</sup> Hier kommt er in Kontakt mit einer Schulleiterin aus Friedrichshain (ehemals Ostberlin). An ihre Förderschule ist ein Kindergarten angegliedert. „[...] die uns heiß jemacht hat, wir solln doch heiko äh in/

<sup>1760</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 221-234.

<sup>1761</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 390-391.

<sup>1762</sup> Vgl. Kap. 4.3.2.4.

<sup>1763</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 392-395.

<sup>1764</sup> Diese Information stammt aus dem Fragebogen im Projekt EIfamBe. Im Interview erwähnt er diese Diagnose nicht.

nach friedrichshain in einen kindergarten geben.“<sup>1765</sup> Sie fahren ihren Sohn regelmäßig nach Friedrichshain; der „transporten äh zum kindergarten“<sup>1766</sup> war eine seiner Aufgaben. Zudem betont er „[...] viel hat natürlich die mutter gemacht“<sup>1767</sup>. Kurz vor seinem Schulanfang 1993 muss Heiko noch einmal zu einer geplanten Herzoperation aufgrund seines Körperwachstums. Diese OP übernimmt jetzt der Arzt aus dem westdeutschen Herzzentrum, welcher Heiko schon früher operieren sollte, aber nicht durfte<sup>1768</sup>. Er lebt und arbeitet inzwischen in Berlin.

Anschließend kommt Heiko in Friedrichshain wie geplant in die Schule, was die Familie vor Herausforderungen stellt:

IP: „[...] dadurch das wir in pankow wohn und in friedrichshain zur schule. <<I: mh>> ähh, musst mer uns hier in Pankow abmelden. und (-) äh ähh, warn dann och für den transport verantwortlich. also meine frau hat den kleen mit der straßenbahn hin jefahrn. oder ich mitm auto. elf kilometer hin, elf zurück. <<atmet tief ein>> tscha, jahrelang. <<freudig> hat uns nix ausgemacht. hat och spaß gemacht!>“<sup>1769</sup>

Sie nehmen den zusätzlichen Aufwand in Kauf mit der Hoffnung, dass es Heikos Entwicklung gut tut. Heiko entwickelt sich, wenn auch langsam. Eine Beispielerzählung:

IP: „[...] also immer wieder, <<kaffeetasse klumpert> immer wieder, immer wieder dat selbe. immer wieder dit selbe, immer wieder dit selbe, is so<<energischer> aber wie jesacht, äh äh sandmann guckt er nich mehr, pumuckel is auch passe. also irgendwann und und als diese diese <<kaffeetasse klumpert > schulleiterin> als die zu uns kam, <<sehr schnell>die is ja dann och hier nach hause jekomm.> hat se jesehn ähm heiko hatte da so einen schönen kunststoffofen. mit mit äh fächern. äh und so und tscha pfff. <<leise> als er dort dit achte jahr oder dit zehnte in die schule jing. (-) hat die lehrerin mich nochmal jefracht, sacht se: „und was macht heiko? kocht er noch?“ ich sache: „ja, (-) der kocht immer noch.“ aber och der ofen is weg. [...]<<atmet tief ein>> <<lachend> es dauert, es dauert.> als die sachte: „kocht der immer noch?“ man empfindet das nich. <<betont> man merkt es nich!> also da, sach ich: „heiki, mensch du kochst ja <<lacht>immer noch.“> wobei das natürlich hier dann schon was ganz anderes war. dit war hier äh nur noch äh <<zungenschnalzer>> den kramzeug RAUS. und wieder einordnen.“<sup>1770</sup>

Er deutet an, dass es verzweifelte Momente gab. Er fragte sich, ob Heiko jemals „vorwärts“ kommt oder ob man „betriebsblind“ wird. Dabei scheint er die Frage der Lehrerin unter Umständen als Vorwurf zu empfinden, seinen Sohn nicht entsprechend zu fördern. Er betont, dass sich Heikos Beschäftigung mit dem Ofen dennoch verändert und sein Sohn sich verändert. Heiko hat keine epileptischen Anfälle mehr, hat jedoch in dieser Zeit die Pflegestufe I zuerkannt bekommen.

IP: „[...] wir ham äh/ wir sind natürlich mit ihm och in herzberge je w e s en. <<I: mh>> äh, w e i l e r epileptische anfälle hatte. <<zungenschnalzer>> und das is dann aber och schon, (-) wees ich, als er vierzehn war äh WEG GEWesen. aber da hat die ärztin jesacht -

<sup>1765</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 415-417.

<sup>1766</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 391.

<sup>1767</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 391-392.

<sup>1768</sup> Der Staatsrat der DDR erlaubte dies nicht (vgl. Kap. 4.3.2.4).

<sup>1769</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 419-425.

<sup>1770</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 424-440.

sie möchte bis er über die pubertät is äh mit dem medikament, dis it nich absetzen. (--) und da hat also heiko vier jahre länger noch den scheißdreck jekrischt. ich sache mal äh <<zittrig> dit war vielleicht alles (--) falsch wat wer dan jemacht ham.> aber naja was solls. [...] aber man weiß das ja alles nich, man muss et ja so nehm. un> <<l: mh>> ähh/ mmh andernfalls wär er vielleicht jestorben oder (--) dann is es eben so, (---) unser lebm. (4) <<l: mh>> <<herausplatzend> und die mutter is natürlich immer für mehr, für pilln un wees ich was, nich also. <<l: mh>> äh daSS (14) un die mutter (-) darf bestimmen.“<sup>1771</sup>

Auch an den epileptischen Anfällen unterstreicht er wieder, dass sich Heiko weiterentwickelt und gesund wird. Zum ersten Mal artikuliert er die Bestimmungsmacht seiner Frau und gesteht Fehler ein. Aber auch Resignation ist spürbar, nichts ändern zu können und Opfer der Umstände zu sein – ein alt- bekanntes Muster. Er wird „zittrig“. Die Gefühle drohen in zu überwältigen. Vielleicht hofft er auf Zuspruch gerade an diesem sensiblen Punkt um Heikos Entwicklung, nicht alles falsch gemacht zu haben. Eine Unsicherheit wird deutlich, dabei kann eine Rolle spielen, dass er keinen Orientierungspunkt und kein Vorbild für die Entwicklung seines Sohnes hat.<sup>1772</sup>

Mit Renteneintritt kümmert er sich zunehmend um Heiko. So geht er in den Vorstand des Fördervereins der Förderschule und wird Kassenwart. Hier ist er engagiert und anerkannt. So organisieren sie z.B. ein Frühstück einmal die Woche:

IP: „[...] frühstück. für die eltern. <<klopft auf den tisch> damit die mütter un zu mal hin komm und die lehrer> mit den müttern, den mal sagen könn, <<lacht>wie es mit ihrn kindern steht.> die gehn nich z/ zur elternversammlung. zur elternversammlung gehn nur die eltern, deren kinder tüchtig sind. und wos en lob gibt! <<klopft bestimmend auf den tisch>> aber die dresche, die holn die sich nich ab!“<sup>1773</sup>

Herr HAUCK kümmert sich scheinbar auch um die Belange der anderen Eltern. Er erhofft sich vielleicht Anerkennung für sein Bemühen auch von Seiten der Lehrer\_innen. Mit der Förderschule ist Herr HAUCK zufrieden und fühlt sich wohl. Er sagt:

IP: „[...] ham wer ih/ äh die tanten dort jeden tach mit handschlach. un die lehrer (--) und in ihrer klasse und in ihrn gruppen warn so fünf, sechs leute. (10) <<glücklich als auch traurig> tscha un nun is er groß!> <<bedächtig leise und langsam> aber im KOpf is er nich groß geworden.“<sup>1774</sup>

Es ist eine Enttäuschungserzählung. Ein Verlust wird spürbar. Aus dem Familienleben ist wenig bekannt. Er präsentiert in dieser Zeit einen drei-Personenhaushalt (zweite Frau, Heiko und er). Zu seinen Kindern aus seiner ersten Ehe scheint in dieser Zeit kontaktlos zu sein.

IP: „[...] die ham alle dreie studiert (--), mathe (---) äh äh, anner, die jüngste anner kunst-hochschule in weißensee. und die mittlere (----) wees ig jar nich wat die studiert, die hat also technik jemach.“<sup>1775</sup>

<sup>1771</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 856-878.

<sup>1772</sup> Vgl. hierzu ENGELBERT 2002, S. 40, ausführlich in Kap. 4.2.2.5.

<sup>1773</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 463-470.

<sup>1774</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 425-429.

<sup>1775</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 152-155.

Das Wissen über seine Kinder ist oberflächlich, die Stimmung distanziert. Vieles zu ihnen bleibt im Verlauf des Interviews offen.

Herr und Frau HAUCK haben ein Opern-Abo, was sie regelmäßig nutzen. Hier knüpft er wieder an seine Kindheit und speziell an seinen Vater an. Zudem machen sie Reisen; sie waren beispielsweise in Moskau. Heiko nehmen sie mit. Herr HAUCK organisiert für Heiko zusätzlich Ferienplätze als Urlaubsmöglichkeiten ohne Eltern.

IP: „elften schuljahr hab ich ihn das erste mal gezwungen. ich hatte schon zwee jahre vorher jesacht: „heiko, äh du kannst hier mal mit dem michael, der war mit ihm inner gruppe ins ferienlager fahrn. da bist de mal zwei wochen weg von uns.“ und so haste lauter junge leute und (-) äh sacht er: nee, will er nich. und im nächsten jahr hab ich dann halt wieder <<I: mh >> jesacht. nee sacht er, der michael fährt dieses jahr gar nicht. sache naja gut, dann müss mer nächstes jahr. und bei der elternvesammlung sag ich dann: „sachen se mal warum is`n der michael?“ „na michael war!“ <<I: mh>> ich sache: „soo heiko, der michael war im ferienlager, du nicht!> im nächsten jahr fährst du.“ <<I: mh>> danach brauchst du nicht mehr fahrn, <<I: mh>> aber im nächsten jahr fährst du mit michael ins ferienlager und er hat dann natürlich im bus am fenster geheult. <<I: mh>> und als er wieder kam hat er mich beschimpft und jeprügelt und so. <<fauchend>> „ich fahr nie wieder, nie wieder!“> ig sache. „ja, das hab ich dir versprochen, du brauchst nich mehr. w/wenn`s so schlecht war, brauchst du nicht mehr.“ Un dann ham wer natürlich im dezember jefracht <<zungenschnalzer>> ig sache: „so, äh überlegs dir, wenn du fahren willst musst ich dich jetzt anmelden. <<I: mh>> äh wenn du äh, wenn ich dich jetzt nich anmelde un du überlegst dir das später, du kannst NICHT mitfahrn.“ un da hat er jesacht - er will.“<sup>1776</sup>

Von da ab fährt Heiko jedes Jahr mit in ein Ferienlager. Herr HAUCK hatte Erfolg – er ist mit Geduld zum Ziel gekommen. Warum Hans HAUCK will, dass Heiko in ein Ferienlager fährt, lässt er offen. Denkbar ist, dass Urlaube zum Leben und zur Kultur gehören.

2004, ein Jahr vor Schulende, kümmern sie sich um eine Arbeit für Heiko: Er ist

IP: „zwölf Jahre zur schule gegangen. <<atmet tief ein>> unt da war ebm eine lehrerin, die dafür verantwortlich war, wenn die dann da im letzten jahr sind. so ein bisschen zu gucken, berlin is ja groß, äh in der nähe von der wohnung. und ich hatte mir hier also in inn direkt hier in pankow ähh so`n äh, eine Möglichkeit. <<I: mh>> mal vorgenommen, bin da mit heiko hin jegangen und die ham jesacht <<leise, vernuschelt>> „nee!“> dat war natürlich auch noch auch noch, da hatte er noch ein jahr zeit.> sacht se: "nee, also so wie sie jetzt aussieht <<I: mh>> könn wir ihn nich jebrauchen. es kann sein, dass wenn er sich noch weiter entwickelt. dass wer dann also in einem jahr oder so nochmal gucken könn.“<sup>1777</sup>

Es besteht die Möglichkeit, dass Heiko aus seiner Perspektive in eine geförderte Arbeitsstelle kommen könnte. Zum Ende der Schulzeit versuchen sie es erneut: Nun sagen sie

IP: „"nee, also iss mit heiko, is nich. (-) <<kaffeetasse klimpert> und diese frau Zwinscher, die> dafür verantwortlich war, die hat äh jesacht gehn se mal dahin. <<I: mh>> da is ene

---

<sup>1776</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 667-685.

<sup>1777</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 472-481.

werkstatt <<kaffeetasse klimpert>> stellen se da Heiko vor. so und die haben, da ging er ja noch zur schule. ja, er solle mal zwei wochen äh im im berufsbildungsbereich arbeiten. wollen se sich mal angucken und ham jesacht: „ja, dit is ganz jut gewesen.“ un dann sollte er mit abstand nochmal zwei wochen in den arbeitsbereich un d i e sachte och - heiko gibt zu den schönsten hoffnungen anlass.“<sup>1778</sup>

Die Mitarbeiter der WfbM geben ihm Hoffnung auf eine Zukunft von Heiko in einer Arbeitsstelle. Ab 2005 geht Heiko in die empfohlene und besichtigte WfbM.

***Zwischenfazit: Hans HAUCK nach der politischen Wende.***

Nach der politischen Wende wird Hans HAUCK arbeitslos. Er verliert seine sichere Anstellung und steht vor einer neuen Situation mit einem flexiblen Arbeitsmarkt. Er versucht sich anzupassen – macht eine Umschulung in der Umweltanalytik und arbeitet in diesem Bereich. Als er wieder arbeitslos wird, verkauft er nebenbei Töpfe, bis er in Rente geht. Er präsentiert diese Zeit als einen Verlust von Identität in einem neuen Gesellschaftssystem – er fühlt sich als Verlierer der Wende. Über die Zeit wird er verbittert, weil er keine Erfolge sieht. Er scheitert beruflich an den gesellschaftlichen Umständen, in welchen jetzt Eigeninitiative gefragt ist. Er kann an seine Position nicht wieder anknüpfen. Im System der DDR war Eigeninitiative weniger gefragt. Hier hat er sich durch Anpassung und Loyalität zum System hochgearbeitet. Er fühlt sich von den „Wessis“ als „dummer DDR-Bürger“ abgewertet, worauf er das komplette Gesellschaftssystem ablehnt, jedoch nicht automatisch einzelne Personen (z.B. Arzt). Mit Renteneintritt beginnt er früh wieder die Tageszeitung auszutragen. Diese Tätigkeit gibt ihm Struktur. Arbeit ist für ihn selbstverständlich. Er kann zum Familieneinkommen beitragen.

Parallel zum beruflichen Scheitern nimmt im gleichen Maß die Begleitung und Unterstützung von Heiko zu. Er übernimmt die zuvor von seiner Frau angelegten Wege mit Renteneintritt, seine Frau wird zum Hauptverdiener in der Familie – es kommt so über die Zeit zu einem Aufgaben- und Tätigkeitswechsel. Für diesen Wechsel scheinen vor allem finanzielle Gründe<sup>1779</sup> im Vordergrund zu stehen. Dass seine Frau arbeitet, ist für ihn selbstverständlich, er ist stolz.<sup>1780</sup> Zudem spielen unter Umständen die Schuldfrage zur „Behinderung“ von Heiko sowie seine Scheidung eine Rolle (Frage: War die Entscheidung, seine erste Frau zu verlassen, richtig?). Dieser Schwerpunktwechsel zeigt sich im Interview auch thematisch und im Umfang der Erzählung. Er betont, dass Heiko sich weiter entwickelt, es aber Geduld braucht, was Hoffen und Bangen im stetigen Wechsel bedeutet. Hans HAUCK hofft, dass Heiko seinen Weg in den Arbeitsmarkt findet. Heiko stellt für ihn seine neue Familie (Vater, Mutter und Kind) dar, seine Kinder aus der ersten Ehe treten in den Hintergrund.

---

<sup>1778</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 482-490.

<sup>1779</sup> Vgl. auch SCHMIDT-DENTER 2005, S. 38.

<sup>1780</sup> Seine Mutter arbeitet ebenfalls (vgl. Kap. 4.3.2.2), hinzu kommt das in der DDR vermittelte Frauenbild (vgl. Kap. 4.2.2.5).

Aus seinen Erzählungen und Handlungsstrukturen lässt sich ablesen, dass er Veränderungen auf sich zukommen lässt, er wirkt passiv – stemmt sich nicht aktiv dagegen – zeigt kaum Eigeninitiative. Er braucht eine starke und vertraute Person (Frau, Schulleiterin), welche ihm Orientierung – die „Hand“ gibt – sonst bleibt er im Bekannten verhaftet. Hat er diese Orientierung gefunden, erledigt er seine Aufgabe gewissenhaft mit Fleiß und Zuverlässigkeit. Seine Frau übernimmt die „Führungsrolle“.

#### 4.3.2.6 Hans HAUCK heute

Nachdem es Heiko körperlich besser geht, keine epileptischen Anfälle und keine Herzoperationen mehr nötig sind, sagt er: „[...] JA, also das is alles (-) ja in der richtung is das immer weniger jeworden.“<sup>1781</sup> Ihm wurde gesagt

IP: „[...] wenn heiko nich größer wird als ein meter fufzich, äh (-) brauch er vielleicht nich nich mehr operiert werdn.“ äh joah also wolln wir hoffen und er hat das limit eingehalten.“<sup>1782</sup>

Er hat die Hoffnung, auch mit der ersten Prognose beim Übergang von der Schule in die WfbM, dass Heiko hier eine Arbeit aufnehmen kann.<sup>1783</sup> Heiko kommt in das Eingangsverfahren:

IP: „[...] u n d nachdem er dit eingangsverfahren hinter sich h a t t e oder kurz vor dem ende, <<l: mh>> hat äh die bereichsleiterin des berufsbildungsbereichs jesacht: „mit heiko is nix, der soll mal drei jahre in den förderbereich gehn äh und dann kommt er nochmal in eingangsbereich und dann ebm zwei jahre berufsbildungsbereich un dann kann er arbeiten gehn.“ <<atmet tief ein>>“<sup>1784</sup>

Es kommt die Schwere des Themas zum Ausdruck. Eine Hoffnung ist zerstört. Das Ziel, dass Heiko in den Arbeitsbereich gehen kann, wird aufgeschoben. Die Bedeutung der Arbeit ist vor dem Hintergrund seiner gesellschaftspolitischen Prägung und Berufsbiographie enorm. Er schaut sich die zukünftige Fördergruppe an [...]

IP: „[...]war heiko ähh vielleicht zwee wochen dort. un dann ham wer och den (--) äh förderbereich GESEHEN. un da als wir dort durchjingen <<stockend, leise>> w/ war für mich klar, (-) da geht heiko nie hin! <<l: mh>> also in den förderbereich, die ham ja rumjebüllt un rumgeschrien. also wie die IDEOTEN.“<sup>1785</sup>

Er kann sich nicht vorstellen, dass Heiko in die Fördergruppe gehen kann. Er möchte nicht, dass er zu diesem Personenkreis, er bezeichnet sie als „Idioten“, dazugehört. Er beschreibt eine Atmosphäre, die ihm nicht gefällt und in welcher er Heiko nicht sehen möchte. Er hofft, dass Heiko von dort weg muss.

---

<sup>1781</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 855.

<sup>1782</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 852-854.

<sup>1783</sup> Vgl. Kap. 4.3.2.5.

<sup>1784</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 505-510.

<sup>1785</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 510-516.

IP: „[...] UND heiko is eben nich nach drei jahn (-) <<l: mh>> rausjekomm, sondern erstmal für ein jahr länger geblieben. un nu noch ein jah länger.“<sup>1786</sup>

Im Gegenteil, Heiko übernimmt die Verhaltensweisen der „Idioten“. Er ist verzweifelt, dass Heiko sich heute ebenso verhält. Er drückt es wie folgt aus:

IP: „Inzwischen ähh ham wer schon die ersten klagen, dass heiko dort also och ähh rum-schreit. <<leise fragend> wees nich wat das is?> ja er ähh äh schreit och manchmal nachts. <<laut>> führt also selbstgespräche.> und bei den selbstgesprächen schaukelt sich das dann hoch. die beeden, ähh die brülln sich dann also an. und sie is da och <<kaffee-tasse klimpert>> ähh nich ansprechbar, also mit mir macht er das eigentlich nich. weil bei mir gibts diese selbstgespräche fast nich.“<sup>1787</sup>

Mit der Einschränkung „eigentlich“ deutet er an, dass er es nicht wahrhaben kann. Heiko präsentiert ein Verhalten, was das komplette Gegenteil von Herrn HAUCKS Persönlichkeit ist. Er ist laut, fällt auf und ordnet sich nicht unter. Allem Anschein nach ist das für Herrn HAUCK sehr unangenehm und nicht aus der Familienbiographie bekannt. Ursächlich präsentiert er für die Verhaltensänderung Heikos Betreuerin in der Fördergruppe.

IP: „(11) NAJA und seine betreuerin, aber die is jetzt längere zeit fällt die aus, im krankenhaus. die hat mit AUTISTEN gearbeitet. und die sachte ebm autisten da krischt man ein danke schön von den augen. dit muss man den von augen ablesen, ansonsten kommt man und ich vermute, dass die also für unserm heiko nich so gut is. aber ich wees es nich.“<sup>1788</sup>

Bei den Entscheidungen zur Verlängerung gab es ärztliche Gutachten. Von einer gutachterlichen Situation erzählt er:

IP: „gabs äh en jespräch mit ener ärztin. <<unwissend und laut> un ig wusste nich> pff was sich da abspielt und die hatte dann also da so'n pamphlet. ähh, dat diese äh betreuerin von vorname sohn geschrieben hat. <<zurückhaltend wütend> wir kannten das nich! dat is also wohl nich ganz korrekt. dat hät/ müssten se uns och zeigen. ähh, jedenfalls hat die ähh und, diese ärztin PROMOVIERT, beschimpft. heiko hat äh mh ja fünf, zehnmal gelacht. aber nich weil's lustig war, (-) sondern äh weil er voll erfasst hat, wie die äh uns fertig macht. also für mich, ich gehe, wenn das nächste gepräch is zu der ärztin, nich mehr.“<sup>1789</sup>

Hans HAUCK kann sich die tatsächliche Situation seines Sohnes nicht eingestehen. Er macht andere Personen für Negatives verantwortlich und wertet damit seinen Sohn und indirekt sich selbst auf. Auch in dieser Situation spielt die Gruppenbetreuerin eine Rolle. Er fühlt sich von den Mitarbeiter\_innen der Fördergruppe hintergangen. Sie haben ohne sie als Eltern einzubeziehen ein Gutachten erstellt. Familie HAUCK wird plötzlich damit im Gespräch konfrontiert. Es ist keine Vertrauensebene spürbar. Wenn er in den beiden Abschnitten die Betreuerin mit präsentiert, zieht sich das Thema der

<sup>1786</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 558-560.

<sup>1787</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 516-523.

<sup>1788</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 607-611.

<sup>1789</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 560-568.



„Wessiträger“ durch das Thema Fördergruppe. Auch diese Ärztin war ein „Wessi“ – ein neuer Beweis für das neue, benachteiligende System.

Heiko macht in der Fördergruppe „[...] *fast nichts verwertbares*“<sup>1790</sup> und „[...] *da is er tüchtig und und dit is also sein niveau*“<sup>1791</sup>, wie Hans HAUCK evaluiert. Hans HAUCK hat sich selbst über Arbeit definiert. Sie hat ihm Identität gegeben. Das überträgt er scheinbar auf seinen Sohn. Es wird ein hoher Leidensdruck diesbezüglich spürbar. Bis zum Interviewzeitpunkt bleibt Heiko in der Fördergruppe:

IP: „[...] un nun musste also mein kleener heiko in diesen scheiß förderbereich (-) rein unt wir hams ausgehalten.“<sup>1792</sup>

Er präsentiert Heiko als schutzbedürftig.<sup>1793</sup> Er kennt die Situation der Schutzlosigkeit aus seiner Kindheit, wo seine Mutter ihm keinen Schutz bieten konnte im Häuserkampf. Hier zeigt sich seine Handlungsstruktur: Aushalten von schwierigen Situationen, Durchstehen und Ertragen – eine Leidensbereitschaft ist da nach dem Motto: Wir haben den Krieg überstanden, dann überstehen wir das auch. Hans HAUCK wirkt passiv und wartet auf einen neuen Termin, welcher eventuell die Situation ändert. Dass diese Strategie aufgehen kann, hat er schon erlebt (der Krieg in Berlin und der Aufstieg in der DDR). Er spricht von keiner vertrauten Person in der Fördergruppe der WfbM, die ihm Orientierung und Stabilität geben kann und die Hans HAUCK in seiner Passivität aktiv handeln lässt. Es wird eine Orientierungs- und Hilflosigkeit spürbar. Vor dem Hintergrund des Scheiterns seiner Berufsbiographie (vom Wissenschaftler zum Töpferverkäufer und Zeitungsträger) verstärkt sich diese Angst zusätzlich. Auch steht Hans HAUCK nicht im Fokus von Mitarbeiter\_innen weder als Vater noch als Elternteil eines erwachsenen Menschen mit Behinderung.<sup>1794</sup>

Herr HAUCK kümmert sich bis heute aktiv um seinen Sohn. Er fährt ihn zu Veranstaltungen, holt ihn von der Fördergruppe ab, nimmt Arzttermine wahr und organisiert Urlaubsfahrten. Bis heute ist er im Vorstand des Fördervereins der Förderschule. Er und seine Frau nehmen Heiko mit zu Opernvorstellungen oder in die Philharmonie, so wie ihn einst sein Vater mitgenommen hat.<sup>1795</sup> Sie bereiten ihren Sohn fast pädagogisch auf die Vorstellungen vor.

IP: „[...] wir ham ihm also g e r a de gestern drof jehabt <<l: mh>> und wir wollen jetz, hier is ja die äh äh, ach NEE! äh äh hier tscheikowski is is/ wolln wir und och anhörn. aber wir wollen äh äh hier zur philharmonie.<<l: mh>> und wolln unS äh, da is also das letzte stück "die unvollendete". u n d DIE hatten wir jetz eingelegt <<l: mh>> aber sie sind vorher äh, abgebrochen ham wer nich. also die hörn wer jetz <<l: mh>> eh wir ins philharmonie gehen fünfmal.“<sup>1796</sup>

Herr HAUCK betont das „Normale“, z.B. dass Heiko „natürlich“ eine Freundin hat:

---

<sup>1790</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 596.

<sup>1791</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 606.

<sup>1792</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 516-517.

<sup>1793</sup> Vgl. Kap. 4.3.2.2.

<sup>1794</sup> Vgl. Kap. 1.2.2. u. vgl. Kap. 1.1 (Stichwort: Figur „fliehende Väter“).

<sup>1795</sup> Vgl. Kap. 4.3.2.2.

<sup>1796</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 714-719.

IP: „NAJA heiko hat natürlich äh eine freundin. mit der er dort zusammen arbeitet. die warn also mal zusammen in einem ferienlager. die machen dort äh (-) jährlich ne woche ferienlager. << f/ für wees ig was, pflegestufe II <<I: mh>> und heiko is pflegestufe I, er kann also nur alle zwei jahre mit. <<I: mh>> un war da also einmal mit der andrea zusamm und von der zeit ab, wir pf/ verkehrn och mitenander. <<I: mh>> ähh vier/ vier, fünf mal im jahr. und äh wenn heiko hier halb fünf nach hause kommt. schläft der ja noch en bisschen die andrea, aber dann ab/ von sechs is sieben ist unser telefon blockiert, ham wir kein telefon. tscha und pf/ dit gespräch (--) mmh (7) ne stunde lang, äh. ig sach mal bloß die ersten vier sätze. <<liebliche stimme> andrea, hast du mich noch lieb? andea, hast du mich noch lieb? andrea, hast du mich noch lieb? a n d r e a hast du mich noch lieb? joah, dit so läuft das <<nimmt kaffeetasse>> joah un wir ham die also, die ham ein grundstück in bayern da ham wer se also och schon mal besucht. und so aber <<stellt kaffeetasse zurück>> (7)“<sup>1797</sup>

Herr HAUCK geht davon aus, dass Heiko sicher in ein Wohnheim ziehen wird. So sagt er:

IP: „[...] der müsste dann natürlich irgendwann. was is`n los hier? <<I: ja>> der kaffee is kalt. will noch jemand kalten. ähh nöö, der müsste dann sicher <<I: Danke.>> <<J: ich nich, danke.>> in in eene w o h n. <<I: mh>> ham wer uns also och schon en paar sachen enjegt. <<kaffeetasse klimpert>> <<I: mh>> ähh das erste mal bei `ner bekannten oder bei `ner verwandten in brandenburg. und <<kaffeetasse klimpert>> joah, wees ig wie lange dit her is sechs, sieben jahre.<<I: mh>> und DA sind wir dann ebm raus (--) und heiko war von diesem wohnheim <<I: mh>> ähh tief schockiert. also die, für ihn war das, is aber etliche jahre her. für ihn war dat so ein schock, die uns da mitgenommen hat, die hat dort gearbeitet. und wurde ebm von den äh bewohnern äh umarmt <<kaffeetasse klimpert>> und geküsst und gedrückt und so, nich. die ham sich da gefreut und so. joa, das hat also der heiko (-) äh äh, das wir dann ebm raus jing. und er nich dort bleiben musste. ja, also d a t. der checkt da ebm mehr als er so sacht. aber jetzt ham wer hier in in in pankow. das hat ihm sehr gut gefallen. war ja nun och älter, jetz sind ja schon sechs jahr später jewesen. dA ham se also, ham die einzelnen leute ein zimmer. und für zwei zimmer, ein in der mitte, ein bad, toilette und wees ig was. dann ebm noch große äh aufenthaltsräume und so weiter. also daS hat heiko / und da warn ein haufen leute die ihn kannten. <<aufbrausend> ach, HEIKO komm, komm guck mal, komm in mein zimmer un komm in mein zimmer.“<sup>1798</sup>

Er strebt für Heiko eine Normalität an mit einer Beziehung zu einer Partnerin und eigenständigem Wohnen. Dieses Streben wird auch durch seine Präsentation von seinem Sohn unterstützt. Er weist auf intellektuelle Fortschritte oder Verstehen hin und auf eine Entwicklung. Er hofft beständig und betont seine Bemühungen, für Heiko ein normales Leben zu schaffen außerhalb der Fördergruppe, die Heikos Fähigkeiten nicht erkennen. Er wartet auf Stabilität und Wahrnehmung seiner Fähigkeiten, aber auch der seines Sohnes. Trotz der Präsentation der Selbstverständlichkeit, dass Heiko in ein Wohnheim ziehen wird, fällt es ihm schwer, darüber zu reden. Er weicht aus und fragt nach neuem Kaffee.

An seinen Erzählungen von seinem Sohn wird deutlich, dass er sich um Heiko kümmert, „*heiko ist mein leben (-) geworden*“<sup>1799</sup>, wie er sagt. Er deutet damit an, dass dies ein Prozess war. Dieser hängt

<sup>1797</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 613-619.

<sup>1798</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 634-656.

<sup>1799</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 162.

sehr wahrscheinlich mit dem tiefen Einschnitt der Arbeitslosigkeit nach der Wende und den damit verbunden innerfamiliären Tätigkeitstausch (der bis heute Gültigkeit hat), seiner Scheidung und damit dem losen Kontakt zu seinen anderen Kindern sowie Schuldfragen zusammen. All diese Einschnitte können die enge Vater-Sohn-Bindung gefördert haben.

Dass Hans HAUCK heute wieder Zeitungen austrägt, kann vielfältige Gründe haben: z.B. ökonomische (jedoch nicht zwingend, da seine Frau Vollzeit als Verkäuferin in einem gehobenen Kaufhaus arbeitet und er Rentner ist) und biographisch-traditionelle: z.B. die Arbeitermoral und Unabhängigkeit, welche er schon bei seiner Mutter erlebt hat. Es ist ein stiller Protest gegen den westlichen Kapitalismus, der ihm seine beruflichen Erfolge genommen und ihn degradiert hat.

IP: „ig steh um zwei auf, bin dann halb drei an`ner ausgabe un da is die zeitung nich da, so. <<I: mh>> un dann sitz ich da mit diesn sofkopm/ suffkopm und warte of die zeitung un dann kann ig meine tourn. ich hab zwei tourn. wenn ig äh, bringt ja mehr geld. <<I: mh>> eine tour würd ig schneller äh sein aber dis is ja dann wieder weniger geld. joah äh und dann leg ich mich ins bett und äh pff/ meine frau soll mich um dreiviertel äh neune wecken, damit ich se zum bahnhof fahrn kann. aber macht se nich, wenn ich schlafe, läuft se oder fährt mit der straßenbahn. SO, da/ aber ig werd dadu/ meistens dann wach.“<sup>1800</sup>

Zudem grenzt er sich von den anderen Austrägern ab, beschreibt sie als „sofkopm“ und will nicht zu ihnen gehören. Er pendelt heute zwischen den Welten seiner Arbeiterherkunft (Familie der Mutter, Zeitungsautragen) und einem bürgerlichen Lebensstil (Familie des Vaters, Opernbesuche) hin und her. Es werden Tugenden wie Fleiß, Ordnung und Sauberkeit deutlich. Dies zeigt sich auch an seinem heutigen Erscheinungsbild mit gebügelmtem Hemd, Anzugshose und exakt gekämmten Haar sowie der Einrichtung seiner Wohnung.<sup>1801</sup> Somit hebt er sich von seiner Herkunft ab und versucht Haltung (trotz allem) und den Schein eines gefragten Mannes zu wahren aber auch zu präsentieren, dass er sich für keine Arbeit zu schade ist – was mit der Bewahrung und dem Erhalt seines Selbstwerts in Verbindung steht.

Im Heute nennt er Fakten über seine Kinder aus erster Ehe (nur auf Nachfrage). So erzählt er von seiner jüngsten Tochter, welche verheiratet ist und ein Kind hat. Sie hat Orgel und Klavier in Dresden studiert. Zudem erhielt sie ein Forschungsstipendium für Orgelmusik. Sie hat sich ein Haus in Italien, Umbrien, gekauft, welches sie zurzeit ausbaut und in Zukunft hinziehen will. Sie planen, in diesem Jahr die Tochter in Italien zu besuchen. Sein großer Sohn Hardy ist inzwischen verheiratet und hat ein Kind. Seine Frau ist Lehrerin, welche Biologie und Pädagogik studiert hat. Was sein Sohn beruflich arbeitet, lässt er im Dunkeln. Von seiner mittleren Tochter geht aus den Interviewdaten nichts weiter hervor.

Über seinen Sohn und seinen Schwiegersohn sagt er:

---

<sup>1800</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1599-1608.

<sup>1801</sup> Vgl. WIPPERMANN/CALMBACH/WIPPERMANN 2009a, S. 135.

IP: „die kriegszeit, wer die nich erlebt hat. also die jungn MÄNNER (-) die wern ja nich groß. mein schwiegersohn der is dreiundvierzich, mein sohn äh, der is `73 jeborn äh <<leise> dit sind ja kinder, die männer bleiben ja kinder, äh meine GENERATION, wir sind so ALT geworden und SO äh, ja also da/ das, so`n richtscher krieg fehlt eigentlich den männern.

I: mh, ja ne krieg prägt einfach, die zeit.

IP: ja, NAJA also äh was/ was man da ebm ähm ja für ne lebensofffassung hat.“<sup>1802</sup>

Er kommt mit der „Lebensauffassung“ seines Sohnes und Schwiegersohnes nicht zurecht. Er versteht sie nicht und sieht sie als unreife Männer („Was mich nicht umhaut, macht mich stark“, „Husten ist Charaktersache“, „Disziplin und Ordnung müssen sein“).<sup>1803</sup> Er verallgemeinert und überträgt ihre Lebensauffassung auf alle Männer („so`n richtscher krieg fehlt eigentlich den männern“). Diese Perspektive kann er auch auf Mitarbeiter\_innen in der Behindertenhilfe übertragen. An seinen ausgewählten Interviewaussagen zeigt sich, dass er einteilt in gut und schlecht, in „Wessi“ und „Ossi“, in „richtige Männer“ und „Kinder“, in schwarz und weiß, in Kategorien. Er kann das Handeln seines Sohnes und Schwiegersohnes nicht verstehen, was bei ihm Vorurteile entstehen lässt. Es vereinfacht ihm Entscheidungen in einer Welt, in der es ihm an Orientierung fehlt.

Mit der Einwilligung zum Interview kann Hans HAUCK die Hoffnung verbunden haben, Orientierung und Bestätigung für seine Perspektive zu erhalten. Denn am Tag nach dem Interviewtermin stand bei Heiko wieder eine Untersuchung an, in der die Frage geklärt werden sollte, ob Heiko aus der Fördergruppe in eine Werkstattgruppe kommen kann. Zum Gutachten muss er in das Psychiatrische Krankenhaus nach Herzberge:

IP: „er also nach herzberger soll. <<I: mh>> und da ähh, wees ig wat (---) leck-mich-am-arsch-äh-pillen oder keine ahnung ähh. für uns kommt dit/ kam dit erstmal nich in frage. also für mich sowieso nich, ig würde mein kind nie nach herzberge sch/ schicken. <<I: mh>> <<zungenschnalzen>> ähh, (--) ich "du bist verrückt mein kind, wo die verrückten sind, da gehörste hin mein kind." <<I: mh>> ja, herzberge. ähh so aber, JETZ äh gehn wer nun, ham wer jetz en termin, of den wart mer jetz eigentlich en dreiviertel jahr. die sind also total überlastet, in friedrichshain. ähh morgen is das, morgen gehen wir dahin. JOAH, ähh wat war also dit, der förderbereich, der furchtbare förderbereich.“<sup>1804</sup>

Dahinter steht die Angst – eine diffuse Angst – dass Heiko endgültig in der Fördergruppe bleiben muss. Dies wäre für ihn ein persönliches Scheitern seiner jetzigen Aufgabe. Auch hier ist ein Widerspruch erkennbar: Hans HAUCK will Heiko nie nach „Herzberge“ schicken. Nun gehen sie morgen zu dem schon *lang erwarteten* Termin und stehen es durch. Heiko gehört nicht zu den „Idiotien“. Er will nicht, dass Heiko diesen Stempel bekommt, was auch auf sie als Eltern zurückfallen könnte.<sup>1805</sup> Durch das Hervorheben seines Bemühens und Heikos Entwicklung versucht er diesem Verdacht entgegen-

<sup>1802</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1735-1743.

<sup>1803</sup> Vgl. hierzu Kap. 4.2.2.3; vgl. Kap. 4.3.2.2 u. vgl. REULECKE/STAMBOLIS 2008, S. 19.

<sup>1804</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 538-548.

<sup>1805</sup> Vgl. Kap. 4.2.2.5, Menschenbild in der DDR.

zuwirken. Er geht mit Heiko im Interview teilweise auch sprachlich eine Symbiose ein. Beispielhaft zeigt es sich an folgendem Ausschnitt:

IP: „äh heiko is (-) mein (-) äh kalender. ja also, ich hab/ ich kann mir ja nix mehr merken. heiko kümmert sich um dit alles. das ich dort also anrufe und ehm diese vorbesprechung und wees ich was, also daS eR. un morjen hol ich ihm ja um zwei von der arbeit ab. da muss ich in ihm <<klopft auf den tisch> mitteilungsheft wat einschreiben> und so das hat er mir alles gestern untergejubelt und so.> also in der richtung äh (-) passt er gut zum mir. äh, dadurch brauch ig keen betreuer. ja. (5) <<atmet tief ein>> schön.“<sup>1806</sup>

Hans HAUCK deutet den morgigen Gutachtentermin an, nennt ihn jedoch nicht namentlich: „*da muss ich in ihm <<klopft auf den tisch> mitteilungsheft wat einschreiben> [...] brauch ig keen betreuer*“. Zum einen nennt er Heiko „seinen Kalender“ und stellt ihn über sich, zum anderen ist ihm durchaus bewusst, dass Heiko nicht ohne Grund in eine Fördergruppe geht und auch er Unterstützung beim Merken von Terminen benötigt. Er hat kein Vertrauen in die Fördergruppe („*ähhhh, so dass ich nun mit den schlechten erfahrungen und, sind wer dort hin. die Werkstatt das sind wessis.*“<sup>1807</sup>). Er schützt sein Geworden-Sein, seine Lebensbasis und stülpt alle enttäuschten Hoffnungen, Schuldenerfahrungen und Abstürze dem neuem System über. Er fasst nicht wieder Fuß - zu mindestens nicht beruflich. Die neue Gesellschaft ist dafür verantwortlich, dass sein Sohn als „behindert“ zählt und nicht vorankommt. Menschen werden nicht mehr gefördert und Gutes wird geopfert. Dieses Argument wird für ihn dadurch belegt, dass die frühere Fördereinrichtung von Heiko in Westberlin abgerissen wurde. Sie wollten es vor wenigen Tagen besuchen – einen Gang in die eigene Geschichte wagen:

IP: „Ja, das is also abgerissen, da entsteht jetzt also äh TOLLE wohnungen, ähh. eigentums- wohnungen, der besitzer dieses grund und bodens. der dort diese ähä ja <<sucht nach formulierung und haut mit der faust auf den tisch>> für die behinderten, der macht jetzt das DAS geld! das war dann also, ähh. und da konnte diese badeanstalt und was da alles war. <<I: mh>> dit is abgerissen worden. dit is jar nücht gegen den <<stimme erhebend> gewinn den der jetzt macht, ein großes schild und so.> ja, also man lernt, dit is vorm halben jahr, man lernt (-) <<lachend> ständig dazu!>“<sup>1808</sup>

Der anstehende morgige Termin ist im Interview allgegenwärtig und färbt seine Präsentation. Herr HAUCK zeichnet zudem zwei gegensätzliche Bilder. Zum Zeitpunkt des Interviews empfindet er die Arbeitssituation und Beratung der Behindertenhilfe als sehr zufriedenstellend, dringt man jedoch tiefer ein, erfährt man Enttäuschung und Wut. Er spricht aus, was andere hören wollen. Er passt sich an, empfindet jedoch gegensätzlich. Er wahrt den äußeren Schein. Noch etwas fällt auf: Hans HAUCK und seine Mutter hatten eine symbiotische Beziehung: Dieses Beziehungsmuster überträgt er neben all den anderen Erfahrungen, auf sich und seinen Sohn. Er schildert die Notwendigkeit ihrer Gemeinschaft, konzentriert sich ganz auf ihn und projiziert eigene Empfindungen (z.B. Entscheidungen gegen ein Wohnheim) auf Heiko.

---

<sup>1806</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 929-937.

<sup>1807</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 490-492.

<sup>1808</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 404-411.

#### 4.3.3 FALLZUSAMMENFASSUNG

Hans HAUCK wird 1934 in einer Berliner Arbeiterfamilie geboren. Seine Mutter ist eine gelernte Krankenschwester, zu seiner Zeit Hausfrau und trägt Tageszeitungen aus. Sein Vater ist Zimmermann und arbeitet in der Staatsoper als Bühnentechniker. Seine Eltern stammen selbst aus unterschiedlichen Gesellschaftskreisen. Seine Großmutter mütterlicherseits stirbt, als seine Mutter 14 Jahre alt ist und ihr Vater heiratet eine fünf Jahre ältere Frau. Es entsteht ein angespanntes Verhältnis. Sein Vater entstammt einer bürgerlichen Familie aus Ostpreußen (Salzburger evangelische Emigranten) und hat einen Bruder, welcher als „verrückt“ gilt. Beide Identitäten der Eltern versucht Hans HAUCK bis heute in sich zu vereinen. Der evangelische Glaube spielt jedoch im Heute keine Rolle mehr. Seine Mutter kommt aus einer dörflich geprägten Arbeiterfamilie aus Sachsen. Seine Eltern leben beide räumlich weit entfernt von ihrer Herkunftsfamilie, haben sich abgegrenzt und sich allein durchgekämpft, auch in wirtschaftlich schwierigen Situationen. Offen bleibt, wie und wann beide Eltern nach Berlin gekommen sind, was auf Spannungen zu den Herkunftsfamilien hindeutet. Seine Eltern suchen nach einer neuen Identität. Sie gehören der Arbeiterbewegung (SPD, KPD) an. Diese Zugehörigkeit betont er bis heute. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten passen sich seine Eltern an. Sein Vater wird Mitglied der NSDAP und zeigt damit eine Strategie der Anpassung. Diese Anpassungsfähigkeit trägt Hans HAUCK bis heute mit sich.

Hans HAUCKS Eltern haben für eine Arbeiterfamilie eine gehobene Wohnung und sein Vater kann die Familie finanziell absichern. Er nimmt ihn mit zur Oper. Ab 1938 wird sein Vater zur Reserve eingezogen. Hans ist gerade vier Jahre alt. Sein Vater wird ein weitgehend abwesender und instabiler Vater für ihn. Mit dem Einzug des Vaters zum Militärdienst arbeitet seine Mutter als Platzanweiserin in der Staatsoper. Für Hans HAUCK bedeutet das einsame Abende. Hans HAUCK selbst bekommt früh Aufgaben (Zeitungsaustragen) und hilft, die Familie zu versorgen (Parentifizierung). Hans HAUCK „wird der bessere Mann im Haus“. Er kennt seinen Vater überwiegend aus den Erzählungen seiner Mutter und erhält ein ablehnendes, negatives, vorwurfsvolles und enttäuschendes Bild, das bis heute wirkt. Positives zu seinem Vater erwähnt er eher versteckt. Seine Mutter beschreibt er als stark, schützend, versorgend und emanzipiert. Es entsteht eine enge Bindung. Seine Mutter wird die stabile Person in seiner Kindheit, welche Orientierung gibt. Er fühlt sich zum Teil als Außenseiter wegen seiner „alten“ Mutter und weil er Einzelkind ist und versucht dazugehören, was er bis heute anstrebt. Aufgrund der Kriegslage in der Stadt kommt er über die Kinderlandverschickung zu seinen Großeltern und wohnt ein Jahr in Sachsen. In dieser Zeit überwindet seine Mutter die Spannungen zu ihrem Vater. Hans wäre sonst wahrscheinlich in eine Pflegefamilie gekommen. Kurz vor Kriegsende kehrt er nach Berlin zurück und geht zur HJ. Er hat sich danach gesehnt. Hans HAUCK orientiert sich an Offizieren der Marine oder der Luftwaffe als männliche Vorbilder. Er fiebert ihnen nach. Hier kann sein Vater als Stabsgefreiter nicht mithalten. Auch seine Mutter zeigt durchaus Begeisterung für die Paraden der NS-Zeit. Mit dem Eintritt in die HJ ist er zudem nicht mehr allein. Es gibt eine klare Orientierung. Er kann sich

so anpassen. Es zählen Tugenden wie Fleiß, Ordnung und Sauberkeit. Somit ist Hans HAUCKS Kindheit von der Zeit des Nationalsozialismus und von dem Hoch zum Krieg bis zum Kampf um Berlin beeinflusst. Die letzten Kriegstage prägen ihn so sehr, dass sie das vorher Erlebte (regelmäßige Bombenangriffe) und das Darauffolgende (Hunger, schlechte Wohnverhältnisse) in den Schatten zu stellen scheinen. Nach dem Krieg und der Desillusion werden sein Großvater und seine Stieftante zu vertrauten Personen. Sie kommen nach Berlin. In Krisen rückt die Familie trotz Spannungen zusammen. Seine Mutter erlebt einen beruflichen Abstieg und wird Reinigungsfrau in der Oper.

Schon vor dem Krieg zeigt die Ehe der Eltern Brüche, jedoch scheinen ökonomische Zwänge (Vater Alleinverdiener) die Ehe gehalten zu haben. Während und nach dem Krieg arbeitet seine Mutter selbst. Die Ehe der Eltern scheitert. Die Mutter trennt sich und „entnazifiziert“ die Familie nach außen (da alles Negative und Belastende dieser Zeit auf den Vater projiziert wird). Trotzdem ist Hans HAUCK mit seinem Vater verbunden. Sein Vater wohnt trotz Trennung von seiner Frau mit seiner neuen Lebensgefährtin mit in ihrer Wohnung. Später ziehen sie aus Berlin weg. Der Kontakt zu seinem Vater bricht nicht ab.

Aus den Zeiten der Ausbildung und der Familiengründung nennt er nur wenige Eckdaten. Nach einer instabilen Zeit geht es aufwärts. Er wird vom „Arbeiterkind mit der 8. Klasse“ zum begehrten Wissenschaftler, vom DDR-System befördert und delegiert. Er ist privilegiert. Auffällig ist, dass er sich als passiv präsentiert und die Ereignisse auf sich zukommen lässt. Er passt sich wie seine Eltern an. Mit den Tugenden von Leistung, Ordnung und Sauberkeit sowie Loyalität zum System, mit welchem er sich identifiziert, wird er entdeckt und befördert. Er „steigt“ auf. Er braucht zu diesem Erfolg jedoch Orientierung, welche ihm u.a. das System gibt. Eigeninitiative ist wenig gefragt. Er gründet eine Familie, heiratet und hat drei Kinder. Herr HAUCK und seine Familie entsprechen den Vorstellungen einer Familie in der DDR. Herr HAUCK wird selbst „alt“ Vater. Sowohl seine Mutter als auch sein Vater unterstützen die Familie, seine Mutter bis kurz vor ihrem Tod. Über seine erste Ehe schweigt er sich aus. Darüber wird nicht gesprochen. Es ist ein Tabuthema. Hier zeigen sich Parallelen zu Leerstellen an Informationen zu seinen Eltern und zu seiner Geburt. Er versucht auszuweichen und verdrängt – eine Handlungsstrategie, welche seine Mutter ihm vorgelebt hat. Bis zu ihrem Lebensende ist seine Mutter eine starke und für sein Leben bestimmende Frau. Kurz darauf scheitert seine Ehe. Er hat eine neue Partnerin, welche 14 Jahre jünger ist, kennengelernt. Dies ähnelt sehr der Alterskonstellation in der zweiten Ehe seines Großvaters.

Er beginnt einen familiären Neuanfang. Seine Frau gibt in der Beziehung die Richtung vor. Sie übernimmt somit die Aufgabe seiner Mutter. Es gibt Streit um die Kinder seiner „neuen“ Frau. Er hat Schwierigkeiten, von ihnen trotz aller Bemühungen akzeptiert zu werden. Er und seine Kinder aus erster Ehe verlieren sich teilweise aus den Augen. Zu seiner jüngsten Tochter hat er heute wieder

intensiveren Kontakt. Diese Situation ist mit Selbstzweifeln und Schuldgefühlen verbunden, basierend auf den Erfahrungen seiner eigenen Kindheit.

Als seine „neue“ Frau schwanger wird, scheint alles gut zu werden. Die Schwangerschaft bedeutet für ihn die Aussicht auf eine stabile Zeit und eine äußere Bestätigung für seine neue Beziehung, obgleich sie „alt“ Eltern werden. Eine Tochter mit einem Klumpfuß kommt zur Welt und stirbt eine Woche nach der Geburt. Hans HAUCK gibt den Krankenschwestern die Schuld. Eine Hoffnung zerplatzt – ein bis heute kaum aussprechbares Thema. Ein knappes Jahr später wird seine Frau wieder schwanger. Sie gehen zu Voruntersuchungen und wechseln das Krankenhaus. Heiko kommt als Frühchen zur Welt, hat einen „Herzfehler“ und bekommt epileptische Anfälle. Sein Leben hängt am „seidenen Faden“. Krankenhausaufenthalte und der Kampf mit dem Staatsrat der DDR um eine lebensnotwendige Operation aus Westberlin prägen diese Zeit. Eine Zeit, in welcher sich Hoffnung und Hoffnungslosigkeit wechselseitig ablösen. Es kommen Schuld und Selbstzweifel („verrückter“ Onkel, sein Alter) bei Herrn HAUCK auf, was im Streit auch zur Sprache kommt. Hans HAUCK kümmert sich von Geburt an um Heiko. Die Hauptbetreuungsperson ist seine Frau, auch die Initiative für Hilfen geht von ihr aus. Heiko wird „sein Kind“ in der neuen Beziehung. Er will es vielleicht besser machen als in seiner ersten Ehe. Hans HAUCK entwickelt zu ihm eine enge Beziehung.

Die politische Wende bedeutet für Hans HAUCK große berufliche und damit auch persönliche Einschnitte, welche mit Verlust verbunden sind. Er versucht sich an die gesellschaftlichen Systemänderungen anzupassen, was ihm schwer gelingt, denn bekannte Strukturen gehen verloren. Eigeninitiative ist gefragt. Er fühlt sich als „schuldloser Wendeverlierer“, welcher an den gesellschaftlichen Umständen – wie auch seine Frau – scheitert. Er erzählt eine Verlustgeschichte. Er kann beruflich an die Vorwende-Zeit nicht anknüpfen. Bis zur Rente arbeitet er als Töpferverkäufer. Dies bedeutet für ihn einen Identitätsverlust. Er wirkt verbittert und wehmütig. Er fühlt sich von den „Wessis“ als „dummer DDR-Bürger“ abgewertet, worauf er das Gesellschaftssystem abwertet, um sich Selbstachtung zu geben. Er ist in der neuen Gesellschaft nicht angekommen und kommt mit dem Großen und Ganzen nicht zurecht. So trägt er bis heute jeden früh die Tageszeitung aus. Dies gibt ihm Tagesstruktur und eine Aufgabe; gleichzeitig grenzt er sich ab und will nicht dazugehören. Zum anderen geht er mit seiner Frau und seinem Sohn in die Oper. Er versucht trotz allem, seine Haltung und sein Selbstwertgefühl zu bewahren. Er verklärt die Zeit der DDR und traut sich nicht, seine Kränkungen und seine Hoffnungslosigkeit direkt zum Ausdruck zu bringen. Er weiß nicht, wie seine Perspektive von außen gesehen wird. Er kann seinen Identitätsverlust gesellschaftlich nicht aufarbeiten. Es gibt keinen Raum dafür. Er empfindet einen Werteverfall. Seine Kritik ist verdeckt.

Hans HAUCK handelt nicht aktiv. Er lässt Veränderungen auf sich zukommen, versucht sie durchzustehen (hohe Leidensfähigkeit) und weicht nicht aus. Dabei wirkt er starr – bleibt im Bekannten verhaftet und hofft auf ein „Happy End“. Eine Erfahrung, die er in seinem Leben bisher immer machen



durfte. Auch versucht er, Situationen zu vermeiden, in denen er negative Erfahrungen gemacht hat. Er braucht stabile Personen, welche ihm Orientierung geben und die „Hand reichen“. Er benötigt Strukturen von außen, die Halt geben, wenn alte wegbrechen. Orientierung sucht er durch das Erlangen von Abgrenzung und durch die Einordnung in „Gut und Böse“. Hat er diese Orientierung gefunden, erledigt er seine Aufgabe gewissenhaft. Er versucht aktiv den Schein zu wahren, auch im Äußeren. Er legt Wert auf alte Tugenden wie Ordnung, Sauberkeit, Zuverlässigkeit und Fleiß – Tugenden, welche ihm seine Mutter vorgelebt hat. Bildung gibt ihm neben Arbeit Identität („groß im Kopf sein“). Vor Verlust hat er Angst („Alzheimer“).<sup>1809</sup> Personen, welchen er vertraut, begegnet er loyal und lässt sie nicht im Stich. So betont er bezüglich seines Sohnes immer wieder sein Bemühen. Er strebt für Heiko eine Normalität an mit Arbeit und einer Beziehung. Er spricht bei seinem Sohn im Interview nicht von einer Behinderung und stellt ihn über sich. Somit stellen die Behinderung und die Entwicklungsverzögerung besondere Anstrengungen an ihn, um den Schein zu wahren und die Schuld einer möglichen Ursache von sich abzuwenden.

Gefühle und „innere Kämpfe“ spricht er im Interview nicht an. Sie lassen sich an der Textstruktur und der Paralinguistik ablesen und beobachten. Er passt sich äußerlich an. Dramatischen Erfahrungen begegnet er mit einem Lachen (Dissoziationen), bricht ab oder geht nicht weiter darauf ein. Er behandelt sie als Leerstellen. Er begegnet ihnen mit Ironie und bleibt auf einer deskriptiven Ebene. Durch Hintergrundkonstruktionen und der Verknüpfung mit seinem Wissen versucht er ebenso seinen Selbstwert zu erhalten. Er kann Emotionen verbergen und Tabuthemen (1. Ehe) umgehen.

Heute kümmert er sich um Heiko. Sie haben eine enge Beziehung. Heiko steht für seine zweite Ehe. Mit seinem beruflichen Verlust verbindet er die zunehmende Begleitung seines Sohnes Heiko – er wird so seine Hauptaufgabe. In der Familie erfolgt ein Tätigkeitswechsel im finanziellen Bereich. Seine Frau geht Vollzeit arbeiten und er ist für die Betreuung und die Organisation des Haushaltes zuständig. Dass seine Frau Vollzeit arbeitet, ist für ihn vor dem Hintergrund seines Frauenbildes in der DDR selbstverständlich.

Nach einer Zeit, in der Heikos Leben am „seiden Faden hing“, geht es ihm besser. Er macht Fortschritte, wenn es auch dauert, was Hans HAUCK verzweifeln lässt. Es ist ein Prozess der Annahme: „(10) <<glücklich als auch traurig> tscha un nun is er groß!> <<bedächtig leise und langsam> aber im KOpf is er nich groß jeworden (--)>“. <sup>1810</sup> Die Annahme der geistigen Behinderung fällt schwer, gerade weil „Großwerden im Kopf“ wichtig für ihn ist. Er versucht es nicht zu sehen. Er erlebt Hoffnungen und nach der Förderschulzeit besteht die Hoffnung, dass Heiko in einer WfbM arbeiten gehen kann. Er sieht dies als seine Aufgabe an in Verbindung mit latenten Schuldgefühlen, „[...] wenn man so ein kind

---

<sup>1809</sup> Vgl. Kap. 4.3.1.2.

<sup>1810</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 428-427.

*in die welt setzt (-)hat man verantwortung. und (--) Heiko ist mein leben.*<sup>1811</sup> Diese Hoffnung wird enttäuscht. Heiko muss in die Fördergruppe – erst für geplante drei Jahre, dann jedoch mit Verlängerung. Träume und Wünsche erfüllen sich nicht trotz aller Bemühungen, Lasten und Entbehnungen, welche sie auf sich genommen haben und dem Vertrauen, was er dem System aber auch Personen entgegengebracht hat. Er sieht die Ursache dafür im westdeutschen Gesellschaftssystem, aber auch in der Fördergruppe selbst mit ihrer Atmosphäre und in einer Betreuerin (Intransparenz z.B. bei Gutachterterminen). So überträgt er seine Erfahrung als Verlierer auf seinen Sohn und sieht sich bestätigt („Heiko ist nicht so, wie ihr ihn beschreibt.“). Es bauen sich Misstrauen und Vorurteile auf. Eine Nichtaufnahme einer produktiven Tätigkeit würde für ihn auch ein persönliches Scheitern bedeuten. Bei den anstehenden Gutachterterminen stehen Angst vorm Scheitern, eine Orientierungslosigkeit und Machtlosigkeit gegenüber dem System im Vordergrund. Diese Vorstellung lässt ihn resigniert und verbittert wirken. Innerlich kämpft er dagegen an, findet aber keine Unterstützung und Beruhigung.

Hans HAUCKS Fallgeschichte zeigt, dass er stabile Begleiter braucht, welche ihm Orientierung geben gerade in Übergangssituationen (z.B. Schule zur WfbM/Fördergruppe). Er will über seine Situation reden können, verstanden und wahrgenommen werden. Zu beachten ist, dass er ausspricht, was andere hören wollen. Er passt sich an. Er kann jedoch gegensätzlich empfinden und wahrt den äußeren Schein. Ein Auf – ihn – zugehen, verbunden mit einem gegenseitigen Vertrauensaufbau, baut seine Vorurteile ab. Dabei spielt die Herkunft des Gegenübers eine bedeutende Rolle. Mit der Behinderung steht seine eigene Identität in Verbindung. Erfahrungen stellen die Familiensituation infrage, dabei ist die eigene Schuldfrage bezüglich der Ursache der Behinderung seines Sohnes und das in der Gesellschaft vorhandene Bild von „behindert sein“ von Bedeutung.

---

<sup>1811</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 161-162.

## **5 KONTRASTIVER VERGLEICH UND TYPENBILDUNG IN HINBLICK AUF VÄTER, DIE ZUSAMMEN MIT ERWACHSENEN KINDERN MIT EINER GEISTIGEN BEHINDERUNG LEBEN – THEORETISCHE VERALLGEMEINERUNG**

Ein übergeordnetes Forschungsinteresse ist es, herauszufinden, wie Väter ihre Lebenswirklichkeit und ihr Alltagshandeln selbst erleben, deuten und konstruieren. Welche Erlebnisse und Rahmenbedingungen haben sie als prägend erlebt, auch in Bezug zum gesellschaftlichen System? Dabei ist ihre Perspektive einzunehmen.<sup>1812</sup> Im vorherigen Kapitel wurden drei Fallrekonstruktionen – drei Vaterschaften vorgestellt, eine vierte Fallgeschichte befindet sich in Anlage 1. Im folgenden Abschnitt stelle ich in einer Zusammenschau die einzelnen Rekonstruktionen dar. Das erkenntnisleitende Interesse bezieht sich dabei auf folgende zwei Fragen:

- a) Welche verallgemeinerbaren Folgerungen können zu Vätern von erwachsenen Menschen mit Behinderung angestellt werden?
- b) Welche Unterschiede zeigen sich zwischen den einzelnen Rekonstruktionen?

Dabei fließen Erkenntnisse aus den weiteren Interviews der Globalanalysen<sup>1813</sup> mit ein. Beginnen werde ich mit den verallgemeinerbaren, fallübergreifenden Ergebnissen, komme anschließend zu ausgewählten fallübergreifenden Themen und schließe mit den Unterschieden und der Typenbildung auf Vätern in Bezug auf ihre Tätigkeiten und Handlungen in ihrer Familie.

Die hier dargestellten Ergebnisse basieren auf den Interviews und haben somit eine gesicherte empirische Fundierung, sie sind nachvollziehbar und damit verallgemeinerbar. Nicht jede Vaterschaft kann präsentiert werden, dieser Anspruch liegt dieser Arbeit auch nicht zugrunde. Vielmehr will sie zeigen, dass sich das Bemühen, lohnt sich in eine verstehende „Haltung“ zu begeben, ein Verständnis für das Gegenüber zu entwickeln und als Basis für eine mögliche Zusammenarbeit zu nutzen.<sup>1814</sup> Weitere Forschungen würden die Erkenntnisse vertiefen, differenzieren und erweitern. Wichtig ist, an dieser Stelle noch einmal zu betonen, dass es sich nicht um quantitative Forschung handelt, sondern ein Verständnis für die Bandbreite von Möglichkeiten der Biographien geweckt werden soll.<sup>1815</sup>

### **5.1 VERALLGEMEINERTE FALLÜBERGREIFENDE ERGEBNISSE**

Zuerst sollen fallübergreifende Hinweise zu den Handlungsstrukturen dargestellt werden. Die Ergebnisse zeigen:

- a) Die Handlungs- und Orientierungsmuster der Väter bezüglich ihres Kindes mit Behinderung sind ein Wechselspiel zwischen vertrauten und bekannten Familientraditionen der Herkunftsfamilie und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen.
- b) Die Verortung der Väter in der Familie ist abhängig von der Partnerbeziehung, aber auch von gesellschaftlichen und familiären Ereignissen – sie ist dynamisch.

---

<sup>1812</sup> Vgl. Kap. 2 u. Kap. 3.1.2.

<sup>1813</sup> Siehe hierzu Kap. 3.2.2.

<sup>1814</sup> Dazu soll in Kap. 6.3 mehr ausgeführt werden.

<sup>1815</sup> Vgl. Kap. 3.

Um die Genese der Väter zu verstehen, kann zunächst eine Trennung zwischen zentralen Handlungsstrukturen, nämlich dem: „Wie“ (Kap. 5.1.1) und dem „Warum“ (Orientierungsmuster, dem Handlungssinn) (Kap. 5.1.2) helfen, um anschließend auf entscheidungsprägende Faktoren zur Genese der hier untersuchten Biographien (Kap. 5.1.3) zu schließen. Diese Entwicklung hat ebenso Auswirkungen auf die Position der Väter in der Familie und damit auf die Familiendynamik (Kap. 5.1.4). Dabei handelt es sich um eine Beschreibung in Form eines kontrastiven Vergleiches, es erfolgt keine Bewertung ihrer Tätigkeiten.

#### **5.1.1 FALLÜBERGREIFENDE ERGEBNISSE IN HINBLICK AUF HANDLUNGSSTRUKTUREN VON VÄTERN IN DER FAMILIE**

Die zentralen Handlungsstrukturen der einzelnen Väter<sup>1816</sup> bezüglich ihres Kindes mit Behinderung unterscheiden sich jedoch im Vergleich zu anderen Lebensbereichen nicht. Auch zeigt sich, dass sich das „Wie“ des Handelns mit der Geburt eines Kindes nicht wesentlich zu ändern scheint, sich keine gänzlich neuen Handlungsstrukturen entwickeln, sondern diese tief eingepägt sind. Diese Handlungsstrukturen wirken sich jedoch auf den Umgang mit den Angeboten der Behindertenhilfe und ihre Tätigkeiten in der Familie aus. So zeigt sich am Beispiel von Paul KAUFMANN<sup>1817</sup>, dass die zentralen Handlungsstrukturen schon in seiner Herkunftsfamilie von Bedeutung waren und er diese auch auf seine Söhne, welche keine Behinderung haben, überträgt. Paul KAUFMANN macht die Erfahrung, dass vertraute und familiäre Netzwerke schützen und nutzt sie für den Zugang zu heilpädagogischen Angeboten. Die Falldarstellung von Herrn REIMER<sup>1818</sup> zeigt, dass er sowohl in seiner Kindheit als auch in seinem Beruf und heute in der Familie die Tätigkeiten eines Versorgers übernimmt und im Hintergrund bleibt. Georg BERG<sup>1819</sup> löst familiäre Aufgaben, auch zu Fragen um seinen Sohn mit Behinderung und zu Herausforderungen, wie er es aus seinem Berufsleben als Ingenieur und später als Direktor mit Erfolg praktiziert hat. Auch bei ihm ist dabei der Netzwerkaufbau von Bedeutung. Bei Hans HAUCK<sup>1820</sup> lassen sich Handlungsmuster (Durchhalten, Scheinwahrung) ebenfalls schon bei seinen Eltern erkennen. Sie haben damit durchaus positive Erfahrungen gemacht. So scheinen sowohl die Herkunftsfamilien, als auch die Erfahrungen in Kindheit, Jugend und Berufsleben in Verbindung mit den Rahmenstrukturen prägend zu sein.

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Judith TRÖNDLE in ihrer bereits erwähnten Masterarbeit zu Biographien von Müttern.<sup>1821</sup> In der Folge sollen nun einzelne Gewordenheiten der interviewten Väter

---

<sup>1816</sup> Die einzelnen Handlungsstrukturen der Väter werden in der Typologie (Kap. 5.2) ausführlich dargestellt.

<sup>1817</sup> Vgl. Kap. 4.1.3.

<sup>1818</sup> Vgl. Anlage 1.

<sup>1819</sup> Vgl. Kap. 4.2.3.

<sup>1820</sup> Vgl. Kap. 4.3.3.

<sup>1821</sup> Sie schreibt: „Zentrale Handlungsstrukturen scheinen jedoch auch nach der Geburt des Kindes mit Behinderung im Wesentlichen den zuvor gelebten zu entsprechen, wenngleich selbstverständlich Anpassungsprozesse an die veränderte Situation stattgefunden haben. Es ist auch anzunehmen, dass das Ergreifen neuer Entwicklungsmöglichkeiten und Anerkennungschancen durch die veränderte Situation mit einem Kind mit Behinderung zumindest zusätzlich erschwert wurde. Dies spräche für eine Verstärkung bereits bestehender Muster, jedoch nicht für die Entstehung gänzlich anderer infolge der Geburt eines Kindes mit Behinderung.“ (TRÖNDLE 2014, S. 117f.).

betrachtet und in ihrem Zusammenwirken diskutiert werden. Es sind die Dimensionen, welche sich für zentrale Entscheidungen der hier betrachteten Väter in der Familie als bedeutungsvoll herausstellten und damit den Sinn ihrer Handlungsentscheidungen im Heute prägen. Ergänzungen bzw. Vertiefungen sind denkbar.

### **5.1.2 FALLÜBERGREIFENDE ERGEBNISSE ZU ENTSCHEIDUNGSPRÄGENDE FAKTOREN – ORIENTIERUNGSMUSTER**

Aus den Rekonstruktionen kristallisiert sich heraus, dass den Vätern bei ihren Entscheidungen eigene und weitergetragene Erfahrungen („Common-Sense-Wissen“)<sup>1822</sup> von ihren eigenen Eltern als Orientierungslinie und Entscheidungsbasis zugrundlegen, die transgenerationalen Weitergabe ist zentral. Diese Erfahrungen prägen den Handlungssinn bis heute und bewerten die aktuelle Situation sowohl im Positiven wie im Negativen. Ein Beispiel ist der frühzeitige Rentenbeginn: So empfindet Georg BERG es als zusätzlichen Zeitgewinn für seinen Sohn und damit positiv – vielleicht weil er einen anwesenden Vater in seiner Kindheit als positiv wahrgenommen hat, ihn aber auch als abwesenden kennt. Hans HAUCK hingegen fühlt sich bis ins Heute abgewertet, konnte nicht an seine früheren Erfolge anknüpfen – fühlt sich als Wende verlierer.<sup>1823</sup> Dieses negative Erlebnis überträgt er auf weitere Ereignisse (z.B. Aufnahme seines Kindes in eine Fördergruppe), macht das aktuelle Gesellschaftssystem verantwortlich. Auf Basis der Bewertung wenden die Väter ihre bewährten Handlungsstrategien an.

Es zeigt sich, dass es eine Gesamtbetrachtung braucht, um das Heute zu verstehen. Die Väter empfinden ihr Zusammenleben mit ihrem Kind mit Behinderung als sinnhaft – auch wenn die Außenperspektive dies nicht immer errahnen lässt.

### **5.1.3 ENTSCHEIDUNGSPRÄGENDE FAKTOREN FÜR DIE GENESE DER VÄTER**

Die Väter greifen verständlicherweise in Zusammenhang mit der Geburt eines Kindes mit Behinderung (oder wenn sich ihre Kinder nicht „so entwickeln wie sie es sollten“) auf ihre vertrauten und bewährten Handlungsstrukturen und Orientierungslinien zurück. Auch wenn sich die zentralen Handlungsstrukturen durch die Behinderung eines Kindes nicht grundsätzlich ändern<sup>1824</sup> heißt das nicht, dass keine Anpassungsprozesse stattgefunden haben. Die Herausforderungen und Lebensfragen ändern sich, Erfahrungen werden gesammelt und integriert und mit den bewährten Handlungsstrukturen verbunden. An dieser Stelle kann ein Blick auf die Wechselwirkung zwischen Handlungsstruktur und Regeln von Entscheidungen (entscheidungsprägende Faktoren) helfen. Thomas RUCKER (2014) schreibt:

„Bestimmtes und reflektierendes Urteilen sind jeweils durch Ordnungen des Selbst- und Weltverständnisses bedingt. Auch der Neuentwurf von Regeln ist eingebettet in Strukturen, die nicht verändert werden. Insofern bedingen Ordnungen des Selbst- und Weltverhältnisses nicht nur das bestimmende, sondern auch das reflektierende Urteilen eines

---

<sup>1822</sup> Vgl. Kap. 3.1.2.

<sup>1823</sup> Vgl. Kap. 4.3.3.

<sup>1824</sup> Vgl. Kap. 5.1.1.

Akteurs. Jedes bestimmende und reflektierende Urteilen ist ein Sich-Verhalten zu den Relationen, in die ein Akteur der Bildung irreduzibel involviert ist, und hierzu zählen insbesondere die Regeln, die das Selbst- und Weltverhältnis eines Akteurs orientieren. [...] Bestimmendes und reflektierendes Urteil haben darüber hinaus gemeinsam, dass sie jeweils die Voraussetzung für das Handeln eines Akteurs bilden. Als Akteur der Bildung ist ein Mensch – obgleich irreduzibel in Abhängigkeiten verstrickt – auf der Grundlage eigener Urteile an der Welt tätig. Auf diese Art und Weise entstehen Handlungsstrukturen – mit Herbart gesprochen: „Charakterzüge“ (Herbart (1806/1964, S. 91) – auf der Grundlage selbstbestimmter Regeln der Orientierung. Während allerdings Regeln der Orientierung verändert werden können, ohne dass in diesem Zusammenhang die Entstehung neuer Handlungsstrukturen erforderlich wäre, beruht die Entscheidung neuer Handlungsstrukturen darauf, dass zunächst die jeweils maßgeblichen Regeln der Orientierung neu justiert werden. Als problematisch erfahrene Handlungsstrukturen stellen einen Akteur vor die Notwendigkeit und Möglichkeit, zunächst neue Ordnung des Selbst- und Weltverhältnisses im Urteilen und in der Folge im Handeln zu entwickeln.“<sup>1825</sup>

Die Rekonstruktionen lassen entscheidungsprägende Faktoren erkennen, die auch den Umgang der Väter mit ihrem behinderten Kind prägen. Hier scheinen vor allem Erlebnisse aus der eigenen Kindheit und Jugendzeit und der eigenen Herkunftsfamilie Einfluss auf das Verständnis für ihre eigene Elternschaft und ihr Familienbild zu haben. Die Faktoren sollen in der Folge umrissen werden, wenn dies auch nicht immer trennscharf möglich ist – sie geben jedoch eine erste Orientierung für weitere Forschungen und die Wahrnehmung von Vätern in der Behindertenhilfe. Eine klassifizierende, allgemeingültige Genese kann es nicht geben, da Menschsein individuell ist. Es soll aber für das Verstehen der Blick für die Gesamtbetrachtung der Biographie geschärft werden.

### 5.1.3.1 Die Bedeutung der Herkunftsfamilie

#### *Familienform*<sup>1826</sup> der Herkunftsfamilie

Wie aus den Rekonstruktionen herauskristallisiert, prägt die Herkunftsfamilie das Handlungsmuster tief ein – bis heute. Hier ist die Zugehörigkeit zu einer Familienform, auch der Großeltern, zu nennen. Carsten WIPPERMANN, Marc CALMBACH und Katja WIPPERMANN (2009) weisen darauf hin, dass aufgrund der gesellschaftlichen Pluralisierung und Individualisierung heute eine Zuschreibung der Väter zu einer gesellschaftlichen Schicht (z.B. Ober-, Mittel- und Unterschicht) nicht mehr gerecht wird.<sup>1827</sup> Sie schreiben:

„Soziale Zugehörigkeit wird heute weniger von schichtspezifischen Merkmalen geprägt als von Lebensstil-Ähnlichkeiten und deren Wahrnehmung. Formale Gemeinsamkeiten, eine vergleichbare soziale Lage können mit ganz unterschiedlichen Lebensstilen und Wertorientierungen verbunden sein.“<sup>1828</sup>

So zeigen sich in den Rekonstruktionen, dass sich bei den Vätern tradierte Handlungsstrukturen und Orientierungspunkte aus den von Heidi ROSENBAUM (1982) als typisch beschriebenen Familienformen

---

<sup>1825</sup> RUCKER 2014, S. 87f.

<sup>1826</sup> Vgl. hierzu ROSENBAUM 1982.

<sup>1827</sup> Vgl. WIPPERMANN/CALMBACH/WIPPERMANN 2009a, S. 12.

<sup>1828</sup> Ebd.

nachzeichnen lassen.<sup>1829</sup> Diese Traditionen lassen sich zum Teil zumindest bis zur Großelterngeneration der Väter zurückführen. Sie bestimmen die Handlungsstrukturen mit, sie prägen das Zusammenleben zwischen dem Vater und seinem Kind mit Behinderung.

### ***Weitergeben von Traditionen und Werten der Herkunftsfamilie***

In den Rekonstruktionen konnten tradierte Erfahrungen identifiziert werden, welche von Generation zu Generation weitergegeben werden – eine transgenerationale Weitergabe. Dies können sein: familiäre Versorgungstradition/Berufstradition, Lebensmottos, Erhalt des Status-Quo der Familie, „Pioniersein“, aber auch Anpassung, familiäre Unterstützungstradition (Subsidiaritätsprinzip) oder Freizeittradition. Es zeigt sich in den Rekonstruktionen, dass diese familiären Traditionen bedeutungsvoll für den Umgang auch mit einem Kind mit Behinderung sind. Diese Traditionen, diese Werte, geben die Väter ebenso an ihre Kinder mit Behinderung weiter. Dabei stellt sich vor allem der Freizeitbereich für die interviewten Väter als wichtiger Raum dar. So lassen die Väter fallübergreifend ihre erwachsenen Kinder an ihrem Freizeitleben mit teilhaben, auch außerhalb der Angebote der Behindertenhilfe. Es sind Freizeitmöglichkeiten, welche der gesellschaftlichen Position der Familie gerecht werden. In den Rekonstruktionen waren dies u.a.:

- Besuche von Handballveranstaltungen
- Opern- bzw. Philharmoniebesuche
- Kunstatelierbesuche
- Sport (Fahrradfahren, Tanzen)
- Urlaube.

Aufgrund der Behinderung ihres Kindes können die Väter ihre berufliche Tradition oder Traditionen im Bildungsbereich („Groß im Kopf sein“<sup>1830</sup>), welche sie zum Teil einst von ihren Eltern übernommen haben, nicht weitergeben, sie erfahren Grenzen. Besonders von Bedeutung kann dieser Punkt werden, wenn Wissen Identität gibt. Besonders deutlich wird dies an der Fallrekonstruktion von Hans HAUCK.

Die Biographien von Hans HAUCK und Georg BERG zeigen, dass die Väter ihre Kinder an ihrer Vergangenheit teilhaben lassen und Wissen vermitteln.

### ***Beziehungskonstellation der Eltern***

Neben der gesellschaftlichen Position der Herkunftsfamilie spielt die erlebte Elternkonstellation der Väter in ihrer Kindheit eine Rolle, positive wie negative Erfahrungen und die Art der Beziehung zu Mutter und Vater sind von Bedeutung. Diese Erfahrungen und Sehnsüchte sind die Orientierungslinien für ihre Entscheidungen. So zeigt sich an der Rekonstruktion von Georg BERG, dass er bis heute Schuld empfindet an der Scheidung seiner Eltern und diese nach wie vor sein Handeln prägt, indem

---

<sup>1829</sup> Vgl. Familie KAUFMANN, Kap. 4.1; Familie BERG, Kap. 4.2 und Familie HAUCK, Kap. 4.3.

<sup>1830</sup> Vgl. Kap. 4.3.

er fehler- und schuldfrei sein will.<sup>1831</sup> Die Fallrekonstruktion von Herrn REIMER<sup>1832</sup> hingegen zeigt, dass er heute die Familie leben kann, welche er sich als Kind gewünscht, vielleicht ersehnt hat. Auch nimmt er heute die ihm als Kind zugeschriebene Aufgabe des „Versorgers“ in „seiner“ Familie an.

In den Interviews findet sich immer wieder eine Auseinandersetzung mit dem eigenen Vater. In den Rekonstruktionen der Väter, die einen abwesenden Vater erlebt haben, spielen andere männliche Bezugspersonen eine Rolle. Sie werden zum Teil Vaterfiguren und geben Orientierung auch noch in der Zeit, in der sie selbst Väter geworden sind. Das erlebte Familienkonzept der Kindheit ist bis in die Gegenwart wirkmächtig. So zeigen sich zum Beispiel bei Hans HAUCK als Scheidungskind Selbstzweifel und Angst bei seiner eigenen Scheidung, einen „Schaden“ bei seinen Kindern zu verursachen. Es entstehen Schuldgefühle bzgl. der Behinderung des Kindes in seiner zweiten Ehe aufgrund seines Alters. Auch vorhandene Behinderungen in der (Herkunfts-)Familie können Schuldgefühle auslösen.

### 5.1.3.2 Die Bedeutung der außerfamiliären Rahmenbedingungen

#### *Gesellschaftliche Position der Herkunftsfamilie*

An allen in dieser Arbeit dargestellten Rekonstruktionen wirkt die Familienform der Herkunftsfamilie mit der gesellschaftlichen Sicht darauf zusammen. Beispielhaft soll dies an Paul KAUFMANN und Hans HAUCK aufgezeigt werden:

Nach dem Krieg wohnt Paul KAUFMANN in der sowjetischen Besatzungszone, aufgrund seiner bürgerlichen Herkunft erfährt er in der Schule Nachteile, seine Mutter entscheidet sich, mit ihm nach Westberlin überzusiedeln, hier sieht sie ihre Perspektive. Für Paul KAUFMANN bedeutet dies eine Trennung von seinen Großeltern, zu denen er eine enge Bindung besaß. Er nutzt alle Möglichkeiten, Kontakt zu ihnen zu suchen, auch nach dem Mauerbau. Dabei wird er Fluchthelfer. Diese Tätigkeit bringt ihn in Einzelhaft. Er wird freigekauft. Dieses Ereignis hinterlässt traumatische Spannungen, er meidet geschlossene Räume, vor diesem Hintergrund beschreibt er vielleicht eine Besichtigung einer Wohngruppe folgendermaßen: das „[...] GANZE MILIEU vom betreuten gewohnen, hat mir ÜBERHAUPT nicht gefallen.“<sup>1833</sup>

Die Rekonstruktion von Hans HAUCK hingegen zeigt, dass er als „Arbeiterkind“ in der DDR gefördert wird. Er schafft es vom einfachen Arbeiter zum wissenschaftlichen Abteilungsleiter. Diese berufliche Position hat Auswirkung auf den zur Verfügung stehenden zeitlichen Rahmen für die Familie und seine Identität.

An den beiden genannten Rekonstruktionen zeigt sich, ob es eine Tradition der familiären Anpassung an die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen gibt, wie z.B. bei Herrn HAUCK, oder ob sich, wie bei

---

<sup>1831</sup> Vgl. Kap. 4.2.3.

<sup>1832</sup> Zusammengefasste Fallgeschichte Reimer finden Sie in der Anlage 5.

<sup>1833</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 129-130 u. vgl. Kap. 4.1.2.3.



Familie KAUFMANN, überwiegend auf ihre Tradition der familiären Unabhängigkeit auch über sich verändernde gesellschaftliche Rahmenbedingungen hinweg berufen wird. Eine starke Anpassung kann bei einer Veränderung zu einem Verlust z.B. der beruflichen Position kommen. So fühlt sich Hans HAUCK als „Wendeverlierer“ und übernimmt als Hauptaufgabe die Unterstützung und Betreuung seines Sohnes. Diese eigene Erfahrung von Verlust und Orientierungslosigkeit wirkt sich auf die Zukunftsperspektive und das Vertrauen in die Behindertenhilfe aus.

### ***Außerfamiliäre „Life-Events“***

In den Rekonstruktionen werden immer wieder Erlebnisse genannt, welche bis in die Gegenwart handlungsprägend sind und in denen sich traumatische Spuren finden lassen. Dabei erfuhren die Väter Machtlosigkeit und Kontrollverlust (Krieg, Gefängnis, Kinderheim, Scheidung). Fallübergreifend zeigt sich somit bei den in dieser Arbeit dargestellten Rekonstruktionen, dass die Behinderung des Kindes nicht das erste und einzige Ereignis im Leben ist, welches die Väter vor Herausforderungen stellt und Spuren (z.T. traumatisch) hinterlässt.

#### **5.1.4 DIE BEDEUTUNG INNERFAMILIÄRER DYNAMIKEN**

Wie sich in der Herkunftsfamilie als auch bei der Bedeutung der außerfamiliären Rahmenbedingungen zeigt, hat der erlernte Beruf bzw. die ausgeübte Tätigkeit Auswirkung auf die Familiendynamik.

### ***Berufliche Position des Vaters***

Der Beruf ist u. a. ein zentraler Punkt für das väterliche Selbst. Sowohl für Georg BERG als auch für Hans HAUCK ist es von hoher Bedeutung, dass ihre Kinder mit Behinderung eine „produktiv wertvolle Tätigkeit“ aufnehmen. Die beruflichen Positionen der Väter (auch schon in der Herkunftsfamilie) sind mit gesellschaftlichen Veränderungen verbunden, welche Schwankungen unterliegen können. Diese Schwankungen wirken sich auf die Familiendynamik aus. Wie die Fallrekonstruktionen z.B. von Georg BERG zeigt, nimmt seine Position als Direktor zeitlich viel Raum ein, welche in der Familie fehlt. Die Behinderung seines Kindes veranlasst u.a. Georg BERG zu einem Positionswechsel im Beruf. Über den Beruf haben die Väter (Georg BERG, Paul KAUFMANN) zudem Netzwerke auch für ihr Kind mit Behinderung aufgebaut. Für Georg BERG bedeutet seine Position zudem einen Schutz vor äußeren Schuldzuweisungen bzgl. der Erziehung seines Kindes und ermöglicht es, einen einflussreichen Platz in der Behindertenhilfe abzusichern.<sup>1834</sup>

Auffällig ist zudem, dass die Väter durch den Beruf ihr vertrautes Handeln auch in die Familie übertragen.<sup>1835</sup> Ein Tätigkeits- und Rollenwechsel durch die Änderung beruflicher Aufgaben kann das Sicherheits- und Vertrauensgefühl beeinflussen (z.B. durch eine neue Gesellschaftsform, Arbeitslosigkeit). Dies wird unter Umständen auf das System der Behindertenhilfe übertragen – im Positiven bei

---

<sup>1834</sup> Vgl. Kap. 4.2.2.5.

<sup>1835</sup> Ausführliches zu den Handlungsstrukturen von Vätern findet sich in der Typologie in Kap. 5.2.

Schaffung neuer Aufgaben und im Negativen bei Verlusten eigener Werte. Somit geben die eigenen Erfahrungen die Orientierungslinie für Entscheidungen vor. Dabei zeigt sich, dass Vertrauen bezüglich des Unterstützungssettings von hoher Bedeutung ist. Bei Paul KAUFMANN ist der Beruf der Schlüssel zum Zugang zur gesellschaftlichen und familiären Anerkennung. Die Väter selbst stellen jedoch den Zusammenhang zwischen dem familienexistenziellen Aspekt und ihrer Berufstätigkeit nicht bewusst her.<sup>1836</sup>

### ***Verteilung der familiären Aufgaben***

Fallübergreifend übernehmen die Väter alle Aufgaben und Tätigkeiten in der Familie. Die Bandbreite hier reichte von einer Übernahme der „Care-Arbeit“ über das Organisieren von Hilfen und Unterstützung (berufliche Netzwerke) bis hin zum „Vollzeithausmann“ und „Handwerker“. In den Interviews erledigten die Väter immer wieder Fahrtwege zu Angeboten, Schulen oder Therapien. An Georg BERG zeigt sich, dass er aufgrund seiner Leitungsposition den zeitlichen Rahmen nicht hat, seine Frau bzw. sein Kind mit zu den Förderangeboten zu begleiten.

Wie schon beschrieben, nimmt die Berufstätigkeit der Väter eine wichtige Stellung ein. Die Rekonstruktionen zeigen jedoch auch, dass die Väter ihre Kinder mit Behinderung an ihren Freizeitaktivitäten außerhalb der Angebote der Behindertenhilfe – an ihrer Welt – teilhaben lassen, welche zum Teil familientradiert sind. Ein Vater erwähnt, dass er wöchentlich mit seiner Tochter in den Zoo geht und so seiner Frau persönliche Zeit ermöglicht. Über die Berufstätigkeit und die Freizeit haben die Väter Möglichkeiten gefunden, Vater und Unterstützer sein zu können.

Gerade die Aufgabenverteilung und damit die Ansprechbarkeit in der Familie hatte beim Zugang zu den Vätern eine hohe Bedeutung. Aus diesem Grund wird in diesem Forschungsprojekt auch die Typologie nach den Familienaufgaben der Väter ausgerichtet. Es zeigt sich, dass in den Familien der interviewten Väter eine (traditionell und fähigkeitsorientiert begründete) Aufgabenteilung besteht. An der Tatsache, dass sie mit der Partnerin ein „Team“ bilden, zeigt sich die Bedeutung der Mütter, sie hat Einfluss auf den Zugang zu den Vätern (Stichwort: „Gate Closers“<sup>1837</sup>). Michaela HELLMANN, Claudia OLEJNICZAK und Andreas BORCHERS (2007) weisen in ihrer Studie darauf hin, dass es eingespielte Aufgabenverteilungen gibt.<sup>1838</sup> Jeder hat einen Verantwortungsbereich, ist dafür Ansprechpartner, es wird aufeinander verwiesen. Die Eingespieltheit der Aufgaben in der Familie macht eine Effizienz möglich.<sup>1839</sup> Georg BERG erwähnt einen weiteren Aspekt der gegenseitigen Entlastung zwischen den Partnern, z.B. durch das Teilen von Verantwortung: „[...] jetzt muss ich mich wieder alleine kümmern, meine frau kann gar nicht mehr“<sup>1840</sup> Dabei entsteht die Überlegung: Hätte sich ein Vater zu diesem

---

<sup>1836</sup> Siehe hierzu auch Ausführungen zur beruflichen Tätigkeit in Kap. 1.1.2 in Studie von KALLENBACH 1997.

<sup>1837</sup> Vgl. Kap. 3.3.2.

<sup>1838</sup> Vgl. HELLMANN/BORCHERS/OLEJNICZAK 2007, S. 172f. u. vgl. Kap. 1.1.2.

<sup>1839</sup> Siehe hierzu Kap. 5.1.5 - Zur Selbstbeschreibung der Väter.

<sup>1840</sup> Interview Georg BERG, Zeile 2213-2214.

Interview bereiterklärt, wenn die Schwerpunktaufgaben bezüglich des erwachsenen Kindes mit Behinderung bei der Partnerin liegen? Hätte er an seine Partnerin verwiesen?

### ***Die Behinderung des Kindes in der Familie***

An der Fallrekonstruktion von Georg BERG zeigt sich, dass die Familie ein bedeutender Faktor für die Unterstützung im Rahmen der Geburt eines Kindes mit Behinderung sein kann. Sie organisiert Kontakte, schafft Freiräume und Entlastung, gerade in der Anfangszeit – einer Zeit der Neuorientierung. Die Fallrekonstruktion von Paul KAUFMANNs hingegen macht den Gegensatz deutlich: Seine Mutter sieht die Behinderung der Tochter als „*die STRAFE vom lieben GOTT, EIN KIND hätte VOLLKOMMEN gereicht*“<sup>1841</sup>. In der Aufbauphase des tradierten Status Quo der Herkunftsfamilie kommt ein Kind mit Behinderung zur Welt, die Mutter Paul KAUFMANNs verwehrt ihre Unterstützung, die Familie gerät in existenzielle Gefahr, entscheidet sich für eine externe Betreuung. Dies wird von der Mutter unterstützt, die Familie kann die tradierten Wege weiter beschreiten. Die Herkunftsfamilie von Paul KAUFMANNs Frau lebte für eine direkte Hilfe zu weit entfernt. Der Fall zeigt gleichzeitig, wie sich veränderte familiäre Bedingungen und sozialpolitische Rahmenbedingungen auf Entscheidungen in Bezug auf ein Kind mit Behinderung auswirken können: In einer familiär stabilen Zeit, sein großer Sohn ist schon ausgezogen, fordert der Sozialhilfeträger eine Kostenrückerstattung, mit der Unsicherheit auf eine weitere Kostenbeteiligung bei weiterem außerfamiliärem Wohnen. Sie entscheiden sich aus einem kostenpragmatischen Grund für die Rückkehr der Tochter in die Familie. Die Rekonstruktion zeigt, dass sowohl die Einstellung der Herkunftsfamilie zu einem Kind mit Behinderung aber auch der Zugang zu Hilfen bei der Herkunftsfamilie unter Berücksichtigung der Familienphase von Bedeutung ist. Dazu zählt die Sicherheit und Bezahlbarkeit der Angebote.

Sowohl bei der Rekonstruktion von Hans HAUCK als auch bei Georg BERG gibt es in den Familien eine Tradition der innerfamiliären Unterstützung, sowohl auf der thematischen als auch auf der Handlungsebene, das heißt die Unterstützung erfolgt primär in der Familie, solange es nötig ist – bis heute. Eine wichtige Position nehmen dabei vertraute Personen aus der Behindertenhilfe ein, welche die Familie langfristig begleiten. Die Familie und das vertraute soziale Umfeld werden als ein Schutz empfunden. Dies verstärkt sich, wenn die Väter das aktuelle Gesellschaftssystem als unsicher und wie beide sagen „unmenschlich“ empfinden. So stellt sich nach der Rekonstruktion von Hans HAUCK die Frage: Wenn er als Vater selbst kein Vertrauen in das aktuelle Gesellschaftssystem hat, selbst empfundener Verlierer geworden ist, wie soll er Sicherheit für ein Kind, welches er als schutzbedürftig sieht, empfinden? Auch Paul KAUFMANN sucht Hilfe zuoberst in der Familie und deren Netzwerken, selbst über Abbrüche hinweg. Vertraute Personen sind essentiell.

---

<sup>1841</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 1103-1104.

### 5.1.5 AUSGEWÄHLTE FALLÜBERGREIFENDE THEMEN IN DEN BIOGRAPHISCH-NARRATIVEN INTERVIEWS

Nachdem zuvor verallgemeinerte und zum Teil fallübergreifende Ergebnisse zu Handlungsstrukturen und Orientierungslinien für die Handlungsentscheidung von Vätern zu Grunde lagen, soll abschließend ein Blick auf ausgewählte fallübergreifende Themen in den Interviews der Väter von erwachsenen Menschen mit Behinderung gelegt werden. So spielen thematisch neben dem Beruf in der Kindheit vor allem der Krieg und die Konstellation der Eltern bzw. ihrer Bezugspersonen eine Rolle. All diese Themen bilden letztlich die Grundlage für die gegenwärtige Lebenswirklichkeit der Väter und greifen ineinander.

#### *Zur Selbstbeschreibung der Väter*

Auffällig ist, dass sich die Väter in den Interviews nicht als Vater eines Kindes mit Behinderung präsentieren und beschreiben. So sagt Georg BERG, ist „aufgabe des mannes, ganz eindeutig hier bei uns. nää? um zu wissen, was gibt es neues und der gleichen“.<sup>1842</sup> Paul KAUFMANN sagt über betroffene Eltern: „*n a t ü r l i c h in der GESELLSCHAFT äh eltern die ihr kind ablehnen natürlich kein tolles ANSEHEN haben.*“<sup>1843</sup> Hans HAUCK spricht nicht von einer Behinderung bezüglich seines Kindes, stellt seinen Sohn z.T. über seine Fähigkeiten. Ihre Selbstbeschreibung erfolgt eher über die berufliche Position (Hans HAUCK, Georg BERG, Paul KAUFMANN), und zwar generationsübergreifend tradiert. Die Fallgeschichte von Herrn REIMER zeigt, dass auch die Selbstbeschreibung als Trainer für sein Selbst von Bedeutung ist. Bei der Beschreibung ihrer Tätigkeiten in der Familie bleiben die Väter eher auf einer Metaebene. In den Interviews nimmt dagegen die berufliche Tätigkeit einen großen Raum ein, sowohl Georg BERG als auch Hans HAUCK beschreiben sie detailliert. Der Beruf ist gerade bei Vätern mit gehobener Stellung, so scheint es, identitätsbildend. Sie bezeichnen sich z.B. als „Direktor“ bzw. als „Kraftwerker“, als „Abteilungsleiter eines Forschungsprojekts“ oder „Chemiewerker“. In den Erzählungen zu beruflichen Tätigkeiten lassen die Väter eine/ihre „Normalität“ aufkommen.

Hier scheint sich ein Kontrast zu Müttern zu ergeben. So stellt Judith TRÖNDLE (2014) fest, dass sich Mütter als „Mutter eines Kindes“ mit Behinderung identifizieren und

[...] sie sich diese Metapher angeeignet und zu ihrem Selbstkonzept als Mutter eines Kindes mit Behinderung hinzugefügt [...]“<sup>1844</sup> haben.

Ähnliches lässt sich für die interviewten Väter nicht sagen, zumindest zeigen sie es nicht offen. Das heißt jedoch nicht, dass sie ihr Kind nicht annehmen und keine Beziehung aufbauen können oder wollen. An der Fallgeschichte von Paul KAUFMANN zeigt sich, dass es gleichzeitig eine bedeutungsvolle und mit Spannung gefärbte Beziehung sein kann.<sup>1845</sup> Die Rekonstruktion von Hans HAUCK zeigt z.B.,

---

<sup>1842</sup> Interview Georg BERG, Zeile 404-405.

<sup>1843</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 26-27.

<sup>1844</sup> TRÖNDLE 2014, S. 119.

<sup>1845</sup> Vgl. Kap. 4.1.2.6.

dass er zu seinem Kind eine enge Beziehung aufbaut.<sup>1846</sup> Auch die Schuldfrage wird gestellt, gerade wenn die Ursachen der Behinderung nicht eindeutig sind. Nach den Rekonstruktionen sehen die Väter die Behinderung ihres Kindes nicht vordergründig, sondern als eine von vielen Herausforderungen in ihrem Leben. Paul KAUFMANN kann so bis heute die Behinderung seiner Tochter nicht annehmen, als ganzheitliche Person gibt sie seinem Leben Sinn – in Worte kann er seine Gefühle diesbezüglich nicht fassen, sie nicht nach außen tragen. Sowohl Hans HAUCK als auch Georg BERG sehen vor allem die Rahmenbedingungen für Menschen mit Behinderung als herausfordernd.

So präsentieren sich die Väter insgesamt sachlich, auch in ihren Entscheidungen – es ist auch eine äußere Erwartung an Männer.<sup>1847</sup> Die möglichen Herausforderungen bezüglich der Behinderung, vielleicht auch Zweifel, Trauer, zerplatze Hoffnungen und Gefühle finden sich dennoch, ablesbar an der Textstruktur und der Paralinguistik. Die Kontrolle und Versachlichung der Situation sind für sie Bewältigung und Normalität/Aufrechterhaltung der bekannten Handlungsstrukturen wichtig. Auch Unsicherheiten, wie z.B. bei Paul KAUFMANN und eine Orientierungslosigkeit wie bei Hans HAUCK können dahinter stehen. Wie die Rekonstruktionen zeigen, haben alle 4 Väter in ihrem Leben Zeiten des Kontrollverlustes und prägende Verluste erlebt.<sup>1848</sup>

An den Rekonstruktionen sowohl von Paul KAUFMANN, Georg BERG und Hans HAUCK zeigt sich, dass die Geburt eines Kindes mit Behinderung im Laufe der Zeit nicht immer das allumfassende Thema war und ist. So beschäftigt Georg BERG zum Interviewzeitpunkt gerade seine schwerkranke Frau, er hat Angst, sie zu verlieren. Bei Hans HAUCK wird deutlich, dass er zum Teil noch immer mit dem Verlust seiner beruflichen Position kämpft. Bei Paul KAUFMANN war der Aufbau des Status Quo in der Familie wichtig, seine Tochter wurde extern betreut. Die Väter in den Rekonstruktionen versuchen eine nach außen „normale“ Familie zu präsentieren – dieser Eindruck wird durch die Selbstbeschreibung der Väter bestärkt. Das kann erklären, warum die Väter sich scheuen, das Wort „Behinderung“ zu nutzen, die Eigenständigkeit ihrer erwachsenen Kinder betonen (die auch in keiner Weise angezweifelt werden soll) und konsequent in ihrer Perspektive zumindest nach außen vertreten bzw. präsentieren. Die Perspektive der Partnerinnen und Kinder ist zu keinem Zeitpunkt der Interviews umfassendes Thema. Hier ist sich bewusst zu machen, dass es um die Perspektive, das Leben der Väter geht. Aufgrund der Offenheit der Interviewmethode standen den Vätern die eigenen Schwerpunkte frei. Vielleicht empfanden sie es als ungewohnt, als Vater und Mann befragt zu werden.<sup>1849</sup>

---

<sup>1846</sup> Vgl. Kap. 4.3.3.

<sup>1847</sup> Vgl. HINZE 1992, S. 137.

<sup>1848</sup> Vgl. Kap. 1.5.

<sup>1849</sup> Vgl. Kap. 1.1 u. Kap. 1.5. Interessant wäre an dieser Stelle ein Folgeinterview (narrativ). Wie würden die Väter dann reagieren?

### ***Form und Ursache der Behinderung des Kindes – Schuldfrage und äußerer Blick auf die Familie***

Georg BERG, Hans HAUCK und Herr REIMER scheinen, wenn auch nicht offen, zu fragen, welchen Anteil sie an der Behinderung ihres Kindes haben könnten. Die Fallrekonstruktion von Hans HAUCK lässt Fragen der Ursache und Schuld im Interview spüren. In Krisen kann das immer wieder Thema sein.

„[...] dritte bruder [vom Vater T.S], der, dit war en verrückter. aber was da is wees ig nich. (--) der, den hab ich nich, der is wohl jestorben. gentisch was bei heiko jelandet is, wees ig nich. sacht meine frau immer, wenn se schlechte laune hat“<sup>1850</sup>

Hans HAUCK kann sich bis heute nicht von der Frage der Schuld befreien, fühlt sich verantwortlich – ist geprägt „[...] wenn man so ein kind in die welt setzt (-)hat man verantwortung. und (--) Heiko ist mein leben.“<sup>1851</sup> Georg BERG sagt hingegen vor dem Hintergrund der Bedeutung seines eigenen Vaters:

„meine frau hat eben ähh ihren beruf aufgegeben. wegen äh, dem behinderten sohn und äh hat eben sich praktisch nur um ihn gekümmert, deswegen ist sie die hauptperson bei der erziehung unseres sohnes gewesen. und ich hatte en verantwortlichen BERUF, ähh und konnte mich da weniger um ihn so kümmern und das ist vielleicht ein gewisser nachteil gewesen. <<leiser, bedächtiger> aber na gut, das vielleicht zum vorspann.“<sup>1852</sup>

Georgs BERGS erste Gedanken sind vor dem Hintergrund eigener Kindheitserfahrungen und seiner familiären Position zu betrachten: Auch hier ist Schuldempfinden spürbar, das bis ins Heute reicht – auch hat Georg BERG das Gefühl, seine Frau könne zu kurz gekommen sein.

„[...] ich habe mich darum BEMÜHT alle die möglichkeiten <<l: mhm>> zu nutzen. DAS HABE ICH DANN GEMACHT. <<l: mhm>> joah, das war meine aufgabe.“<sup>1853</sup>

Georg BERG mag empfinden: „Auch ich habe Anteil daran, was unser Leben ausmacht und möchte mich mit meinen Fähigkeiten einbringen, um so meine empfundene Schuld zu schwächen.“

Herr REIMER hingegen weist die Schuld von sich, betont, dass er seine damalige Frau darauf hingewiesen hat, sie solle in ein anderes Krankenhaus gehen. Die Tochter von Herrn REIMER hat während der Geburt Sauerstoffmangel erlitten und geht heute in eine Fördergruppe.

„[...] dass wie jesacht die Tochter wat nicht sein musste. Die ist uff Rat ihrer Freundin in dieses Krankenhaus gegangen. Ick hab zu ihr jesacht geh ins Unikrankenhaus, die haben ALLES da. <<l: mhm>> Wollte se nich, die is dahin wo ihre Freundin hin.“<sup>1854</sup>

Die Schuldfrage scheint dann von Bedeutung zu werden, wenn die Annahme besteht, die Behinderung hätte vermieden werden können, eine Behinderung im nahen familiären Umfeld aufgetreten oder die Ursachen unklar ist, verwoben mit dem Gefühl, nicht genug unterstützen zu haben oder zu können. Die Frage nach der Ursache, aber auch der Behinderungsform, scheint bei den Vätern die Angst zu schüren, dass das gesellschaftlich nicht angepasste Verhalten ihres Kindes (mit geistiger

---

<sup>1850</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1388-1389.

<sup>1851</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 161-162.

<sup>1852</sup> Interview Georg BERG, Zeile 27-33.

<sup>1853</sup> Interview Georg BERG, Zeile 113-115.

<sup>1854</sup> Interview REIMER, Zeile 237-240.

Behinderung) auf sie als Vater bzw. auf ihre Familie zurückfällt. Es zeigt sich bei den Fallrekonstruktionen von Georg BERG, Paul KAUFMANN und Hans HAUCK, dass das Ansehen der Familie für die Väter enorme Bedeutung hat, unabhängig von einer Behinderung des Kindes. Die Väter erzählen immer wieder von Begebenheiten, in welchen ihr Handeln bezüglich ihres Kindes mit Behinderung von außen beurteilt wurde, ohne ihre Anstrengungen anzuerkennen und sie zu verstehen. Auch berichten sie Begebenheiten, in welchen vom Verhalten des Kindes auf die Erziehungsfähigkeit der Eltern und die innerfamiliären Verhältnisse geschlossen wurde. Georg BERG erzählt von Vorwürfen der Polizei:

„[...] könn sie nich endlich mal offpassen! ham sie kein geschick ihr kind zu erziehen?“>  
<<l: mhm>>solche dinge kamen dann.“<sup>1855</sup>

Für Hans HAUCK hingegen ist es wichtig zu betonen, dass er sich bemüht hat, seine Tochter zu fördern, so spricht er nicht von einer Behinderung, sondern beschreibt eine Entwicklungsverzögerung. Auch für Paul KAUFMANN ist es wichtig, wie Menschen seine Tochter wahrnehmen:

„[...] heute dreht sich kein MENSCH mehr um. u n d wenn wir beide unterwegs sind, heißt es oft ACH lass doch mal den GROßVATER mit seiner ENKELTOCHTER vor“.<sup>1856</sup>

Weiter sagt er:

„[...] also HIER im FREUNDESKREIS is is paula GANZ TOLL aufgenommen, und äh (--) och so /also ich hab/äh es gibt GAR KEINE PROBLEME.“<sup>1857</sup>

Somit ist den Vätern die äußere Wahrnehmung von Behinderung wichtig. Die Väter fühlen sich bis heute gekränkt, zeigen Empörung, abgewertet worden zu sein bzw. zu werden. Beeinflusst wird diese Sicht auf sie als Eltern durch das gesellschaftliche Bild von Behinderung – besonders im Lernen und Verhalten. Dazu sind Hintergrundinformationen (Exkurse) über die geltenden politischen Systeme zur damaligen und heutigen Zeit wichtig, um die Väter zu verstehen.<sup>1858</sup>

### ***Die eigene Endlichkeit steht im Zusammenhang mit dem Wunsch nach einer sicheren Zukunft für das Kind mit Behinderung***

Die Rekonstruktion von Georg BERG zeigt, dass er sich in Verbindung mit der eigenen Endlichkeit gezielt um die Zukunft seines Kindes kümmert. Die Väter, die dem „Typ“ Georg BERG nahe stehen, versuchen, die Zukunft zu planen, was mit Unsicherheiten und Ängsten verbunden ist.<sup>1859</sup> Im Gegensatz dazu sagt Paul KAUFMANN, auch wenn er seinen Tod nicht direkt anspricht,

„[...] und DESHALB äh is es im TESTAMENT so GEREGLT, dass äh der TESTAMENTVOLLSTRECKER äh ebend der dafür SORGT. und ne ja und DER w/kann ja och denn ENTSCHEIDEN wo PAULA hingeht, oder inner - ob se in DER oder in DER FAMILIE bleibt, oder oder ins BETREUTE WOHNEN geht, oder weiß ich nicht. also ich meine dit SO - ph von meiner LEBENSERWARTUNG her äh SCHÄTZ ich mal musse sich ja noch

---

<sup>1855</sup> Interview Georg BERG, Zeile 191-193.

<sup>1856</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 197-199.

<sup>1857</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 246-247.

<sup>1858</sup> Vgl. Kap. 4.2.2.5 (Exkurs: Menschenbild und die Behindertenhilfe in der DDR).

<sup>1859</sup> Vgl. Kap. 4.2.3.

ZWANZICH jahre machen [...] DAMALS als die schwester JOSEPHINE äh sachte, ach na ja äh ihre TOCHTER wärn se BEQUEM ÜBERLEBEN - also DIE wird <<I: mhm>> nee aber hier meine TOCHTER ist ja noch TOTAL FIT also KÖRPERLICHER also sie hat ja ÜBERHAUPT gar KEINE GEBRECHEN“<sup>1860</sup>

Über einen Auszug der Tochter denkt Paul Kaufmann zurzeit nicht nach. Endpunkt seiner Überlegungen ist sein Tod. Alle nachfolgende Verantwortung Paula betreffend hat er per Testament an seinen Sohn Karl abgegeben, vor allem bezüglich der Wohnsituation. Es zeigt sich, dass die Väter durchaus Vorstellungen haben, wie ein Leben ihrer Kinder ohne sie möglich sein könnte. Diese sind zum Teil skizzenhaft, zum Teil sehr konkret formuliert. Der Übergang von der Gegenwart, einem Leben mit ihnen als Vater, zu einem Leben ohne sie als Vater (eventuell bis zum Tod), bleibt jedoch eine Leerstelle in ihren Ausführungen.

Hans HAUCK sagt bezüglich der Zukunft des Sohnes:

„er müssten dann natürlich irgendwann. was is`n los hier? <<I: ja>> der kaffee is kalt. will noch jemand kalten. ähh nöö, die müssten dann sicher <<I: Danke.>> <<J: ich nich, danke.>> in in eene w o h n.“<sup>1861</sup>

Er verbindet die Zukunft zwar nicht mit seiner Endlichkeit, doch das Thema ist sprichwörtlich „nicht aussprechbar“. Nach seiner Handlungsstruktur handelt er passiv, abwartend und negativ verdrängend, aber gleichzeitig hoffend. Insgesamt fällt bei den Rekonstruktionen von Georg BERG, Paul KAUFMANN und Hans HAUCK auf, dass sie die Frage der Zukunft ihrer Kinder in Verbindung mit der eigenen Endlichkeit mit ihrer bekannten Handlungsstruktur<sup>1862</sup> beantworten. Bei Georg BERG wird die Angst deutlich, dass seinem Sohn etwas passieren könnte, eventuell auch Dinge, welche er als Vater nicht vorbereiten kann. Bezüglich der eigenen Endlichkeit thematisieren die Väter auch Ängste. So sagt Paul KAUFMANN, wenn auch in der dritten Person:

„FÜRCHTERLICH SCHRECKLICH ist - ähm das man GEISTIG BEIEINANDER BLEIBT. also dis dis ist noch ne SACHE <<I: mhm>> ja DASS MAN NICHT äh DEMENT wird.“<sup>1863</sup>

So steht die Frage: „Was ist wenn ich nicht mehr kann?“ latent im Raum.

Georg BERG sagt zur gegenwärtigen Situation (sein jüngerer Bruder ist gestorben, seine jüngere Frau ist schwer erkrankt):

„[...] und da wurde das plötzlich ganz dringend“ und „ich globe immer noch NICH das ich so alt bin. wissen se, das is eigentlich das große problem. <<lachte energisch laut>>“.<sup>1864</sup>

Ebenso schiebt Hans HAUCK seine Wissenslücken auf „Alzheimer“.

---

<sup>1860</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 1233-1257.

<sup>1861</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 634-636.

<sup>1862</sup> Vgl. Kap. 5.2.

<sup>1863</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 1246-1248.

<sup>1864</sup> Interview Georg BERG, Zeile 447 u. Zeile 2223-2224.



### ***Erwartungen an das Interview und die Interviewperson***

Abschließend soll auf die Erwartungen an die biographisch–narrativen Interviews eingegangen werden. Es zeigt sich, dass die biographischen Interviews mit drei Erwartungen verbunden waren. Sie wurden meist nicht versprochen, kristallisierten sich jedoch aus den Rekonstruktionen heraus:

- Väter wollen in den Blick genommen werden (Paul KAUFMANN: „Endlich interessiert man sich für Väter.“<sup>1865</sup>).
- Väter wollen als gute fürsorgliche Elternteile wahrgenommen werden (Herr und Frau Reimer zeigen die Pflegedokumentation, Herr HAUCK betont Bemühen).
- Väter brauchen Selbstbestätigung (Hans Hauck: vor einem Gutachtertermin) und Orientierung (Informationen wie bei Georg BERG). So versuchen sie, Wissen zum Gestaltungsfreiraum zu erlangen. Ein anderer Vater sagte:  
P 12<sup>1866</sup> „SIE kommen ja äh mit DIESER FRAGENAKTION hier viel RUM, [ein Wort UV<sup>1867</sup>]  
sie hörn ja nu VIEL.  
I: JA.  
P12: nich? <<P12 räuspern>> äh WISSEN sie denn nur ZUFÄLLIG da wie/ das ELTERN  
SOLCHE solche BEHINDERTENTESTAMENTE GEMACHT haben? ja?“<sup>1868</sup>

Diese Erwartungen scheinen im Zusammenhang mit dem Rahmen eines Forschungsprojektes zu stehen. Es besteht die Hoffnung, über Fachleute unverbindlich an die „neuesten“ unabhängigen Informationen zu kommen. Die befragten Väter Georg BERG und Hans HAUCK haben ihre Bildung in vielfacher Weise als positiv erlebt.<sup>1869</sup> Georg BERG nutzt die Forschung als Zugang:

„[...] wir sind zwei etappen. einmal die zeit der DDR <<I: mhm>> und dann die der bundesrepublik. und da kann ich natürluich sehr gut sagen, was war besser hier und was war schlechter hier und was war dann besser und was schlechter. das ist eigentlich ne ganz interessante sache, wenn man wissenschaftliche arbeiten macht.“<sup>1870</sup>

Auch Georg BERG möchte seine Erfahrung an jüngere Generationen weitergeben, hinzu kommt das Moment des Verstehens. Sowohl Georg BERG als auch Paul KAUFMANN stellten immer wieder aktive Verbindungen zu meiner eigenen Herkunft aus Ostdeutschland bzw. aus Sachsen her. Auch bei Hans HAUCK wird deutlich, dass er zu Personen, welche aus Ostdeutschland kommen, Vertrauen fassen kann und Verstehen erwartet. Die Väter suchen also Anknüpfungspunkte beim Gegenüber, haben das Bedürfnis nach Vertrauen und das Gefühl, auf Verstehen zu treffen. Auch der Altersunterschied des Gegenübers kann eine Rolle spielen. In der Präsentation Hans HAUCKS spielen die Generationsunterschiede im Verstehen eine Rolle:

„so`n richtscher krieg fehlt eigentlich den männern. [...] NAJA also äh was/ was man da ebm ähm ja für ne lebensoffassung hat“<sup>1871</sup>

Auch für Paul KAUFMANN ist die Frage wichtig, ob ich die DDR-Zeit kennengelernt habe:

---

<sup>1865</sup> Memo Interview Paul KAUFMANN, S. 1 u. Kap. 4.1.1.1.

<sup>1866</sup> Interviewpartner des Interviews 12.

<sup>1867</sup> Unverständliches: eckige Klammer + Anzahl der Worte.

<sup>1868</sup> Interview SCHNEIDER, Zeile 1389-1395.

<sup>1869</sup> Vgl. Kap. 3.3.

<sup>1870</sup> Interview Georg BERG, Zeile 69-73.

<sup>1871</sup> Interview Hans HAUCK, Zeile 1739-1743.

„[...] ach GRUNDSCHULE ja ja. aber dis reicht nich? <<lachen>> <<l: genau, <<lachend> richtig>> ich hab och die GRUNDSCHULE im OSTEN jemacht. <<l: mhm>> bis vierundfünfzich [...]“<sup>1872</sup>

## **5.2 TYPOLOGIE<sup>1873</sup> ZU TÄTIGKEITEN<sup>1874</sup> IN DER FAMILIE VON VÄTERN, DEREN ERWACHSENE KINDER MIT EINER GEISTIGEN BEHINDERUNG BEI DEN ELTERN LEBEN**

Wie bereits dargestellt, zeigt die Rekonstruktion fallübergreifend, dass die befragten Väter auf Basis ihrer bis dahin ausgeprägten und entwickelten Handlungsstrukturen Herausforderungen lösen. Unter „Handlungsstrukturen“ liegt dieser Arbeit das Verständnis von im Laufe des Lebens erlernten oder entwickelten Handlungsmustern und -konzepten zur Bewältigung ihrer familiären Situation zugrunde. Dabei geben ihre Erfahrungen in der Herkunftsfamilie in Verbindung mit ihrer eigenen Gewordenheit Orientierungslinien vor, auch in Bezug auf Vorstellungen für ihr Kind mit Behinderung. Dennoch sind sie sich der Eigendynamik und Logik ihrer Handlungsstrukturen nicht immer in voller Gänze bewusst. Diese Eigendynamik z.B. kann dazu beitragen, dass die Väter viel Energie in eine selbstständige und zukünftig abgesicherte Lebensführung ihres Kindes investieren – und es so mit geprägt haben. Sie fühlen bis heute Verantwortung („permanente Vaterschaft“<sup>1875</sup>) und ein Gebrauchtwerden. Dies kann sich z.B. verstärken, wenn entweder eine vertraute Person und/oder ein Vertrauen in die Behindertenhilfe/ins Gesellschaftssystem fehlen.<sup>1876</sup>

An dieser Stelle ist noch einmal zu betonen, dass die Ausrichtung und Darstellung einer Typologie abhängig vom Erkenntnisinteresse des Untersuchungskontextes und der Forschungsfrage ist.<sup>1877</sup> Möglich wäre auch, eine Typologie hinsichtlich des „Selbstverständnisses der Väter“ aus den Rekonstruktionen zu entwickeln. Mit der im Folgenden vorgenommenen Typologie (Abbildung 8) bin ich der Forschungsfrage nachgegangen, welche Tätigkeiten die beschriebenen Väter (Fallrekonstruktionen) in der Familie übernehmen und wie sich diese entwickelt haben – im „verstehenden Nachvollzug“. <sup>1878</sup> Mit den von mir rekonstruierten Tätigkeiten ist auch – wichtig zum Beispiel für die heilpädagogische Arbeit – die Ansprechbarkeit der Väter und somit der Kontakt zu ihrem erwachsenen Kind mit Behinderung verbunden.<sup>1879</sup> In der Typologie wird dargestellt, welchen Handlungsmustern sie in Blick auf Herausforderungen (Problemlösungsmuster) folgen. Gleichzeitig werden die Sinnkonstruktionen und die Funktion des Status-Quo in der Familie erkenn- und erklärbar.

---

<sup>1872</sup> Interview Paul KAUFMANN, Zeile 303-305.

<sup>1873</sup> Hinweise zur Typenbildung in Kap. 3.2.2.

<sup>1874</sup> Hinweise zur Verwendung des Begriffs „Tätigkeit“ im Rahmen dieser Forschung finden sich in Kap. 1.3.2.

<sup>1875</sup> In Anlehnung an den Begriff der „permanenten Elternschaft“ (siehe Kap. „Einführung“).

<sup>1876</sup> Vgl. Fallrekonstruktionen von Georg BERG (Kap. 4.2) und von Hans HAUCK (Kap. 4.3).

<sup>1877</sup> Vgl. Kap. 3.2.2 (Typologie).

<sup>1878</sup> Vgl. Kap. 2.

<sup>1879</sup> Vgl. Kap. 3.3.2.

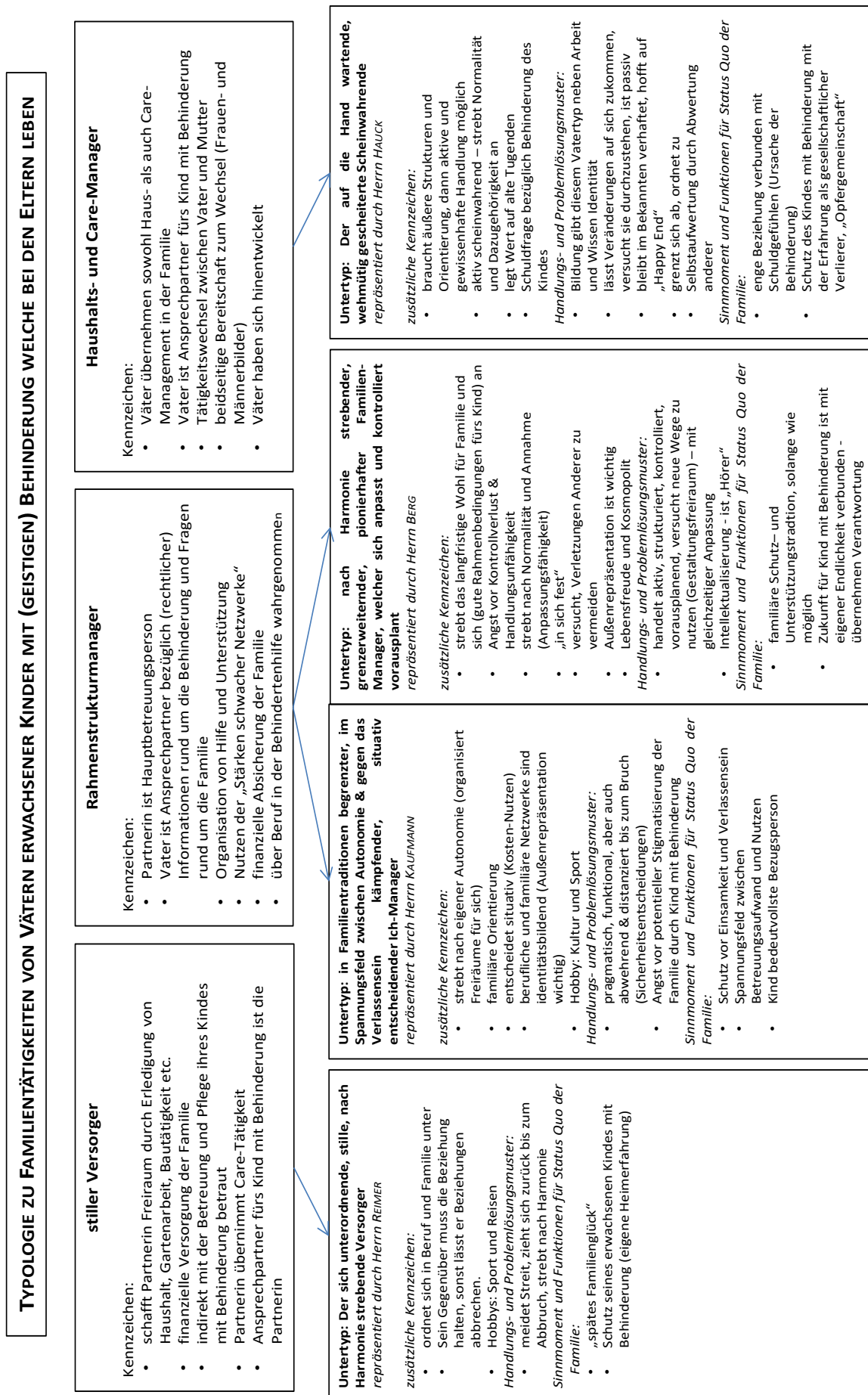


Abbildung 8: Typologie zu Familientätigkeiten von Vätern

Nach einer schematischen Darstellung der Typologie werden die einzelnen, sich als signifikant herausgestellten, „idealtypischen“ Vätertypen mit ihren Untertypen beschrieben.<sup>1880</sup> Bezüglich der Untertypen soll nicht der Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden. Weitere Rekonstruktionen können diese Typologie erweitern und ausdifferenzieren. Auch ist es – nicht nur im Gedankenexperiment – möglich, dass ein Wechsel der Tätigkeiten in einer Familie möglich ist, Aufgaben durch Veränderungen der Rahmen- und Familienbedingungen hinzukommen. Dieser Übergang wird z.B. von Haus HAUCK repräsentiert.

### **5.2.1 STILLER VERSORGER**

Kennzeichen des Vätertyps des stillen Versorgers ist die indirekte Betreuung und Pflege seines Kindes mit Behinderung. Die Partnerin übernimmt sowohl die „Care-Arbeit“ als auch das Familienmanagement. Die Väter übernehmen die finanzielle Versorgung und erledigen die ihnen zugeteilten Aufgaben sowohl in Haushalt und Wohnung, erledigen Einkäufe sowie notwendige Fahrten und Wege. Mit ihren Kindern nehmen sie an Freizeitaktivitäten teil. So schaffen sie den nötigen Raum, damit ihre Partnerin sich auf die Betreuung und Begleitung ihres Kindes mit Behinderung konzentrieren kann. Dies ändert sich mit dem Berufsende des Vaters nicht, dabei ist die Berufstätigkeit der Partnerin nicht entscheidend. Repräsentiert wird dieser Vätertyp von Herrn REIMER (Untertyp), dabei kann er als ein sich unterordnender, stiller und nach Harmonie strebender Vater beschrieben werden.

### **DER SICH UNTERORDNENDE, STILLE, NACH HARMONIE STREBENDE VERSORGER**

Diesen Typ kennzeichnet, dass er sich in Familie und Beruf unterordnet – er versucht Streit aus dem Weg zu gehen, um die Harmonie in der Familie erhalten zu können. Nach Außen präsentiert er keine Gefühle und hält seine Vorstellungen verdeckt, er neigt zum Nachgeben. Wenn er nicht mehr gebraucht wird, zieht er sich eher zurück. Sein Gegenüber muss die Beziehung halten, sonst lässt er sie abbrechen. Vor dem Hintergrund seiner Genese ist dieses Beziehungsmuster eine Schutzfunktion, aber auch die Erfahrung, dass ein Widerspruch schlimme Folgen nach sich ziehen kann. So erlebten die Väter ihre Kindheit geprägt von Armut und Gewalt, sie waren mit für die Versorgung verantwortlich, fühlten sich aber sonst überflüssig. Sie erlebt viele Wechsel der Bezugspersonen, wurden in der Verwandtschaft herumgereicht oder wechselten häufig die Kinderheime. Feste Bindungen zu einer Bezugsperson konnten so kaum entstehen, *„Naja, dit sind so Sachen, Nackenschläge! Aber damit müssen wa nun mal leben“*. So können Abbrüche zur Herkunftsfamilie und den Kindern aus früheren Beziehungen, zu eigentlich nahestehenden Menschen, entstehen.

Ein Wendepunkt in der Dauerhaftigkeit von Beziehungen bei diesem Vätertyp kann seine Partnerin darstellen, wenn sie es schafft, eine feste und innige Beziehung zu ihm aufzubauen und ihn zur Pflege vorhandener Beziehungen zu ermutigen. Diese Väter können mit Hilfe ihrer Partnerin beschützende

---

<sup>1880</sup> Hinweise zur Typologie finden sich in Kap. 3.2.2.

Bedingungen in der Familie für ihr Kind mit Behinderung bieten. So kann z.B. Herr REIMER heute für sich ein „spätes Familienglück“ erleben. Eine Familiensituation, welche sich vermutlich die Väter in ihrer eigenen Kindheit gewünscht hätte, kann er jetzt sich erarbeiten.

### **5.2.2 RAHMENSTRUKTURMANAGER**

Die Väter eines „Rahmenstrukturmanagers“ sind vorrangig mit der Organisation des familiären Rahmens betraut (finanzielle Absicherung, gesetzliche Betreuung, Informationsbeschaffung, Ansprechpartnerin Rechtsfragen). Sie bilden ein Team mit ihrer Partnerin, jeder hat seine Schwerpunkte, sie unterstützen sich dabei gegenseitig. Die Schwerpunkte bleiben auch bei Ende der Berufstätigkeit bestehen. Die „Care-Tätigkeit“ wird von der Partnerin (meist Hausfrau oder Teilzeitbeschäftigt) übernommen oder eine externe Betreuungsform wird organisiert. Wenn erwachsene Kinder mit Behinderung eine weitgehend selbstständige Lebensführung haben, kommen kaum weitere Aufgaben hinzu, auch im Todes- oder Pflegefall der Partnerin. Anderenfalls würden sich die Väter Hilfe organisieren. Weiterhin kennzeichnet diesen Vater, dass er berufliche Netzwerke für die Organisation der familiären Rahmenbedingungen nutzt. Analog zum beruflichen Netzwerk sammelt er Informationen und baut ein Unterstützungsnetzwerk für sein Kind mit Behinderung auf. Die Väter nutzen die „Stärken von schwachen Beziehungen“. Zum Teil können aus solchen flüchtigen Beziehungen über die Zeit starke Bindungen mit lang vertrauten und begleitenden Personen auch in der Behindertenhilfe werden. Weiterhin übernehmen sie teilweise Aufgaben in Vereinen der Behindertenhilfe, hier meist ebenfalls in der Organisation.

Der erste Untertyp des Familienmanagers entscheidet situativ und steht ständig im Spannungsfeld zwischen ihn begrenzenden Familientraditionen und der eigenen Autonomie. Im Gegensatz zum ersten Untertyp handelt der zweite Untertyp vorausplanend und kontrolliert für seine Familie. Dabei erweitert er seine Grenzen und strebt Harmonie an. Beide Familienmanager orientieren sich mit ihren Entscheidungen an der Familientradition, auch im Zusammenwirken mit ihrer Partnerin. In ihren Zukunftsplänen organisieren sie eine externe Hilfe, diese kann sowohl familienfern (erster Untertyp) als auch familiennah (zweiter Untertyp) erfolgen. Beide Untertypen werden in der Folge beschrieben.

### **IN FAMILIENTRADITIONEN BEGRENZTER, IM SPANNUNGSFELD ZWISCHEN AUTONOMIE UND GEGEN DAS VERLASSENSEIN KÄMPFENDER, SITUATIV ENTSCHEIDENDER ICH-MANAGER**

Väter, die zu diesem Untertypus gehören, entscheiden und handeln situativ nach dem Kosten-Nutzeneffekt für sich selbst. Dabei gehen sie tradierte und familiär vertraute Handlungswege zur Absicherung der Familie über Generationen und politische Systeme hinweg, gleichzeitig streben sie nach persönlicher Abgrenzung und Eigenständigkeit von ihrer Herkunftsfamilie. Ziel und Anspruch jeder Generation in der Familie<sup>1881</sup> ist dabei das Erreichen und Halten des Status Quo der Herkunftsfamilie.

---

<sup>1881</sup> Hier wird der Generationsbegriff in der familialen Bestimmung verstanden, siehe Fallzusammenfassung Paul KAUFMANN (Kap. 4.1.3).

familie. Problemlösungsmuster und Abwägungen sind funktional und pragmatisch orientiert, dabei nutzen die Väter ihre vertrauten und bekannten Netzwerke. Ihre Entscheidungen und Wege sind Sicherheitsabwägungen ohne großes Risiko. Berufliche und private Netzwerke sind untrennbar miteinander verwoben. Die Netzwerke sind mit Schutz und Anerkennung von außen und damit direkt mit dem Sichern der gesellschaftlichen Position bzw. dem Streben nach Aufstieg verbunden. Dies bedeutet für die Väter einen ständigen Kampf nach Anerkennung und Freiheit, besonders in Lebensphasenübergängen und bei politischen Umbrüchen. Die Anerkennung durch Leistung wird in der Familie durch entsprechende Werteerziehung an die nächste Generation übertragen – eine Wertetradierung. Basisgebend in der Familie und den außerfamiliären Netzwerken ist das Leistungs- und Gegenleistungsprinzip. Die Netzwerke sind bestärkend und geben somit innere Sicherheit – sie sind identitätsschützend. Dabei besitzen die Väter die Fähigkeit, einflussreiche und vielschichtige Netzwerke aufzubauen. Die Väter entscheiden, wann die Familie sich öffnet und wen sie von außen in die Familie lassen.

Väter dieses Typus handeln, wenn das Thema ansteht (situativ) und ein Handlungsdruck für sie spürbar wird. Seit ihrer Geburt ziehen sich Brüche durch ihr Leben. Sie begegnen in der Folge situativ mit Distanz, Kontrolliertheit und Sachlichkeit als bewährten Bewältigungsstrategien. In den Gesprächen wird zudem wenig über die Rahmenbedingungen, die Entwicklung der Familie und des Umfeldes preisgegeben, was ein forschendes Gespür vom Gegenüber erfordert. Die Kontrolliertheit hat dabei drei Funktionen:

- a) die Wahrung der eigenen Außendarstellung für den Erhalt des Status Quo,
- b) Sicherheit und
- c) den Schutz vor eigenen Gefühlen.

Die Gefühle werden nicht nach außen getragen. Die Väter versuchen ihre Gefühle zu kontrollieren, zu versachlichen und nicht ausbrechen zu lassen.

Für die Väter stellt eine Behinderung des Kindes als potentielle Stigmatisierung von ihnen/ihrer Familie eine Gefahr für ihre Zukunft dar. Die Kinder mit Behinderung brauchen Zeit, um sich einen bedeutenden Platz zu erringen. Die Väter organisieren ihre Freiräume und den Rahmen für ihr Kind, d.h. die (Freizeit-) Angebote der Behindertenhilfe entlasten die Väter selbst. Im Fokus stehen Angebote, welche den Nebeneffekt einer Förderung nach sich ziehen. Informationen oder Kontakte zu Angeboten der Behindertenhilfe erfolgen über die persönlichen Netzwerke. Orientierung, Bestärkung und Austausch suchen sie bei Gleichgesinnten, d.h. bei Vätern mit gleichem Hintergrund und Erfahrungen. Sie haben das Bedürfnis in ihren Handlungen verstanden und unterstützt zu werden. Die Väter wollen in ihrem Empfinden ernstgenommen werden. Bei Bewertungen und Moralisierung ihres Tuns besteht die Gefahr einer bewussten Abgrenzung ihrerseits.

In ihrer Lebensgeschichte kann es entscheidende Momente geben, in denen das Kind mit Behinderung einen bedeutenden und existenziellen Platz, einen Nutzen für das Leben der Väter, bekommt. Dies kann so bedeutend sein, dass das Kind mit Behinderung dem Vater den zentralen Lebenssinn gibt, ihn vor Einsamkeit und Verlassenheit schützt und/oder die Familie (verdeckt) zusammenhält (einen kompletten Bruch verhindert). Somit ist ein Zusammenleben mit dem Kind mit Behinderung von elementarer Bedeutung für die Väter. Dabei ist nicht ein Moment allein ausschlaggebend, sondern eine Kombination von Momenten im Leben. Diese führen in der Folge dazu, dass das Kind mit Behinderung diesen für diesen Vätertyp einen bedeutenden Platz einnimmt. Aus den Handlungen könnte der Verdacht einer Instrumentalisierung der Behinderung des Kindes aufkommen. Es zeigt sich jedoch auch, dass die väterliche Handlungsstruktur unabhängig von der Behinderung des Kindes besteht und in der Familie weitergeben wurde. Sie haben selbst eine Instrumentalisierung in der Kindheit erfahren. Gleichzeitig kann das eigene Autonomiestreben des Vaters für das Kind mit Behinderung Freiräume bedeuten.

Beim Zerfall von Netzwerken funktionieren bewährte Handlungsstrukturen nur noch begrenzt. Hier ist ein vielschichtiges Spannungsfeld erkennbar, von dem der Wert einer Beziehung abhängig ist. Die Sinnhaftigkeit und Funktion eines Lebens mit einem erwachsenen Kind mit Behinderung kann für die Väter im Schutz vor der eigenen Einsamkeit, der Verbindung zu anderen Familienmitgliedern und der Selbstständigkeit des Kindes mit Behinderung liegen. Der Status – Quo des Zusammenlebens zwischen Vater und Kind mit Behinderung ist vom eigenen Nutzen und Geben müssen geprägt. Dieses Verhältnis unterliegt Veränderungen, ist dynamisch. Repräsentiert wird dieser Vätertyp von Paul KAUFMANN.

**NACH HARMONIE STREBENDER, GRENZERWEITERNDER, PIONIERHAFTER FAMILIEN-MANAGER, WELCHER SICH ANPASST UND KONTROLLIERT VORAUSPLANT**

Väter dieses Untertypus analysieren und strukturieren große Herausforderungen in kleine und damit handhabbare Aufgaben. Sie planen, suchen nach Lösungen und handeln im Voraus, dabei versuchen sie kontrolliert und strategisch ihre Grenzen zu erweitern – sind flexibel, übernehmen Verantwortung und beenden wichtige Aufgaben. Sie setzen Schwerpunkte und intensivieren Anstrengungen in Bereichen und Themen, welche auf der Tagesordnung von Bedeutung sind („Hörer ist er immer“). So begegnen sie ihrer Angst vor Kontrollverlust und Handlungsunfähigkeit aktiv. Sie lösen Aufgaben ergebnisoffen, dabei gehen sie wie ein Pionier vor und erkunden Schritt für Schritt. Sie passen sich den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen an, nutzen sich ihnen ergebende Möglichkeiten kontrolliert und haben den Mut, Neues zu probieren – dabei gehen sie oft neue und individuelle Wege. Sie haben über die Zeit konkrete Vorstellungen und suchen sich die einzelnen Komponenten individuell und zur passenden Zeit zusammen. So schaffen sie sich über politische Systeme hinweg Handlungsmöglichkeiten und Gestaltungsraum, auch in fest vorgegebenen Strukturen. Über Bildung und fachli-

ches Wissen streben die Väter Entscheidungspositionen an, so können sie gestalten. Sicherheit geben ihnen Informationen (Intelktualisierung), welche sie sich sowohl über starke als auch schwache Netzwerke organisieren. Die Netzwerke bestehen sowohl aus wissenschaftlichen, praktischen sowie familiären, aber auch beruflichen Akteuren. Der Netzwerkaufbau ist eine tradierte familiäre Handlungsstruktur.

Die Familie bildet für sie die Basis, in der sie Unterstützung, Anerkennung und Schutz bekommen – auch über Entfernungen hinweg. Die Unterstützungsnetzwerke sind weit verzweigt, sie bestehen aus losen, niederschwelligen und aus intensiven Strukturen und Qualitäten. Dabei leiten die Väter Erfahrungen anderer auf sich ab. Stabilität und Verlässlichkeit ist ihnen ein Bedürfnis. Sie brauchen das Gefühl, aktiv (auch in der Machtlosigkeit und mit der eigenen Endlichkeit vor Augen) sein zu können. Sicherheitsgewinn und das Vermeiden von unerwünschten Folgen sind das Ziel. Zu ihren gewählten, professionellen Helfern bauen sie eine partner- bis freundschaftliche Beziehung auf; sie sollen ihre Aufgabe in ihrem Sinne weiterführen.

Die Außenpräsentation der Familie als Schutzraum, Ausgangs- und Zielpunkt der Aktivitäten ist den Vätern sehr wichtig. Sie versuchen sich und die Familie als unangreifbar zu präsentieren, dabei kontrollieren sie sowohl sprachlich als auch thematisch das Gespräch und den Einblick in die Familie. Die Kontrolliertheit in der Sprache hat zudem die Aufgabe, Erlebnisse und Emotionen nicht aufbrechen zu lassen. Sie gehen mit dem „Aber“ im Leben mit Abspaltung bzw. Ironie oder einer positiven Interpretation des Ereignisses um. Rückzugspunkt im Leben ist die aktive Freizeitgestaltung – mit Kultur, Literatur, Musik, Freunden und Aktivität. Sie zeigen Lebensfreude, interessieren sich für andere und sind Kosmopolit.

Angewandte Handlungs- und Problemlösungsmuster sind vor der väterlichen Genese zu verstehen. So kann es z.B. durch die Scheidung der Eltern zu Loyalitäts- und Rollenkonflikten kommen. Die Väter übernehmen früh Verantwortung (Parentifizierung), sie werden ein stückweit „Herr im Haus“. Sie müssen sich in ihrer Kindheit immer wieder auf neue Situationen einlassen und anpassen, gerade wenn sie zwischen ihren Eltern wechseln. Sie erleben sowohl unstetige wie stabile Zeiten. Die stabilen Zeiten geben Orientierung für die eigene Elternschaft (z.B.: bei Vater und Stiefmutter oder Stiefvater und Mutter). Sie streben im weiteren Leben nach der jeweiligen herrschenden Normalität, nach Annahme. Wichtig ist dabei zu betonen, dass sie Verletzungen Anderer und Fehler vermeiden möchten. Durch familiäre Entscheidungen und die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen erfahren sie Situationen der Machtlosigkeit und des Kontrollverlustes (z.B. Krieg und Scheidung der Eltern). Für ihre eigene kleine Familie orientiert sich dieser Typ an der Familienstruktur und Aufgabenteilung seiner Eltern (Vater und Stiefmutter), also an der Familienstruktur, die er als Kind und Jugendlicher als besonders förderlich und „richtig“ erlebt hat. Er versucht, seine eigenen subjektiv empfunden Defizite im Leben zu korrigieren.



Für diese Väter ist die Behinderung des Kindes eine Aufgabe, welche zu lösen ist. Sie versuchen, optimale Rahmenbedingungen für die Entwicklung zu schaffen. Dabei nutzen sie ihre Netzwerke und bauen sie aus. Sie organisieren Termine, stellen vielfältige Kontakte her, kümmern sich um die Formulare, stellen Anträge, üben die gesetzliche Betreuung aus, übernehmen auch Entscheidungspositionen in der Behindertenhilfe – sie sind für den Rahmen verantwortlich. Dabei stellen sie sich die Frage, ob sie alle Möglichkeiten nutzen und haben Angst, dass ihre Erziehung in direkte Verbindung mit dem Verhalten ihres Kindes gebracht wird, wenn es als unangemessen empfunden werden kann (subjektiv). Ihre Partnerinnen übernehmen die „Care-Arbeit“ und damit den direkten Kontakt mit dem Kind mit Behinderung, sie nehmen die Termine mit dem Fachpersonal wahr. Es gibt eine klare Aufgabenverteilung, dabei arbeiten die Eltern als Team zusammen. Neben der finanziellen Absicherung, einem gesicherten Wohnraum und Arbeit ist ihnen Freizeit verbunden mit Bildung wichtig. Sie suchen nach langfristigen Angeboten – hier ist ihnen auch die Herzlichkeit wichtig. Dieser Typ hat durch sein Management seinen Platz und Einfluss in der Behindertenhilfe und damit Schutz für sein Kind gefunden. Er passt sich den gesellschaftlichen Gegebenheiten an und sucht trotzdem seinen individuellen Weg – dies kann mit Ambivalenzen verbunden sein. Er kreiert sich aus Auswahlmöglichkeiten sein eigenes Bild auch für die Zukunft des Kindes. Seine berufliche Position ist dabei der Schlüssel zu Wahrnehmung und Einflussmöglichkeit in der Behindertenhilfe.

Für diesen Typ steht eine Zukunft des Kindes in unmittelbarem Zusammenhang mit der eigenen Endlichkeit bzw. des nicht mehr Könnens. Dieser Vätertyp wird durch Herrn Georg BERG repräsentiert.

### **5.2.3 HAUS- UND CARE-MANAGER**

Für Väter als Haus- und Care-Manager ist. Kennzeichnend ist, dass sie Ansprechpartner in der Familie fürs Kind mit Behinderung sind. Dieser Typus ist Organisator, Haushälter, Handwerker, Betreuer und Ansprechpartner bezüglich des „Kindes“. Seine Partnerin übernimmt die finanzielle Hauptversorgung der Familie. Die Rekonstruktionen zeigen, dass der aktuelle Familienstatus eine dynamische Entwicklung ist – dies gilt für die Tätigkeiten in der Familie. Im Umkehrschluss kann es durch familiendynamische Veränderungen, z.B. der beruflichen Position der Familie, zu einer Änderung kommen, in dem die innerfamiliären Tätigkeiten neu verteilt werden. Diese Väter müssen somit nicht gleich nach der Geburt diese Familientätigkeit übernommen haben, aber durchaus in der Kinder- und Jugendzeit ihres zwischenzeitlich erwachsenen Kindes. Damit scheint auch die Tradierung von Tätigkeiten eine Rolle zu spielen. Faktoren für einen Wechsel können sein:

- ökonomische und zeitliche Veränderungen (Arbeitslosigkeit der Väter und berufliche Tätigkeit der Frau) oder Altersrente (Altersunterschiede zwischen den Eltern)
- gegenseitige Bereitschaft zum Wechsel
- Schulfrage bezüglich der Ursache der Behinderung des Kindes

So lag in dieser Forschung bei den Vätern, welche zu diesem Typ gezählt werden können, nach der Geburt und noch eine Zeit danach die Aufgabe der Hauptbetreuung und Ansprache bei ihren Partne-

rinnen – die Väter haben sich erst später zu einem Haus- und Care-Manager hin entwickelt. Aus einer theoretischen Überlegung heraus kann es möglich sein, dass die Väter auch gleich nach der Geburt diese Tätigkeit übernehmen und ihre Partnerin ohne Unterbrechung ihre Berufstätigkeit fortsetzt, dabei könnte auch die Vätergeneration eine Rolle spielen.<sup>1882</sup> Repräsentiert wird dieser Typ von Hans HAUCK (Untertyp), welcher als auf die Hand wartender, wehmütig gescheiterter Scheinwahrender beschrieben werden kann und näher dargestellt wird.

#### **DER AUF DIE HAND WARTENDE, WEHMÜTIG GESCHEITERTE SCHEINWAHRENDE HAUS- UND CARE-MANAGER**

Kennzeichnend für diese Väter ist, dass sie nicht aktiv handeln, sondern Veränderungen auf sich zukommen lassen und warten, bis ihnen jemand die „Hand reicht“. Sie besitzen eine hohe Leidensfähigkeit und wirken starr. Sie bleiben im Bekannten verhaftet und hoffen auf ein „Happy End“ – eine Erfahrung, die dieser Typus in seinem Leben immer machen durfte (z.B. wie in der Kriegs- und Nachkriegszeit). Die Väter versuchen, Situationen zu vermeiden, in denen sie negative Erfahrungen gemacht haben. Sie brauchen und haben das Bedürfnis nach stabilen Personen und Strukturen, welche aktiv Orientierung und Halt geben. Orientierung suchen sie auch durch das Erlangen von Abgrenzung, durch die Einordnung in „Gut und Böse“. Haben sie diese Orientierung gefunden, erledigen sie ihre Aufgabe gewissenhaft. Sie versuchen aktiv den „guten“ Schein der Familie nach außen zu wahren. Sie legen Wert auf alte, vorgelebte Tugenden wie Ordnung, Sauberkeit, Zuverlässigkeit und Fleiß. Bildung gibt diesem Vätertyp neben Arbeit und Wissen Identität („groß im Kopf sein“), vor Verlust körperlicher Leistungsfähigkeit hat er Angst („Alzheimer“).<sup>1883</sup> Die Annahme der geistigen Behinderung ihres Kindes fällt schwer, gerade weil „Großwerden im Kopf“ wichtig für sie ist. Vertrauten Personen wird loyal begegnet.

Gefühle und „innere Kämpfe“ sprechen sie nicht an, sie lassen sich an der Textstruktur und der Paralinguistik ablesen und beobachten. Die Väter passen sich äußerlich an. Sie sagen, was andere hören wollen, können jedoch gegensätzlich empfinden. Dramatischen Erfahrungen begegnen sie mit einem Lachen (Dissoziationen), Abbrüchen oder Ignoranz, arbeiten mit Ironie und bleiben auf einer deskriptiven Ebene. Durch Hintergrundkonstruktionen und die Verknüpfung mit Wissen wird versucht, den Selbstwert zu erhalten, Emotionen zu verbergen und Tabuthemen zu umgehen.

Aufgrund ihrer Sozialisation in Familie und Gesellschaft ist es für sie selbstverständlich, dass die Frau Vollzeit arbeitet wie sie selbst. Seine Frau wird jedoch Hauptverdiener, sofern sie finanziell besser gestellte Position innehat. Durch äußere sich verändernde Rahmenbedingungen (z.B. politische Wende 1989) verlieren sie ihre Position und können nicht wieder an ihre Stellung anknüpfen. Sie verlieren ihre (berufliche) Identität und versuchen durch Nebentätigkeiten das Familieneinkommen aufzubes-

---

<sup>1882</sup> Siehe hierzu die Ausführungen zum Bild „neuer Vater“ in Kap. 1.3.2.2 (soziologische Perspektive).

<sup>1883</sup> Vgl. Kap. 4.3.1.2.

sern und ihre (berufliche) Identität zu bewahren. Diese Erfahrung prägt ihre zukünftigen Entscheidungen und Tätigkeiten bezüglich ihrer Kinder mit Behinderung. Mit seinem beruflichen Verlust übernimmt dieser Vaternotyp die zunehmende Begleitung der Kinder, zumal die Mütter zum Hauptverdiener/Alleinverdiener werden. Die Betreuung, Begleitung und Organisation wird die neue Hauptaufgabe. Ihre Partnerinnen geben Orientierung und sind handlungsbestimmend. Bekommen die Väter dieses Typs eine klar umrissene Aufgabe, übernehmen sie Verantwortungsaufgaben in Organisationen der auch Behindertenhilfe (z.B. Vorstandstätigkeiten).

Die eigenen Erfahrungen (z.B. eigene Scheidung als Scheidungskind) stellen die neue Familiensituation in Frage, dabei ist die eigene Schuldfrage bezüglich der Ursache der Behinderung des Kindes (z.B. hohes Alter, Behinderung in Herkunftsfamilie) und das in der Gesellschaft geprägte Bild von „behindert sein“ von Bedeutung. So wird immer wieder das eigene Bemühen bezüglich ihrer Kinder mit Behinderung betont. Sie streben eine Normalität an, inklusive Arbeit und Beziehung. Sie sprechen nicht von einer Behinderung, stellen das Kind/die Kinder über sich. Eine Behinderung stellt somit besondere Anforderungen an die Väter, um den Schein zu wahren und die Schuld einer möglichen Ursache von sich abzuwenden.

Die Erfahrung als scheinbarer gesellschaftlicher Verlierer auf Basis ihres Berufsverlustes prägt ihren Handlungssinn, der Typus überträgt eigene Traditionen auf das Kind mit Behinderung, es bauen sich Misstrauen und Vorurteile auf, besonders wenn Hoffnungen zerplatzen. Eine Nichtaufnahme einer produktiven Tätigkeit ihres Kindes bedeutet für sie auch ein persönliches Scheitern, bestätigt ihre eigenen Erfahrungen. Bei anstehenden Terminen mit Professionellen der Behindertenhilfe entstehen so Angst vorm Scheitern, eine Orientierungslosigkeit und Machtlosigkeit gegenüber dem System. Diese Vorstellung lässt sie resigniert und verbittert wirken, innerlich kämpfen sie gegen die Diagnosen an. So stellt sich bei diesem Vaternotyp die Frage: Wenn er als Vater selbst kein Vertrauen in ein Gesellschaftssystem hat, wie soll er in dieses gesellschaftliche Unterstützungssystem für sein als schutzbedürftig empfundenen Kind Vertrauen aufbauen? Der aktuelle familiäre Status Quo fungiert somit als Schutzfunktion.

Im Heute kümmert sich dieser Vaternotyp um sein Kind mit Behinderung. Verbunden mit Schuldgefühlen bezüglich der Ursache der Behinderung und dem Gefühl eines gesellschaftlichen „Verlierers“ kann eine enge Bindung zwischen den Vätern und ihren Kindern mit Behinderung entstehen – eine Opfergemeinschaft. Dieser Typ sieht seine Aufgabe darin zu beweisen, nicht zu den „Idioten“ zu gehören. Da er das Gesellschaftssystem als entlastende Ursache sieht, spielen vertraute Bilder von Behinderung eine Rolle (z.B. Menschenbild der DDR). Die Väter haben das Bedürfnis nach Wahrnehmung und einen vertrauten Begleiter, welcher aus einem Verstehen heraus Orientierung gibt – besonders in Übergangssituationen.

### 5.3 ZUSAMMENFASSENDE HINWEISE

Abschließend sollen zusammenfassend Hinweise zu den Ergebnissen gegeben werden. Es ist zu bedenken, dass die Partnerinnen dieser Väter ebenfalls ihre Erfahrungen und Handlungsstrukturen haben und in die Beziehung mitbringen. Dabei gibt es kein „richtig“ oder „falsch“, vielmehr bedeutet diese Eigenheit eine Aushandlung zwischen den Partnern. Die dargestellten Ergebnisse zeigen, dass Väter prinzipiell bereit sind, familiäre Tätigkeiten zu übernehmen, auch als Hauptaufgabe und somit Ansprechperson in der Familie. Ein hier beschriebener Faktor führt nicht automatisch zu einer bestimmten Handlung, eine bestimmte Handlung lässt sich nicht zwingend mit einem bestimmten Faktor begründen. Die hier vorgenommenen, ausführlichen Rekonstruktionen machen deutlich: Die Biographien und in Verbindung damit die Handlungsperspektiven und -strukturen eines Vaters zu erkennen und zu verstehen, braucht Zeit und Offenheit.<sup>1884</sup> Das Verstehen-können ist komplex und kann immer nur eine Annäherung an den Anderen sein. Hier möchte ich noch einmal auf Gabriele ROSENTHAL und Wolfram FISCHER-ROSENTHAL verweisen, wonach eine Fallrekonstruktion nicht abgeschlossen sein kann. Neue Erkenntnisse mit neuen Informationen verlangen immer wieder nach einer neuen Interpretationen und Annäherung, nach Offenheit.<sup>1885</sup> Die Beobachtung, dass die Väter in den Interviews scheinbar Schwierigkeiten haben, Gefühle zu versprachlichen<sup>1886</sup> sich sachlich präsentieren, bedeutet nicht, dass sie keine Gefühle, auch bezüglich ihres Kindes mit Behinderung, besitzen. Es kann nicht geschlussfolgert werden, dass sie kaum bzw. keine Bedeutung für ihr Kind haben und keine Unterstützungsperson sind. Denn auf der Handlungsebene unterstützen die interviewten Väter ihre Familie und erwachsenen Kinder mit Behinderung.

Aus den Rekonstruktionen wird ebenfalls deutlich, dass keine Zukunftsprognosen möglich sind, da zu viele Unsicherheitsfaktoren (Krankheit, familiäre Brüche usw.) existieren.<sup>1887</sup> Gabriele ROSENTHAL und Wolfram FISCHER-ROSENTHAL (2012) schreiben hinsichtlich einer Zukunftsprognose:

„Die Ergebnisproduktion der analytischen Rekonstruktion eröffnet konkrete Erwartungen und Möglichkeiten im Rahmen der Struktur, die jedoch nicht eintreten müssen; denn es kann immer anders kommen.“<sup>1888</sup>

Gesagt werden kann aber, was aus heutiger Perspektive für die Väter interessant wäre, sie evtl. annehmen würden bzw. was sie aktuell anstreben. Die hier dargestellten Väter haben ihren prägenden Platz gefunden und nehmen existentielle Tätigkeiten in der Familie, auch für ihr erwachsenes Kind mit Behinderung, wahr. Von außen betrachtet, bleibt dies jedoch meist im Verborgenen.

---

<sup>1884</sup> Grundsatz: „Ich verstehe erst einmal nichts“ (vgl. Kap. 3.2.2).

<sup>1885</sup> Vgl. „Einleitung“ und ROSENTHAL/FISCHER-ROSENTHAL 2012, S. 461.

<sup>1886</sup> Hier möchte ich noch einmal auf eine weitere Ebene der Erzählstruktur bzw. der Paralinguistik verweisen (Vgl. u.a. die Ausführungen zur Selbstpräsentation von Georg BERG in Kap. 4.2.1.2).

<sup>1887</sup> Vgl. auch Kap. 4 (Vorbemerkungen).

<sup>1888</sup> Vgl. ROSENTHAL/FISCHER-ROSENTHAL 2012, S. 461.

## 6 KRITISCHE REFLEXION DER ERGEBNISSE IN HINBLICK AUF DIE ANWENDBARKEIT IN DER HEILPÄDAGOGISCHEN PRAXIS UND FORSCHUNG

Die in dieser Untersuchung betrachtete Personengruppe sind Väter, welche mit einem erwachsenen Kind mit geistiger Behinderung zusammen leben. Sie sind aus der heilpädagogischen Perspektive eine kaum benannte „Personengruppe“, gleichzeitig sind sie eine wichtige Unterstützungsperson für die Familie. Folgender These wurde nachgegangen: Erst aus dem Verstehen heraus und nicht aufgrund vorhandener Annahmen oder einer entwicklungspsychologisch begründeten „Normalität“ können eventuelle Bedürfnisse von Vätern entdeckt und darauf aufbauend individuelle Hinweise für Unterstützungsangebote für sie selbst, aber auch für erwachsene Menschen mit Behinderung abgeleitet werden. Zudem wird davon ausgegangen, dass sich der aktuellen Lebenssituation erst mit dem Wissen um ihre Genese angenähert werden kann, nur so scheint ein Verstehen der betroffenen Väter möglich.<sup>1889</sup> Der methodische Zugang erfolgte mit Hilfe der Interpretativen Sozialforschung nach Gabriele ROSENTHAL und ist besonders vor dem Hintergrund des aktuellen Forschungsstandes zu Vätern von Bedeutung. Der gewählte Zugang gibt Einblick in ein neues Forschungsfeld, ermöglicht ein Verstehen und schließt mit einer Ergebnisbeschreibung – eines kontrastiven Vergleiches mit Typenbildung – ab. Er gibt jedoch von sich aus (methodologisch) keine Hinweise auf die Anwendbarkeit in der praktischen Arbeit in der Behindertenhilfe. Aus einem heilpädagogischen Verständnis heraus stellt sich jedoch die Frage: „Was bedeuten die Ergebnisse für die Anwendung im praktischen Kontext?“ Deshalb soll an dieser Stelle dieser Schritt gegangen werden, nicht um die Bedeutung der verallgemeinerten Ergebnisse und die damit entwickelte Typologie zu reduzieren sondern um sie kritisch zu reflektieren und Grenzen bezüglich ihrer Anwendbarkeit aufzuzeigen.<sup>1890</sup> Es entsteht ein Spannungsfeld, welches sich in Gänze strukturell nicht auflösen lässt, aber für den Diskurs zu Vätern von erwachsenen Menschen mit Behinderung in der Behindertenhilfe und der Heilpädagogischen Forschung durchaus gewinnbringend und zielführend sein kann. Markus DEDERICH formuliert:

„Ein behutsamer, sensibler und reflektierter Umgang mit Theorien und Praxiskonzepten kommt aber auch – und dies ist der wichtigste Punkt – den Menschen zugute, die letztendlich den Bezugspunkt unserer Arbeit bilden oder zumindest bilden sollten.“<sup>1891</sup>

Als Vorspann für dieses Kapitel ist es deshalb hilfreich, den Begriff der Typologie (Idealtypus) verstehbar zu machen. Max WEBER beschreibt den „Idealtyp“ als:

„[...] einseitige Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte und durch Zusammenschluss der Fülle von diffus und diskret, hier mehr, oder weniger, stellenweise gar nicht, vorhandenen Einzelercheinungen, die sich jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem in sich einheitlichen Gedankenbild“<sup>1892</sup>

Udo KELLE und Susann KLUGE (2008) fassen zusammen:

---

<sup>1889</sup> Vgl. Kap. 2.

<sup>1890</sup> Weitere Begrenzungen der Reichweite des Forschungszuganges finden sich in der Einführung zu dieser Arbeit.

<sup>1891</sup> DEDERICH 2006, S. 108.

<sup>1892</sup> WEBER 1904/1988 zit. in KELLE/KLUGE 2008, S. 83.

„Ein Idealtypus steht damit zwischen Empirie und Theorie, er bezieht sich auf reale empirische Phänomene, beschreibt sie aber nicht einfach, sondern übersteigert einige ihrer Merkmale, um zu einem Modell sozialer Wirklichkeit zu gelangen.“<sup>1893</sup>

Eine Typologie (idealtypisch) ist somit eine abstrahierende Beschreibung von grundlegenden und allgemeinen Mechanismen. Diese basieren im Forschungskontext auf den einzelnen Lebensgeschichten von Vätern. Es ist das schrittweise Entdecken allgemeiner Strukturen eines „Falles“ durch eine vergleichende Kontrastierung der „Fälle“.<sup>1894</sup> Mit dieser idealtypischen Konstruktion wird eine Vergleichbarkeitsebene und Differenzierung zur Verfügung gestellt.<sup>1895</sup> Daraus ergeben sich für die praktische Arbeit Grenzen, denn trotz aller „Typologie“ bleibt jede Biographie individuell. Eine Interaktion basierend auf einer statistischen Verteilung oder einer Typologie (wie in Kap. 5.2) wäre irreführend. Auf der Ebene der direkten Interaktion mit den Vätern besteht so die Gefahr, dass die Individualität und die Vielschichtigkeit eines einzelnen Falles nicht erfasst, nicht unter die Oberfläche geschaut wird. Es kann in der Beschäftigung mit dem Fall zu vermeidbaren, destruktiven Abkürzungen kommen, die dem Prinzip der Offenheit, einem abduktiven Vorgehen im Verstehensprozess in der Praxis, entgegenstehen.<sup>1896</sup> „Typen“, auch „Untertypen“, entstehen generell erst nach einer Rekonstruktion, was eine intensive Beschäftigung voraussetzt; so ist ein Typ auf den „ersten Blick“ nicht zu erkennen. Es besteht die Gefahr: „Das ist ja typisch!“.

Zudem ist die Typologie vom Erkenntnisinteresse des Untersuchungskontextes abhängig und damit eingegrenzt (hier: Familientätigkeiten der Väter).<sup>1897</sup> Trotz der beschriebenen Grenzen hinsichtlich der Anwendbarkeit in der Praxis kann die Typologie durch ihre Einfachheit, das Bildhafte, teilweise metaphorische, aber auch das Zeigen einer Bandbreite von Möglichkeiten eine Orientierung sein und den Blick für die praktische Arbeit erweitern. Die in dieser Arbeit entwickelte Typologie soll so auf einer Zielgruppen- und Konzeptionsebene der Struktur der Behindertenhilfe Hinweise geben. Weiter ist anzumerken, dass keine Zukunftsprognosen abgeleitet werden können.<sup>1898</sup>

Die konkrete Anwendung der hier dargestellten Orientierungen basiert lediglich auf begründeten Überlegungen der Ergebnisse dieser Arbeit. Eine Evaluation der dargestellten Orientierungen hinsichtlich der Anwendbarkeit war nicht explizierter Gegenstand der Untersuchung; somit werden in der Folge weiterführende mögliche Forschungsthemen aufgezeigt. Die Reflektion der Ergebnisse dieser Forschungsarbeit erfolgt auf drei Ebenen. Die Ergebnisse und die Typologie dokumentieren, dass die Väter zentrale Familientätigkeiten übernehmen, aber/und eben auch Entscheidungsträger bezüglich ihrer Kinder mit Behinderung sein können und prägend sind. Vor diesem Hintergrund wird in Folge zunächst auf die Ebene des Entdeckens der Väter als Zielgruppe in der heilpädagogischen

---

<sup>1893</sup> KELLE/KLUGE 2008, S. 83.

<sup>1894</sup> Vgl. Kap. 3.2.2.

<sup>1895</sup> Vgl. SOEFFNER 2012, S. 173. Diese Logik der Bildung von Idealtypen entspricht dem Vorgehen von Max WEBER.

<sup>1896</sup> Vgl. Kap. 3.2.2.

<sup>1897</sup> Vgl. Kap. 2 u. vgl. Kap. 5.2.

<sup>1898</sup> Vgl. Kap. 5.3.

Praxis (Kap. 6.1) eingegangen.<sup>1899</sup> Anschließend wird den Überlegungen zur Angebotsstruktur in der Behindertenhilfe bezüglich der Väter nachgegangen (Kap. 6.2). Beide Ebenen basieren auf der Typologie und den verallgemeinerten Ergebnissen. Im letzten Kapitel (Kap. 6.3) wird der Frage nachgegangen, wie ein Verstehen in der Interaktion möglich werden kann, ohne ein umfassendes Forschungsprojekt durchführen zu müssen, denn diese zeitliche Ressource, die intensive Beschäftigung, steht in der praktischen Arbeit meist nicht zur Verfügung. Das Verstehen der väterlichen Perspektiven als Zugang hat sich in dieser Arbeit im Forschungsprozess als zentral und wertvoll herausgestellt.

## **6.1 ZIELGRUPPE – VÄTER IN DER HEILPÄDAGOGISCHEN PRAXIS UND FORSCHUNG**

Wie die Typologie zeigt, sind Väter wichtige Säulen in der Familie. Väter fühlen sich demnach auch nach dem Tod ihrer Partnerin verantwortlich für ihr erwachsenes Kind mit (geistiger) Behinderung. Die Inblicknahme der Väter als Zielgruppe ist wichtig vor dem Hintergrund des hohen Anteils von Mitarbeiterinnen in der heilpädagogischen Praxis und den vorhandenen „Väterbildern“<sup>1900</sup>, gerade wenn die Partnerin stirbt oder aufgrund einer Krankheit nicht mehr Ansprechpartner sein kann.<sup>1901</sup> Väterliche Sorgen und Ängste können nicht oder schwer wahrgenommen werden. Diese Gefahr bestand auch bei Herrn REIMER.<sup>1902</sup> Die Nicht-Beachtung der Väter kann verstärkt werden durch ihre Selbstpräsentation, der auf den ersten Blick vermeintlichen Emotionslosigkeit, unabhängig vom Thema der Behinderung ihres Kindes. So kann ein falscher oder oberflächlicher Eindruck entstehen (z.B. zu verdeckt existierenden Schuldfragen zur Behinderung). Wie die Typologie und die verallgemeinerten Ergebnisse zeigen, kann es hier einen „Perspektivwechsel“ hin zur Thematisierung der väterlichen Lebensfragen und Lebenswege einschließlich ihrer Bedeutung in der und für die Familie geben.<sup>1903</sup> Die tatsächlichen Tätigkeiten der Väter in der Familie und ihre nach außen sichtbaren Eindrücke sind nicht zwingend deckungsgleich und werden den Vätern dann nicht gerecht.

Bisher existiert in der heilpädagogischen Praxis und Forschung ein sehr fokussierter und gleichzeitig begrenzter Blick auf die Mutter („Hauptbetreuungsperson“ und „Care-Tätigkeit“)<sup>1904</sup>, welcher der Ganzheitlichkeit von Familie nicht entspricht. Aus der Perspektive der Ergebnisse der Arbeit kann hier eine Erweiterung der Begrifflichkeit der „Care-Tätigkeit“ hin zur Familientätigkeit hilfreich sein. Die Rekonstruktionen zeigen die Vielfältigkeit der väterlichen Präsenz in der Familie. Bis heute lässt sich eine Fokussierung in den Elternangeboten auf die Mütter, wie bereits diskutiert, feststellen. So heißt z.B. das einzige Angebot einer Behindertenberatungsstelle für Angehörige „Frauenfrühstück“ oder z.B. 2013 eine Veranstaltung vom Bundesverband für körper- und mehrfachbehinderte Menschen e.V. (bvkm) „Frauen mit besonderen Herausforderungen – Kongress für Mütter behinderter Kin-

---

<sup>1899</sup> Andreas FRÖHLICH (2007) fordert dies schon für die Frühförderung (vgl. Kap. 1.1.2).

<sup>1900</sup> Vgl. Kap. 1.1.2.

<sup>1901</sup> Vgl. hierzu die Fallgeschichten von Paul KAUFMANN (Kap. 4.1) u. Georg BERG (Kap. 4.2).

<sup>1902</sup> Vgl. Anlage 1.

<sup>1903</sup> Vgl. hierzu auch Kap. 1.1.4 („pflegender Männer“).

<sup>1904</sup> Siehe hierzu ausführlich Kap. 1.1.

der“.<sup>1905</sup> Ähnliche Angebote für Väter ließen sich bei der Recherche nicht finden. Hier stellt sich die Frage, inwiefern die Angebote die Väter nicht wahrnehmen (können).<sup>1906</sup> Damit soll auf die Bedeutung der Benennung der Zielgruppe hingewiesen werden. Auch ist zu überlegen, ob es zielgruppenspezifische Angebote geben könnte (nicht nur für „Eltern“, sondern für Väter und Mütter getrennt), gerade vor dem Hintergrund ihrer Selbstbeschreibung und der Bedeutung der Familiendynamik (Stichwort: „Gatekeeping-Prozesse“).<sup>1907</sup>

Oft existieren, wie in dieser Arbeit beschrieben, noch sehr wirkmächtige Bilder von Vätern, z.B. das der „*fliehenden Väter*“<sup>1908</sup>, welche den in der Typologie dargestellten Vätertypen widersprechen. Eine Reflexion dieser negativ besetzten und durchaus stigmatisierenden Bilder, welche den Blick auf Väter verwehren (können), kann hier aus Perspektive der Ergebnisse als hilfreich erscheinen. Im Folgenden soll ein Konzept zur Umsetzung eines entstigmatisierenden Umganges mit der Lebenswirklichkeit der Väter nach Wolfgang GABEL, Wiebke AHRENS und Pia SCHLAMANN (2010) vorgeschlagen werden.

Als allgemeine Empfehlung für einen Projektaufbau nennen sie u. a. folgende Grundlagen.<sup>1909</sup>

- Einbindung und Vernetzung auf verschiedenen Ebenen
- im Anschluss: Entwicklung eines Multiplikationsleitfadens.

Sie empfehlen folgende Elemente:

- Vermittlung von Wissen durch Seminare
- Herstellung von interaktiven Kontakten zu Betroffenen (z.B. Einladung der Väter in Seminare, zu Mitarbeiterschulungen in Hoch- und Berufsschulen)
- Dokumentationsfilme in Seminaren
- Rollenspiele im Seminar
- Erstellen von Informationsmaterial (Broschüren, Webseiten)
- Schaffung neuer Strukturen und/oder Veränderung bestehender Strukturen
- Plakate, PR-Kampagne
- Stärkung der Selbsthilfe
- Informationen für Betroffene über Anlaufstellen (z.B. Zeitungsanzeigen und Plakate)

Folgende Zielgruppen<sup>1910</sup> für die „Antistigma-Arbeit“ werden u.a. genannt:

- Arbeit (z.B. Arbeitgeber, Betriebsräte)
- Gesundheitswesen/Behindertenhilfe (z.B. Personal, Ärzte, Studenten/Auszubildende)
- Öffentlichkeit/Medien (z.B. Journalisten, Redakteure, Regisseure)
- Behörden/Ämter (z.B. Arbeitsagentur, Krankenkasse, Polizei)
- zwischenmenschliche Beziehungen (z.B. Familien, Freunde, Nachbarn)

Ziel dieses Konzeptes sollte sein, Vorurteile abzubauen, aufzuklären und damit Einstellungen zu verändern. Dazu gehört eben auch die Forschung. Dieser Aufgabe sollte sich die Heilpädagogik annehmen, um die Väter und ihre Aufgaben in der Familie in den Blick zu nehmen und ihnen die benötigte Unterstützung zu geben. Die Forschung in Verbindung mit Weiterbildungen für Mitarbeiter\_innen

---

<sup>1905</sup> Vgl. BUNDESVERBAND FÜR KÖRPER- UND MEHRFACHBEHINDERTE MENSCHEN E.V. 18.04.2013.

<sup>1906</sup> Diese These postulierte schon Dieter HINZE (1991/1992) (vgl. Kap. 1.1.2).

<sup>1907</sup> Siehe Kap. 1.1; Kap. 5.1.4 u. Kap. 5.1.5.

<sup>1908</sup> Vgl. Kap. 1.3.2.2 u. vgl. Kap. 1.1.2.

<sup>1909</sup> Vgl. GABEL/AHRENS/SCHLAMANN 2010, S. 67ff.

<sup>1910</sup> Die Zielgruppen wurden zum Teil an Väter von Menschen mit Behinderung angepasst.



kann so eine Sensibilisierung für die Väter in ihren Tun und ihrer Sicht schaffen. Demnach kann eine Gendersensibilität für Angehörige in der Forschung und der heilpädagogischen Angebotsstruktur hilfreich sein.<sup>1911</sup>

Aus den hier gewonnenen Ergebnissen kann ein weiterer dringender Forschungsbedarf abgelesen werden.

*Offene Forschungsfelder sind u.a.*

- Rekonstruktive Forschungsansätze zu:
  - Forschungen zu Vätern (auch zu Müttern) von erwachsenen Menschen mit Behinderung,
  - pflegenden Männern,
  - Vätern und Müttern, deren erwachsene Kinder mit Behinderung ausgezogen sind,
- „geflohene“ Väter,
- Paardynamik der Eltern von Menschen mit Behinderung.

Desweiteren können andere Forschungsfragen an die in dieser Arbeit dargestellten Rekonstruktionen angelegt werden (zum „Selbstverständnis von Vätern“).

## **6.2 HINWEISE ZUR STRUKTUR IN DER HEILPÄDAGOGISCHEN PRAXIS**

Neben der „Inblicknahme“ der Väter in der heilpädagogischen Praxis und Forschung sollen nun Überlegungen zur Struktur angestellt werden. Wie sich an den Erwartungen der Väter an das Interview zeigt, haben die Väter Fragen rund um ihr Kind mit Behinderung, suchen nach Informationen und Orientierung, wollen über ihre Perspektive sprechen.<sup>1912</sup> Es stellt sich die Frage: Gibt es Hinweise, wie hilfreiche Angebote aus Sicht der Väter strukturiert sein könnten? In dieser Arbeit bleibe ich bei der Perspektive der Väter und auf einer strukturellen Ebene. Es kann und soll „nur“ eine Bandbreite von möglichen Angeboten dargestellt werden. Gründe sind zum einen die ergänzende fehlende Perspektive der Mütter und der Kinder mit Behinderung (ihre Perspektiven sollten ebenso einbezogen werden). Zum anderen sind die Rahmenbedingungen und die Angebote vor Ort zu unterschiedlich, um einheitliche Angebote vorzuschlagen. Auch die Väter weisen keine einheitliche Genese auf; hier spielen die Familientraditionen (z.B. Subsidiarität), Familienbilder und die Familienwerte eine große Rolle. Vielmehr soll es erste Überlegungen zur heilpädagogischen Angebotsstruktur in der Behindertenhilfe als auch zur Altersstruktur zwischen Mitarbeiter\_innen und den Vätern geben. Deren Tragfähigkeit kann erst durch weitergehende Evaluationen bestätigt werden. Vor diesem Hintergrund sollen zunächst Überlegungen zu Angeboten für Väter dargestellt werden, um im Anschluss zu überlegen, wie die Angebote für ihre (erwachsenen) Kinder mit Behinderung aus ihren Perspektiven gestaltet sein könnten.<sup>1913</sup>

---

<sup>1911</sup> Vgl. Kap. 1.5 in Verbindung mit Kap. 5.2.

<sup>1912</sup> Vgl. Kap. 5.1.5.

<sup>1913</sup> Zu Vätern von Kindern in der Frühförderung hat, wie bereits dargestellt, Andreas FRÖHLICH (2007) Vorschläge unterbreitet (vgl. Kap. 1.1.2). Für Eltern von erwachsenen Menschen mit Behinderung werden Empfehlungen aus dem Projekt El-FamBe für die Praxis gegeben (vgl. BURTSCHER 2015b, S. 115-133).

### 6.2.1 VÄTERZENTRIERTE STRUKTUR IN DER HEILPÄDAGOGISCHEN PRAXIS– ZUGÄNGE UND ANGEBOTE

Aus der Typologie und den Zugängen zu den Vätern lassen sich Hinweise ableiten, welche für die Angebotsstruktur in der heilpädagogischen Praxis interessant sein können. Gleichzeitig wird deutlich, dass es DEN „Königsweg“ nicht gibt. Es lassen sich verschiedene Hauptzugänge zur Behindertenhilfe herausarbeiten, die in eine Angebotskonzeption einfließen könnten: thematische/inhaltliche Zugänge, Netzwerke (familiäre und berufliche). Zusätzlich bzw. integrativ in die genannten Zugänge ist das direkte Ansprechen ein Weg. Diese Zugänge werden in der Folge dargestellt:

*thematisch/inhaltlich:* Informationen um das Kind mit Behinderung, aber auch Orientierung und Selbstbestätigung vor anstehenden Terminen waren von Bedeutung. Das Thema Arbeit ist, neben Bildung und Freizeit, ein wichtiges Thema.<sup>1914</sup> Hier kann ein explizites Angebot für Väter in einer WfbM einen Zugang bilden. Zudem waren „rechtliche Informationen“ Anknüpfungspunkte.<sup>1915</sup> Diese Themen können für Informationsveranstaltungen bedeutsam sein.

Der Vater selbst stellt ein wichtiges Thema dar. Kontaktpunkte können sein: „Tag der offenen Tür“, Gespräche mit Betreuern oder z.B. bei Freizeitangeboten. Das „Zuhören“ kann hier ein Zugang sein – es braucht Kreativität und Sensibilität sowie eine aktive Kontaktsuche der Mitarbeiter\_innen der Behindertenhilfe zu den Vätern.<sup>1916</sup>

*Netzwerke (familiäre und berufliche):* Diese Netzwerke erwiesen sich als ein wichtiger Zugang zur Behindertenhilfe. Über Mitarbeiter\_innen und Verwandte/ Freunde, zu denen die Väter Vertrauen besitzen, können bestimmte Themen angesprochen bzw. kann sensibel vermittelt werden. Für die Behindertenhilfe bedeutet dies, Ansprechpartner für diese Personengruppen zu sein, sich zu öffnen und vielleicht auch den Standpunkt der „Anderen“ einzunehmen (ihre Professionalität für den Augenblick zu verlassen).

*direktes Ansprechen:* Ein direktes Ansprechen, eine persönliche Einladung, stellt sich als erfolgreich heraus (Sichtwort: „Gate Closer“).<sup>1917</sup> Ein Ansprechen sollte möglichst thematisch nah an der Familientätigkeit<sup>1918</sup> und/oder aktuellen Themen der Väter erfolgen.<sup>1919</sup> Zudem zeigt sich, dass die Herkunft des Professionellen den Einstieg in ein Gespräch erleichtern kann. Eine Offenheit, eine freie Wahl zum Treffpunkt kann zur Wohlfühlatmosphäre beitragen (Kaffee und Kekse, Spaziergang). So zeigt die Rekonstruktion von Paul KAUFMANN, dass er sich z.B. in geschlossenen Räumen unwohl fühlt.

---

<sup>1914</sup> Vgl. Kap. 5.1.3.1.

<sup>1915</sup> Vgl. Kap. 5.1.5 „Erwartungen an das Interview und die Interviewperson.“

<sup>1916</sup> Ausführung zum Kontakt siehe Kap. 6.3.

<sup>1917</sup> Vgl. Kap. 5.1.4.

<sup>1918</sup> Vgl. Kap. 5.2 „Typologie zu Tätigkeiten in der Familie der Väter“.

<sup>1919</sup> Vgl. Kap. 5.1.5.

Die Zugänge können in Wechselwirkung zueinander stehen, ein Vater kann mehrere Zugänge nutzen. Es kristallisiert sich aus der Typologie heraus, dass sowohl Angebote mit Komm- als auch Gehstruktur<sup>1920</sup> benutzt worden sind.

*Komm-Struktur:* Ein weiteres Angebot könnte ein „Männerstammtisch“<sup>1921</sup> sein, welcher mit Hilfe eines partizipativen Vorgehens entwickelt werden könnte.<sup>1922</sup> Hier können Informationsveranstaltungen oder Freizeitangebote (welche in Verbindung mit Bildung stehen) angeboten werden, evtl. gemeinsame Unternehmungen.<sup>1923</sup>

*Geh-Struktur:* Es braucht niederschwellige Möglichkeiten zum aktiven „Smalltalk“, Kontakt Räume zur persönlichen Einladung.<sup>1924</sup> Das „In-Kontaktbleiben“ und das „Beachtung schenken“ als Unterstützung scheint hier eine zentrale Rolle zu spielen.<sup>1925</sup> Das Projekt „Kompass“ hat beispielsweise einen aufsuchenden familienberatenden Dienst initiiert.<sup>1926</sup>

Die Rekonstruktionen zeigen, dass eine Offenheit für „aktuelle“ Themen der Väter wichtig war und sich die Themen über die Zeit verändern. So kann gerade bei anstehenden Veränderungen Unterstützung angeboten werden (Stichwort: „Dasein“, wenn Hilfe benötigt wird).

Vätertypen, welche angesprochen werden wollen (z.B. Hans HAUCK<sup>1927</sup>), werden in ihrer Orientierungslosigkeit verstärkt, wenn sie das Gefühl haben, nicht wahrgenommen zu werden. Dabei kann das „Nichtwahrnehmen“ von Vätern aus dem Nichtwissen, aufgrund fehlender Kontaktpunkte oder fehlender Transparenz heraus geschehen. Eine Vertrauensatmosphäre ist also existenziell. Hier ist vor Augen zu halten, dass Väter häufig gesetzlicher Betreuer sind. Hilfreich kann sein, die Väter persönlich anzusprechen, ihnen aber die Freiheit zu eigenen Entscheidungen zu lassen und ein Gefühl des Angenommenseins zu vermitteln. Ein Schritt dahin ist, Väter als Zielgruppe ausdrücklich in der Ausschreibung von Angeboten mit zu nennen. Die Angebote/Ideen können im Dialog gemeinsam mit den Vätern „erarbeitet“ werden.<sup>1928</sup> Dies kann z.B. für einen Vätertyp wie Georg BERG<sup>1929</sup> wichtig sein, der das Gefühl braucht, aktiv handeln und die Kontrolle behalten zu können. Für ihn kann Entscheidungsfreiheit und Planungssicherheit eine wesentliche Rolle spielen.

---

<sup>1920</sup> Vgl. Kap. 5.2.

<sup>1921</sup> Kurt KALLENBACH (1999, S. 3) organisierte einen Stammtisch für Väter.

<sup>1922</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen zum partizipativen Vorgehen im Forschungsprojekt ElFamBe (Sichtwort: Elterncafés und Themencafés (vgl. DRIESENER U.A. 2015, S. 37-62).

<sup>1923</sup> Vgl. hierzu die in Kap. 5.2.2.1 u. vgl. Kap. 5.2.2.2 beschriebenen Vätertypen.

<sup>1924</sup> Vgl. hierzu die in Kap. 5.2.1 u. vgl. Kap. 5.2.3 beschriebenen Vätertypen.

<sup>1925</sup> Ausführlich hierzu Kap. 6.3.

<sup>1926</sup> Vgl. Kap. 1.2.2.2.

<sup>1927</sup> Vgl. Kap. 5.2.3.

<sup>1928</sup> Auf Basis einer „verstehenden Haltung“ siehe Kap. 6.3.

<sup>1929</sup> Vgl. Kap. 5.2.2.2.

Gerade beim Ansprechen von Vätern kann die WfbM ein Zugang sein. An der Biographie von Hans Hauck<sup>1930</sup> zeigt sich, dass es beim Erwachsenwerden der „Kinder“ und bei der Veränderung benötigter Unterstützung, vielleicht auch zunehmender Selbstständigkeit der Kinder, zum Wegbrechen bekannter und vertrauter Beziehungen bei der Hilfe um ihr Kind mit Behinderung kommen kann. Hier könnte der Sozialdienst der WfbM ein wichtiger Partner für die Väter sein und ihnen Möglichkeiten bieten, auf die verändernden Anforderungen reagieren und wieder ihren Platz finden zu können. Es zeigt sich, dass Väter durchaus Aufgaben und damit Verantwortung bei Trägern der Behindertenhilfe übernehmen – daran kann angeknüpft werden.

*Offene Forschungsfelder sind u.a.:*

- Zugänge von Vätern zu Angeboten der Behindertenhilfe, auch in ihrer Genese
- Sicht der Väter auf die Behindertenhilfe, auch in ihrer Genese
- Partizipative Projektentwicklung zu Väterangeboten

#### **6.2.2 THEMENKONZENTRIERTE ANGEBOTE FÜR ERWACHSENE KINDER MIT (GEISTIGER) BEHINDERUNG AUS VÄTERPERSPEKTIVE**

Die Rekonstruktionen zeigen, dass die Väter und ihre Familien unterschiedliche Genesen, Lebensentwürfe, Vorstellungen vom familiären Zusammenleben und von Unterstützung haben. Die Väter antworten mit unterschiedlichen Handlungsstrukturen auf Lebensfragen und haben verschiedene Orientierungsmuster<sup>1931</sup>, wie die Typologie zeigt. Diese Vielfalt sollte sich schon vor dem Hintergrund der Pluralisierung von familiären Formen in den heilpädagogischen Angeboten niederschlagen. Erst so kann es möglich werden, sowohl den Vätern als auch ihren erwachsenen Kindern mit Behinderung gerecht zu werden. Allgemein formuliert heißt das: Aufgrund der Vielfalt der Lebensentwürfe sind bedarfsgerechte, dezentrale und sozialraumorientierte Angebote sinnvoll. Auch hier gibt es keinen Königsweg. Die Rekonstruktionen zeigen die unterschiedliche Herangehensweise der Väter an Themen: langfristiges Planen, Reaktionen bei Handlungsdruck<sup>1932</sup> oder Impulse von außen, um Lösungen zu finden.<sup>1933</sup> Mit externen Unterstützungsangeboten wurde und wird ganz unterschiedlich umgegangen. So ergeben sich Hinweise auf folgende Angebote:

*Angebote in Krisensituationen:* Die Unterstützung kann solange als möglich in der Familie erfolgen (was vom Sozialleistungssystem in Deutschland gefördert und gefordert wird).<sup>1934</sup> Für die Strukturen der Behindertenhilfe bedeutet dies flexible Angebote, welche auf familiäre Krisensi-

---

<sup>1930</sup> Vgl. Kap. 4.3.

<sup>1931</sup> Vgl. Kap. 5.1.1; vgl. Kap. 5.1.2 u. vgl. Kap. 5.2.

<sup>1932</sup> Vgl. FISCHER 2008, S. 177ff.

<sup>1933</sup> Vgl. Kap. 5.1.1.

<sup>1934</sup> Vgl. Kap. 1.4.

tuationen schnell und unkompliziert reagieren können.<sup>1935</sup> Krisen können trotz Vorbereitungen und Planungen auftreten, ob die Väter noch jung an Jahren oder im hohen Alter sind.<sup>1936</sup>

*Gemeinsames Wohnen:* Manche Väter könnten ein gemeinsames Wohnangebot (z.B. mit getrennten Wohnungen) favorisieren. So bräuchten die „Kinder“ nicht mit ihren Vätern (Müttern) gemeinsam in einer Senioreneinrichtung leben – Stichwort: generationsübergreifende und inklusive Wohnprojekte. Sie können hier benötigte Hilfe (auch für sich selbst) erhalten. Zudem kann ein für die Väter entlastendes Gefühl entstehen, das „Kind“ nach dem Ableben der Eltern in einer sorgenden, vertrauten Umgebung zu wissen. Dieses Angebot würde der Logik des Subsidiaritätsprinzips entsprechen.<sup>1937</sup>

*Begleitetes Wohnen in der Familie:* Für einen Vätertyp wie Herrn REIMER<sup>1938</sup> wäre ein begleitetes Wohnen in der Familie denkbar, d.h. eine Eingliederungshilfe (SGB XII) in der Familie ohne einen zeitlich bedingten Auszug des Kindes mit Behinderung aus dem elterlichen Haus. Hier können ihre erwachsenen Kinder begleitet werden, aber auch gemeinsame Zukunftsperspektiven mit dem Vater entwickelt und Orientierung gegeben werden.<sup>1939</sup>

*Angebote in Bildung und Freizeit:* Das Thema Bildung und Freizeit nimmt in den Biographien für die Väter und ihre Kinder einen gewichtigen Raum ein (Stichwort: Traditionen).<sup>1940</sup> Die Verbindung von Bildungsangeboten mit Freizeitangeboten ist ihnen wichtig. Sie erhoffen sich Entlastung (eigener Freiraum), Selbstständigkeit und eine „schöne Zeit“ mit ihrem Kind. Die Väter erwähnten z.B. Schreibkurs, Tanz und Chor, Handball, Urlaube.<sup>1941</sup>

Obiges sind Angebote der begleitenden Vorsorge, welche nicht das ausschließliche Ziel eines Auszuges haben.<sup>1942</sup> Die Beispiele zeigen, dass adressbezogene Kreativität hilfreich ist, um den Bedürfnissen der Väter und ihren erwachsenen Kindern mit Behinderung gerecht zu werden. Hinzu kommt die Flexibilität der Angebote verbunden mit Verlässlichkeit. Wichtig scheint zu sein, dass ein Angebot als eine Unterstützung auch wahrgenommen werden kann, Vertrauen geschenkt wird, ohne sich gleichzeitig ständig verantworten zu müssen und kontrolliert zu fühlen.

*Ein offenes Forschungsfeld ist u.a.:*

- Begleitforschung (partizipative Projektentwicklung) zu Angeboten der begleitenden Vorsorge

---

<sup>1935</sup> So handelt ein Vätertyp wie Paul KAUFMANN erst, wenn ein Thema ansteht. Zudem bleibt die Verantwortung in der Familie (vgl. Kap. 5.2.2.1).

<sup>1936</sup> Vgl. den Vätertyp wie Georg BERG (Kap. 5.2.2.2).

<sup>1937</sup> Ein Vätertyp wie Herr BERG strebt eine solche Wohnform an, angepasst am Unterstützungsbedarf seines erwachsenen Kindes (vgl. Kap. 4.2 u. vgl. Kap. 5.2.2.2).

<sup>1938</sup> Vgl. Anlage 1.

<sup>1939</sup> Vgl. BURTSCHER 2015b, S. 126f.

<sup>1940</sup> Vgl. Kap. 5.1.3.

<sup>1941</sup> Vgl. hierzu die Rekonstruktionen von Paul KAUFMANN (Kap. 4.1), Georg BERG (Kap. 4.2), Hans HAUCK (Kap. 4.3) u. Herrn REIMER (Anlage 1).

<sup>1942</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen in Kap. 1.2.2.2 zum Projekt „ElFamBe“.

### 6.2.3 ALTERSSTRUKTUR ZWISCHEN MITARBEITER\_INNEN UND VÄTERN

Die Rekonstruktionen zeigen, dass die Herkunft und gewisse Eigenschaften des Gegenübers (Alter, berufliche Positionen etc.) sich auf das Vertrauen auswirken.<sup>1943</sup> So versteht Hans HAUCK nach seinen Aussagen die jüngere „Generation“ in ihren Handlungen nicht. Sabine BODE, eine Journalistin, schreibt in ihrem Buch „Kriegsenkel“<sup>1944</sup> – die Erben der vergessenen Generation“ (2013) im ersten Kapitel:

„Die meisten Klagen, die ich über Eltern hörte, bezogen sich auf unbegreifliches Verhalten, verbohrtete Sichtweisen, auf ein extremes Sicherheitsgefühl und ein gänzliches Desinteresse an irgendeinem neuen Thema.“<sup>1945</sup>

Sie deutet damit an, dass die inzwischen erwachsenen Kinder das Verhalten der Eltern, welche den Krieg erlebt haben, nicht einordnen und verstehen können. Zu dieser Generation der „Kriegsenkel“ gehören häufig auch die Mitarbeiter\_innen in der Behindertenhilfe. Diese Generationsunterschiede können die Zusammenarbeit zwischen den Vätern und Mitarbeiter\_innen beeinflussen. Das Verstehen ist abhängig von den eigenen Erfahrungen („Common-Sense-Wissen“)<sup>1946</sup> Hier kann es zu einer unbewussten Übertragung kommen, z.B.: „Der handelt ja genau wie mein Vater oder mein Nachbar“. Der Generationsunterschied ist vielfach gegeben und lässt sich nicht auflösen, gerade wenn die Väter, wie in diesem Forschungssetting, zum Teil 80 Jahre alt sind – so bestehen teilweise 60 Jahre Lebenserfahrungsunterschiede. Erfahrungen werden bewusst oder unbewusst in die Folgegeneration weitergetragen.<sup>1947</sup> Aus der Perspektive und den Ergebnissen dieser Arbeit ist daher die Selbstreflexion<sup>1948</sup> und auch Supervision der Mitarbeiter\_innen von hoher Bedeutung. Hinzu kommt, dass Familien- und Väterbilder einem Wandel unterliegen.<sup>1949</sup> Ähnlich wie die Kriegserfahrungen kann eine DDR-Herkunft<sup>1950</sup>, welche Mitarbeiter\_innen als Kinder der Nachwendezeit oder in der Bundesrepublik Geborene nicht mehr besitzen, Einfluss auf die Offenheit der Väter haben.<sup>1951</sup> Zumal sind gesellschaftliche Diskurse und Werte, auch in der Behindertenhilfe, immer einem Wandel, einer Dynamik unterworfen.<sup>1952</sup> Damit scheint die Generations- und Herkunftssensibilität<sup>1953</sup> (nicht nur bei Migrationshintergrund) eine Basis für die Begleitung zu sein. Dies kann sich bei existenziellen Themen (z.B. Endlichkeit, Verlusterfahrungen aufgrund des Alters, medizinische Diagnosen, Entwicklungsprognose

<sup>1943</sup> Vgl. Kap. 5.1.5.

<sup>1944</sup> In Deutschland gehören Kriegsenkel des II. Weltkrieges in der Regel den Jahrgängen 1960 - 1975 an (vgl. BODE 2013, S. 18).

<sup>1945</sup> BODE 2013, S. 18.

<sup>1946</sup> In der ersten Übersetzung des Begriffes aus dem Englischen ins Deutsche wurde es mit „alltäglicher Erfahrung“, „Alltagsverstand“ u.a. kontextabhängig übersetzt (vgl. STRÜBING/SCHNETTLER 2004, S. 158 (Fußnote) u. vgl. Kap. 3.1.2).

<sup>1947</sup> Stichwort: transgenerationale Weitergabe (vgl. RADEBOLD/BOHLEBER/ZINNECKER 2008).

<sup>1948</sup> Ausführlich zu Selbstreflexion in Kap. 6.3.

<sup>1949</sup> Vgl. MATZNER 2001, vgl. Kap. 1.3.2 u. vgl. Kap. 1.4.

<sup>1950</sup> Wie im konkreten Fall von Hans HAUCK (Kap. 4.3).

<sup>1951</sup> Vgl. hierzu die Fallrekonstruktion Hans HAUCK (Kap. 4.3).

<sup>1952</sup> Stichwort: „Wandel von Väterbildern“ (vgl. Kap. 1.3.2.2) und „Pluralisierung der Lebensform Familie“ (vgl. Kap.1.4).

<sup>1953</sup> Stichwort: Bedeutung der Herkunftsfamilie (Kap. 5.1.3.1) und Sinus-Milieus (vgl. Kap.3.3).

sen)<sup>1954</sup> verstärken. Diese Themen stehen mit der Zukunftsfrage ihrer erwachsenen Kinder in Verbindung und fördern Vertrauen in das Gegenüber.

*Ein offenes Forschungsfeld ist u.a.:*

- die Interaktionsdynamiken zwischen Professionellen und Vätern

### **6.3 HALTUNGSEBENE: „ETHNOGRAFISCHE KOMPETENZ“ – UMSETZUNG IN DER HEILPÄDAGOGISCHEN PRAXIS**

*„An den anderen denken, ihm das Leben erleichtern,  
nie das Maß von den eigenen Schuhen nehmen.“*

*Erik Wickenburg<sup>1955</sup>*

Mit den Hinweisen auf eine Gender- sowie Herkunfts- und Generationssensibilität in Verbindung mit der individuellen Genese, den Handlungsstrukturen der Väter und der Familiendynamik scheint eine verstehende Haltung ohne Moralisierung aus pädagogischer Perspektive zentral zu sein, um eine möglichst passende Begleitung anbieten zu können.<sup>1956</sup> Ein offenes und abduktives, ein fast detektivisches Vorgehen, wird nötig, um wirkmächtige Bilder zu hinterfragen und die Väter in ihrer Tätigkeit in der Familie wahrzunehmen. Sonst kann die Gefahr bestehen, die Väter in das Maß „der eigenen Schuhe“ zu stecken. Um die „Verstehende Haltung“ im Kontakt innerhalb der Praxis der Heilpädagogik umsetzen zu können, kann das Konzept der „Verstehenden Sozialen Arbeit“ interessant sein. Es ist eng mit der „Interpretativen Sozialforschung“<sup>1957</sup> verbunden und fußt auf der „Verstehenden Soziologie“<sup>1958</sup>. Der Ansatz der „verstehenden Sozialen Arbeit“ findet sich in der „Biografischen Einzelfallhilfe“<sup>1959</sup> wieder.<sup>1960</sup> Das Konzept soll ein Annähern an die Perspektive des Gegenübers ermöglichen, ohne die ausführlichen Rekonstruktionen durchführen zu müssen. Dieses Konzept soll zum Abschluss dieser Forschungsarbeit skizzenhaft vorgestellt werden. Dabei dient der Grundlagentext von Bettina VÖLTER (2008) als Basis, welcher mit Überlegungen zu Vätern von erwachsenen Menschen mit Behinderung untermauert wird. Weiterführende Texte finden sich u.a. in Hedwig R. GRIESEHOP, Regina RÄTZ und Bettina VÖLTER (2012a) und Bettina VÖLTER (2013).

---

<sup>1954</sup> Vgl. hierzu die Fallrekonstruktionen von Georg BERG (Kap. 4.2) u. Hans HAUCK (Kap. 4.3).

<sup>1955</sup> SOZIALVERBAND VdK - ORTSVERBAND BONNDORF.

<sup>1956</sup> Vgl. hierzu Kap. 5.1.1; vgl. Kap. 5.1.2; vgl. Kap. 5.1.3 u. vgl. Kap. 5.1.4.

<sup>1957</sup> Vgl. VÖLTER 2008b und ausführlich zur „Interpretativen Sozialforschung“ in Kap. 3.2.

<sup>1958</sup> Ausführlich dazu VÖLTER 2008b.

<sup>1959</sup> Die „Biografische Einzelfallhilfe“ nutzt ein Verstehen in einem „Gesamtzusammenhang der Lebensgeschichte“ (vgl. VÖLTER 2012, S. 23).

<sup>1960</sup> Vgl. VÖLTER 2008b u. vgl. VÖLTER 2012, S. 22 u. S. 28f.

### 6.3.1 ZUM KONZEPT DER „VERSTEHENDEN SOZIALEN ARBEIT“<sup>1961</sup>

Das Ziel des Konzepts der „Verstehenden Sozialen Arbeit“ besteht darin, den „[...] Betroffenen zu einer autonomen Lebensgestaltung anzuregen [...] [sowie in der, T.S] Entwicklung und Begleitung eines pädagogischen Prozesses sowie [...] [der, T. S.] eigene[n] Professionalisierung“<sup>1962</sup>. Bettina VÖLTER (2008b) spricht von einem „ethnografischen Blick“ in der beruflichen Praxis. Darunter versteht sie, „[...] die AdressatInnen der sozialen Arbeit in ihren Alltagspraktiken, ihrem Gewordensein, ihren Wünschen und ihrem „Eigensinn“ kennenzulernen und zu verstehen.“<sup>1963</sup> Im Kontext der „Verstehenden Sozialen Arbeit“ wird der Begriff „ethnografisch“ im Sinne des von Fritz SCHÜTZE eingeführten Stichwortes „ethnografische Sichtweise“ verstanden. Fritz SCHÜTZE versteht darunter eine metatheoretische und metamethodologische Grundhaltung. Er schreibt:

„Die Problembestände der Sozialen Arbeit sind der Gesellschaft und den Fachkräften in der Sozialen Arbeit prinzipiell fremd, und auch die Betroffenen selbst durchschauen ihre Problemlagen kaum oder gar nicht. Deshalb ist in der Sozialen Arbeit und in den Erkundungs- und Forschungsprozessen des Sozialwesens eine methodische Fremdheitshaltung<sup>1964</sup> angebracht, die gleichwohl auf Verstehen abzielt.“<sup>1965</sup>

Ebenso verweist Bettina VÖLTER (2008b) auf Fritz SCHÜTZE, welcher anmerkt, dass in der Sozialen Arbeit Themen, Problemlagen und Personen erscheinen, welche Fachkräften auf Grundlage ihrer Routine, ihres Fachwissens und ihrer Erfahrung vertraut zu scheinen sein. Und doch haben sie eine individuelle persönliche, milieuspezifische und gesellschaftliche Entwicklung und sind darum auch fremd. Fritz SCHÜTZE (1994) plädiert für „[...] die Einsozialisation in eine Haltung der Akzeptanz dieser grundlegenden Fremdheit“<sup>1966</sup>, wie Bettina VÖLTER (2008) zusammenfasst.<sup>1967</sup> Zudem schreibt Fritz SCHÜTZE von einer „methodischen Fremdheitshaltung“<sup>1968</sup>, einem sich immer wieder bewussten Fremdhalten, um Neues und Unerwartetes entdecken zu können. Es geht um eine „[...] Kultivierung einer echten Neugier“<sup>1969</sup> wie es Markus DEDERICH formuliert. Bettina VÖLTER spricht bei der ethnografischen Sichtweise, in Verbindung mit entsprechender Haltung und Methodenwissen, von einer „ethnografischen Kompetenz“.<sup>1970</sup>

Dabei dienen qualitative Erkenntnisverfahren wie die „Rekonstruktive Sozialforschung“ bzw. die „Interpretative Sozialforschung“<sup>1971</sup> als methodologische Grundlage. Bettina VÖLTER (2008b) sieht sie als

<sup>1961</sup> Die Darstellung von Bettina VÖLTER (2008b) dient hier als Grundlage für diese Zusammenfassung. Eine ausführliche Herleitung, auch methodologisch, findet sich hier.

<sup>1962</sup> VÖLTER 2008b.

<sup>1963</sup> Ebd.

<sup>1964</sup> Vgl. Kap. 5.3.

<sup>1965</sup> SCHÜTZE 1994, S. 189.

<sup>1966</sup> VÖLTER 2008b u. vgl. SCHÜTZE 1994, S. 280.

<sup>1967</sup> Vgl. VÖLTER 2008b.

<sup>1968</sup> Siehe oberes Zitat.

<sup>1969</sup> DEDERICH 2006, S. 106.

<sup>1970</sup> VÖLTER 2008b.

<sup>1971</sup> Vgl. hierzu ausführlich Kap. 3.



relevant für die Theorien und Methoden der Sozialen Arbeit an. Die Methoden können auf die Väterarbeit in der heilpädagogischen Praxis übertragen werden:

- 1.) als wissenschaftliche Forschungsmethode, Ziel ist dabei eine Theoriebildung.
- 2.) als Basis für Handlungsmethoden in der Sozialen Arbeit.
- 3.) als relevant für eine professionelle Selbstbefragung und ein bewusstes Selbstmisstrauen von persönlichen theoriehaltigen Beobachtungen, Interpretationen und intervenierendem Handeln.

Diese Forschung kann dem ersten Punkt zugeordnet werden. Auf Punkt zwei und drei soll in der Folge näher eingegangen werden.

### **6.3.1.1 Qualitative Methoden als Handlungsmethoden der Sozialen Arbeit**

Um diese beschriebenen „ethnographischen Kompetenzen“ zu erlangen, schlägt Bettina VÖLTER eine qualitative Methode vor. Auch Fritz SCHÜTZE (1994) schreibt, die

„[...] ethnographische Sichtweise kann durch alle Verfahrensweisen der interpretativ-qualitativen Sozialforschung realisiert werden.“<sup>1972</sup>

Bettina VÖLTER (2008b) weist zu Recht auf zwei Tatsachen hin:

- a) Forschungsmethoden können nicht unverändert in den praktischen Kontext übernommen werden. Sie sind dem Handlungskontext anzupassen.
- b) Die Erkenntnisse dürfen nicht zur Entmächtigung von Menschen, von Hilfesuchenden eingesetzt werden, Professionelle sollen „stellvertretend deuten“ und nicht über geeignete Methoden Wissen über einen Menschen an ihm vorbei verwerten. Es geht um eine gemeinsame Erkenntnisbildung, um ein gemeinsames Arbeiten.

In der Folge sollen drei Methoden vorgestellt werden, welche zum einen durch „situative Offenheit“ und zum anderen durch eine „methodische Struktur“ gekennzeichnet sind und von Bettina VÖLTER als Basis für Handlungsmethoden in der Sozialen Arbeit vorgeschlagen werden.

### ***Narrativ-biographische Gesprächsführung***

In einer Alltagssituation kann eine narrativ – biographische Gesprächsführung<sup>1973</sup> in unterschiedlichen Settings wie Zeitrahmen gestaltet werden. Denkbar sind:

- a) informelle Gespräche mit zeitlich begrenztem Rahmen: z.B. beim Vorbereiten einer gemeinsamen Veranstaltung mit Vätern oder beim Besichtigen einer WfbM, in Pausen bei Freizeitgestaltung;
- b) ein organisierter Ausflug: z.B. Wandern, gemeinsames Grillen;
- c) Erstgespräche bei einer Beratung. Dies kann in Form eines narrativen Interviews gestaltet sein, z.B. mit der Ermutigung, die eigene Lebensgeschichte zu erzählen.

Bettina VÖLTER empfiehlt ein Gesprächsseminar, um sich Techniken anzueignen und bewusst zu machen.

---

<sup>1972</sup> SCHÜTZE 1994, S. 190.

<sup>1973</sup> Ausführlich zum biographisch-narrativen Interview im Kap. 3.2.1.

Diese Gesprächsführung bietet die Chance, mehr über die persönliche Sicht des Gegenübers zu erfahren und die Entstehungs- und Verlaufsgeschichte besser kennen zu lernen. Das „Verstehen wollen“ tritt so in den Vordergrund und verdrängt das „Handeln müssen“. Für die Erzähler ist es gleichzeitig ein Stück „Biographiearbeit“, eine Intervention zum Selbstverstehen, sie erfahren sich als „Experten ihres Lebens“. Am Ende eines Gesprächs kann ein Dialog<sup>1974</sup> zum Evaluieren und zum entwickeln gemeinsamer Handlungsperspektiven hilfreich sein. Solche Gespräche zwischen Professionellen und z.B. Vätern eines Kindes mit Behinderung lassen Nähe entstehen und gegenseitiges Vertrauen aufbauen – was eine Basis für eine Zusammenarbeit bildet.<sup>1975</sup> Wie die Ergebnisse dieser Arbeit zeigen, spielen Vertrauen und eine Erwartung von Verstehen eine bedeutende Rolle.<sup>1976</sup> Auch Ute FISCHER (2008) sieht die Vertrauensbildung als Schlüsselvariable für Eltern in einem Ablösungsprozess.<sup>1977</sup> Bücher wie z.B. „Du, erzähl Mal! – das Erinnerungsalbum meines Lebens“ können ein Gesprächsimpuls für Elterngruppenarbeit sein, genau wie persönliche Gespräche. Sie und die gemachten Notizen können auch später eine Informationsquelle für die Unterstützung des erwachsenen Kindes mit Behinderung sein, wenn Eltern nicht mehr da sind. Denn die Lebensgeschichte der Väter ist Teil der Lebensgeschichte des erwachsenen Menschen mit Behinderung.

Bettina VÖLTER verweist auf Grundkompetenzen in der sozialen Arbeit, welche bezüglich einer narrativ-biographischen Gesprächsführung benötigt werden: das sind ein aktives und genaues Zuhören, das Aushaltenkönnen von Pausen für den inneren Dialog des Gegenübers und ein „biographisch-narratives Ohr“<sup>1978</sup> sowie die Bereitschaft zum ungewöhnlichen Fragen. Es braucht Empathie und eine offene Haltung der Akzeptanz und Selbstkongruenz in einer professionellen Beziehung. Für Professionelle wäre es wichtig, die persönlichen Eigenheiten und die Vielfalt des Gegenübers, z.B. des Vaters, ernst zu nehmen und „[...] nicht auf institutionell geronnene Deutungsmuster hereinzufallen“.<sup>1979</sup> Zudem brauchen Professionelle die Fähigkeiten des Beobachtens und Erkennens von Momenten mit Potential für Anstöße. Für die Professionellen bedeutet dies einen Blick in die (intime) Welt des Gegenübers. Bettina VÖLTER (2008b) weist zudem Recht darauf hin, dass die Verstehenspraxis in Verbindung damit steht, das Gegenüber in seinem Anderssein anzunehmen und die Mitsprache sowie den Dialog zwischen Adressat\_innen und Professionellen zu ermöglichen.<sup>1980</sup> Dies soll die Vereinnahmung durch die fremden Lebensweisen und den Verlust des Verstehens vermeiden.<sup>1981</sup>

<sup>1974</sup> Bettina VÖLTER (2008) verweist hier auf die „Dialogische Biographiearbeit“ von Michaela KÖTTIG und Regina RÄTZ-HEINISCH 2005.

<sup>1975</sup> Vgl. VÖLTER 2008b.

<sup>1976</sup> Vgl. hierzu Kap. 5.1.5.

<sup>1977</sup> Vgl. FISCHER 2008, S. 545.

<sup>1978</sup> Bettina VÖLTER (2008b) verweist hier auf Reinhard VÖLZKE (1997).

<sup>1979</sup> VÖLTER 2008b.

<sup>1980</sup> Vgl. ebd.

<sup>1981</sup> Vgl. ebd.

**Biographische Fallrekonstruktion als Globalanalyse**

Nach einem narrativ-biographischen Gespräch kann das „Erzählte“ noch einmal in Ruhe vor dem inneren Ohr gehört werden, ohne das Gegenüber. Dabei ist es hilfreich, sich während eines Gespräches schon Notizen zu machen über die Begegnung und das Beobachtete. Augenmerk kann sein, welche Themen in welcher Reihenfolge angesprochen wurden. Im Nachhinein können so die (aktuellen) Themen herausgearbeitet werden, denn die Bedeutung kann nur im Kontext verstanden werden. Hierzu zählen auch Informationen über die Familie und Lebensdaten. Diese Dokumentation hilft ebenso dabei, den gesamten folgenden Interaktionsverlauf zu rekonstruieren. Es kann hilfreich sein, ein Genogramm (gemeinsam z.B. mit dem Vater) zu erstellen. Dieses kann, wenn möglich, in einem Team sequenziell ausgewertet werden, in dem jeder seine eigene Persönlichkeit einbringt. Es können Fragen und Hypothesen entwickelt werden, welche in das jeweilige familiäre und historisch-gesellschaftliche Setting eingebettet sind.

Neben den benannten Globalanalysen eignen sich ebenso Genogrammanalyse oder die Analyse von Memos. Dabei können zum einen biographisch objektive Daten (erlebte Lebensgeschichte)<sup>1982</sup> chronologisch notiert und sequenziell sowie abduktiv<sup>1983</sup> ausgewertet werden.<sup>1984</sup> Die Fragen können lauten: Wann hat eine Person was in welchem Kontext erlebt? Was kann das für ihr Leben bedeuten? Zum anderen können die Selbstdarstellung, die subjektiven Themen, sequenziell interpretiert werden.<sup>1985</sup> Die in diesem Prozess entstandenen Ideen

„[...] sollten dann als Fragen, Hypothesen, d.h. mögliche Deutungen, unmittelbar in einem über mehrere Treffen andauernden Dialog und Reflexionsprozess mit den Betroffenen einfließen (vgl. auch KÖTTIG 2007, S. 90), und zwar nicht erst nachdem dieses Wissen an andere, wie z.B. an KollegInnen oder Institutionen weitergeben wurde oder bereits sozialpädagogische Empfehlungen (Gutachten) erstellt wurden, und nicht (besser) wissend, mit Ereignissen konfrontiert oder diagnostizierend, sondern fragend und gemeinsam diskutierend.“<sup>1986</sup>

Bettina VÖLTER (2008b) beschreibt, dass eine biographische Fallrekonstruktion zu einer Gradwanderung werden kann:

*mögliche Risiken:*<sup>1987</sup> In der praktischen Arbeit kann eine Fallrekonstruktion mit dem Ziel von „Lebensgesetzlichkeiten“ und der Anwendung dieser zu Machteffekten führen. So kann es passie-

---

<sup>1982</sup> Zur Trennung von erlebter und erzählter Lebensgeschichte nach Gabriele ROSENTHAL siehe Kap. 3.2.2.

<sup>1983</sup> Zum sequenziellen und abduktiven Vorgehen siehe Kap. 3.2.2.

<sup>1984</sup> Aus eigener Erfahrung ist dieses Vorgehen „multiperspektivisch“, eigene Gedankengrenzen können überwunden werden (Kap. 3.3.3). Hilfreich kann hier eine externe Moderation sein. Wichtig ist zudem, dass Daten nicht nach außen dringen, vertraulich sind. Datenschutz!

<sup>1985</sup> Vgl. Kap. 3.4.2.

<sup>1986</sup> VÖLTER 2008b.

<sup>1987</sup> Gerade wissenschaftlich abgeschlossene Fallrekonstruktionen können eine stark befremdende und machtvoll Wirkung haben. Aus diesem Grund wird in der Biographieforschung eine Konfrontation mit den Ergebnissen diskutiert. Wenn diese in einen therapeutischen und begleitenden Prozess nicht eingebettet sind, kann die Gefahr bestehen, dass sie zu machtvoll wirken und eine „schlechte therapeutische Intervention“ (VÖLTER 2008b) haben, zumal Forscher\_innen diese Möglichkeit der Begleitung nicht haben und diesen Auftrag auch nicht besitzen (vgl. ebd.).

ren, dass ein Vater auf vermeintlich herausgefilterte Handlungsstrukturen<sup>1988</sup> festgelegt wird und dieses „Wissen“ höher gewertet wird als das subjektive Wissen des Vaters. Es entsteht damit eine Wissenshierarchie. Dies gilt auch, wenn dieses Wissen ohne Kenntnisse oder Einbeziehen des Vaters an Institutionen weitergegeben wird. Datenschutz hat hier meines Erachtens oberste Priorität.

*Chancen können sein:* das Anstoßen von emanzipatorischen Reflexionen und eventuell eine Begleitung dieses Prozesses. Darüber hinaus werden Wirkzusammenhänge in ihrer Entwicklung deutlich (Geworden-Sein), woraus sich alternative Entscheidungen gemeinsam entwickeln können, zudem kann ein Handlungssinn herausgearbeitet werden. Hilfen werden somit nicht auf Basis von „Momentaufnahmen“ bzw. eines fokussierenden Blicks (Behinderung des Kindes) vorgeschlagen.<sup>1989</sup>

Bettina VÖLTER (2008b) schreibt weiterhin:

„Für die Erarbeitung von biografischen Fallrekonstruktionen sowie für einen konsequent dialogischen und demokratischen Umgang ist damit ein Verstehen von sozialen und biografischen Phänomenen notwendig. Diese sollten unter Einbezug ihrer sozial historischen Zusammenhänge und ihrer Geschichte rekonstruiert werden.“<sup>1990</sup>

Sie sieht es zu Recht als notwendig an, sich

„[...] hermeneutische Kompetenzen anzueignen, Sprache sensibel zu verwenden und Ideen rückzumelden, dass sie als hilfreich angenommen werden können.“<sup>1991</sup>

Des Weiteren hält sie es für wichtig, sich als Basiskompetenzen mit Toleranz und unterschiedlichen Perspektiven auf die Lebensgeschichten einzulassen und die „eigene professionelle Rekonstruktionsarbeit“<sup>1992</sup> als eine mögliche Perspektive zu betrachten. Aus der Perspektive dieser Arbeit sollte Verstehen erfolgen, ohne den „moralischen Zeigefinger“ zu erheben. Zudem zeigen die Ergebnisse, dass es eine Sensibilisierung für traumatische Spuren braucht.

### ***Gruppenerzählungen und Gruppendiskussionen***

Als einen weiteren methodischen Zugang schlägt die Autorin Gruppenerzählungen und Gruppendiskussionen in Anlehnung an Ralf BOHNSACK (2012) vor. Auch aus der Erfahrung aus dem Projekt „ElfamBe“ war ein Eingangsimpuls (neben der Vorstellung z.B. alter Filme und Fotos auch folgende Themen: „Vorsorge“, „zukünftiges Wohnen“, „Tod und Trauer“) erzählgenerierend und es wurde über erlebte Situationen sehr persönlich gesprochen. Diese Themen brauchen Zeit und Begleitung. Für die Arbeit mit Vätern von (erwachsenen) Menschen mit Behinderung wäre hier der bereits er-

---

<sup>1988</sup> Vgl. Kap. 5.1.1 u. vgl. Kap. 5.1.2.

<sup>1989</sup> Vgl. HEYBERGER/SCHMIDT 2015, S. 64f.

<sup>1990</sup> VÖLTER 2008b.

<sup>1991</sup> Ebd.

<sup>1992</sup> Ebd.

wähnte Männerstammtisch denkbar.<sup>1993</sup> Hier könnten auch gemeinsame Ausflüge gemacht (wenn gewünscht) oder externe Gäste eingeladen werden, inklusive gemeinsamer Vor- und Nachbereitung. Interessant kann sein, wie die Teilnehmer aufeinander Bezug nehmen und wie intensiv bestimmte Themen strukturiert werden (Diskursanalyse/Diskursorganisation).<sup>1994</sup> Zudem können sich für Einzelgespräche Eingangsimpulse ergeben („Sie hatten letztes beim Stammtisch erzählt: ...“). Wichtig sind unbefangene Außenbeobachter\_innen, welche das Gespräch moderieren und im Anschluss gemeinsam reflektieren. Die professionelle Begleitperson, z.B. Leiter\_in des Männerstammtisches, kann dabei als Bestandteil der Gruppe gesehen werden.

Als benötigte professionelle Kompetenz stellt Bettina VÖLTER (2008b) das Anstoßen von Prozessen der Selbstreflexion in der Gruppe, das sich Einlassen-Können auf unterschiedliche Perspektiven, Gesprächsführung in Gruppen und eine prozessorientierte Arbeit vor.

#### **6.3.1.2 Qualitative Methoden als Methoden der Professionellen Selbstreflexion**

Wie an den Ausführungen zu „Qualitativen Methoden als Handlungsmethoden der Sozialen Arbeit“ und in diesem Forschungskontext<sup>1995</sup> herauskristallisiert, ist die „Professionelle Selbstreflexion“ ein wichtiger Faktor der Arbeit in Verbindung mit der „Rekonstruktion von Eigentheorien“ (z.B. eigenes Bild von Familie oder Vätern). Bettina VÖLTER (2008b) bezieht sich bei Möglichkeiten zur „Selbstreflexion“ auf Gerhard RIEMANN, welcher von einer „Befremdung der eigenen Praxis“ spricht. Er schlägt hier (zwar für Studierende) „Praxisprotokolle“ und „ethnographische Feldprotokolle“ vor, welche anschließend ausgewertet werden. Diese Protokolle könnten auch von Mitarbeiter\_innen erstellt werden und z.B. in einer Supervisionsgruppe als Gesprächsgrundlage dienen, ebenso sind sie ein Element der „Praxisforschung“. Dabei ist der Datenschutz bzw. eine Verschwiegenheitserklärung wichtig. Das Niederschreiben kann eine Entlastungsfunktion für den Schreiber haben.<sup>1996</sup> Weiterführende Texte zu „Ethnographischen Praxisprotokollen“ finden sich bei Bettina VÖLTER (2013) und Bettina HÜNERSDORF (2013).

Bettina VÖLTER (2008b) schlägt vor, die Praxisprotokolle sequenziell auszuwerten.<sup>1997</sup> Ziel sollte das Verstehen der beschriebenen Situation sein. Dies beinhaltet die Reflexion der Handlung und eventueller Alternativen. Zudem können sich Kernprobleme, z.B. für die Väterarbeit, herauskristallisieren.

Die Praxisprotokolle können ebenfalls dazu dienen, „Eigentheorien“ (z.B. Väter- und Familienbilder) zu rekonstruieren. Dies scheint mir vor dem Hintergrund der geforderten Gender- und Generations-sensibilität in der heilpädagogischen Praxis als ein Ergebnis von besonderer Bedeutung zu sein. Bettina VÖLTER (2008b) verweist darauf, dass es unterschiedliche Wahrnehmungen, Deutungen und Hand-

---

<sup>1993</sup> Vgl. Kap. 6.2.1.1.

<sup>1994</sup> Vgl. BOHNSACK 2012, S. 383.

<sup>1995</sup> Vgl. Kap. 3.3.3. u. vgl. Kap. 6.2.2.2.

<sup>1996</sup> Bettina VÖLTER bezieht sich hier auf Cornelia GIEBELER.

<sup>1997</sup> Sie bezieht sich hier auf Gerhard RIEMANN (2005) u. Gabriele ROSENTHAL (2005).

lungsmöglichkeiten in einer ähnlich erlebten Situation gibt, welche mit unterschiedlichen Eigentheorien und Handlungsoptionen in Verbindung stehen können. Student\_innen und auch Mitarbeiter\_innen sollen angeregt werden, ihren Eigentheorien auf die Spur zu kommen.

### 6.3.2 ABSCHLIEßENDE BEMERKUNGEN ZU ETHNOGRAPHISCHEN KOMPETENZEN

Sich diese qualitativen Verfahren anzueignen „[...] erfordert Zeit, innere Bereitschaft, sich auf neue Denkweisen einzulassen, Wiederholungen und v.a. hohe Eigenaktivität der Studierenden.“<sup>1998</sup> Bettina VÖLTER spricht von einem „forschenden Lernen“.<sup>1999</sup> Hier sind Mitarbeiterschulungen denkbar, welche Mitarbeiter\_innen über einen fallverstehenden Prozess begleiten können. An dieser Stelle ist noch einmal auf Giesela JAKOB (2010) zu verweisen: Die Auswertung von narrativen Gesprächen und biographischen Daten inklusive Praxisprotokollen ist nicht mit Hilfe eines Lehrbuches zu erlernen, sondern es braucht ein „selbsterworbenes Erfahrungswissen“, wie BOHNENSACK (2008) es nennt.<sup>2000</sup> Personen, welche die Auswertungsmethode kennen, fungieren als Anleiter für Personen, die sich neu damit beschäftigen.<sup>2001</sup> Auch ist noch einmal darauf hinzuweisen, dass ein „Verstehen“ und der Prozess des Nachvollzuges nie abgeschlossen sein können.<sup>2002</sup> Neuere Ereignisse lassen Vorheriges in den Hintergrund treten und neu bewerten.<sup>2003</sup> Die Ausführungen von Bettina VÖLTER (2008b) betonen, ebenso wie der Zugang zu den Vätern in dieser Forschung, dass es „*Räume zur Gestaltentwicklung*“ und „*Offenheit*“ braucht, d.h. Räume zum freien Gestalten aktueller Themen.<sup>2004</sup>

Dieser Zugang des „Verstehens“ aber auch die Typologie selbst gibt Hinweise auf die Bedeutung der Bandbreite von Angeboten für Väter. Für die Annahme der heilpädagogischen Angebote können die grundlegenden Erkenntnisse zum Verstehen zielführend sein! Es gilt also, sich auf die Perspektive der Väter ganzheitlich einzulassen. Dabei hat das väterliche Selbstbestimmungsrecht über Angebote und deren Inanspruchnahme ebenso Priorität. Der Perspektivwechsel scheint gerade für existentielle Themen (z.B. Zukunftsperspektive für ihre erwachsenen Kinder mit Behinderung) angebracht zu sein. Dieser Zugang macht zudem eine Begleitung ihres erwachsenen Kindes mit Behinderung möglich.

Zum Abschluss soll noch auf Spannungen eingegangen werden, welche im Kontakt mit Vätern entstehen können. Die Rekonstruktionen zeigen, dass der Status Quo für das Zusammenleben der Väter mit ihren erwachsenen Kindern mit Behinderung aus der Perspektive der Väter Handlungssinn macht. Neben ihrer Perspektive kommt die Perspektive ihres erwachsenen Kindes mit Behinderung und ihrer Partnerin (ebenfalls mit ihrem Selbstbestimmungsrecht) hinzu. So merkt auch Dominique HEYBERGER an (2015):

---

<sup>1998</sup> VÖLTER 2008b.

<sup>1999</sup> Vgl. ebd.

<sup>2000</sup> BOHNENSACK zit. in JAKOB 2010, S. 226.

<sup>2001</sup> Vgl. Kap. 3.3.3.

<sup>2002</sup> Vgl. WESSELMANN 2009, S. 61.

<sup>2003</sup> Vgl. Kap. 3.1.3 u. vgl. Kap. 3.2.1.

<sup>2004</sup> Vgl. hierzu auch Kap. 3.2.2 u. vgl. Kap. 6.2.1.

„Einerseits kann es zum offenen Konflikt zwischen den Eltern kommen. Andererseits ist die Situation für das Kind schwierig, wenn bezüglich der eigenen Zukunft zwischen Mutter und Vater unterschiedliche Auffassungen bestehen.“<sup>2005</sup>

Dem gegenüber steht die pädagogisch und entwicklungspsychologisch begründete Forderung nach einem Auszug als derzeitiges Ideal in der heilpädagogischen Praxis und Forschung und damit eine Betreuung außerhalb der Familie.<sup>2006</sup> Um die Spannungen dieser Konstellation abzubauen, kann von Seiten der Mitarbeiter\_innen ein Perspektivwechsel und Selbstreflexion richtungsweisend sein, um gemeinsam mit Vater und Mutter passgerechte Angebote zu konstruieren und in Kompromissituationen (welche auch unausweichlich sein können) Begleitung anbieten zu können. Denkbar ist ebenso ein Trägerwechsel, eine andere Bezugsperson oder zwei Bezugspersonen (z.B. eine für den Vater und eine fürs erwachsene Kind mit Behinderung).

Trotz aller Bemühungen kann eine Begleitung scheitern und/oder ein tieferer Zugang verwehrt bleiben.<sup>2007</sup> Die ethnographische Kompetenz gibt hier die Chance, auch ein Scheitern oder Spannungen in ihrer Genese zu verstehen.

---

<sup>2005</sup> HEYBERGER 2015, S. 82.

<sup>2006</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen in Kap. 1.2 zum Thema Ablösung und Auszug.

<sup>2007</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen zum „Sampel“ in Kap. 3.3. Denn auch in dieser Untersuchung wurden nicht alle angesprochenen Väter erreicht.

## SCHLUSSBETRACHTUNG UND AUSBLICK

Zum ersten Mal standen – nach langen Recherchen diesbezüglich – Väter von erwachsenen Kindern mit einer (geistigen) Behinderung im Mittelpunkt einer deutschsprachigen Forschungsarbeit. Als ihre Kinder geboren wurden, waren die Väter in der Forschung allgemein weitgehend „unwichtig“, in der heilpädagogischen Forschung stand, wenn überhaupt, die Mutter im Fokus. Wenn es auch in der Vergangenheit immer wieder Stimmen gab, die Väter in den Blick zu nehmen, fehlt es bis heute weitgehend an der Umsetzung. Dies liegt u.a. auch an der fokussierten Betrachtung der Care-Arbeit („Pflege ist weiblich“) bezüglich des (erwachsenen) Kindes mit Behinderung und der Hauptbetreuungsperson – zumeist der Mutter.

Ziel war es, unter Einbezug der gesamten Lebensgeschichte und der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, biographische Verläufe und Handlungsstrukturen von Vätern erwachsener Menschen mit Behinderungen zu erforschen, um Vaterschaften zu beschreiben und verstehend nachzuvollziehen zu können. Es lenkt den Blick weg von einer allein innerpsychischen Betrachtungsweise hin auf gewordene Handlungsstrukturen der Väter. Der Schwerpunkt (prozesshaft entwickelt) lag auf der Forschungsfrage: Welche Tätigkeiten nehmen Väter in der Familie und bezüglich des Umgangs mit ihrem Kind mit Behinderung wahr und wie haben sich diese Tätigkeiten entwickelt?

Wenn die Väter in der Praxis und auch in der Literatur noch kaum zu sehen sind, heißt das nicht, dass sie abwesend sind und keiner weiteren Beachtung bedürfen. Die interviewten Väter haben und mussten hier ihre persönlichen Möglichkeiten finden. Die Lebensgeschichten veranschaulichen vielmehr, dass die Väter zentrale und existenzielle Positionen in den Familien einnehmen und somit prägend sind. Diese Positionen und Familientätigkeiten sind dabei nicht statisch, sondern unterliegen der Familiendynamik. Väter sind prinzipiell bereit, familiäre Tätigkeiten zu übernehmen, auch als Hauptaufgabe und Ansprechperson für ihr erwachsenes Kind mit Behinderung in der Familie. Die verallgemeinerten fallübergreifenden Ergebnisse zeigen, dass sowohl die Familientätigkeit als auch die Handlungs- und Orientierungsmuster der Väter bezüglich ihres (erwachsenen) Kindes mit Behinderung ein Wechselspiel zwischen vertrauten und bekannten Familientraditionen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sind. Dabei ändern sich bewährte Handlungsstrukturen mit der Geburt eines Kindes mit Behinderung nicht zwingend. Die hier befragten Väter haben sich mithilfe dieser vielmehr ihren Weg im Leben und in der Ausübung ihrer Vaterschaft gesucht. Sie empfinden bis heute ein permanentes Gebrauchtwerden und permanente Verantwortung – sie üben bis in heute ihre „permanente Vaterschaft“<sup>2008</sup> aus.

Aus den Rekonstruktionen kristallisiert sich heraus, dass die transgenerationale Weitergabe von Erfahrungen und Werten zentral ist. Die handlungsprägenden Strukturen sind nicht immer offensicht-

---

<sup>2008</sup> In Anlehnung an den Begriff der „permanenten Elternschaft“ (siehe Kap. „Einführung“).



lich, die handlungsentscheidenden Momente liegen dabei häufig verdeckt. Es zeigt sich, dass es einer Gesamtbetrachtung bedarf, um die aktuelle Situation zu verstehen. Die Väter empfinden ihr Zusammenleben mit ihrem Kind mit Behinderung als sinnvoll – auch wenn die Außenperspektive dies nicht immer erahnen lässt. Dabei gibt es kein „richtig“ oder „falsch“, die Familiendynamik besitzt eine zentrale Rolle. Es lohnt sich somit, sich in der vertrauensvollen Zusammenarbeit mit dem erwachsenen Kind mit Behinderung die Familiengeschichte der Eltern anzuschauen und sie sich erzählen zu lassen. So kann man sich der ganzheitlichen Sicht auf die Väter, ihrer Familie und ihren aktuellen Themen annähern. Gerade hier sollte die erarbeitete Typologie nicht Fixpunkt sein, sondern eine mögliche Bandbreite von Familientätigkeiten aufzeigen. So kann es möglich werden, sensibel für die Perspektive und Handlungsstruktur eines Vaters zu werden und sie zu wahrzunehmen. Ein „Verstehen“ braucht zunächst Zeit und Offenheit und sollte die Basis für die Zusammenarbeit mit Vätern, überhaupt mit Menschen, sein.

Die Begrenzung dieser Studie ist forschungsmethodisch begründet, sie basiert auf kleinen Fallzahlen. Somit können keine Aussagen über Verteilung und Repräsentativität ihrer Ergebnisse und auf eine „numerische Verallgemeinerung“ gemacht werden. Durch das Vorgehen mit Hilfe der Interpretativen Sozialforschung nach Gabriele ROSENTHAL konnten jedoch (zum ersten Mal) ausführliche Rekonstruktionen von Lebensgeschichten von Vätern erhalten und damit dokumentiert werden. An die dargestellten Rekonstruktionen können ebenso weitere Fragen, mit anderen Erkenntnisinteressen, angelegt werden. Die Rekonstruktionen stellen Bilder von 70 oder mehr Jahren gelebten Lebens dar. An der Größe der Falldarstellung wird die Komplexität der Genese deutlich und die Unmöglichkeit generalisierter „Lösungen“ anhand der Ergebnisse. Die Ergebnisse bieten so die Grundlage und die Basis für weiterführende dringend benötigte Forschungen, auch zu Vätergruppen, welche nicht in diesem Sample erreichbar waren (Stichwort: „Gate Closer“) oder nicht im Fokus standen (z.B. geschiedene Väter; Väter, deren Kinder bereits ausgezogen sind). D.h., die Typologie ist erweiterbar und ausdifferenzierbar und steht für weitere Forschungen zur Diskussion. Was diese Arbeit auf jeden Fall zeigen konnte, ist die enorme Bedeutung des Hinterfragens, Verstehens und Schaffens einer Vertrauensbasis. Für die Anwendbarkeit bzw. für die Verallgemeinerung der Aussagen gilt, dass nicht allgemein von „Eltern“ gesprochen werden kann. Weitere Forschungen müssen erst zeigen, ob die Ergebnisse bzw. Hinweise auch auf die Perspektive der Mütter übertragen werden können. Die Perspektive der Mutter war hier nicht Gegenstand der Betrachtung. Die Interpretationen geben einen Ist-Stand wieder, der unter Umständen veränderbar ist – Leben erfordert immer wieder Annäherung und Verstehensprozesse, welche nie abgeschlossen sein können.

Die hier dargestellten Überlegungen zeigen den Bedarf eines Perspektivwechsels in der heilpädagogischen Praxis und Forschung im Umgang mit Vätern von erwachsenen Menschen mit einer (geistigen)

Behinderung auf. Dies begründet sich aus den verallgemeinerten Ergebnissen und der erarbeiteten Typologie. Es ergeben sich Forderungen zu:

- *einer gendersensiblen Betrachtung mit einer Erweiterung auf die Familientätigkeit,*
- *einer Angebotsstruktur für die Väterarbeit,*
- *einer „ethnographischen Kompetenz“ mit einer Herkunfts- und Generationensensibilität und*
- *einer Reflexion des Auszugsparadigmas hin zur begleitenden Vorsorge.*

Sowohl für die „Inblicknahme“ der Väter in der Familie als auch die Vermittlung der „ethnographischen Kompetenz“ sind Räume in Ausbildung, Studium und der Mitarbeiter\_innenschulung hilfreich.

Diese Arbeit kann nur ein erster Schritt hin zu diesem Perspektivwechsel in der heilpädagogischen Praxis und Forschung sein und will ihn anregen. Es ist jedoch ein Prozess, welcher Zeit verlangt. Hier sind die historisch- gesellschaftlichen Diskurse und die Diskurse in der heilpädagogischen Praxis und Forschung eng miteinander verknüpft. Es ist ein Prozess, welcher sich auf verschiedenen gesellschaftlichen und politischen Ebenen niederschlägt (Forschung, Ausbildung, Angebotsstrukturänderungen) und bestehende Väterbilder hinterfragen sollte.

## ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

AbW	Ambulant betreutes Wohnen
AWG	Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft
BDM	Bund Deutscher Mädel der Hitlerjugend
BGB	Bürgerliches Gesetzbuch
BRD	Bundesrepublik Deutschland
bvkm	Bundesverband für körper- und mehrfachbehinderte Menschen e.V.
bzw.	beziehungsweise
ca.	circa, zirka
CDU	Christlich Demokratische Union Deutschlands
DDR	Deutsche Demokratische Republik
d.h.	das heißt
DJ	Jungvolk der Hitlerjugend
DM	Deutsche Mark
ebd.	ebenda
ElFamBe	Forschungsprojekt: „Älter werdende Eltern und erwachsene Familienmitglieder mit Behinderung zu Hause. Innovative Beratungs- und Unterstützungsangebote im Ablösungsprozess“
FBEBK	Fragebogen zur Bedürfnislage von behinderten Kindern
FDCT-N	Fragebogen zu Erfassung von dyadischem Coping als generelle Tendenz
FDGB	Freier Deutscher Gewerkschaftsbund
GdB	Grad der Behinderung
Gestapo	geheime Staatspolizei in der Zeit des Nationalsozialismus
GG	Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland
ggfs.	gegebenenfalls
HJ	Hitlerjugend
HO	Handelsorganisation in der DDR
IM	Inoffizieller Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit in der DDR (MfS)
I	Interviewer
IP	Interviewpartner
IQ	Intelligenzquotient
JM	Jungmädelsbund der Hitlerjugend
Kap.	Kapitel

KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
LDP	Liberal-Demokratische Partei Deutschlands
LPG	Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft
MfS	Ministerium für Staatssicherheit in der DDR
MGB	sowjetisches Ministerium für Staatssicherheit (russisch: Министерство государственной безопасности/ Ministerstwo Gossudarstwennoi Besopasnosti)
Mio.	Million
NATO	North Atlantic Treaty Organization
NAW	Nationales Aufbauwerk
NKWD	Volkskommissariat für innere Angelegenheiten der sowjetischen Geheimpolizei (russisch: НКВД = Народный комиссариат внутренних дел/ Narodnyj Komissariat Wnutrennich Del SSR) <sup>2009</sup>
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
NS	Nationalsozialismus
NVA	Nationale Volksarmee der DDR
OP	Operation
Pf.	Pfennig
PTBS	Posttraumatische Belastungsstörung
RAF	Rote Armee Fraktion
RAS	Relationship Assessment Scala
RM	Reichsmark
s.o.	siehe oben
SA	Sturmabteilung
SBZ	Sowjetische Besatzungszone
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SGB	Sozialgesetzbuch
SOEP	Sozio-ökonomisches Panel
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SMAD	Sowjetische Militäradministration in Deutschland
SS	Schutzstaffel der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP)
Tbc	Tuberkulose
TU	Technische Universität
u.a.	unter ander[e]m, unter ander[e]n

---

<sup>2009</sup> PRITZKOW 2009, S. 35.

UNO	United Nations Organization (deutsch: Organisation der Vereinten Nationen)
USA	Vereinigte Staaten von Amerika (englisch: <i>United States of America</i> )
v.a.	vor allem/allen
VEB	Volkseigener Betrieb
vgl.	vergleiche
vs.	versus
WDR	Westdeutscher Rundfunk Köln
WfbM	Werkstatt für behinderte Menschen
WHO	Weltgesundheitsorganisation (englisch World Health Organization)
z.B.	zum Beispiel
ZDF	Zweites Deutsches Fernsehen
zit. in	zitiert in
ZK	Zentralkomitee der SED

## ABBILDUNGS- UND TABELLENVERZEICHNIS

Tabelle 1: Familientypologie nach <i>Michaela HELLMANN, Claudia OLEJNICZAK, Andreas BORCHERS</i> .....	46
Tabelle 2: Phasen des narrativ-biographischen Interviews .....	112
Tabelle 3: Schritte biographischer Fallrekonstruktion (nach ROSENTHAL).....	118
Abbildung 1: Interaktionales Modell der Genese von geistiger Behinderung .....	21
Abbildung 2: Genogram zur Geburt von Paul KAUFMANN .....	139
Abbildung 3: Genogramm der Familie KAUFMANN zur Geburt von Tochter Paula.....	184
Abbildung 4: Genogramm Familie KAUFMANN heute .....	210
Abbildung 5: Aktuelles Spannungsfeld von Paul KAUFMANN in Bezug auf seine Tochter aus .....	
seiner Sicht.....	217
Abbildung 6: Genogramm zur Geburt von Georg BERG.....	228
Abbildung 7: Genogramm zur Geburt von Hans HAUCK .....	298
Abbildung 8: Typologie zu Familientätigkeiten von Vätern .....	370

**LITERATUR- UND QUELLENVERZEICHNIS**

- ABSOLON, Rudolf (1995): Die Wehrmacht im Dritten Reich. 19. Dezember 1941 bis 9. Mai 1945. Schriften des Bundesarchivs, 16, I-VI. Boppard am Rhein: Harald Boldt.
- ÄRZTEBLATT (2012): Politische DDR-Häftlinge leiden noch immer unter Traumafolgen. In: *aerzteblatt.de*. Online verfügbar unter <http://www.aerzteblatt.de/nachrichten/52171> [Stand: 22.05.2015].
- ALHEIT, Peter; DAUSIN, Bettina (2000): Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen. In: HOERNING, Erika M. (Hrsg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 257-283.
- ALICH, Saskia (2011): Angehörige erwachsener Menschen mit Behinderung. Ein Problemaufriss: empirisch-exemplarische Darstellung zur Lebenslage Angehöriger von Menschen mit Behinderung in Einrichtungen der Behindertenhilfe. Berlin [u.a.]: Lit Verlag (Organisation und Individuum, Bd. 6).
- ALTENBURGER, Andreas: Die Besoldung eines Soldaten der Wehrmacht: Verein zur militärhistorischen Forschung e.V. Stuttgart. Online verfügbar unter <http://www.lexikon-der-wehrmacht.de/Soldat/Besoldung.htm> [Stand: 19.05.2015].
- AMNESTY INTERNATIONAL: Themenkoordinationsgruppe gegen Folter. Häufige Fragen und Antworten zum Thema Folter. Amnesty International. Online verfügbar unter <http://www.amnesty-gegen-folter.de/Main/Dokumente-FragenUndAntworten> [Stand: 22.05.2015].
- AMNESTY INTERNATIONAL (2005): Grausam. Unmenschlich. Entwürdigt uns alle. Stoppt Folter und Misshandlung im „Krieg gegen den Terror!“. Online verfügbar unter [http://www.amnesty.de/download/Broschuere\\_ES\\_low.pdf](http://www.amnesty.de/download/Broschuere_ES_low.pdf) [Stand: 29.08.2013].
- ANER, Kirsten; KARL, Ute (Hrsg.) (2010): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- ARBEITSGEMEINSCHAFT DISABILITY STUDIES IN DEUTSCHLAND: Disability Studies. Arbeitsgemeinschaft Disability Studies in Deutschland. Berlin. Online verfügbar unter <http://www.disabilitystudies.de/studies.html> [Stand: 02.12.2014].
- AULENBACHER, Brigitte; MEUSER, Michael; MORDT, Gabriele (Hrsg.) (2009): Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Studienskripte zur Soziologie).
- BAADER, Meike Sophia (2006): Vaterschaft im Spannungsverhältnis zwischen alter Ernährerrolle, neuen Erwartungen und Männlichkeitsstereotypen. In: BERESWILL, Mechthild; SCHEIWE, Kirsten und WOLDE, Anja (Hrsg.): Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht. Weinheim und München: Juventa - Verlag, S. 117-136.
- BANK-NIKKELSEN, Niels Erik (1974): Kapitel 10: Die staatliche Fürsorge für geistig Behinderte in Dänemark. Ein Großstadtbezirk in Dänemark: Kopenhagen. In: KUGEL, Robert B. und WOLFENBERGER, Wolf (Hrsg.): Geistig Behinderte - Eingliederung oder Bewahrung? Heutige Vorstellungen über die Betreuung geistig behinderter Menschen. Übersetzung und Bearbeitung der deutschen Ausgabe von Wilfried Bock. Stuttgart: Georg Thieme Verlag, S. 72-93.
- BARCK, Simone (2003): Bildung und Kultur in der DDR. In: BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG (Hrsg.): Deutschland in den fünfziger Jahren. Informationen zur politischen Bildung (256), Neudruck. Bonn, S. 49-55.
- BARONSKY, Alexandra; GERLACH, Irene; SCHNEIDER, Ann Kristin (2012): Väter in der Familienpolitik. In: *APuZ, Aus Politik und Zeitgeschichte* 62 (40), S. 31-36.

- BARSCH, Sebastian: Heilpädagogik - Geschichte. Deutsche Demokratische Republik. Online verfügbar unter <http://www.sonderpaedagoge.de/geschichte/deutschland/ddr/> [Stand: 23.09.2014].
- BARTH, Bernd-Rainer; MÜLLER-ENBERGS, Helmut (2010a): Selbmann, Fritz (eigtl.: Friedrich Wilhelm). In: MÜLLER-ENBERGS, Helmut; WIELGOHS, Jan und HOFFMANN, Dieter (Hrsg.): Wer war wer in der DDR? Ein biographisches Lexikon, 5. Auflage. Band 1. Berlin: Ch. Links. (Online Version). Online verfügbar unter <http://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/wer-war-wer-in-der-ddr-%2363%3B-1424.html?ID=3271> [Stand: 22.05.2015].
- BARTH, Bernd-Rainer; MÜLLER-ENBERGS, Helmut (2010b): Lothar Bolz. In: MÜLLER-ENBERGS, Helmut; WIELGOHS, Jan und HOFFMANN, Dieter (Hrsg.): Wer war wer in der DDR? Ein biographisches Lexikon, 5. Auflage. Band 1. Berlin: Ch. Links. Online verfügbar unter <http://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/wer-war-wer-in-der-ddr-%2363%3B-1424.html?ID=359> [Stand: 22.05.2015].
- BARTOLETTI, Susann Campbell (2007): Jugend im Nationalsozialismus. Zwischen Faszination und Widerstand. Berlin: Berlin-Verlag GmbH (Sonderausgabe für die Zentralen für politische Bildung in Deutschland).
- BAUAMT STADT BEELITZ (1998): Beelitzheilstätten. Bildtafeln "100 Jahre Beelitzheilstätten". Online verfügbar unter <http://www.landhotel-gustav.de/beelitz-heilstaetten.htm>, zuletzt aktualisiert am Dez. 2002 [Stand: 08.12.2014].
- BECKERT, Jens (2005): Soziologische Netzwerkanalyse. In: KÄSLER, Dirk (Hrsg.): Aktuelle Theorien der Soziologie. Von Shmuel N. Eisenstadt bis zur Postmoderne. München: Beck (Beck'sche Reihe 1648), S. 286-312.
- BENZ, Angelika: Erweiterte Kinderlandverschickung - vom Anhalter Bahnhof in die Ungewissheit. Berlin. Online verfügbar unter <http://www.berlin.de/2013/themenjahr-open-air/stadtmarkierung/10-potsdamer-platz-publikumsmagnet-im-zentrum-des-terrors/er-weiterte-kinderlandverschickung-vom-anhalter-bahnhof-in-die-ungewissheit/> [Stand: 14.12.2014].
- BENZ, Wolfgang (2005): Infrastruktur und Gesellschaft im zerstörten Deutschland. In: BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG (Hrsg.): Deutschland 1945 – 1949. Informationen zur politischen Bildung (259), überarbeitete Neuauflage 2005. Bonn, S. 16-25.
- BENZ, Wolfgang; GRAML, Hermann; WEIß, Hermann (Hrsg.) (2007): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. 5. Auflage. München: Dt. Taschenbuch-Verlag.
- BERESWILL, Mechthild; SCHEIWE, Kirsten; WOLDE, Anja (Hrsg.) (2006): Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht. Weinheim und München: Juventa-Verlag.
- BEUERS, Christoph (2003): Bäume wachsen in den Himmel: Sterben und Trauern; ein Buch für Menschen mit geistiger Behinderung. Marburg: Lebenshilfe-Verlag.
- BEUSHAUSEN, Jürgen (2012): Genogramm- und Netzwerkanalyse. Die Visualisierung familiärer und sozialer Strukturen ; mit 2 Tabellen. Göttingen [u.a.]: Vandenhoeck & Ruprecht.
- BEYER, Rolf: Ich erlebte die Bomben auf Berlin und Tiefflieger auf dem Lande. Ein Bericht von Dr. Rolf Beyer, Leipzig. Universität Leipzig, Arbeitsgruppe Zeitzeugen des Seniorenstudiums. Leipzig. Online verfügbar unter <http://www.uni-leipzig.de/~hagen/Zeitzeugen/zz185.htm> [Stand: 07.02.2014].
- BIEDENKOPF, Kurt; BERTRAM, Hans; NIEJAHR, Elisabeth (2009): Starke Familie – Solidarität, Subsidiarität und kleine Lebenskreise. Bericht der Kommission »Familie und demographischer Wandel«. Stuttgart. Online verfügbar unter <http://www.sowi.hu-berlin.de/lehrebereiche/mikrosoziologie/profbertram/publikationen/2009/starkefamilie09> [Stand: 22.05.2015].



- BLASIUS, Dirk (1987): Ehescheidung in Deutschland 1794-1945. Scheidung und Scheidungsrecht in historischer Perspektive. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 74).
- BODE, Sabine (2013): Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation. 2. Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta.
- BODE, Sabine (2014): Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen. 20. Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta.
- BÖDEKER, Sebastian (2012): Soziale Ungleichheit und politische Partizipation in Deutschland. WZB Brief Zivil-Engagement. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) (Hrsg.). Berlin. Online verfügbar unter [http://bibliothek.wzb.eu/wzbbrief-zivilengagement/WZBriefZivilengagement052012\\_boedeker.pdf](http://bibliothek.wzb.eu/wzbbrief-zivilengagement/WZBriefZivilengagement052012_boedeker.pdf), zuletzt aktualisiert am 05.04.2012 [Stand: 20.05.2015].
- BOHN, Cornelia; HAHN, Alois (2007): Pierre Bourdieu. 1930-2002. In: KAESLER, Dirk (Hrsg.): Klassiker der Soziologie. Von Talcott Parsons bis Anthony Giddens. 5., überarbeitete, aktualisierte und erweiterte Auflage. 2 Bände. München: C.H. Beck (2).
- BÖHNISCH, Lothar (2012): Männerforschung: Entwicklung, Themen, Stand der Diskussion. In: *APuZ, Aus Politik und Zeitgeschichte* 62 (40), S. 24-30.
- BOHNSACK, Ralf (2012): 5.4 Gruppendiskussion. In: FLICK, Uwe; KARDORFF, Ernst von und STEINKE, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 9. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, S. 369-384.
- BOSCH, Erik; HUMBERT, Regina (2009): Tod und Sterben im Leben von Menschen mit geistiger Behinderung. Arnhem, NL: Bosch & Suykerbuyk Trainingszentrum B.V.
- Brackhane, Rainer B. (2007): Be-hindert. Sichtweisen - Menschen - Entwicklungen. Frankfurt am Main [u.a.]: Lang.
- BRAUNE, Werner (2000): Stellung behinderter Menschen in der DDR [Im Gespräch mit ELLGER-RÜTTGARDT, Sieglind (d. Verf.)]. In: ELLGER-RÜTTGARDT, Sieglind und WACHTEL, Grit (Hrsg.): Zehn Jahre Sonderpädagogik und Rehabilitation im vereinten Deutschland. Neuwied, Kriftel, Berlin: Hermann Luchterhand Verlag, S. 18-22.
- BROUCEK, Peter (2005): Ein General im Zwielficht. Die Erinnerungen Edmund Glaises von Horstenau. 1. Auflage. Wien: Böhlau Wien.
- BRUHN, Ramona; STRÄßER, Benjamin (Hrsg.) (2014): Palliative Care für Menschen mit geistiger Behinderung. Interdisziplinäre Perspektiven für die Begleitung am Lebensende. 1. Auflage. Stuttgart: Kohlhammer.
- BÜKER, Christa (2008): Leben mit einem behinderten Kind: Betroffene Familien in sozial benachteiligter Lebenslage. In: BAUER, Ullrich und BÜSCHER, Andreas (Hrsg.): Soziale Ungleichheit und Pflege. Beiträge sozialwissenschaftlich orientierter Pflegeforschung. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Gesundheit und Gesellschaft), S. 282-300.
- BÜKER, Christa (2010): Leben mit einem behinderten Kind. Bewältigungshandeln pflegender Mütter im Zeitverlauf. 1. Auflage. Bern: Huber.
- BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (2009): Familien Report 2009. Leistungen, Wirkungen, Trends. Berlin. Online verfügbar unter <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschueren-stelle/Pdf-Anlagen/familienreport,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> [Stand: 22.05.2015].

- BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (2012): Auf fremdem Terrain ... Wenn Männer pflegen. Online verfügbar unter [http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/Auf-fremdem-Terrain-Wenn-M\\_C3\\_A4nner-pflegen,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf](http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/Auf-fremdem-Terrain-Wenn-M_C3_A4nner-pflegen,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf), zuletzt aktualisiert am 27.08.2012 [Stand: 22.05.2015].
- BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (2013): Familienreport 2012. Leistungen, Wirkungen, Trends. 1. Auflage. Berlin. Online verfügbar unter <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/Familienreport-2012,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> [Stand: 22.05.2015].
- BUNDESMINISTERIUM FÜR GESAMTDEUTSCHE FRAGEN (2007): 1. Januar bis 31. Dezember 1956. Verzeichnis der Dokumente. Unter Mitarbeit von DEUERLEIN, Ernst und SCHIERBAUM Hansjürgen (Dokumente zur Deutschlandpolitik, III. Reihe/Band 2). Online verfügbar unter <http://www.bundesarchiv.de/imperia/md/content/abteilungen/abtgd/dzd/dokumentenverzeichnisse/iiireihe/2.pdf> [Stand: 22.05.2015].
- BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND (2004): Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland, GG. In: Bundeszentrale für politische Bildung, Stand: 09.11.2004.
- BUNDESVERBAND FÜR KÖRPER- UND MEHRFACHBEHINDERTE MENSCHEN E.V. (BVKM): Frauen mit besonderen Herausforderungen. Kongress für Mütter behinderter Kinder 10. - 12. Mai 2013 in Berlin. Online verfügbar unter <http://www.bvkm.de/dokumente/pdf/Veranstaltungen/muettertag/Aus-schreibungInternetversion.pdf> [Stand: 18.04.2013].
- BURTSCHER, Reinhard (2012): Älter werdende Eltern und erwachsene Kinder mit Behinderung zu Hause. In: *VHN* 81, 27.09.2012, S. 312-324.
- BURTSCHER, Reinhard (2015a): »Wir haben gute Gründe« – Zusammenleben im elterlichen Haushalt. In: BURTSCHER, Reinhard; HEYBERGER, Dominique und SCHMIDT, Thomas: Die »unerhörten« Eltern. Eltern zwischen Fürsorge und Selbstsorge. Unter Mitwirkung von DRIESENER, Katja; SCHUPPAN, Steffi und TRÖNDLE, Judith. Marburg: Lebenshilfe-Verlag, S. 89-100.
- BURTSCHER, Reinhard (2015b): Die Eltern »erhören« – Empfehlungen für die Praxis. In: BURTSCHER, Reinhard; HEYBERGER, Dominique und SCHMIDT, Thomas: Die »unerhörten« Eltern. Eltern zwischen Fürsorge und Selbstsorge. Unter Mitwirkung von DRIESENER, Katja; SCHUPPAN, Steffi und TRÖNDLE, Judith. 1. Auflage. Marburg: Lebenshilfe-Verlag, S. 115-134.
- BURTSCHER, Reinhard; HEYBERGER, Dominique; SCHMIDT, Thomas (Hrsg.) (2015): Die »unerhörten« Eltern. Eltern zwischen Fürsorge und Selbstsorge. Unter Mitwirkung von DRIESENER, Katja; SCHUPPAN, Steffi und TRÖNDLE, Judith. Marburg: Lebenshilfe-Verlag.
- CARITAS BEHINDERTENHILFE UND PSYCHIATRIE E.V.; LEBENSHILFE FÜR MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG E.V.; VERBAND ANTHROPOSOPHISCHE HEILPÄDAGOGIK SOZIALTHERAPIE UND SOZIALE ARBEIT E.V.; BUNDESVERBAND EVANGELISCHER BEHINDERTENHILFE; BUNDESVERBAND FÜR KÖRPER-UND MEHRFACHBEHINDERTE MENSCHEN E.V. (2010): 10 Thesen zur Personenzentrierung. Online verfügbar unter <http://www.lebenshilfe.de/wData/downloads/themen-recht/10-Thesen-Personorientierung-final.pdf> [Stand: 22.05.2015].
- CIESLA, Burghard (2003): Wirtschaftliche Entwicklung und Lebenslage in der DDR. In: BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG (Hrsg.): Deutschland in den fünfziger Jahren. Informationen zur politischen Bildung (256), Neudruck. Bonn, S. 39-45.
- CLOERKES, Günther (2007): Soziologie der Behinderten. Eine Einführung. 3., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Heidelberg: Winter (Edition S).
- COBBERS, Arnt (2007): Berlin. Die Geschichte. 1. Auflage. Berlin: Jaron.

- CONNELL, Robert William (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen: Leske + Budrich (Geschlecht und Gesellschaft, 8).
- CZOLLEK, Leah Carola; PERKO, Gudrun; WEINBACH, Heike (2009): Lehrbuch Gender und Queer. Grundlagen, Methoden und Praxisfelder. Weinheim und München: Juventa-Verlag.
- DAMS, Carsten; STOLLE, Michael (2008): Die Gestapo. Herrschaft und Terror im Dritten Reich. Orig.-Ausgabe. München: Beck (Beck'sche Reihe, 1856).
- DAUSIN, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen: Donat Verlag.
- DEDERICH, Markus (2006): Wozu Theorie? In: *VHN* 75, S. 99-109.
- DEICHMANN, Werner; MARX, Karl Heinrich (2008): Erinnerungen an die „Deutsche Hauptschule 1“ in Solingen, die Tabarzer K-L-V Lager Haus „Echarti“, „Veronika“ und „Gesang“ und an unser Lehrerkollegium mit dem Rektor Hermann Hönneknövel von 1942 bis 1945, zuletzt aktualisiert 2008 [Stand: 22.05.2015].
- DELVAUX, Gregor de Fenffe (2014): China unter Mao 1: 1949-1966. WDR, SWR und ARD-alpha. Planet-Wissen (Hrsg.). Online verfügbar unter [http://www.planet-wissen.de/laender\\_leute/china/mao\\_zedong/china\\_mao\\_biografie1.jsp](http://www.planet-wissen.de/laender_leute/china/mao_zedong/china_mao_biografie1.jsp), zuletzt aktualisiert am 08.08.2014 [Stand: 10.09.2014].
- DEMPS, Laurenz (Hrsg.) (2012): Luftangriffe auf Berlin. Die Berichte der Hauptluftschutzstelle 1940 - 1945. 1. Auflage. Berlin: Links (Schriftenreihe des Landesarchivs Berlin, Bd. 16).
- DENIS, Doris; PRIEBE, Stefan (1995): Psychische Folgen politischer Inhaftierung in der DDR. In: *Horsch und Guck* (17), S. 1–5. Online verfügbar unter <http://www.horch-und-guck.info/hug/fileadmin/templates/pdf/HuG-17-S.01-05.pdf> [Stand: 22.05.2015].
- DENZIN, Norman K. (2012): 3.3 Symbolischer Interaktionismus. In: FLICK, Uwe; KARDORFF, Ernst von und STEINKE, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 9. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, S. 136-150.
- DER BUNDESBEAUFTRAGTE FÜR DIE UNTERLAGEN DES STAATSSICHERHEITSDIENSTES DER EHEMALIGEN DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK (BSTU) (2013): Verwerfliche Testpraxis? Podiumsdiskussion über Pharmatests westlicher Firmen in der DDR. Berlin. Online verfügbar unter [http://www.bstu.bund.de/DE/InDerRegion/Berlin/Notizen/20130607\\_pharmatest\\_debatt.htm](http://www.bstu.bund.de/DE/InDerRegion/Berlin/Notizen/20130607_pharmatest_debatt.htm) [Stand: 26.09.2014].
- DER SPIEGEL (1964): Häftlings-Auslösung. Gegen Südfrüchte. In: *DER SPIEGEL* 18, 14.10.1964 (42), S. 31–32. Auch Online verfügbar unter <http://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/46176482> [Stand: 22.05.2015].
- DER SPIEGEL (1972): Berlin/Wahlkampf. Beim im Bund. In: *DER SPIEGEL* 1972, 09.10.1972 (42), S. 28–29. Auch Online verfügbar unter <http://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/42805129> [Stand: 22.05.2015].
- DEUTSCHER BUNDESTAG 15. WAHLPERIODE (2004): Bericht der Bundesregierung über die Lage behinderter Menschen und die Entwicklung ihrer Teilhabe. Unterrichtung durch die Bundesregierung. Deutscher Bundestag 15. Wahlperiode. Berlin (Drucksache 15/4575). Online verfügbar unter [http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/bericht-der-bundesregierung-ueber-die-lage-der-behinderten-menschen-und-die-entwicklung-ihrer-teilhabe.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/bericht-der-bundesregierung-ueber-die-lage-der-behinderten-menschen-und-die-entwicklung-ihrer-teilhabe.pdf?__blob=publicationFile) [Stand: 22.05.2015].

- DEUTSCHES HISTORISCHES MUSEUM: Plakat: Aufforderung zur Verdunkelung als Schutz vor Luftangriffen. Online verfügbar unter [http://www.dhm.de/lemo/objekte/pict/pl004404\\_1/index.html](http://www.dhm.de/lemo/objekte/pict/pl004404_1/index.html) [Stand: 22.05.2015].
- DIEKMANN, Wilfried: Schule und Ausbildung für soziale und pflegerische Berufe. DIAKONIE DEUTSCHLAND (Hrsg.). Online verfügbar unter <http://www.diakonie.de/schule-und-ausbildung-fuer-soziale-und-pflegerische-berufe-9236.html> [Stand: 22.05.2015].
- DÖBERT, Hans (1995): Das Bildungswesen der DDR in Stichworten. Inhaltliche und administrative Sachverhalte und ihre Rechtsgrundlage. Neuwied, Kriftel, Berlin: Hermann Luchterhand Verlag.
- DOEHLEMANN, Martin (2006): Junge und ältere Menschen: Soziologie der Altersphasen. In: BIERMANN, Benno; BOCK-ROSENTHAL, Erika; DOEHLEMANN, Martin; GROHALL, Karl-Heinz und KÜHN, Dietrich (Hrsg.): Soziologie. Studienbuch für soziale Berufe. 5., durchgesehene Auflage. München und Basel: E. Reinhardt (UTB), S. 105-138.
- DONATH, Matthias (2009): Sächsisches Elbland. Kulturlandschaften Sachsens, 1. Leipzig: Edition Leipzig.
- DONATH, Matthias (Hrsg.) (2011): Die Erfindung des Junkers. Die Bodenreform 1945 in Sachsen. Sonderausgabe für die sächsische Landeszentrale für politische Bildung. Dresden: Edition Sächsische Zeitung.
- DRESDNER HISTORIKERKOMMISSION (Hrsg.)(2010): Abschlussbericht der Historikerkommission zu den Luftangriffen auf Dresden zwischen dem 13. und 15. Februar 1945. Unter Mitarbeit von NEUTZNER, Matthias; SCHÖNHERR, Nicole; PLATO, Alexander von und SCHNATZ, Helmut. Dresden. Online verfügbar unter [http://www.dresden.de/media/pdf/infoblaetter/Historiker\\_kommission\\_Dresden1945\\_Abschlussbericht\\_V1\\_14a.pdf](http://www.dresden.de/media/pdf/infoblaetter/Historiker_kommission_Dresden1945_Abschlussbericht_V1_14a.pdf), zuletzt aktualisiert am 17.03.2010 [Stand: 16.02.2015].
- DREßEN, Willi (2007): Politische Leiter. In: BENZ, Wolfgang; GRAML, Hermann und WEIß, Hermann (Hrsg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. 5. Auflage. München: Dt. Taschenbuch-Verlag, S. 708.
- DRIESENER, Katja; HEYBERGER, Dominique; SCHMIDT, Thomas; SCHUPPA, Steffi (2015): Partizipative Projektentwicklung: Unsere Veranstaltungspraxis. In: BURTSCHER, Reinhard; HEYBERGER, Dominique und SCHMIDT, Thomas: Die »unerhörten« Eltern. Eltern zwischen Fürsorge und Selbstsorge. Unter Mitwirkung von DRIESENER, Katja; SCHUPPAN, Steffi und TRÖNDLE, Judith. Marburg: Lebenshilfe-Verlag, S. 37-62.
- DUDENREDAKTION (Hrsg.) (2001): Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache. Duden Band 7. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.
- EBERT, Johannes (2000): Das Jahrhundertbuch. 2., überarbeitete Auflage. München: ADAC-Verlag.
- ECARIUS, Jutta; SCHÄFFER, Burkhard (2010): Typenbildung und Theoriegenerierung. Opladen [u.a.].
- ECKERT, Andreas (2002): Eltern behinderter Kinder und Fachleute. Erfahrungen, Bedürfnisse und Chancen. Bad Heilbrunn/Obb.: Julius Klinkhardt.
- ECKERT, Andreas (2007): Familien mit einem behinderten Kind. Zum aktuellen Stand der wissenschaftlichen Diskussion. In: *Behinderte Menschen* (1), S. 40-52.
- ECKERT, Andreas (Hrsg.) (2008a): Familie und Behinderung. Studien zur Lebenssituation von Familien mit einem behinderten Kind. Hamburg: Kovač (Schriftenreihe Heilpädagogik in Forschung und Praxis, 2).

- ECKERT, Andreas (2008b): Ressourcen und Bedürfnisse im familiären Leben mit einem behinderten Kind - Theoretische Hintergründe und empirische Analysen. In: ECKERT, Andreas (Hrsg.): Familie und Behinderung. Studien zur Lebenssituation von Familien mit einem behinderten Kind. Hamburg: Kovač (Schriftenreihe Heilpädagogik in Forschung und Praxis), 2, S. 1-112.
- ELLGER-RÜTTGARDT, Sieglind (2008): Geschichte der Sonderpädagogik. Eine Einführung. München, Basel: E. Reinhardt.
- ENDREß, Martin (2006): Alfred Schütz. 1899-1959. In: KAESLER, Dirk (Hrsg.): Klassiker der Soziologie. Von August Comte bis Alfred Schütz. 5., überarbeitete, aktualisierte und erweiterte Auflage. 2 Bände. München: C.H. Beck (1).
- ENGELBERT, ANGELIKA (1999): Familien im Hilfenetz. Bedingungen und Folgen der Nutzung von Hilfen für behinderte Kinder. Weinheim und München: Juventa-Verlag.
- ENGELBERT, ANGELIKA (2002): Familienwelten und Behindertenhilfe - ein anspruchsvolles Verhältnis. In: BUNDESVEREINIGUNG LEBENSHILFE FÜR MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG E.V. (Hrsg.): Familien mit behinderten Angehörigen. Lebenswelten - Bedarfe - Anforderungen. Eine Dokumentation der Bundesvereinigung Lebenshilfe. 1. Auflage. Marburg: Lebenshilfe-Verlag, S. 35-44.
- ENGSTLER, Heribert; MENNING, Sonja (2003): Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Lebensformen, Familienstrukturen, wirtschaftliche Situation der Familie und familiendemographische Entwicklung in Deutschland. Bundesministerium für Familie Senioren Frauen und Jugend (Hrsg.). Online verfügbar unter [http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschueren stelle /Pdf-Anlagen/PRM-24184-Gesamtbericht-Familie-im-Spiegel.property=pdf.pdf](http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschueren%20stelle/Pdf-Anlagen/PRM-24184-Gesamtbericht-Familie-im-Spiegel.property=pdf.pdf) [Stand: 22.05. 2015].
- ERLER, Peter; KNABE, Hubertus (2012): Der verbotene Stadtteil. Stasi-Sperrbezirk Berlin-Hohenschönhausen. 5. Auflage. Berlin: Jaron.
- ESCHENHAGEN, Wieland; JUDT, Mattias (2008): Der Fischer Weltalmanach. Chronik Deutschland 1949-2009. 60 Jahre deutsche Geschichte im Überblick. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- ERBACH, SIGMAR (1973): Entwurf eines Rahmenplanes zur Förderung schulisch nicht mehr bildbarer, aber noch förderungsfähiger hirngeschädigter Kinder und Jugendlicher in Einrichtungen des Gesundheits- und Sozialwesens (Entwurf).
- ERBACH, SIGMAR (1977): Teil I. Grundposition der Bildung und Erziehung schulbildungsunfähiger förderungsfähiger schwachsinniger Kinder und Jugendlicher in den rehabilitationspädagogischen Fördereinrichtungen des Gesundheits- und Sozialwesens in der Deutschen Demokratischen Republik (Entwurf).
- ERBACH, SIGMAR (1986): Grundlagenmaterial zur Gestaltung der rehabilitativen Bildung und Erziehung in den rehabilitationspädagogischen Förderungseinrichtungen des Gesundheits- und Sozialwesens der DDR. 1. Auflage. Berlin: Volk und Gesundheit.
- EVANGELISCHES KRANKENHAUS KÖNIGIN ELISABETH HERZBERGE (Hrsg.): Fachkrankenhaus für Neurologie und Psychiatrie Lichtenberg. Online verfügbar unter <http://www.keh-berlin.de/de/herzberge> [Stand: 10.02.2015].
- FÄSSLER-WEIBEL, Peter (2008): Wer weiß denn, dass ich traurig bin?: Trauern mit geistig behinderten Menschen. Freiburg, Schweiz: Paulusverlag.
- FEURER, Barbara (2010): Kompass. Aufsuchender familienberatender Dienst. Projektbericht Nov 2007-Okt 2009. Lebenshilfe Karlsruhe, Ettlingen und Umgebung e.V.

- FISCHER, Ute (2006): Bindung und Ablösung bei schwerer geistiger Behinderung. In: BUNDESVEREINIGUNG LEBENSHILFE FÜR MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG E.V. (Hrsg.): *Schwere Behinderung - eine Aufgabe für die Gesellschaft! Teilhabe von Menschen mit schweren Behinderungen als Herausforderung für Praxis, Wissenschaft und Politik; Ein Reader mit Beiträgen vom Kongress der Lebenshilfe "Wir gehören dazu!"* am 22. - 24. September 2005 in Magdeburg. 1. Auflage. Marburg: Lebenshilfe Verlag. S. 273–283. Auch Online verfügbar unter [www.lebenshilfe.de/wData/downloads/paidcontent/Magdeburg\\_e1000.pdf%3FlistLink%3D1+&cd=4&hl=de&ct=clnk&gl=de](http://www.lebenshilfe.de/wData/downloads/paidcontent/Magdeburg_e1000.pdf%3FlistLink%3D1+&cd=4&hl=de&ct=clnk&gl=de) [Stand: 22.05.2015].
- FISCHER, Ute (2008): Autonomie und Verbundenheit. Ablösungsprozesse in Familien mit erwachsenen Angehörigen, die als schwer geistig behindert gelten - Die Sicht der Eltern - Deskription und Analyse von Ablösungsprozessen aus bindungstheoretischer Perspektive. Dissertation. Humboldt-Universität zu Berlin, Rehabilitationswissenschaften. Online verfügbar unter <http://edoc.hu-berlin.de/dissertationen/fischer-ute-2008-06-05/PDF/fischer.pdf> [Stand: 29.04.2015].
- FISCHER, Ute (2010): Bindungstheoretische Impulse für eine inklusive Pädagogik - Ansätze zur Kompetenz- und Autonomieentwicklung in der heilpädagogischen Arbeit. Zeitschrift für Inklusion (Nr. 1). Online verfügbar unter <http://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion/article/view/42/49> [Stand: 22.05.2015].
- FISCHER, Wolfram; KOHLI, Martin (1987): Biographieforschung. In: VOGES, Wolfgang (Hrsg.): *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 25-49.
- FISCHER-ROSENTHAL, Wolfram; ALHEIT, Peter (Hrsg.) (1995): *Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- FLATTEN, Guido; GAST, Ursula; HOFMANN, Arne; KNAEVELSRUD, Christine; LAMPE, Astrid; MAERCKER, Andreas; WÖLLER, Wolfgang (2011): S3 - Leitlinie Posttraumatische Belastungsstörung. Trauma & Gewalt 3. Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften e.V. (AWMF) (Hrsg.). Online verfügbar unter [http://www.awmf.org/uploads/tx\\_szleitlinien/051-010k\\_S3\\_Posttraumatische\\_Belastungsstoerung\\_2012-03.pdf](http://www.awmf.org/uploads/tx_szleitlinien/051-010k_S3_Posttraumatische_Belastungsstoerung_2012-03.pdf) [Stand: 29.04.2015].
- FLICK, Uwe (2011): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Vollständig überarbeitete und erweiterte Neuauflage, 4. Auflage. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- FLICK, Uwe; KARDORFF, Ernst von; STEINKE, Ines (2012): 1. Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: FLICK, Uwe; KARDORFF, Ernst von und STEINKE, Ines (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 9. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, S. 13-29.
- FLINTER, Andreas (2001): Bildungspolitik. In: OTTO, Hans-Uwe, THIERSCH, Hans und BÖLLERT, Karin (Hrsg.): *Handbuch der Sozialarbeit, Sozialpädagogik*. 2., völlig überarbeitete Auflage. Neuwied: Hermann Luchterhand Verlag, S. 201-206.
- FOOKEN, Insa (2006): "Späte Scheidungen" als späte Kriegsfolgen? Kriegskindheitserfahrungen und Beziehungsverläufe. In: JANUS, Ludwig (Hrsg.): *Geboren im Krieg. Kindheitserfahrungen im 2. Weltkrieg und ihre Auswirkungen*. Originalausgabe. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- FORNEFELD, Barbara (2004): *Einführung in die Geistigbehindertenpädagogik*. München [u.a.]: Reinhardt (UTB für Wissenschaft Uni-Taschenbücher Sonderpädagogik, 2160).
- FRANKE, Evelyne (2012): *Anders leben - anders sterben. Gespräche mit Menschen mit geistiger Behinderung über Sterben, Tod und Trauer*. Wien: Springer.
- FRANZ, Matthias (2004): Wenn der Vater fehlt. In: *Psychologie Heute* (3). Online verfügbar unter <http://www.dijg.de/ehe-familie/forschung-kinder/vater-bezug/> [Stand:23.05.2015], S. 20ff.
- FREI, Norbert (2007): Hitlers Elite nach 1945 - eine Bilanz. In: FREI, Norbert (Hrsg.): *Hitlers Eliten nach 1945*. 3. Auflage. München: DTV, S. 269-299.

- FREI, Norbert (2009): 1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewusstsein der Deutschen. Erweiterte Taschenbuchausgabe. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- FRÖHLICH, Andreas (2007): Die Einsamkeit des Vater-Seins. Väter in der Frühförderung. In: *Frühförderung interdisziplinär* 26 (3), S. 99-106.
- FTHENAKIS, Wassilios E. (1985): Väter. Bd. 1. München [u.a.]: Urban & Schwarzenberg.
- FTHENAKIS, Wassilios E.; MINSEL, Beate (2002): Die Rolle des Vaters in der Familie. Stuttgart: W. Kohlhammer (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bd. 213). Auch Online verfügbar unter <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/PRM-24420-SR-Band-213,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> [Stand: 23.05.2015].
- FUCHS-HEINRITZ, Werner (2009): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Hagener Studentexte zur Soziologie).
- GAEBEL, Wolfgang; AHRENS, Wiebke; SCHLAMANN, Pia (2010): Konzeption und Umsetzung von Interventionen zur Entstigmatisierung seelischer Erkrankungen: Empfehlungen und Ergebnisse aus Forschung und Praxis. Im Rahmen des Antistigma-Projekts. Aktionsbündnis Seelische Gesundheit. Berlin u. Düsseldorf. Online verfügbar unter [http://ec.europa.eu/health/mental\\_health/docs/konzeption\\_2010\\_de.pdf](http://ec.europa.eu/health/mental_health/docs/konzeption_2010_de.pdf) [Stand: 23.05.2015].
- GASTEIGER-KLICPERA, Barbara; KLICPERA, Christian (1997): Leben in der Familie. In: *Geistige Behinderung* 36, S. 251-261.
- GEIßLER, Gerd (2008): Auslese im allgemein bildenden Schulwesen der DDR. Eine kleine Betrachtung zur Bildungsgerechtigkeit mit einem Blick auf hundert Jahre deutsche Schulgeschichte. In: BARKLEIT, Gerhard und KWIATKOWSKI-CELOFIGA, Tina (Hrsg.): Verfolgte Schüler - gebrochene Biographien. Zum Erziehungs- und Bildungssystem der DDR. Dresden: Sächsische Landeszentrale für politische Bildung, S. 59-75.
- GIESEKE, Jens (Hrsg.) (2011): Die Stasi. 1945-1990. Sonderausgabe für die sächsische Landeszentrale für politische Bildung. Die Originalausgabe erschienen 2001 unter dem Titel "Milke-Konzern. Die Geschichte der Stasi 1945-1990". Die Pantheon-Ausgabe wurde aktualisiert und umfangreich ergänzt. München: Pantheon-Verlag.
- GLASER, Barney G.; STRAUSS, Anselm L. (2008): Grounded theory. Strategien qualitativer Forschung. Unter Mitarbeit von PAUL, Axel T. und KAUFMANN, Stefan. 2., korrigierte Auflage., 1. Nachdruck. Bern: H. Huber.
- GÖBEL, Wolfgang (2007): „Schwabe, Kurt Walter“. In: Neue Deutsche Biographie 23 (Onlinefassung). Online verfügbar unter <http://data.deutsche-biographie.de/rest/sfz117931.pdf> [Stand: 14.01.2015].
- GOFFMAN, Erving (2007): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. 21. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 140).
- GOTSCHLICH, Helga (2012): Das Bild in mir. Ein Kriegskind folgt den Spuren seines Vaters. Gießen: Haaland & Wirth im Psychosozial-Verlag.
- GRIESEHOP, Hedwig Rosa; RÄTZ, Regina; VÖLTER, Bettina (Hrsg.) (2012a): Biografische Einzelfallhilfe. Methoden und Arbeitstechniken. 1. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa (Studienmodul Soziale Arbeit).

- GRIESEHOP, Hedwig Rosa; RÄTZ, Regina; VÖLTER, Bettina (2012b): Biographische Kommunikation und Fallrekonstruktionen. Grundlagen, Arbeitsschritte und Praxisrelevanz. In: GRIESEHOP, Hedwig Rosa; RÄTZ, Regina und VÖLTER, Bettina (Hrsg.): Biografische Einzelfallhilfe. Methoden und Arbeitstechniken. 1. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa (Studienmodul Soziale Arbeit), S. 46-83.
- GRÜNING, Eberhard (2000): Der Begriff „Schulbildungsunfähige und förderungsfähige Intelligenzgeschädigte“ und seine Relation zum Begriff „Geistige Behinderung“. In: ELLGER-RÜTTGARDT, Sieglind und WACHTEL, Grit (Hrsg.): Zehn Jahre Sonderpädagogik und Rehabilitation im vereinten Deutschland. Neuwied, Kriftel, Berlin: Hermann Luchterhand Verlag, S. 104-110.
- GUKENBIEHL, Hermann L.; SCHÄFERS, Bernhard (2001): Soziologische Theorien. Allgemeine Grundzüge. In: Bernhard SCHÄFERS (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie. Opladen: Leske + Budrich, S. 340-342.
- GÜNTHER, Wolfgang (1966): Erziehung des geistig behinderten Kindes im Elternhaus oder Heim? In: *Vierteljahresschrift Lebenshilfe* 5 (1), S. 46-51.
- HACHFELD, Otto (1968): Landesverband Berlin. 8 Jahre Elternberatung. In: *Vierteljahresschrift Lebenshilfe* 7, 1968, S. 207-209.
- HAIN, Simone; MÜLLER-ENBERGS, Helmut (2010): Gißke, Erhardt. Stadtbaudirektor von Berlin. In: MÜLLER-ENBERGS, Helmut; WIELGOHS, Jan und HOFFMANN, Dieter (Hrsg.): Wer war wer in der DDR? Ein biographisches Lexikon, 5. Auflage. Band 1. Berlin: Ch. Links. Online verfügbar unter <http://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/wer-war-wer-in-der-ddr-%2363%3B-1424.html?ID=998> [Stand: 23.05.2015].
- HALFMANN, Julia (2012): Migration und Behinderung. Eine qualitative Studie zu Lebenswelten von Familien mit einem Kind mit Komplexer Behinderung und Migrationshintergrund in Deutschland. In: DEUTSCHE INTERDISZIPLINÄRE GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER FORSCHUNG FÜR MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG E.V. (Hrsg.): Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung zwischen Exklusion & Inklusion, Band 2/ 1. Auflage, Leipzig: Eigendruck der DIFGB, S. 63-72.
- HAMMER, Eckart (2012): Pflegen? - Männersache! Männer in der Angehörigenpflege. In: *ARCHIV für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit* (3), S. 42-49.
- HARTMANN, Barbara (2010): Der Tod als natürlicher Ausklang des Lebens, Über die Begleitung von schwer kranken Menschen und Sterbenden in Einrichtungen der Behindertenhilfe. In: *Lebenshilfe-Zeitung* (3/2010), S. 1.
- HECKMANN, Christoph (2004): Die Belastungssituation von Familien mit behinderten Kindern. Soziales Netzwerk und professionelle Dienste als Bedingungen für die Bewältigung. Heidelberg: Winter.
- HEIMERDINGER, Timo (2005): Der Seemann. Ein Berufsstand und seine kulturelle Inszenierung (1844-2003). Köln: Böhlau-Verlag.
- HELFFERICH, Cornelia (2009): Männer in der Familie. In: KAPPELLA, Olaf; RILLE-PFEIFFER, Christiane; PUPP, Marina und SCHNEIDER, Norbert F. (Hrsg.): Die Vielfalt der Familie. Tagungsband zum 3. Europäischen Fachkongress Familienforschung. Opladen, Farmington Hills, Mich: Verlag Babara Budrich, S. 189-202.
- HELFFERICH, Cornelia; KLINDWORTH, Heike; KRUSE, Jan (2005): männer leben. Studie zur Lebensläufen und Familienplanung. Vertiefungsstudie Laufzeit: 2001-2005. Eine Studie im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) (Hrsg.). Unter Mitarbeit von BODE, Heidrun; HENDEL-KRAMER, Annelise; WAGNER, Rainer; WALTER, Wolfgang und WUNDERLICH, Holger. 1./3./01.06 Auflage. Köln. Online verfügbar unter [http://www.bzga.de/bot-med\\_13300027.html](http://www.bzga.de/bot-med_13300027.html) [Stand: 23.05.2015].



- HELLMANN, Michaela; BORCHERS, Andreas; OLEJNICZAK, Claudia (2007): Perspektiven alternder Menschen mit schwerster Behinderung in der Familie. -Abschlussbericht. ies- Institut für Entwicklungsplanung und Strukturforschung GmbH an der Universität Hannover (Hrsg.). Online verfügbar unter [http://www.ies.uni-hannover.de/fileadmin/download/Behindert\\_in\\_Familie\\_01.pdf](http://www.ies.uni-hannover.de/fileadmin/download/Behindert_in_Familie_01.pdf) [Stand: 23.05.2015].
- HEMMER, Karl-Edmund; WÜST, Archim; GOLD, Ingo; GRIEGER, Michael (2011): Familienrecht. [Das Prüfungswissen für Studium und Examen]. 11. Auflage [Stand: Mai 2011]. Würzburg: Hemmer/Wüst (Juristisches Repetitorium Hemmer / Karl E. Hemmer, Band 14).
- HENNIES, Irina; KUHN, Eugen (2004): Ablösung von den Eltern. In: WÜLLENWEBER, Ernst (Hrsg.): Soziale Probleme von Menschen mit geistiger Behinderung, Fremdbestimmung, Benachteiligung, Ausgrenzung und soziale Abwertung. Stuttgart: Kohlhammer, S. 131-146.
- HERMES, Gisela: Was sind Disability Studies? Bildungs- und Forschungsinstitut zum selbstbestimmten Leben Behinderter – bifos - e.V. Kassel. Online verfügbar unter <http://www.disability-studies-deutschland.de/dsd.php> [Stand: 02.12.2014].
- HERTEL, Hans-Hermann (2009): Die Berliner Mauer. Monument des Kalten Krieges. 4. korrigierte Auflage. Bonn.
- HERZ, Andrea (2006): Die Erfurter Untersuchungs-Haftanstalt der DDR-Staatssicherheit 1952 bis 1989. Unter Mitarbeit von FIEGE, Wolfgang. Erfurt. Online verfügbar unter <http://www.1945bis1990.de/dow/herzhaftanstalt2007.pdf> [Stand: 15.08.2013].
- HERZ, Andrea (2013): Stasi-U-Haft: Ort der Vernehmung bzw. Verhöre. Kunstprojekt "Einschluss", Ein Ausstellungsprojekt im ehemaligen Gefängnis Andreasstraße Erfurt. Online verfügbar unter [http://einschluss.de/haft/stasi\\_vernehmung.html](http://einschluss.de/haft/stasi_vernehmung.html) [Stand: 04.09.2013].
- HETTLAGE, Robert (1992): Familienreport. Eine Lebensform im Umbruch. München: Beck Verlag. Auch Online verfügbar unter [http://epub.uni-regensburg.de/27600/1/ubr13624\\_ocr.pdf](http://epub.uni-regensburg.de/27600/1/ubr13624_ocr.pdf) [Stand: 23.05.2015].
- HEYBERGER, Dominique (2015): Ergebnisse der Leitfadeninterviews. In: BURTSCHER, Reinhard; HEYBERGER, Dominique und SCHMIDT, Thomas: Die »unerhörten« Eltern. Eltern zwischen Fürsorge und Selbstsorge. Unter Mitwirkung von DRIESENER, Katja; SCHUPPAN, Steffi und TRÖNDLE, Judith. Marburg: Lebenshilfe-Verlag, S. 80-88.
- HEYBERGER, Dominique; DRIESENER, Katja; BURTSCHER, Reinhard (2015): Im Mittelpunkt: älter werdende Eltern. In: BURTSCHER, Reinhard; HEYBERGER, Dominique und SCHMIDT, Thomas: Die »unerhörten« Eltern. Eltern zwischen Fürsorge und Selbstsorge. Unter Mitwirkung von DRIESENER, Katja; SCHUPPAN, Steffi und TRÖNDLE, Judith. Marburg: Lebenshilfe-Verlag, S. 19-26.
- HEYBERGER, Dominique; SCHMIDT, Thomas (2015): Lebensgeschichten und Ablöseprozesse. In: BURTSCHER, Reinhard; HEYBERGER, Dominique und SCHMIDT, Thomas: Die »unerhörten« Eltern. Eltern zwischen Fürsorge und Selbstsorge. Unter Mitwirkung von DRIESENER, Katja; SCHUPPAN, Steffi und TRÖNDLE, Judith. Marburg: Lebenshilfe-Verlag, S. 63-88.
- HILDEBRAND, Helmut (Hrsg.) (1998): Pschyrembel Klinisches Wörterbuch. 258., neu bearbeitete Auflage. Berlin, New York: De Gruyter.
- HILDENBRAND, Bruno (1999): Fallrekonstruktive Familienforschung: Anleitungen für die Praxis. Opladen: Leske + Budrich (Qualitative Sozialforschung, 6).
- HILDENBRAND, Bruno (2005): Einführung in die Genogrammarbeit. 1. Auflage. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.

- HILDENBRAND, Bruno (2007): Sozialisation in der Familie und Generationsbeziehung. Die Bedeutung von signifikanten Anderen innerhalb und außerhalb der sozialisatorischen Triade. In: *Zeitschrift "Familiendynamik"* (Ba. 32/2007), S. 211-228.
- HINZE, Dieter (1992): Väter behinderter Kinder. Ihre besonderen Schwierigkeiten und Chancen. In: *Geistige Behinderung* (2), S. 135-142.
- HINZE, Dieter (1999): Väter und Mütter behinderter Kinder. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter.
- HIRCHERT, Annette (2004): Frauen zwischen Kind und Beruf, mütterliche Erwerbsarbeit in Familien mit einem behinderten Kind, Realität und Selbstverständnis. Familie und Gesellschaft, Bd. 14. Würzburg: Ergon.
- HOFFMANN, Peter (2006): Flucht aus dem brennenden Dresden 1945. Deutsch Historisches Museum (kollektives Gedächtnis). Online verfügbar unter [http://www.dhm.de/lemo/forum/kollektives\\_gedaechtnis/392/index.html](http://www.dhm.de/lemo/forum/kollektives_gedaechtnis/392/index.html) [Stand: 13.08.2014].
- HOFFMANN, Ruth (2013): Stasi-Kinder. Aufwachsen im Überwachungsstaat. Ungekürzte Ausgabe, 1. Auflage. Berlin: List-Taschenbuch.
- HOFMANN, Theodor (Hrsg.): (1983): Altwerden von Menschen mit geistiger Behinderung. Vorträge, Bericht und erg. Beitr. zum Internationalen Workshop 1981 "Situation der Älteren Geistig Behinderten Menschen". Hrsg.: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Geistig Behinderte e.V. in Zusammenarbeit mit ACKERMANN, Karl-Ernst; GIERSE-STOBBERG, Elisabeth und KLAßEN, Karin (Große Schriftenreihe, Bd. 7). Marburg/Lahn: Bundesvereinigung Lebenshilfe für Geistig Behinderte.
- HOLLMANN, Anette (2011): Hilfen für geistig behinderte Menschen: Standards und Paradigmen im Wandel der Zeit. Kapitel 3. In: REITER, Raimond; STAHL, Burkhard und WENDLAND-PARK, Jutta (Hrsg.): Geschichte und Geschichten. Der Weg der Rotenburger Werke der Inneren Mission von 1945 ins 21. Jahrhundert. Berlin: ABW-Wiss.-Verlag, S. 11-39.
- HÜLSHOFF, Thomas (2006): Emotionen. 3., aktualisierte Auflage. München: Ernst Reinhardt/ UTB.
- HÜNERSDORF, Bettina (2013): Ethnografie im Studium und zur Erforschung der Praxis Sozialer Arbeit und Pädagogik. Reflexionen des Verhältnisses von Eigenem und Fremden. In: *Sozial Extra* (11/12), S. 22.
- INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE ALLENSBACH (Hrsg.) (2004): Einflußfaktoren auf die Geburtenrate. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung der 18- bis 44jährigen Bevölkerung. Allensbach am Bodensee. Online verfügbar unter [http://www.ifd-allensbach.de/uploads/tx\\_studies/6544\\_Geburtenrate.pdf](http://www.ifd-allensbach.de/uploads/tx_studies/6544_Geburtenrate.pdf) [Stand: 23.05.2013].
- INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE ALLENSBACH (Hrsg.) (2012): Monitor Familienleben 2012. Einstellungen und Lebensverhältnisse von Familien. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung im Auftrag des Bundesministeriums für Familie - Berichtsband -. Allensbach am Bodensee. Online verfügbar unter [http://www.ifd-allensbach.de/uploads/tx\\_studies/Monitor\\_Familienleben\\_2012.pdf](http://www.ifd-allensbach.de/uploads/tx_studies/Monitor_Familienleben_2012.pdf) [Stand: 23.05.2015].
- JAKOB, Gisela (2010): Biographische Forschung mit dem narrativen Interview. In: FRIEBERTSHÄUSER, Barbara; LANGER, Antje und PRENGEL, Annedore (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Unter Mitarbeit von BOLLER, Heike und RICHTER, Sophia. 3., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim und München: Juventa-Verlag., S. 219-234.
- JELTSCH-SCHUDEL, Barbara; WILKEN, Udo (Hrsg.) (2003): Eltern behinderter Kinder. Empowerment - Kooperation - Beratung; [Etta Wilken zum 60. Geburtstag]. Unter Mitarbeit von WILKEN, Etta. Stuttgart: Kohlhammer.

- JENSCH, Hugo (2006): Die Entnazifizierung in der Stadt und Kreis Pirna. 1945-1949. Online verfügbar unter <http://www.geschichte-pirna.de/Entnazifizierung.htm> [Stand: 23.05.2015].
- JONAS, Monika (1990): Behinderte Kinder, behinderte Mütter? Die Unzumutbarkeit einer sozial arrangierten Abhängigkeit. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- JURCZYK, Karin; LANGE, Andreas (2009): Vom »ewigen Praktikanten« zum »reflexiven Vater«? Eine Einführung in aktuelle Debatten um Väter. In: JURCZYK, Karin und LANGE, Andreas (Hrsg.): Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege - neue Chancen. 1. Auflage. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung, S. 8-46.
- KADE, Jochen (2001): Erwachsene. In: OTTO, Hans-Uwe; THIERSCH, Hans und BÖLLERT, Karin (Hrsg.): Handbuch der Sozialarbeit, Sozialpädagogik. 2., völlig überarbeitete Auflage. Neuwied: Hermann Luchterhand Verlag, S. 403-410.
- KADEN, Heiner (2011): Kurt Schwabe, Chemiker, Hochschullehrer, Rektor, Akademiepräsident, Unternehmer. In: *Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften* (Heft 6), S. 229-232. Online verfügbar unter [http://repo.saw-leipzig.de/pubman/item/escidoc:16404/component/escidoc:16402/denkstroeme-heft6\\_229-232\\_kaden.pdf](http://repo.saw-leipzig.de/pubman/item/escidoc:16404/component/escidoc:16402/denkstroeme-heft6_229-232_kaden.pdf) [Stand: 16.12.2014].
- KAHLERT, Joachim (1988): Die Energiepolitik der DDR. Mängelverwaltung zwischen Kernkraft und Braunkohle. Bonn. Auch Online verfügbar unter [http://epub.ub.uni-muenchen.de/2197/1/Kahlert\\_2197.pdf](http://epub.ub.uni-muenchen.de/2197/1/Kahlert_2197.pdf) [Stand: 23.05.2015].
- KALLENBACH, Kurt (1992): Zur psychosozialen Situation von Vätern körperlich und/oder geistig behinderter Kinder - eine kritische Analyse des Forschungsstandes. In: *Behindertenpädagogik* 31, S. 264-277.
- KALLENBACH, Kurt (1994): Elternarbeit in Familien mit einem schwerstkörperbehinderten Kind auf der Grundlage von Erhebungen über die besondere psycho-soziale Belastungssituation der Väter dieser Kinder. In: *Zeitschrift für Heilpädagogik* 45 (4), S. 238-242.
- KALLENBACH, Kurt (1997): Väter schwerstbehinderter Kinder. Projektbericht aus der Forschungsgemeinschaft "Das körperbehinderte Kind", Institut an der Universität zu Köln. Münster: Waxmann.
- KALLENBACH, Kurt (1999a): Unterstützende soziale Netzwerke in der Familie mit einem schwerst körperbehinderten Kind. In: *Heilpädagogische Forschung* 25 (2), S. 61-74.
- KALLENBACH, Kurt (Hrsg.) (1999b): Väter behinderter Kinder. Eindrücke aus dem Alltag. Düsseldorf: verlag selbstbestimmtes leben.
- KALLENBACH, Kurt (2002): Vater eines behinderten Kindes. In: STAATSLINSTITUT FÜR FRÜHPÄDAGOGIK (IFP) (Hrsg.): Familienhandbuch. Online verfügbar unter <https://www.familienhandbuch.de/behinderung/behinderte-kinder/vater-eines-behinderten-kindes>, zuletzt aktualisiert am 17.02.2002 [Stand: 23.05.2015].
- KAPPELLA, Olaf; RILLE-PFEIFFER, Christiane (Hrsg.) (2011): Papa geht arbeiten. Vereinbarkeit aus Sicht von Männern. Opladen, Farmington Hills, Mich: Verlag Barbara Budrich.
- KARLSCH, Rainer; SCHÄFER, Michael (2006): Wirtschaftsgeschichte Sachsens im Industriezeitalter. Sonderausgabe für die Sächsische Landeszentrale für politische Bildung. Dresden/Leipzig: Edition-Leipzig.

- KAUSCH, Jana (2009): „Eine Gesellschaft, die ihre Jugend verliert, ist verloren“. Das hochschulpolitische Konzept der SED am Beispiel der Technischen Hochschule/Universität Karl-Marx-Stadt und die daraus resultierende Verantwortung der FDJ zwischen 1953 und 1989/90. Technische Universität Chemnitz. (Dissertationen). Online verfügbar unter [www.oapen.org/download?type=document&docid=355969](http://www.oapen.org/download?type=document&docid=355969) [Stand: 17.02.2015].
- KELLE, Udo; KLUGE, Susann (2008): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- KELLERHOFF, Sven Felix (2005): Hitlers Berlin. Geschichte einer Hassliebe. Berlin: Be.bra.
- KELLERHOFF, Sven Felix (2006): Berlin unterm Hakenkreuz. Berlin: Berlin Edition.
- KIRCHHOFF, Nicole (2013): Der neue Vater. Bilder einer Figur im Wandel. 1. Auflage. Marburg: Tectum-Verlag (Reihe Sozialwissenschaften, Bd. 60).
- KLAUß, Theo (1995): Irgendwann kommt die Trennung. Für einen möglichst normalen Lebensweg von Menschen mit geistiger Behinderung. In: *Zeitschrift für Heilpädagogik* 49 (9), S. 443-450.
- KLAUß, Theo (2013): Ablösung, Trennung vom Elternhaus. In: THEUNISSEN, Georg; KULIG, Wolfram und SCHIRBORT, Kerstin (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart: Kohlhammer, S. 15-16.
- KLEE, Ernst (1999): „Euthanasie“ im NS-Staat. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“. Ungekürzte 9. Auflage. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- KLEE, Ernst (2004): Krankenmord und Judenvernichtung. Über Nazi-Euthanasie, Sonnenstein und sein Personal. In: STIFTUNG SÄCHSISCHE GEDENKSTÄTTEN (Hrsg.): Nationalsozialistische Euthanasieverbrechen. Beiträge zur Aufarbeitung ihrer Geschichte in Sachsen. 1. Auflage. Dresden: Sandstein (Schriftenreihe der Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer Politischer Gewaltherrschaft, Bd. 10), S. 8-29.
- KLEßMANN, Christoph (2003): Aufbau eines sozialistischen Staates. In: BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG (Hrsg.): Deutschland in den fünfziger Jahren. Informationen zur politischen Bildung (256), Neudruck. Bonn, S. 24-31.
- KLINIKUM CHEMNITZ GgMBH: Haus Flemmingstraße 4. Klinik für Frauenheilkunde und Geburtshilfe und Klinik für Kinder- und Jugendmedizin. Klinikum Chemnitz gGmbH. Online verfügbar unter <http://www.klinikumchemnitz.de/mp/click.system?menu=736&nav=853&navid=855&pid=855&sid=822863411> [Stand: 05.01.2015].
- KLINIKUM MITTLERES ERZGEBIRGE GgMBH (2012): Geschichte des Klinikums. Klinikum Mittleres Erzgebirge gGmbH. Online verfügbar unter <http://www.kkh-mek.de/index.php?id=62>, zuletzt aktualisiert am 02.02.2012 [Stand: 05.01.2015].
- KLÖNNE, Arno (1999): Jugend im Dritten Reich. Die Hitlerjugend und ihre Gegner. Köln: PapyRossa-Verlag.
- KNABE, Hubertus (Hrsg.) (2009): Gefangen in Hohenschönhausen. Stasi-Häftlinge berichten. Originalausgabe. Berlin: List-Taschenbuch (Sonderausgabe für die Zentralen für politische Bildung in Deutschland).
- KOCH, Katja (1999): Frühfördersystem. Überblick, Analyse und perspektivischer Ausblick. Neuwied: Hermann Luchterhand Verlag.
- KOCHSIEK, Kurt; STAUDINGER, Ursula M. (Hrsg.) (2009): Altern und Gesundheit. Band 7. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft mbH. Auch Online verfügbar unter [http://www.leopoldina.org/uploads/tx\\_leopublication/NAL369\\_Bd\\_7\\_001-302\\_Online.pdf](http://www.leopoldina.org/uploads/tx_leopublication/NAL369_Bd_7_001-302_Online.pdf) [Stand: 23.05.2015].

- KOCK, Gerhard (1997): Der Führer sorgt für unsere Kinder, Die Kinderlandverschickung im Zweiten Weltkrieg. Paderborn: F. Schöningh.
- KÖHNCKE, Ylva; LINDNER, Peter (2009): Alt und Behindert. Wie sich der demografische Wandel auf das Leben von Menschen mit Behinderung auswirkt. BERLIN-INSTITUT FÜR BEVÖLKERUNG UND ENTWICKLUNG (Hrsg.). Berlin. Online verfügbar unter [http://www.berlin-institut.org/fileadmin/user\\_upload/Alt\\_behindert/Alt\\_und\\_behindert\\_online.pdf](http://www.berlin-institut.org/fileadmin/user_upload/Alt_behindert/Alt_und_behindert_online.pdf), zuletzt aktualisiert am 10.03.2009 [Stand: 23.05.2015].
- KOOP, Volker (2008): Besetzt. Sowjetische Besatzungspolitik in Deutschland. Berlin: Be.bra.
- KORTENDIEK, Beate (2010): Familie: Mutterschaft und Vaterschaft zwischen Traditionalisierung und Modernisierung. In: BUDRICH, Barbara und BECKER, Ruth (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3., erweiterte und durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Geschlecht und Gesellschaft, 35), S. 442-454.
- KOSSERT, Andreas (2010): Damals in Ostpreußen. Der Untergang einer deutschen Provinz. 1. Auflage. [München]: Pantheon.
- KOSTRZEWA, Stephan (2013): Menschen mit geistiger Behinderung palliativ pflegen und begleiten. Palliative Care und geistige Behinderung. 1. Auflage. Bern: Huber (Palliative Care).
- KÖTTIG, Michaela (2004): Lebensgeschichten rechtsextrem orientierter Mädchen und junger Frauen. Biografische Verläufe im Kontext der Familien- und Gruppendynamik. Originalausgabe. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- KRACK-ROBERG, Elle; KRIEGER, Sascha; SOMMER, Bettina; WEINMANN, Julia (2013): Familie, Lebensformen und Kinder. In: STATISTISCHES BUNDESAMT (DESTATIS) und ZENTRALES DATENMANAGEMENT WISSENSCHAFTSZENTRUM BERLIN FÜR SOZIALFORSCHUNG (WZB) (Hrsg.): Datenreport 2013. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Bonn. Online verfügbar unter [www.destatis.de/DE/Publikationen/Datenreport/Downloads/Datenreport2013.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](http://www.destatis.de/DE/Publikationen/Datenreport/Downloads/Datenreport2013.pdf?__blob=publicationFile) [Stand: 23.05.2015], S. 43-68.
- KRAUS, STEPHAN (2013): Rangiermeister – neu entdeckt. Das Train Coupling & Communication System TCCS von T4T. In: *LOKI* (3),. Online verfügbar unter [http://www.tec4trains.com/Pressartikel/LOKI\\_01\\_2013\\_Rangiermeister.pdf](http://www.tec4trains.com/Pressartikel/LOKI_01_2013_Rangiermeister.pdf) [Stand: 07.09.2014], S. 254-259.
- KRAUSE, Matthias (1996): Elterliche Bewältigung und Entwicklung des behinderten Kindes. Eine Längsschnittuntersuchung unter besonderer Berücksichtigung des Interaktionsverhaltens. Universität Bremen (Dissertationen).
- KRIEGER, Sascha; WEINMANN, Julia (2008): 2 Familie, Lebensformen und Kinder. 2.1 Lebensformen in der Bevölkerung, Kinder und Kindertagesbetreuung. In: STATISTISCHES BUNDESAMT (DESTATIS) (Hrsg.): Datenreport 2008, Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Online verfügbar unter [http://www.destatis.de/DE/Publikationen/Datenreport/Downloads/Datenreport2008.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](http://www.destatis.de/DE/Publikationen/Datenreport/Downloads/Datenreport2008.pdf?__blob=publicationFile) [Stand: 23.05.2015], S. 27-43.
- KRÜGER, Heinz-Hermann (2006): Entwicklungslinien, Forschungsfelder und Perspektiven der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: KRÜGER, Heinz-Hermann und MAROTZKI, Winfried (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 13-33.
- KUHN, Robert; KREUTZ, Bernd (1989): Der Matrosenanzug. Kulturgeschichte eines Kleidungsstücks. Dortmund: Harenberg Edition. Auch Online verfügbar unter <http://reklamehimmel.typepad.com/reklamehimmel/Matrosenanzug.pdf> [Stand: 23.05.2015].

- KULIG, Wolfram; THEUNISSEN, Georg; WÜLLENWEBER, Ernst (2006): Begriff und Phänomen geistige Behinderung. In: WÜLLENWEBER, Ernst; THEUNISSEN, Georg und MÜHL, Heinz (Hrsg.): Pädagogik bei geistigen Behinderungen. Ein Handbuch für Studium und Praxis. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, S. 116-127.
- KWIATKOWSKI-CELOFIGA, Tina (2008): Erziehung zur "allseitig gebildeten sozialistischen Persönlichkeit" und deren Folgen für den Schulalltag. In: BARKLEIT, Gerhard und KWIATKOWSKI-CELOFIGA, Tina (Hrsg.): Verfolgte Schüler - gebrochene Biographien. Zum Erziehungs- und Bildungssystem der DDR. Dresden: Sächsische Landeszentrale für politische Bildung, S. 11-28.
- LAMNEK, Siegfried (2010): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 5. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Verlag.
- LANDESARBEITSGEMEINSCHAFT SOZIALPLANUNG (SACHSEN) (2012): Handlungsempfehlung der Landesarbeitsgemeinschaft Sozialplanung zur Steuerung des ambulant betreuten Wohnens nach § 53 SGB XII für Menschen mit Behinderungen. Online verfügbar unter <https://www.ksv-sachsen.de/images/dokumente/publikationen/Handlungsempfehlung%20der%20LAG%20Sozialplanung%20zur%20Steuerung%20des%20ambulant%20betreuten%20Wohnens.pdf> [Stand: 08.01.2015].
- LANG, Monika (1999): Geistige Behinderung – Bewältigung und religiöser Glaube. Eine Interviewstudie mit Müttern von Jugendlichen und Erwachsenen mit einer geistigen Behinderung. Frankfurt am Main, New York: P. Lang.
- LANGHEHNIG, Manfred; BETZ, Detlef; DOSCH, Erna (2012): Männer in der Angehörigenpflege. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- LAWRENZ, Sascha; NAKSYNSKI, Stephan (2013): Dienstgrade in der Bundeswehr. Online verfügbar unter [http://www.bundeswehr.de/portal/a/bwde/!ut/p/c4/NUzBCslwFPujV3tyetsQwcv0pvNS2vVZi9vrehvQPX4O8QEkkBI1F1kp1jsBIT2U7dVNPGvVvALR5hFMYoL7b4EI\\_TAE\\_nOBiRwOeG44JPNnMhY4-Jo3vBzr67rb963iVBWFSSJWQNbSQxDYunWZmLODUSvmo0-VHq7-UN\\_iqoui4ve6VN9PKuh78sviSpwdA!/#par3](http://www.bundeswehr.de/portal/a/bwde/!ut/p/c4/NUzBCslwFPujV3tyetsQwcv0pvNS2vVZi9vrehvQPX4O8QEkkBI1F1kp1jsBIT2U7dVNPGvVvALR5hFMYoL7b4EI_TAE_nOBiRwOeG44JPNnMhY4-Jo3vBzr67rb963iVBWFSSJWQNbSQxDYunWZmLODUSvmo0-VHq7-UN_iqoui4ve6VN9PKuh78sviSpwdA!/#par3), zuletzt aktualisiert am 03.12.2013 [Stand: 23.05.2015].
- LE CAMUS, Jean (2001): Väter. Die Bedeutung des Vaters für die psychische Entwicklung des Kindes. Weinheim, Basel: Beltz.
- LEBENSILFÜR MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG E.V., LANDESVERBAND BERLIN (2010): Jubiläumsausgabe 50 Jahre Lebenshilfe Berlin 1960-2010. Lebenshilfe hat viele Gesichter. In: *Lebenshilfe Nachrichten* 32, 2010. Online verfügbar unter [http://www.lebenshilfe-berlin.de/fileadmin/user\\_upload/Downloads/07\\_Service/LH\\_Nachrichten/LHN\\_2010-02\\_Jubi\\_web.pdf](http://www.lebenshilfe-berlin.de/fileadmin/user_upload/Downloads/07_Service/LH_Nachrichten/LHN_2010-02_Jubi_web.pdf) [Stand: 23.05.2015].
- LEBENSILFÜR LANDESVERBAND BERLIN (1975): Landesverband Berlin. In: *Vierteljahresschrift für die Probleme geistig Behinderter in Familie und Gesellschaft* 14, Oktober/Dezember 1975 (4), S. 229.
- LEHNER, Erich (2013): Trauern Männer anders? Perspektiven aus Geschlechter- und Trauerforschung. In: BÜRGI, Dorothee; MELCHING, Heiner und METZ, Christian (Hrsg.): Männer und Krisen. Trauer im Fokus. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Leidfaden, 2013, H. 2), S. 19-22.
- LENZ, Karl; ADLER, Marina (2010): Geschlechterverhältnisse. Weinheim und München: Juventa-Verlag.
- LENZ, Karl; BÖHNISCH, Lothar (1997): Zugänge zu Familien – ein Grundlagentext. In: BÖHNISCH Lothar und LENZ, Karl (Hrsg.): Familien. Eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim und München: Juventa-Verlag (Dresdner Studien zur Erziehungswissenschaft und Sozialforschung), S. 9-63.
- LINDMEIER, Bettina; FEURER, Barbara (2011): Aufsuchende Familienberatung für erwachsene Menschen mit Behinderung. In: *Teilhabe* 50 (3), S. 123-129.

- LOCH, Ulrike (2008): Spuren von Traumatisierungen in narrativen Interviews. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 9(1) (Art. 54). Online verfügbar unter <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/viewArticle/320/701> [Stand: 23.05.2015].
- LUCHTERHAND, Charlene; MURPHY, Nancy (2001): Wenn Menschen mit geistiger Behinderung Trauern, Vorschläge zur Unterstützung. Weinheim [u.a.]: Beltz.
- LUCIUS-HOENE, Gabriele; DEPPERMAN, Arnulf (2002): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Opladen: Leske + Budrich.
- LUTZ, Helma (2010): Wer übernimmt die Care-Arbeit zu Hause? Über die transnationalen Versorgungsketten von Ost- nach Westeuropa. In: *Forschung Frankfurt* 2/2010. Frankfurt, S. 28-31. Online verfügbar unter <http://www.forschung-frankfurt.uni-frankfurt.de/36050711/03Lutz.pdf> [Stand: 23.05.2015].
- MAERCKER, Andreas; GÄBLER, I.; SCHÜTZWOHL, Matthias (2013): Verläufe von Traumafolgen bei ehemaligen politisch Inhaftierten der DDR. Ein 15-Jahres-Follow-up. In: *Nervenarzt* 84 (1), S. 72-78.
- MAERCKER, Andreas; SCHÜTZWOHL, Matthias (2012): Verläufe von Traumafolgen bei ehemaligen politisch Inhaftierten der DDR: Ein 15-Jahres-Follow-up. Universität Zürich und Technischen Universität Dresden. Online verfügbar unter [http://www.mediadesk.uzh.ch/articles/2012/traumafolgen-lange-nach-dem-mauerfall/Fact sheet\\_vfinal.pdf](http://www.mediadesk.uzh.ch/articles/2012/traumafolgen-lange-nach-dem-mauerfall/Fact%20sheet_vfinal.pdf) [Stand: 23.05.2015].
- MAROTZKI, Winfried (2012): 3.6 Qualitative Biographieforschung. In: FLICK, Uwe; KARDORFF, Ernst von und STEINKE, Ines (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 9. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, S. 175-186.
- MATERNA, Ingo; RIBBE, Wolfgang (2003): *Geschichte in Daten* - Berlin. Wiesbaden: Fourier.
- MATTHES, Felix Christian (2000): *Stromwirtschaft und deutsche Einheit. Eine Fallstudie zur Transformation der Elektrizitätswirtschaft in Ost-Deutschland: mit 82 Tabellen*. Berlin, [Gaudystraße 7]: F. C. Matthes (Edition Energie + Umwelt, 1).
- MATZNER, Michael (2001): Vaterbilder und Vaterfunktionen. In: STAATSWINSTITUT FÜR FRÜHPÄDAGOGIK (IFP) (Hrsg.): *Familienhandbuch*. Online verfügbar unter <http://www.familienhandbuch.de/elternschaft/vaterschaft/vaterbilder-und-vaterfunktionen>, zuletzt aktualisiert am 25.02.2015 [Stand: 23.05.2015].
- MAULHARD, Wilma (2009): *Unser Leben mit Jörg*. Berlin: Eigenverlag.
- MAYRING, Philipp (2000): Qualitative Inhaltsanalyse. *Forum Qualitative Sozialforschung* (No.2). Online verfügbar unter [https://www.ph-freiburg.de/fileadmin/dateien/fakultaet3/sozial wissenschaft/Quasus/Volltexte/2-00mayring-d\\_qualitativeInhaltsanalyse.pdf](https://www.ph-freiburg.de/fileadmin/dateien/fakultaet3/sozial_wissenschaft/Quasus/Volltexte/2-00mayring-d_qualitativeInhaltsanalyse.pdf) [Stand: 23.05.2015].
- MAYRING, Philipp (2012): 5.12 Qualitative Inhaltsanalyse. In: FLICK, Uwe; KARDORFF, Ernst von und STEINKE, Ines (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 9. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, S. 468-475.
- MEISSNER, Werner (1995): *Die DDR und China 1949 bis 1990. Politik, Wirtschaft, Kultur eine Quellensammlung*. Unter Mitarbeit von FEEGE, Anja. Berlin: Akademie (Quellen zur Geschichte der deutsch-chinesischen Beziehungen 1897 bis 1995).
- MENZHAUSEN, Joachim (2008): *Kulturgeschichte Sachsens. Ergänzte und aktualisierte Neuauflage*. Leipzig: Ed. Leipzig.
- METZLER, Heidrun; WACHTEL, Grit; WACKER, Elisabeth (1997): *Die Wende in der Behindertenhilfe, Zur Situation behinderter Kinder und Jugendlicher in den neuen Bundesländern. Studie zu Lebenswelten behinderter Menschen*. 2 Bände. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag.

- MEUSER, Michael (2005): Vom Ernährer der Familie zum ‚involvierten‘ Vater? Zur ambivalenten Modernisierung von Männlichkeit. In: *figurationen* (2), S. Abstracts. Online verfügbar unter <http://figurationen.ch/hefte/02-05/abstracts#vom-ern-hrer-der-familie-zum-involvierten-vater> [Stand: 23.05.2015].
- MEUSER, Michael (2006): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- MEUSER, Michael (2009): Männer und Familie - Perspektiven aus der Männlichkeitsforschung. In: KAPPELLA, Olaf; RILLE-PFEIFFER, Christiane; PUPP, Marina und SCHNEIDER, Norbert F. (Hrsg.): Die Vielfalt der Familie. Tagungsband zum 3. Europäischen Fachkongress Familienforschung. Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, S. 145-155.
- MIETHE, Ingrid (1999): Frauen in der DDR-Opposition. Lebens- und kollektivgeschichtliche Verläufe in einer Frauenfriedensgruppe. Opladen: Leske + Budrich.
- MIETHE, Ingrid; KAJATIN, Claudia; POHL, Jana (Hrsg.) (2004): Geschlechterkonstruktionen in Ost und West. Biografische Perspektiven. Münster: Lit Verlag.
- MIETZEL, Gerd (2012): Entwicklung im Erwachsenenalter. Göttingen: Hogrefe Verlag.
- MINISTERIUM FÜR GESUNDHEIT (Hrsg.) (1987): Schwerbehindertenbetreuung und Rehabilitation, Rechtliche Bestimmungen und Arbeitsmaterialien. 4., überarbeitete u. erweiterte Auflage. Berlin: Staatsverlag der DDR.
- MITTERMAIER, R. (1968): Zur Gründungsgeschichte der Lebenshilfe. "Wir Eltern müssen zusammenstehen...". In: *Vierteljahresschrift Lebenshilfe* 7 (4), S. 170-173.
- MOISSEL, Norbert (2005): Aspekte der Geburtshilfe in der Zeit des Nationalsozialismus 1933 bis 1945 am Beispiel der I. Frauenklinik der Universität München. Eine retrospektive Studie über 1.950 Geburten von 1933 bis 1945 unter besonderer Berücksichtigung der Einflüsse der nationalsozialistischen Ideologie und des Zweiten Weltkrieges. Dissertation. Ludwig-Maximilians-Universität zu München. Klinik und Poliklinik für Frauenheilkunde und Geburtshilfe - Innenstadt. Online verfügbar unter [http://edoc.ub.uni-muenchen.de/4042/1/Moissl\\_Norbert.pdf](http://edoc.ub.uni-muenchen.de/4042/1/Moissl_Norbert.pdf) [Stand: 23.05.2015].
- MÜLLER-COMMICHAU, Wolfgang; SCHAEFER, Roland (2000): Wenn Männer trauern. Über den Umgang mit Abschied und Verlust. Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag (Edition Psychologie und Pädagogik).
- MÜLLER-ENBERGS, Helmut (2010): Vogel, Wolfgang. In: MÜLLER-ENBERGS, Helmut; WIELGOHS, Jan und HOFFMANN, Dieter (Hrsg.): Wer war wer in der DDR? Ein biographisches Lexikon. 5. Auflage. Band 1. Berlin: Ch. Links (Online Version). Online verfügbar unter <http://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/wer-war-wer-in-der-ddr-%2363%3B-1424.html?ID=3636> [Stand: 23.05.2015].
- NAVE-HERZ, Rosemarie (2004): Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde. 1. Auflage. Weinheim und München: Juventa-Verlag.
- NEUBERT, Ehrhart (1997): Geschichte der Opposition in der DDR 1949-1989. 1. Auflage. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung (Schriftenreihe, Band 346).
- NIEDERHUT, Jens (2005): Die Reisekader. Auswahl und Disziplinierung einer privilegierten Minderheit in der DDR. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt (Schriftenreihe des Sächsischen Landesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen, 4).



- NOMOS GESETZE (2015): Gesetze für die Soziale Arbeit [Textsammlung]. 4. Auflage. Stand: 4. August 2014. Baden-Baden: Nomos.
- NUBER, Ursula: Trauer: Der Preis der Liebe. In: *Psychologie Heute* 06/12.
- PALM, Lara; ECKERT, Andreas (2008): Zur Lebenssituation von Vätern behinderter Kinder - eine Analyse möglicher Belastungen und Ressourcen. In: ECKERT, Andreas (Hrsg.): Familie und Behinderung. Studien zur Lebenssituation von Familien mit einem behinderten Kind. Hamburg: Kovač (Schriftenreihe Heilpädagogik in Forschung und Praxis, 2), S. 113-188.
- PAPASTEFANOU, Christiane (2006): Ablösung im Erleben junger Erwachsener aus verschiedenen Familienstrukturen. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE)* 26 (1), S. 23-35. Auch Online verfügbar unter [http://www.pedocs.de/volltexte/2012/5640/pdf/ZSE\\_2006\\_1\\_Papastefanou\\_Abloesung\\_D\\_A.pdf](http://www.pedocs.de/volltexte/2012/5640/pdf/ZSE_2006_1_Papastefanou_Abloesung_D_A.pdf) [Stand: 23.05.2015].
- PAPE, Friedrich-Wilhelm (2000): Stellung behinderter Menschen in der DDR [Im Gespräch mit ELLGER-RÜTTGARDT, Sieglind (d. Verf.)]. In: ELLGER-RÜTTGARDT, Sieglind und WACHTEL, Grit (Hrsg.): Zehn Jahre Sonderpädagogik und Rehabilitation im vereinten Deutschland. Neuwied, Kriftel, Berlin: Hermann Luchterhand Verlag GmbH, S. 22-24.
- PASSENS, Katrin (2012): MfS-Untersuchungshaft. Funktionen und Entwicklung von 1971 bis 1989. 1. Auflage. Berlin: Lukas.
- PAUL, Sigrid (2009): Mauer durchs Herz. In: KNABE, Hubertus (Hrsg.): Gefangen in Hohenschönhausen. Stasi-Häftlinge berichten. Originalausgabe. Berlin: List-Taschenbuch (Sonderausgabe für die Zentralen für politische Bildung in Deutschland), S. 236-247.
- PEHNKE, Andreas (1996): Die schulische Betreuung behinderter Kinder in der ehemaligen DDR. In: LIEDTKE, Max (Hrsg.): Behinderung als pädagogische und politische Herausforderung. Historische und systematische Aspekte. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt (Schriftenreihe zum Bayerischen Schulmuseum Ichenhausen, Bd. 14), S. 223-235.
- PETRI, Horst (2002): Die Bedeutung des Vaters. In: STAATSWINSTITUT FÜR FRÜHPÄDAGOGIK (IFP) (Hrsg.): Familienhandbuch. Online verfügbar unter <http://www.familienhandbuch.de/elternschaft/vaterschaft/die-bedeutung-des-vaters>, zuletzt aktualisiert am 06.11.2013 [Stand: 23.05.2015].
- PETZOLD, Matthias (2001): Familien heute. Sieben Typen familialen Zusammenlebens. In: *Television* 14 (1), S. 16–19. Auch Online verfügbar unter [http://www.br-online.de/jugend/izi/deutsch/publikation/television/14\\_2001\\_1/petzold.pdf](http://www.br-online.de/jugend/izi/deutsch/publikation/television/14_2001_1/petzold.pdf) [Stand: 23.05.2015].
- PEUCKERT, Rüdiger (2001a): III. Verhaltens- und Handlungstheorien. In: SCHÄFERS, Bernhard (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie. Opladen: Leske + Budrich, S. 353-360.
- PEUCKERT, Rüdiger (2001b): Rolle, soziale. In: SCHÄFERS, Bernhard (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie. Opladen: Leske + Budrich, S. 290-294.
- PEUCKERT, Rüdiger (2008): Familienformen im sozialen Wandel. 7. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Lehrbuch).
- PRITZKOW, Walter (2009): Die Einlieferung. In: KNABE, Hubertus (Hrsg.): Gefangen in Hohenschönhausen. Stasi-Häftlinge berichten. Originalausgabe. Berlin: List-Taschenbuch (Sonderausgabe für die Zentralen für politische Bildung in Deutschland), S. 23-36.
- PSCHYREMBEL, Willibald (1998): Pschyrembel Klinisches Wörterbuch. Mit 250 Tabellen. 258., neu bearb. Auflage. Berlin [u.a.]: De Gruyter.

- RADEBOLD, Hartmut (2008a): Kriegsbedingte Kindheiten und Jugendzeit. Teil 1: Zeitgeschichtliche Erfahrungen, Folgen und transgenerationale Auswirkung. In: RADEBOLD, Hartmut; BOHLEBER, Werner und ZINNECKER, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim und München: Juventa-Verlag, S. 45-55.
- RADEBOLD, Hartmut (2008b): Kriegsbedingte Kindheit und Jugendzeit. Teil 2: Väterliche Abwesenheit und ihre Auswirkung auf die individuelle Entwicklung, Identität und Elternschaft. In: RADEBOLD, Hartmut; BOHLEBER, Werner und ZINNECKER, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim und München: Juventa-Verlag, S. 175-182.
- RADEBOLD, Hartmut; BOHLEBER, Werner; ZINNECKER, Jürgen (Hrsg.) (2008): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen. Weinheim und München: Juventa-Verlag.
- RÄTZ, Regina (2012): Biographische Zugänge zum Fallverstehen: Bernhard Heinrich. In: GRIESEHOP, Hedwig Rosa; RÄTZ, Regina und VÖLTER, Bettina (Hrsg.): Biografische Einzelfallhilfe. Methoden und Arbeitstechniken. 1. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa (Studienmodul Soziale Arbeit), S. 128-142.
- RAUSCHER, Thomas (2008): Familienrecht [mit Unterhaltsrechtsreform zum 1.1.2008]. 2., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Heidelberg: Müller (Lehr- und Handbuch).
- REICHERTZ, Jo (2012a): 4.3 Abduktion, Deduktion und Induktion in der qualitativen Forschung. In: FLICK, Uwe; KARDORFF, Ernst von und STEINKE, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 9. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, S. 276-286.
- REICHERTZ, Jo (2012b): 5.16 Objektive Hermeneutik und hermeneutische Wissenssoziologie. In: FLICK, Uwe; KARDORFF, Ernst von und STEINKE, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 9. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, S. 514-524.
- RETZLAFF, Rüdiger; SCHLIPPE, Arist von (2010): Familien-Stärken. Behinderung, Resilienz und systemische Therapie. Stuttgart: Klett-Cotta.
- REULECKE, Jürgen; STAMBOLIS, Babara (2008): Kindheit und Jugendzeit im zweiten Weltkrieg. Erfahrungen und Normen der Elterngeneration und ihre Weitergabe. In: RADEBOLD, Hartmut; BOHLEBER, Werner und ZINNECKER, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim und München: Juventa-Verlag, S. 13-31.
- RIEGRAF, Birgit (2009a): Soziologische Geschlechterforschung: Umriss eines Forschungsprogramms. In: AULENBACHER, Brigitte; MEUSER, Michael und MORDT, Gabriele (Hrsg.): Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Studienskripte zur Soziologie), S. 15-32.
- RIEGRAF, Birgit (2009a): 4. Konstruktion von Geschlecht. In: AULENBACHER, Brigitte; MEUSER, Michael und MORDT, Gabriele (Hrsg.): Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Studienskripten zur Soziologie), S. 59-77.
- ROBERTS, Ulla (2008): Starke Mütter - ferne Väter. In: RADEBOLD, Hartmut; BOHLEBER, Werner und ZINNECKER, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim und München: Juventa-Verlag, S. 165-174.

- RÖHR-SENDMEIER, Una M.; GREUBEL, Stefanie (2004): Die Alltagssituation von Kindern in Stieffamilien und Kernfamilien im Vergleich. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 16 (1), S. 56-71. Auch Online verfügbar unter <http://www.zeitschrift-fuer-familienforschung.de/pdf/2004-1-roehr.pdf> [Stand: 23.05.2015].
- ROSENBAUM, Heidi (1982): Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft; 374).
- ROSENTHAL, Gabriele (Hrsg.) (1986): Die Hitlerjugend-Generation. Biographische Thematisierung als Vergangenheitsbewältigung. Essen: Die Blaue Eule.
- ROSENTHAL, Gabriele (Hrsg.) (1990a): Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun. Zur Gegenwärtigkeit des Dritten Reiches in Biographien. Unter Mitarbeit von GROTEM Christiane. Opladen: Leske + Budrich. Auch Online verfügbar unter <http://webdoc.sub.gwdg.de/pub/mon/2008/rosenthal.pdf> [Stand: 23.05.2015].
- ROSENTHAL, Gabriele (1990b): Biographische Verarbeitung von Kriegserlebnissen. In: ROSENTHAL, Gabriele (Hrsg.): Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun. Zur Gegenwärtigkeit des Dritten Reiches in Biographien. Opladen: Leske + Budrich, S. 7-25. Auch Online verfügbar unter <http://webdoc.sub.gwdg.de/pub/mon/2008/rosenthal.pdf> [Stand: 23.05.2015].
- ROSENTHAL, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- ROSENTHAL, Gabriele (Hrsg.) (1997): Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern. 2. Auflage. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- ROSENTHAL, Gabriele (1998): Die Kinder des "Dritten Reiches": Sozialisiert im familialen Rechtfertigungsdialog. Besucher einer Ausstellung: die Ausstellung "Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944" in Interview und Gespräch. In: *Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.)*, S. 116–140. Auch Online verfügbar unter [http://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/5768/ssoar-1998-rosenthal-die\\_kinder\\_des\\_dritten\\_reiches.pdf?sequence=1](http://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/5768/ssoar-1998-rosenthal-die_kinder_des_dritten_reiches.pdf?sequence=1) [Stand: 23.05.2015].
- ROSENTHAL, Gabriele (2008): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. 2., korrigierte Auflage. Weinheim und München: Juventa-Verlag.
- ROSENTHAL, Gabriele; FISCHER-ROSENTHAL, Wolfram (2012): 5.11 Analyse narrativ-biographischer Interviews. In: FLICK, Uwe; KARDORFF, Ernst von und STEINKE, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 9. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, S. 456-468.
- RUCKER, Thomas (2014): Komplexität der Bildung. Beobachtungen zur Grundstruktur bildungstheoretischen Denkens in der (Spät-)Moderne. Bad Heilbrunn: Klinkhardt (Beiträge zur Theorie und Geschichte der Erziehungswissenschaft, 36).
- SALZBURGER VEREIN E.V.: Geschichte. Vereinigung der Nachkommen salzburgischer Emigranten. Online verfügbar unter <http://salzburgerverein.de/geschichte> [Stand: 02.12.2014].
- SALZBURGER VEREINIGUNG (1997): Online verfügbar unter <http://www.salzbunger.homepage.t-online.de> [Stand: 02.12.2014].
- SCHÄDLER, Johannes (2002): Paradigmenwechsel in der Behindertenhilfe unter Bedingungen institutioneller Beharrlichkeit: Strukturelle Voraussetzungen der Implementation Offener Hilfen für Menschen mit geistiger Behinderung. Dissertation. Universität Sieben, Siegen. Erziehungswissenschaft – Psychologie – Sportwissenschaft. Online verfügbar unter <http://dokumentix.uni-siegen.de/opus/volltexte/2005/3/pdf/schaedler.pdf> [Stand: 23.05.2015].

- SCHÄFERS, Bernhard (2001a): Soziologie. In: SCHÄFERS, Bernhard (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie. Opladen: Leske + Budrich, S. 333-339.
- SCHÄFERS, Bernhard (2001b): Gesellschaftstheorien. In: SCHÄFERS, Bernhard (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie. Opladen: Leske + Budrich, S. 350-353.
- SCHATTKOWSKY, Martina (Hrsg.) (2010): Erzgebirge. Sonderausgabe für die sächsische Landeszentrale für politische Bildung. Leipzig: Edition Leipzig (Kulturlandschaften Sachsens, Bd. 3).
- SCHEIWE, Kirsten (2006): Väterbilder im Recht seit 1900. Über die Demontage väterlicher Vorrechte, Gleichberechtigung, Gleichstellung nichtehelicher Kinder, alte und neue Ungleichheit. In: BERESWILL, Mechthild; SCHEIWE, Kirsten und WOLDE, Anja (Hrsg.): Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht. Weinheim und München: Juventa-Verlag, S. 36-56.
- SCHIEDER, Wolfgang (2013): Mythos Mussolini. Deutsche in Audienz beim Duce. München: Oldenburg Wissenschaftsverlag.
- SCHILDT, Axel (2003): Gesellschaftliche Entwicklung. In: BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG (Hrsg.): Deutschland in den fünfziger Jahren. Informationen zur politischen Bildung (256), Neudruck. Bonn, S. 3-10.
- SCHILDT, Axel (2005): Rebellion und Reform. Die Bundesrepublik der sechziger Jahre. Bonn (Zeitbilder).
- SCHILLER, René (2003): Vom Rittergut zum Grossgrundbesitz. Ökonomische und soziale Transformationsprozesse der ländlichen Eliten in Brandenburg im 19. Jahrhundert. Berlin: Akademie Verlag.
- SCHINDLER, Sepp (2006): Entwicklungen im Krieg. Empirische Daten zu Einflüssen auf die Kindheitsentwicklung. In: JANUS, Ludwig (Hrsg.): Geboren im Krieg. Kindheitserfahrungen im 2. Weltkrieg und ihre Auswirkungen. Originalausgabe. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 104-122.
- SCHLUß, J. Henning (2008): Unterricht in der DDR. Die Geschichte einer Geschichtsstunde zum Mauerbau. In: BARKLEIT, Gerhard und KWIATKOWSKI-CELOFIGA, Tina (Hrsg.): Verfolgte Schüler - gebrochene Biographien. Zum Erziehungs- und Bildungssystem der DDR. Dresden: Sächsische Landeszentrale für politische Bildung, S. 43-58.
- SCHMIDT, Klaus-Dieter: Meine Zeit als Vorsitzender der Betriebssektion der Kammer der Technik (KDT). Ein Bericht von Dr. Klaus-Dieter Schmidt, Leipzig. Universität Leipzig, Arbeitsgruppe Zeitzeugen des Seniorenstudiums. Leipzig. Online verfügbar unter <http://www.uni-leipzig.de/~hagen/Zeitzeugen/zz156.htm> [Stand: 23.05.2015].
- SCHMIDT, Rainer F. (2008): Der Zweite Weltkrieg. Die Zerstörung Europas. Sonderausgabe für die Zentralen für politische Bildung in Deutschland. Berlin: Be.bra-Verl. (Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert, Bd. 10).
- SCHMIDT, Thomas (2011): Älter werdende Eltern und erwachsene Familienmitglieder mit Behinderung zu Hause. Ergebnisse der Fragebogenerhebung in Berlin. Projekt „ElFamBe“. Katholische Hochschule für Sozialwesen. Berlin. Online verfügbar unter [http://www.khsb-berlin.de/fileadmin/user\\_upload/elfambe/ElFamBe-Fragebogenerhebung-14-sep-2011\\_Homepage.pdf](http://www.khsb-berlin.de/fileadmin/user_upload/elfambe/ElFamBe-Fragebogenerhebung-14-sep-2011_Homepage.pdf) [Stand: 29.04.2015].
- SCHMIDT, Thomas (2012a): Ein Leben ohne dich. Die Trauer von erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung. 2. Auflage, unveränderte Neuauflage. Saarbrücken: Akademiker Verlag.

- SCHMIDT, Thomas (2012b): Projekt ElFamBe. "Er sollte weiterhin fröhlich leben können". In: REKTORENKONFERENZ KIRCHLICHER HOCHSCHULEN (Hrsg.): Forschung trifft Praxis. Selbstverständnis und Perspektiven der Forschung an kirchlichen Hochschulen. Freiburg im Breisgau: FEL-Verlag Forschung - Entwicklung - Lehre, S. 206-216.
- SCHMIDT, Thomas (2015a): Zahlen aus Berlin: Ergebnisse unserer Umfrage. In: BURTSCHER, Reinhard; HEYBERGER, Dominique und SCHMIDT, Thomas: Die »unerhörten« Eltern. Eltern zwischen Fürsorge und Selbstsorge. Unter Mitwirkung von DRIESENER, Katja; SCHUPPAN, Steffi und TRÖNDLE, Judith. 1. Auflage. Marburg: Lebenshilfe-Verlag, S. 27-36.
- SCHMIDT, Thomas (2015b): Herr Reimer. In: BURTSCHER, Reinhard; HEYBERGER, Dominique und SCHMIDT, Thomas: Die »unerhörten« Eltern. Eltern zwischen Fürsorge und Selbstsorge. Unter Mitwirkung von DRIESENER, Katja; SCHUPPAN, Steffi und TRÖNDLE, Judith. Marburg: Lebenshilfe-Verlag, S. 66-69.
- SCHMIDT-DENTER, Ulrich (2005): Soziale Beziehungen im Lebenslauf. Lehrbuch der sozialen Entwicklung. 4., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim, Basel: Beltz, PVU (Lehrbuch).
- SCHMITT, Andreas (1999): „Leuchten wir mal hinein...“ Das Waldhaus Charlottenburg in Sommerfeld/Osthavelland 1905-1945. Ein Stück Berliner Tuberkulosemedizin. Inaugural-Dissertation. Freie Universität Berlin. Institut für Geschichte der Medizin. Online verfügbar unter [http://www.diss.fu-berlin.de/diss/servlets/MCRFileNodeServlet/FUDISS\\_derivate\\_00\\_0000001516/0\\_Schmitt.pdf?hosts=](http://www.diss.fu-berlin.de/diss/servlets/MCRFileNodeServlet/FUDISS_derivate_00_0000001516/0_Schmitt.pdf?hosts=) [Stand: 23.05.2015].
- SCHNEEWIND, Klaus Alfred (2009): Familienpsychologie: Profil einer anwendungsorientierten Disziplin. In: SCHNEEWIND, Klaus Alfred (Hrsg.): Familien in Deutschland. Beiträge aus familienpsychologischer Sicht. Berlin (Psychologie Gesellschaft Politik - 2009), S. 12-24.
- SCHNEEWIND, Klaus Alfred (2008): Familienpsychologie. 3., überarbeitete Auflage. Stuttgart [u.a.]: Kohlhammer.
- SCHNEIDER, Norbert. F (2012): Die familiendemografische Entwicklung in Deutschland. BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG (Hrsg.). Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/politik/grundfragen/deutsche-verhaeltnisse-eine-sozialkunde/138030/die-familiendemografische-entwicklung-in-deutschland?p=1>, zuletzt aktualisiert am 31.05.2012 [Stand: 23.05.2015].
- SCHNEIDER-Quindeau, Werner (2006): DIE HAUSSCHLÜSSEL. Originaltitel: Amelio, Giami. Online verfügbar unter: [http://www.film-des-monats.de/sites/default/files/pdf/FdM\\_Oktober\\_2006.pdf](http://www.film-des-monats.de/sites/default/files/pdf/FdM_Oktober_2006.pdf) [Stand: 23.04.2015].
- SCHOFFIT, Ralf (2010): „Viele liebe Grüße an meine Kinderle, sollen recht brav bleiben“. Väter und die Wahrnehmung der Vaterrolle im Spiegel von Feldpostbriefen 1939 – 1945. Dissertation. Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Tübingen. Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften. Online verfügbar unter [http://tobias-lib.uni-tuebingen.de/volltexte/2010/5274/pdf/Dissertation\\_RALF\\_SCHOFFIT.pdf](http://tobias-lib.uni-tuebingen.de/volltexte/2010/5274/pdf/Dissertation_RALF_SCHOFFIT.pdf) [Stand: 15.04.2015].
- SCHRAMM, Reinhold (2014): Die soziale Lage der Arbeiter in Deutschland um 1936. Online verfügbar unter <http://www.labournet.de/wp-content/uploads/2014/05/schramm1936.pdf>, zuletzt aktualisiert am 21.05.2014, zuletzt geprüft am 08.05.2015 [Stand: 23.05.2015].
- SCHROEDER, Klaus (2009): Der SED-Staat. Geschichte und Strukturen der DDR. Unveränderter Nachdruck der zweiten Auflage, 1999. München: Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit.
- SCHROEDER, R. Klaus; KÜNEMUND, Harald (2010): "Alter" als soziale Konstruktion - eine soziologische Einführung. In: ANER, Kirsten und KARL, Ute (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 393-401.

- SCHUBERT, Peter (2006): Unser Walter. Warner Music Group Germany. Deutschland. DVD.
- SCHUHMACHER, J.: Gesellschaftlichkeit. Segeln als politischer Ausweg. Dieser Aufsatz stellt eine Zusammenfassung der Ergebnisse eines Aspektes der Dissertation: "Vom Menuett zum Matchrace, Die Entwicklung des Segelsports in Deutschland, Österreich und der Schweiz unter besonderer Berücksichtigung des Bodensees, Soziologie, Technik, Recht und Wirtschaft" von 1997 dar. Online verfügbar unter <http://www.segeln21.de/gesellschaftlichkeitc.pdf> [Stand: 21.05.2015].
- SCHULTZ, Ann-Kathrin (2010): Familien im Ablösungsprozess. 1. Auflage. Marburg: Lebenshilfe-Verlag.
- SCHULTZ, Ann-Kathrin (2011): "Ich bin dann mal weg!?". Der Übergang von Menschen mit geistiger Behinderung in das Wohnen außerhalb des Elternhauses in der Perspektive ihrer Eltern. Eine qualitative Studie. In: *Zeitschrift für Heilpädagogik* (5), S. 188-200.
- SCHÜTZ, Alfred (2004): Common-Sense und wissenschaftliche Interpretation menschlichen Handelns. In: STRÜBING, Jörg und SCHNETTLER, Bernt (Hrsg.): Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH, S. 157-197.
- SCHÜTZE, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis, Kritische Zeitschrift für soziale Arbeit und Sozialpädagogik* (Heft 3), S. 283-293, zuletzt geprüft am 09.07.2012.
- SCHÜTZE, Fritz (1984): Kognitive Figur des autobiographischen Stegreiferzählens. In: KOHLI, Martin und ROBERT, Günther (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 78-117.
- SCHÜTZE, Fritz (1994): Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung: Eine mögliche methodische Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit? In: GRODDECK, Norbert (Hrsg.): Modernisierung sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und -reflexion. Freiburg im Breisgau: Lambertus, S. 189-297. Auch Online verfügbar unter [http://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/4937/ssoar-1994-schutze-ethnographie\\_und\\_sozialwissenschaftliche\\_methoden\\_der.pdf?sequence=1](http://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/4937/ssoar-1994-schutze-ethnographie_und_sozialwissenschaftliche_methoden_der.pdf?sequence=1) [Stand: 30.03.2015].
- SCHWARZ, U.; BÖHNISCH, G. (1990): Ich hätte mit dem Teufel paktiert. SPIEGEL-Interview mit dem Ost-Berliner Anwalt Wolfgang Vogel über die deutsch-deutschen Freikäufe. In: *DER SPIEGEL*, 1990 (15), S. 61-73. Auch Online verfügbar unter <http://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/13498224>, zuletzt geprüft am [Stand: 30.04.2015].
- SCRIBA, Arnulf (2014): Der Volksempfänger. In: DEUTSCHES HISTORISCHES MUSEUM (Hrsg.). Online verfügbar unter <https://www.dhm.de/lemo/kapitel/ns-regime/alltagsleben/volksempfaenger.html>, zuletzt aktualisiert am 07.08.2014 [Stand: 23.05.2015].
- SCRIBA, Arnulf (2015a): Der Volkssturm. In: DEUTSCHES HISTORISCHES MUSEUM (Hrsg.). Online verfügbar unter <http://www.dhm.de/lemo/html/wk2/kriegsverlauf/volkssturm/>, zuletzt aktualisiert am 19.05.2015 [Stand: 22.05.2015].
- SCRIBA, Arnulf (2015b): Die Bombardierung von Dresden. In: DEUTSCHES HISTORISCHES MUSEUM (Hrsg.). Online verfügbar unter <https://www.dhm.de/lemo/kapitel/der-zweite-weltkrieg/kriegsverlauf/bombardierung-von-dresden-1945.html>, zuletzt aktualisiert am 19.05.2015 [Stand: 22.05.2015].
- SECHSTE ALTENBERICHTSKOMMISSION (2010): Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland - Altersbilder in der Gesellschaft. DEUTSCHER BUNDESTAG, 17. WAHLPERIODE (Hrsg.). Unterrichtung durch die Bundesregierung. Berlin. (Drucksache 17/3815). Online verfügbar unter <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung3/Pdf-Anlagen/bt-drucksache-sechster-altenbericht,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> [Stand: 22.05.2015].

- SEIDENSTÜCKER, Bernd (2001): DDR: Gesundheitswesen, Sozialwesen, Jugendhilfe. In: OTTO, Hans-Uwe; THIERSCH, Hans und BÖLLERT Karin (Hrsg.): Handbuch der Sozialarbeit, Sozialpädagogik. 2., völlig überarbeitete Auflage. Neuwied: Hermann Luchterhand Verlag, S. 232-242.
- SEIFERT, Monika (2003): Mütter und Väter von Kindern mit Behinderung. Herausforderungen - Erfahrungen - Perspektiven. In: JELTSCH-SCHUDEL, Barbara und WILKEN, Udo (Hrsg.): Eltern behinderter Kinder. Empowerment - Kooperation - Beratung; [Etta Wilken zum 60. Geburtstag]. Stuttgart: Kohlhammer, S. 43-56.
- SEIFERT, Monika (2010): KUNDENSTUDIE. Bedarf an Dienstleistungen zur Unterstützung des Wohnens von Menschen mit Behinderung. Online verfügbar unter [http://www.khsb-berlin.de/fileadmin/user\\_upload/Kunststudie/Abschlussbericht\\_Kundenstudie\\_final\\_1004\\_21.pdf](http://www.khsb-berlin.de/fileadmin/user_upload/Kunststudie/Abschlussbericht_Kundenstudie_final_1004_21.pdf) [Stand: 09.11.2010]. Mittlerweile als Buch veröffentlicht: SEIFERT, Monika (2010): Kundenstudie. Bedarf an Dienstleistungen zur Unterstützung des Wohnens von Menschen mit Behinderung. Berlin: Rhombos-Verlag.
- SOEFFNER, Hans-Georg (2012): 3.5. Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. In: FLICK, Uwe; KARDORFF, Ernst von und STEINKE, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 9. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, S. 164-174.
- SOZIALVERBAND VDK - ORTSVERBAND BONNDORF (2014): Aktuelles. Online verfügbar unter <http://www.vdk.de/ov-bonndorf/ID75432> [Stand: 25.06.2014].
- SPASTIKERHILFE BERLIN E.V. (Hrsg.): Wir über uns: Spastikerhilfe Berlin e.V. Online verfügbar unter <http://www.spastikerhilfe.de/wir-ueber-uns/index.html> [Stand: 23.05.2015].
- SPASTIKERHILFE BERLIN E.V. (Hrsg.): Geschichte der Spastikerhilfe Berlin. Online verfügbar unter <http://www.spastikerhilfe.de/wir-ueber-uns/geschichte.html> [Stand: 22.05.2015].
- SPECK, Otto (2005): Menschen mit geistiger Behinderung. Ein Lehrbuch zur Erziehung und Bildung ; mit 5 Tabellen. 10., überarbeitete Auflage. München, Basel: E. Reinhardt (Heilpädagogik).
- SPECK, Otto (2008): System Heilpädagogik. Eine ökologisch reflexive Grundlegung. 6., überarbeitete Auflage. München, Basel: E. Reinhardt (Heilpädagogik).
- SPECK, Otto; PETERANDER, Franz (1994): Elternbildung, Autonomie und Kooperation in der Frühförderung. In: *Frühförderung interdisziplinär* 13, S. 108-120.
- SPEL, Caroline: Der Anschlag auf die Propagandaausstellung "Das Sowjetparadies" am 18. Mai 1942. Gedenkstätte Deutscher Widerstand. Online verfügbar unter <http://www.berlin.de/2013/themenjahr-open-air/stadtmarkierungen/05-lustgarten-widerstand-und-oeffentlichkeit/der-anschlag-auf-die-propagandaausstellung-das-sowjetparadies-am-18-mai-1942/> [Stand: 22.12.2014].
- SPRINGER GABLER (Hrsg.): Gabler Wirtschaftslexikon. Stichwort: Subsidiarität. Online verfügbar unter <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Archiv/7930/subsidiaritaet-v16.html>.
- STADT ZSCHOPAU (Hrsg.): Geschichte. Online verfügbar unter <http://www.zschopau.de/leben-in-zschopau/stadtportraet/stadtgeschichte/geschichte> [Stand: 23.05.2015].
- STAMM, Christof (2009a): Erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung im Elternhaus. Zur Situation von Familien, in denen erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung leben - eine empirische Studie im Kreis Minden-Lübbecke. Abschlussbericht. Universität Siegen. Zentrum für Planung und Evaluation sozialer Dienste.
- STAMM, Christof (2009b): Erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung im Elternhaus - familiäre Situation und Zukunftsperspektiven aus Sicht der Hauptbetreuungspersonen. Ergebnis einer empirischen Studie. In: *Zeitschrift für Heilpädagogik* (7), S. 255-264.

- STATISTISCHES BUNDESAMT (DESTATIS) (Hrsg.) (2011): Datenreport 2011. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Band 1. Online verfügbar unter [www.destatis.de/DE/ Publikationen/Datenreport/Downloads/Datenreport2011.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](http://www.destatis.de/DE/Publikationen/Datenreport/Downloads/Datenreport2011.pdf?__blob=publicationFile), zuletzt aktualisiert am 26.09.2011, [Stand: 23.05.2015].
- STATISTISCHES BUNDESAMT (DESTATIS); WISSENSCHAFTSZENTRUM BERLIN FÜR SOZIALFORSCHUNG (WZB), ZENTRALES DATENMANAGEMENT (Hrsg.) (2013): Datenreport 2013. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Bonn. Online verfügbar unter [https://www.destatis.de/DE/ Publikationen/Datenreport/Downloads/Datenreport2013.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Datenreport/Downloads/Datenreport2013.pdf?__blob=publicationFile) [Stand: 23.05.2015].
- STEGLITZER ANZEIGER (1966): Tätige Liebe in aller Freiheit. Bischof Dibelius weihte Heilerziehungsheim für Kinder. In: *Steglitzer Anzeiger* 1966, 05.03.1966 (10), S. 9.
- STEINWEIS, Alan E. (2008): Judenverfolgung und Holocaust. In: SÜß, Dietmar und SÜß, Winfried (Hrsg.): Das Dritte Reich. Eine Einführung. Originalausgabe, 1. Auflage. München: Pantheon, S. 287-309.
- STRASSBURGER, Gaby (2003): Heiratsverhalten und Partnerwahl im Einwanderungskontext. Eheschließungen der zweiten Migrantengeneration türkischer Herkunft. Würzburg: Ergon.
- STRÜBING, Jörg; SCHNETTLER, Bernt (Hrsg.) (2004): Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- STRUCK, Bernhard (1999): Kinderlandverschickung (KLV). DEUTSCHES HISTORISCHES MUSEUM (Hrsg.). Online verfügbar unter <https://www.dhm.de/lemo/kapitel/der-zweite-weltkrieg/alltagsleben/kinderlandverschickung.html> [Stand: 10.01.2015].
- STURM, Reinhard (2003): Kampf um die Republik 1919-1923. In: BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG (Hrsg.): Weimarer Republik. Überarbeitete Neuauflage 2003. Bonn (Informationen zur Politischen Bildung (261/1998)), S. 18-31.
- SÜß, Dietmar; SÜß, Winfried (Hrsg.) (2008): Das Dritte Reich. Eine Einführung. Sonderausgabe der Landeszentralen für politische Bildung. Originalausgabe, 1. Auflage. München: Pantheon.
- TAUBERT, Klaus (2010): Stiller Tod im "Gelben Elend". Stasi-Entführung. In: *Spiegel Online*, 25.06.2010. Online verfügbar unter [http://einestages.spiegel.de/static/topicalbumback\\_ground/10961/stiller\\_tod\\_im\\_gelben\\_elend.html](http://einestages.spiegel.de/static/topicalbumback_ground/10961/stiller_tod_im_gelben_elend.html) [Stand: 29.04.2015].
- TAUTZ, Günter (1983): Orden und Medaillen - staatliche Auszeichnungen der DDR. Taschenlexikon. Leipzig: Bibliografisches Institut.
- TEAM HOYT: teamhoyt. Online verfügbar unter <http://www.teamhoyt.com/index.html> [Stand: 24.04.2015].
- THAMER, Hans-Ulrich (2004a): Wirtschaft und Gesellschaft unterm Hakenkreuz. In: BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG (HRSG.): Nationalsozialismus II: Führerstaat und Vernichtungskrieg. Informationen zur politischen Bildung (266), Neudruck 2004. Bonn, S. 21-31.
- THAMER, Hans-Ulrich (2004b): Nationalsozialistische Außenpolitik, der Weg in den Krieg. In: BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG (Hrsg.): Nationalsozialismus II: Führerstaat und Vernichtungskrieg. Informationen zur politischen Bildung (266), Neudruck 2004. Bonn, S. 31-46.
- THANNHÄUSER, Angelika (1976): Zur Situation geistigbehinderter Erwachsener aus der Sicht ihrer Mütter. Arbeiten zur Theorie und Praxis der Rehabilitation in Medizin, Psychologie und Sonderpädagogik, Band 3. Bern: H. Huber.
- THEUNISSEN, Georg (2011): Geistige Behinderung und Verhaltensauffälligkeiten. Ein Lehrbuch für die Schule, Heilpädagogik und außerschulische Behindertenhilfe. 5., völlig neu bearbeitete Auflage. Bad Heilbrunn: Klinkhardt (UTB).



- THEUNISSEN, Georg (2013): Empowerment und Inklusion behinderter Menschen. Eine Einführung in Heilpädagogik und Soziale Arbeit. 3., aktual. Auflage. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- THEUNISSEN, Georg (2015): Prof. Dr. Georg Theunissen. Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Online verfügbar unter <http://www.reha.uni-halle.de/arbeitsbereiche/geistigbehindertenpaedagogik/theunissen/>, zuletzt aktualisiert am 25.02.2015 [Stand: 22.05.2015].
- THIMM, Katja (2011): Vatertage. Eine deutsche Geschichte. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- THIMM, Walter; WACHTEL, Grit (2002): Familien mit behinderten Kindern. Wege der Unterstützung und Impulse zur Weiterentwicklung regionaler Hilfesysteme. Weinheim und München: Juventa-Verlag (Juventa-Materialien).
- TOPP, Sascha; FUCH, Petra; HOHENDORF, Gerrit; RICHTER, Paul; ROTZOLL, Maike (2008): Die Provinz Ostpreußen und die nationalsozialistische „Euthanasie“: SS-„Aktion Lange“ und „Aktion T4“. In: *Medizinhistorisches Journal* 43 (1), S. 20-55.
- TRÖNDLE, Judith (2014): Lebensgeschichten von Müttern, deren erwachsene Söhne und Töchter mit Behinderung zu Hause leben. Masterthesis. Alice Salomon Hochschule Berlin – University of Applied Sciences. Berlin (unveröffentlicht).
- TRÖNDLE, Judith (2015): Frau Lauer. In: BURTSCHER, Reinhard; HEYBERGER, Dominique und SCHMIDT, Thomas: Die »unerhörten« Eltern. Eltern zwischen Fürsorge und Selbstsorge. Unter Mitwirkung von DRIESENER, Katja; SCHUPPAN, Steffi und TRÖNDLE, Judith. Marburg: Lebenshilfe-Verlag, S. 70-75.
- U.J.W.W. (1999): "Es ist noch alles da ...". In: KALLENBACH, Kurt (Hrsg.): Väter behinderter Kinder. Eindrücke aus dem Alltag. Düsseldorf: verlag selbstbestimmtes leben, S. 41-55.
- UNGER, Carsten (2010): Rückschau von Erwachsenen auf die Trennung ihrer Eltern, Belastungserleben, Bewältigungsverhalten und Unterstützungsansätze. Eine empirische Untersuchung auf der Basis von Gesprächen und einer internetgestützten Fragebogen-Erhebung. Dissertation. Universität Hamburg. Online verfügbar unter [http://ediss.sub.uni-hamburg.de/volltexte/2010/4572/pdf/Dissertation\\_Carsten\\_Unger\\_Pflichtexemplar.pdf](http://ediss.sub.uni-hamburg.de/volltexte/2010/4572/pdf/Dissertation_Carsten_Unger_Pflichtexemplar.pdf) [Stand: 22.5.2015].
- UNIVERSITÄTSKLINIKUM CARL CUSTAV CARUS DRESDEN: Geschichte. Online verfügbar unter <http://www.uniklinikum-dresden.de/das-klinikum/geschichte> [Stand: 07.01.2015].
- URBAN, Elke (2008): Handlungsspielräume in der Diktatur. Heimatkunde. Klasse 3. Polytechnische Oberschule 1985. In: BARKLEIT, Gerhard und KWIATKOWSKI-CELOFIGA, Tina (Hrsg.): Verfolgte Schüler - gebrochene Biographien. Zum Erziehungs- und Bildungssystem der DDR. Dresden: Sächsische Landeszentrale für politische Bildung, S. 29-42.
- URBANSKY, Sören (2009): Peking und Moskau proben den Krieg. Konfrontation zwischen China und der Sowjetunion am Ussuri vor vierzig Jahren. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 03.03.2009. Online verfügbar unter <http://www.nzz.ch/aktuell/startseite/peking-und-moskau-proben-den-krieg-1.2130066> [Stand: 23.05.2015].
- USTORF, Anne-Ev (2010): Wir Kinder der Kriegskinder. Die Generation im Schatten des Zweiten Weltkriegs. 5. Auflage. Freiburg Basel Wien: Herder.
- VÖLTER, Bettina; DAUSIN, Bettina; HELMA Lutz; ROSENTHAL, Gabriele (Hrsg.) (2005): Biographieforschung im Diskurs. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- VÖLTER, Bettina (2008a): Generationsforschung und "transgenerationale Weitergabe" aus biographietheoretischer Sicht. In: RADEBOLD, Hartmut; BOHLEBER, Werner und ZINNECKER Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim und München: Juventa-Verlag, S. 95-106.

- VÖLTER, Bettina (2008b): Verstehende Soziale Arbeit. Zum Nutzen qualitativer Methoden für professionelle Praxis, Reflexion und Forschung. FQS Forum: Qualitative Sozialforschung (Volume 9, No. 1, Art. 56 – Januar 2008). Online verfügbar unter <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/327/715> [Stand: 22.05.2015].
- VÖLTER, Bettina (2012): Biografische Einzelfallhilfe. In: GRIESEHOP, Hedwig Rosa; RÄTZ, Regina und VÖLTER, Bettina (Hrsg.): Biografische Einzelfallhilfe. Methoden und Arbeitstechniken. 1. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa (Studienmodul Soziale Arbeit), S. 11-43.
- VÖLTER, Bettina (2013): Professionelles Handeln wahrnehmen und reflektieren lernen. Ethnografische Praxisprotokolle als Link zwischen Studium und beruflicher Praxis. In: *Sozial Extra* (11/12), S. 23-26.
- WAGATHA, Petra (2006): Partnerschaft und kindliche Behinderung. Hamburg (Schriftenreihe Studien zur Familienforschung, ISSN 1435-6775).
- WAGENBLASS, Sabine (2006): Familien im Zentrum – Öffentliche Erziehung und Bildung zwischen Angebot und Nachfrage. Gutachten. Bertelsmann Stiftung. Gütersloh. Online verfügbar unter [http://www.bertelsmann-stiftung.de/cps/rde/xbcr/SID-49C3AD34-271980BC/bst/Doku\\_Familie\\_finale.pdf](http://www.bertelsmann-stiftung.de/cps/rde/xbcr/SID-49C3AD34-271980BC/bst/Doku_Familie_finale.pdf) [Stand: 22.02.2014].
- WAHRIG-BURGFEIND, Renate (Hrsg.) (2003): Wahrig, Fremdwörterlexikon. Gütersloh/München: Wissen Media Verlag GmbH (vormals Bertelsmann Lexikon Verlag).
- WAIBEL, Harry (2011): Diener vieler Herren. Ehemalige NS-Funktionäre in der SBZ/DDR. Frankfurt am Main,, New York: Peter Lang.
- WALTER, Caroline (2013): Reich und mitleidlos: Die gehören doch gar nicht hierher (Kontraste, Das Magazin aus Berlin). Rundfunk Berlin Brandenburg (rbb), 05.09.2013. Online verfügbar unter <http://www.rbb-online.de/kontraste/archiv/kontraste-vom-05-09-2013/reich-und-mitleidlos--die-gehoeren-doch-gar-nicht-hierher.html> [Stand: 07.09.2013].
- WDR (2011): "Bis ans Ende marschieren". Online verfügbar unter <http://www1.wdr.de/themen/archiv/stichtag/stichtag5214.html> [Stand: 22.05.2015].
- WEBER, Max (2004): Die "Objektivität" sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis". In: STRÜBING, Jörg und SCHNETTLER, Bernt (Hrsg.): Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH, S. 45-100.
- WEICK, Stefan (2008): Familie und Lebensformen. In: STATISTISCHES BUNDESAMT (Destatis) (Hrsg.): Datenreport 2008. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Datenreport 2008. Online verfügbar unter [http://www.destatis.de/DE/Publikationen/Datenreport/Downloads/Datenreport2008.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](http://www.destatis.de/DE/Publikationen/Datenreport/Downloads/Datenreport2008.pdf?__blob=publicationFile) [Stand: 23.05.2015] S. 44-50.
- WEIß, Renate (2013): Wunschberuf Gärtnerin. 1945: Leben in den Trümmern. Online verfügbar unter <http://www.gedaechtnis-der-nation.de/erleben>; zuletzt geprüft am 15.11.2013. [Stand: 23.05.2015].
- WELZER, Harald; MOLLER, Sabine; TSCHUGGNALL, Karoline (2010): "Opa war kein Nazi". Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. 7. Auflage: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- WERNECK, Harald (2001): Die "neuen" Väter. In: STAATSMINISTERIUM FÜR FRÜHPÄDAGOGIK (IFP) (Hrsg.): Familienhandbuch. Online verfügbar unter <http://www.familienhandbuch.de/elternschaft/vaterschaft/die-neuen-vater>, zuletzt aktualisiert am 31.07.2013 [Stand: 23.05.2015].
- WESSELMANN, Carla (2009): Biografische Verläufe und Handlungsmuster wohnungsloser Frauen im Kontext extrem asymmetrischer Machtbalancen. Leverkusen: Verlag Barbara Budrich.

- WILDT, Michael (2008): Geschichte des Nationalsozialismus. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (UTB, 2914).
- WILDT, Michael (2012): Machteroberung 1933. In: BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG (Hrsg.): Informationen zur politischen Bildung (314), Neudruck 2004. Bonn, S. 28-45.
- WILLEKENS, Harry (2006): Vaterschaft als Institution. In: BERESWILL, Mechthild; SCHEIWE, Kirsten und WOLDE, Anja (Hrsg.): Vaterschaft im Wandel. Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht. Weinheim und München: Juventa-Verlag, S. 19-35.
- WILLEMS, Herbert (2012): 2.2. Erving Goffmans Forschungsstil. In: FLICK, Uwe; KARDORFF, Ernst von und STEINKE, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 9. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, S. 42-51.
- WIPPERMANN, Carsten; CALMBACH, Marc; WIPPERMANN, Katja (2009a): Männer: Rolle vorwärts, Rolle rückwärts. Identitäten und Verhalten von traditionellen, modernen und postmodernen Männern. Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- WIPPERMANN, Carsten; CALMBACH, Marc; WIPPERMANN, Katja (2009b): Männer: Rolle vorwärts, Rolle rückwärts? Identitäten und Verhalten von traditionellen, modernen und postmodernen Männern. Sozialwissenschaftliche Studie. Gefördert vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Online verfügbar unter [http://www.gesunde-maenner.ch/data/data\\_253.pdf](http://www.gesunde-maenner.ch/data/data_253.pdf) [Stand: 09.04.2015].
- WÖLBERN, Jahn Philipp (2008): Die Entstehung des »Häftlingsfreikaufs« aus der DDR, 1962 – 1964. In: *Deutschland Archiv* (41), S. 856–867. Online verfügbar unter [http://www.zzf-pdm.de/Portals/\\_Rainbow/documents/Mitarbeiter/DA\\_2008\\_5\\_856-856.pdf](http://www.zzf-pdm.de/Portals/_Rainbow/documents/Mitarbeiter/DA_2008_5_856-856.pdf) [Stand: 22.05.2015].
- WÖLBERN, Jan Philipp (2014): Der Häftlingsfreikauf aus der DDR 1962/63-1989. Zwischen Menschenhandel und humanitären Aktionen. 1. Auflage., neue Ausgabe. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Analysen und Dokumente der BStU, Band 038).
- WOLF-STIEGEMEYER, Dorothea (2001): Übermütter? Allround-Genies? Heilpädagogik- und Sozialmanager? - Mütter schwerstbehinderter Kinder. In: *Zusammen* (6), S. 4-7.
- WOLL, Ernst (2013): 1. Mai in der DDR - Tag der Pflicht. In: *Spiegel Online*. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/einestages/1-mai-in-der-ddr-tag-der-pflicht-a-949516.html> [Stand: 17.01.2015].
- ZANK, Wolfgang (2012): Maos blutige Ernte. In: *Die Zeit - ZEIT ONLINE*, 24.04.2012 (12/2012), S. 1–5. Online verfügbar unter <http://www.zeit.de/2012/17/Riesenreich-China> [Stand: 22.05.2015].
- ZIEMEN, Kerstin (2002): Das bislang ungeklärte Phänomen der Kompetenz. Kompetenzen von Eltern behinderter Kinder. 1. Auflage. Butzbach-Griedel: Afra-Verlag.
- ZÖLLER, Elisabeth; HUBER, Brigitte (2009): Tanzen mit dem lieben Gott. Fragen an das eigene Leben und Wünsche für das Lebensende. Unter Mitarbeit von LUCHT, Irmgard. 1. Auflage. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.

## **ANLAGEN**

**Anlage 1: Fall Reimer<sup>2010</sup> (Thomas Schmidt)<sup>2011</sup>**

*»... aber eigentlich sind wir sehr zufrieden mit unserem Leben.«*

Wir beginnen mit einer kurzen Beschreibung der momentanen Situation von Herrn Reimer: Herr Reimer ist 67 Jahre alt, lebt mit seiner Ehefrau und der Tochter, die eine schwermehrfache Behinderung hat, in einer 3-Zimmer-Wohnung in Berlin. Herr Reimer hatte einen Herzinfarkt und ging daraufhin in Frührente. Die Familie Reimer machte zum Interviewzeitpunkt für den Fall einer weiteren Krise keine Pläne zum Auszug der Tochter. An einem Wohnplatz für die Tochter im Rahmen des betreuten Wohnens sind die Eltern nicht interessiert. Lassen Sie diese Momentaufnahme auf sich wirken. Sie vermuten, dass in der Familie die Alltagsversorgung zunehmend schwieriger wird. Stellen Sie sich vor, Herr Reimer begegnete Ihnen in Ihrem professionellen Kontext. Wie und mit welchem Angebot würden Sie auf Herrn Reimer zugehen? Was wäre wichtig für Herrn Reimer?

*Herrn Reimers Lebensgeschichte*

Kurz nach dem II. Weltkrieg, im Jahr 1946, kommt Herr Reimer in Westberlin zur Welt. Er wird in eine Patchworkfamilie hinein geboren, in der alle Geschwister verschiedene Väter haben. Der Vater seines ältesten Bruders lebt mit der Mutter und zwei seiner Schwestern zusammen. Bei seinem biologischen Vater, den er kennenlernt, mit dem er aber kaum Kontakt hat, lebt noch eine Halbschwester. Herr Reimer selbst wächst bei seinem Onkel auf, da die Zweiraumwohnung der Mutter zu klein für alle ist. Herr Reimer: *»Dit warn sojar, ja doch, zwei Zimmer, und da konnte ich natürlich da nich hinjehen.«* Und weiter: *»Aber mein Onkel hatte nen kleenet Problem. ALKOHOL. Und da musste ick als kleener Junge in Laden gehen und was zu trinken holen, uff pump.«*

Mit 7 Jahren wird Herr Reimer in verschiedenen West-Berliner Kinderheimen untergebracht.<sup>2012</sup> In einem Kinderheim kommt er durch einen Heimerzieher zum Handball. Den Kontakt zu seiner Mutter und zu seinem Stiefvater erhält er während dieser Zeit aufrecht. Es finden Treffen statt, bei denen Herr Reimer mit seinem Stiefvater Lebensmittel stiehlt. Herr Reimer: *»Mein Stiefvater hat Hühner geholt, und ick bin als kleener Junge Kartoffeln stoppeln gegangen.«* Mit 15 Jahren beginnt Herr Reimer im Kinderheim eine Ausbildung zum Verkäufer. Da seine Geschwister zwei Jahre später ausziehen und nun Platz für ihn in der Wohnung ist, zieht er mit 18 Jahren zu seiner Mutter und zum Stiefvater. Der Stiefvater ist gewalttätig gegenüber seiner Mutter und der Alkoholkonsum in der Familie war auch hier sehr hoch. Herr Reimer: *»Er hat auf dem Bau gearbeitet, Mauerputz, und da trinken se alle Alkohol, naja und da blieb es nicht aus. Aber meine Mutter zu schlagen, fand ick einfach nicht*

---

<sup>2010</sup> Alle Namen sind in dieser Geschichte geändert.

<sup>2011</sup> Aus SCHMIDT2015b, S. 66-69.

<sup>2012</sup> Vgl. runder Tisch Heimerziehung. Online unter: <http://www.rundertisch-heimerziehung.de/downloads.htm>.

gut.« Gewalttaten ihm gegenüber benennt Herr Reimer in seiner Erzählung nicht, jedoch bewertet er die »Zucht und Ordnung« in den Kinderheimen als positiv.

Mit 18 Jahren gründet Herr Reimer einen Handballverein am Wohnort seiner Familie und beendet im Folgejahr seine Ausbildung. Danach zieht er in eine eigene Einzimmerwohnung. Bald darauf, im Jahr 1968, mit 21 Jahren, heiratet er eine Frau, die er über seine Herkunftsfamilie kennt. Sieben Jahre später wird die Tochter Elisabeth geboren, die mit einer Behinderung zur Welt kommt. Schuldzuweisungen zwischen den Ehepartnern spielen in der Folgezeit eine Rolle. Als seine Tochter zwei Jahre alt ist, lassen sich Herr und Frau Reimer scheiden. Zu dieser Zeit arbeitet Herr Reimer als Lebensmittel-lieferant. Er überlässt seiner Frau und der Tochter die Wohnung und versorgt sie finanziell. Im Jahr 1982 stirbt seine Exfrau an einer schweren Krankheit, woraufhin Elisabeth für ein Jahr ins Heim kommt. So wie er erzählt, erfährt Herr Reimer von diesem Vorfall erst im Nachhinein. Über den Handballverein, den Herr Reimer nach wie vor leitet, lernt er im Jahr 1984 seine zweite Frau kennen, die er bald heiratet. Sie ziehen in eine gemeinsame Wohnung. Einen Monat später holen die beiden seine Tochter Elisabeth aus dem Heim. Ab sofort wohnt sie bei ihnen. Herr Reimer: *»(...) im Heim, naja. Da sind wa dann nen paar Mal hinjefahren. Da lach sie dann noch Mittag um elfe im Bette. Dit hat uns natürlich och nich so jefallen. Aber eben, wie jesacht, der Entschluss stand fest, dass wir sie eben mit nach Hause nehmen.«*

Finanziell geht es der kleinen Familie mittlerweile gut. Beide, Herr Reimer und seine Frau, verfügen über ein festes Gehalt. Sie wohnen in einer Fünf-Zimmer-Wohnung und besitzen ein Auto, Marke deutsche Oberklasse. Besondere Ereignisse in den folgenden 20 Jahren sind jährlich mehrmalige Familienurlaube innerhalb Deutschlands. Herr Reimer: *»Ich hab nun das Glück jehabt, hab ne jute zweete Frau erwünscht. Die WIRKLICH wat druff hat, die sich sehr, sehr viel Mühe um die Tochter jibt. Och SIE gibt sich Mühe, in ihrer Art, wie sie es kann, aber eigentlich sind wir sehr zufrieden mit unserem Leben.«*

Im Jahr 2004 erleidet Herr Reimer einen Herzinfarkt. Kurz darauf geht die Firma, bei der er arbeitet, pleite, und er wird entlassen. Bedingt durch den Arbeitsplatzverlust wird er erwerbslos, seit 2006 ist er in Rente. Hierdurch wird ein Umzug in eine kleinere Wohnung notwendig. Nahezu zeitgleich erfährt Herr Reimer, dass seine Mutter vor drei Jahren gestorben ist. Er wurde darüber nicht informiert, konnte sich nicht von ihr verabschieden oder an ihrer Beerdigung teilnehmen.

Seit Renteneintritt übernimmt Herr Reimer den Haushalt, und seine Frau geht arbeiten. Sie ist als pädagogische Hilfskraft in einer Sonderschule tätig. Hierdurch profitiert auch Elisabeth, die von Frau Reimer und ihrem Vater versorgt wird. Herr Reimer: *»Sie ist ja ihre Ärztin. Die macht dat schon recht gut.«*

Im Jahr 2010 verliert die Familie die Schwiegermutter und Oma (die Mutter von Herrn Reimers zweiter Frau) sowie ihren Hund, der für Elisabeth ein treuer Freund war. Herr Reimer: *»Dit war och wieder son Einschnitt, weil die Oma dann weg war. Denn hatten wir nen Hund, der ist och jestorben. War och ihr Liebling, ja. Naja, dit sind so Sachen, Nackenschläge! Aber damit müssen wa nun mal leben.«*

Sie haben nun einen Einblick in das Leben von Herrn Reimer bekommen. Hat sich das Bild von Herrn Reimer im Zusammenhang mit seiner Lebensgeschichte verändert? Die folgenden Überlegungen stellen unsere Deutung der Lebensgeschichte dar und geben mögliche Ansätze für einen Begleitprozess wieder.

Nach zwölf Jahren Nazi Herrschaft und der Niederlage im II. Weltkrieg stand Deutschland wirtschaftlich und moralisch am Abgrund. Herr Reimer wuchs also in schwierigen Zeiten auf. Bei seiner Geburt und in seiner frühen Kindheit herrschte in vielen Familien Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit, Geldnot und oft genug Hunger, die Nahrung war rationiert (Lebensmittelkarten) und der Schwarzmarkt blühte. Die erste Lebensphase ist für Herrn Reimer geprägt von Armut und von der Alkoholabhängigkeit seiner Bezugspersonen. Für ihn ist bald kein Platz mehr in der Familie. Er wohnt bei seinem Onkel und lebt ab dem siebten Lebensjahr in verschiedenen Kinderheimen. Hier erlebt er viele wechselnde Erzieher, hat aber keine feste Bezugsperson. Vielleicht sind diese unsicheren Beziehungserfahrungen in der frühen Kindheit der Grund dafür, dass er keinen Kontakt zu seiner Mutter pflegt und erst nach drei Jahren erfährt, dass sie tot ist.

Der Wendepunkt in Herrn Reimers Leben vollzog sich vor 30 Jahren mit dem Kennenlernen seiner zweiten Ehefrau. Er erlebt mit ihr eine feste und innige Beziehung. Es gelingt ihm, seine Tochter aus dem Heim zu holen. Erst jetzt erfährt Herr Reimer ein »spätes Familienglück«. Die guten und schützenden Bedingungen in der Familie, die er jetzt seiner Tochter bieten kann, hat er sich in seiner Kindheit vielleicht oft gewünscht. Es ist möglich, dass seine Erfahrungen im Heim heute noch negative Gefühle in ihm hervorrufen. Seiner Tochter will er so etwas ersparen. Wenn man Herrn Reimers Heimerfahrung und die Beobachtungen im Wohnheim der Tochter in Betracht zieht, wird seine Ablehnung eines stationären Wohnplatzes für die Tochter besser verständlich. Aus seiner Perspektive kann Herr Reimer als wohlwollender und guter Vater einen Auszug der Tochter nicht unterstützen. Vor diesem Hintergrund wird auch diese Aussage nachvollziehbar: *»... aber eigentlich sind wir sehr zufrieden mit unserem Leben.«* Herrn Reimer gelingt die Konstruktion (Herstellung) einer »erzählenden Identität«<sup>2013</sup>, die in sich konsistent ist. Seine Lebenserfahrungen bauen positiv aufeinander auf und machen letztlich den Mann aus, als der er sich heute fühlt und darstellt. Für ihn war und ist sein Leben ein gutes Leben. Für Herrn Reimer wäre in der gegenwärtigen Lebensphase, also nach seinem Herzinfarkt, eine integrierte Lösung zu Hause möglicherweise ein passendes Angebot der Behindertenhilfe. Gleichzeitig müsste für die Zukunft ein Stufenplan ausgearbeitet werden. Zunächst könnte,

---

<sup>2013</sup> Vgl. MIETZEL, 2012, S. 300 f.

wie gesagt, eine ambulante familienbezogene Unterstützung erfolgen (1). Wenn die Tochter irgendwann dennoch auf einen Wohnheimplatz wechselt, sollte darauf geachtet werden, dass Herr Reimer dies nicht als Beziehungsabbruch erlebt. Er sollte als Vater und Besucher im Wohnheim gut über die Angebote und über die Bezugspersonen der Tochter informiert werden (2). Seine Sport- und Reisebegeisterung (die aus seinen Erzählungen deutlich wurde) könnten zudem eine Ressource für das Wohnheim werden (3). Vielleicht würde er in diesen Bereichen im Wohnheim freiwillig mitarbeiten wollen. So könnte er den Alltag des Heims besser kennenlernen, negative Heimerfahrungen durch positives Erleben kompensieren und gleichzeitig die Beziehung zu seiner Tochter aufrechterhalten.



## Anlage 2: Transkriptionsregeln

### Transkriptionsregeln:

Die in dieser Arbeit verwendeten Transkriptionsregeln wurden im Projekt ElFamBe für die biographisch-narrativen Interviews verwendet und wurden von Judith TRÖNDEL (wissenschaftliche Mitarbeiterin) zusammengestellt.

Quellen:

- BORTZ, Jürgen; DÖRING, Nicola (1995): Forschungsmethoden und Evaluation für Sozialwissenschaftler. 2., vollständig überarbeitete. Auflage, Berlin: Springer-Verlag.
- DITTMAR, Norbert (2009): Transkription, Ein Leitfaden mit Aufgaben für Studenten, Forscher und Laien. 3. Auflage. Wiesbaden: VS- Verlag für Sozialwissenschaften.
- GLINKA, Hans-Jürgen (2003): Das narrative Interview, Eine Einführung für Sozialpädagogen. 2. Auflage. Weinheim und München: Juventa-Verlag, S. 15-22.

#### Sequenzielle Schreibweise

→ Keine „Endloszeile“, sondern neue Transkriptzeile für neue Sprechbeiträge: *„Das Untereinander der Zeilen bildet ikonisch das Nacheinander der Sprecherbeiträge ab.“* (DITTMAR 2009, S. 88)

#### Kleinschrift

#### Zeitmarke nach jedem Absatz

#### Zeilennummerierung

#### Literarische Umschrift

„Augendialekt“, d.h. exakte Wiedergabe der gesprochenen Wörter (vgl. DITTMAR 2009, S. 62).

#### Betonung einzelner Buchstaben/ Silben/ Wörter: Großbuchstaben

Bsp.: „dass ist doch schon SO lange her“

#### Gedehnte Wörter: Leerzeichen zwischen den gedehnten Buchstaben und ggf. Buchstaben-verdoppelung.

Bsp.: „m o m e n t, e i n e n Augenblick“

#### Nicht-sprachliche Äußerungen/ Hintergrundgeräusche/ Unterbrechungen etc.:

„verbalisiert“ + Reichweitenangabe durch spitze Klammern

Bsp.: <<räuspern>>, <<stimmen im hintergrund>>

#### Sprachfärbung/ Sprechgeschwindigkeit etc.:

Bsp.: „<<lachend> gestern> und dann hat sie <<schnell> ohne sich umzusehen>...“

(Reichweitenangabe durch spitze Klammern)

#### Pausen von bis zu 3 Sek.: in runder Klammer mit Bindestrichen angegeben

Bsp.: „(--) aha (---)“

#### Längere Pausen: Angabe der Sekunden in runder Klammer

Bsp.: (7)

#### Selbstkorrekturen und Wortabbrüche: Mit Schrägstrich gekennzeichnet

Bsp.: „...ach ja/ ne...“; „w/ wie was das noch?“; „heute mitt/..ne, da..“

#### Schlecht Verstandenes:

In runde Klammern + Fragezeichen + Zeitangabe

Bsp: (mitternacht?13:95:00)

#### Unverständliches:

Eckige Klammer + Anzahl der Worte (wenn nicht möglich oder viele: Sekunden angegeben) + UV + Zeitmarke

Bsp.: [ein wort UV 12:33:02]

**Auslassungen:**

Eckige Klammern + 3 Punkte + (ggf. Inhalt)+ Dauer + Zeitmarke

Bsp.: [...telefoniert mit sekretärin, 04:34 Min., 16:49:08]

**Satzzeichen:**

Keine grammatikalische Verwendung, sondern werden zum Andeuten der Sprachmelodie benutzt

Absetzen der Stimme auf gleicher Tonhöhe: -

Anheben der Stimme: ?

Leichtes Anheben der Stimme: ,

Absenken der Stimme: .

**Gleichzeitige Sprechbeiträge (Überlappungen):**

gleichzeitige Wörter in der Zeile darunter durch gekennzeichnetes Doppelkreuz

Bsp.: I: wann stehen sie #denn auf#?

P: #um sechs#

**Hörerrückmeldungen:**

In runder Klammer mit Personenangabe (wenn Überlappend mit # kennzeichnen) Bsp: L: „*Und dann war da dies, na du weißt schon*

(I: *Ja, mhm, #<<lachen>>#) #<<lachen>># immer das gleiche!*“

**Unmittelbarer Redeanschluss (latching): =**

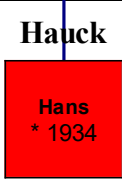
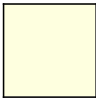
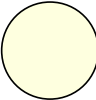
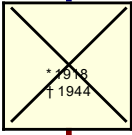
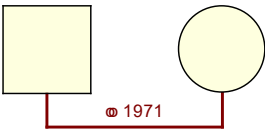
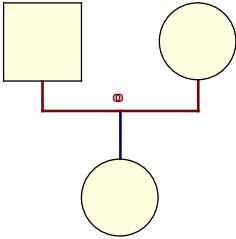
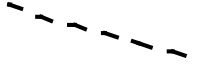



Bsp.: wie geht es ihnen?

=gut!

**Weitere Anmerkungen des Transkriptors/ der Transkriporin: In eckigen Klammern**

Bsp.: [an dieser stelle endet die aufnahme]

## Anlage 3: Zeichenerklärung Genogramm

	Biograph hier: Hans HAUCK geb. 1934
	männlich
	weiblich
	hier: geboren z.B. 1918 gestorben 1944
	verheiratet: hier 1971
	Eltern – Kind – Beziehung
	Erschwerter Kontakt (z.B. politische Grenze) Abgrenzungen
	Kontaktabbruch bzw. gestört
	Beziehungspfeil (gegenseitig)
	Beziehungspfeil (einseitig)
*Ort	Geburtsort
Ber.	Beruf oder Tätigkeit
B	Besonderheit
?	unbekannt

# Anlage 4: Überblick: Textsorten und Biographische Kommunikation narrativen Interview<sup>2014</sup>

Textsorte	Unterformen	Merkmale	Erkenntnismöglichkeit durch die Identifizierung der Textpassagen
<b>Erzählung</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• <b>Bericht</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>◦ knapper</li> <li>◦ lineare Ereigniskette ohne detaillierte Ausführung von Erlebnissen</li> <li>◦ viele Informationen</li> <li>◦ keine Ausschmückung</li> </ul> </li> <li>• <b>Geschichte</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>◦ sehr ausführlich</li> <li>◦ vergangenheitsbezogen</li> <li>◦ sehr emotionale Phase</li> <li>◦ Verlassen des Präsentationsinteresses</li> </ul> </li> <li>• Epische Erzählung <ul style="list-style-type: none"> <li>◦ Erzählungen mit beschreibenden Elementen, und einer zeitlichen Abfolge, etwas zusammenfassende Wiederholungen, „wir sind gefahren ... und dann, haben wir immer wieder gefragt“</li> </ul> </li> <li>• dramatische Erzählung <ul style="list-style-type: none"> <li>◦ Erzählungen mit mehreren zusammenfassenden Hauptereignisketten in einer Situation</li> </ul> </li> <li>• fremderlebte Geschichte</li> <li>• Belegerzählung <ul style="list-style-type: none"> <li>◦ dienen dazu, Argumente weiter plausibel zu machen</li> </ul> </li> <li>• eingeschobene Erzählung (als Hintergrundkonstruktion)</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Film <ul style="list-style-type: none"> <li>◦ Erzählung von Handlungsabläufen</li> <li>◦ es gibt einen zeitlichen Ablauf, aufeinander aufbauend</li> </ul> </li> <li>• die Emotion wird mitgeliefert</li> <li>• Gebundenheit an bestimmte Orte, Zeit und Personen</li> <li>• Geschichten haben den höchsten Indexikalitäts- und Detaillierungsgrad</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• „Art der jeweils gewählten Zeit- und Erlebnisperspektiven der Erfahrungswiedergabe (Origo des Erzählens und der evaluativen Formung)</li> <li>• Begründung der Erzählmöglichkeit</li> <li>• Ereignisbeteiligung und Verarbeitung des Erzählten</li> <li>• kommunikative Funktion der Darstellung und Einbindung der Hörerin“ (LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2002, S. 159)</li> </ul>
<b>Beschreibung</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• <b>Verdichtete Situationen</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>◦ routinemäßige oder wiederholte Erlebnisse, z.B. Tagesabläufe, Gefängnis, Bombenkücher</li> <li>◦ es ist von vielen gleichen /ähnlichen Situationen gespeist</li> <li>◦ es wird statisch</li> </ul> </li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Bild <ul style="list-style-type: none"> <li>◦ Blick von außen auf die Szene</li> <li>◦ kein Verlauf</li> </ul> </li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• „Identifizierung von Textelementen (biographische Erfahrungsräume, Lebensformen, Milieus, soziale Welten, Meinungsgruppen etc.), die deskriptiv ausgestaltet und damit intensiviert werden</li> <li>• Wahl von Textabschnitten für die Feinanalyse, die Techniken und Bestimmungsstücke (Gegenstände, Kategorien etc.) der Wirklichkeitskonstruktionen des Erzählers zugänglich machen“ (LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2002, S. 162).</li> </ul>
<b>Argumentation</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Evaluation <ul style="list-style-type: none"> <li>◦ eröffnende oder abschließende Wertung vor oder nach einer Erzählung</li> <li>◦ oder innerhalb von Erzählungen</li> </ul> </li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• theoriehaltig</li> <li>• Thesen aufstellen</li> <li>• Textelemente: Begründung, Erklärung, Bewertung, Rechtfertigungen oder Eigentheorien</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• „Verständnis- und Akzeptanzproblem, die der Erzähler vermutet sowie entsprechende Vorerfahrungen</li> <li>• Rekonstruktion von Deutungsmustern des Erzählers</li> <li>• Moralische und kognitive Auseinandersetzen des Erzählers mit seiner Lebensgeschichte: Erklärungssuche, Schuldzuweisung, Kritik und Wertung</li> <li>• Selbst- und Fremddispositionierung in sozialen Diskursen</li> <li>• Abstrahierende (Eigen-) Theorien des Erzählers über sich und seine Umwelt“ (LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2002, S. 171)</li> </ul>
<b>Häufig auftretende Mischformen</b>			
Bericht/Argumentation	<ul style="list-style-type: none"> <li>• geraffte Darstellung von Ereignisketten ohne Ausführung einzelner Situationen mit eingeschobenen Begründungen, Erklärungen, Bewertungen, Rechtfertigungen oder Eigentheorien</li> </ul>		
Beschreibung/Argumentation	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Dominant ist die statische Aufzählung von Fakten ohne Handlungsabläufe resp. verdichtete Situationen. Eingeschoben sind Begründung, Erklärungen, Bewertungen, Rechtfertigungen oder Eigentheorien.</li> </ul>		
Erzählungen/Evaluation	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Vor oder nach einer Erzählung erfolgt eine Gesamtschätzung</li> </ul>		
Erzählung/Beschreibung/Argumentation	<ul style="list-style-type: none"> <li>• In längeren Erzählungen kommen oft alle Textsorten vor. Wir sprechen dann von einer „Erzählung“ im linguistischen Sinne, wenn die Schilderung eines einzelnen Handlungsablaufes in seinem Zeitverlauf dominant ist.</li> </ul>		

<sup>2014</sup> In Anlehnung an LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2002, S. 141ff. u. S. 240-242; ROSENTHAL 2008, S. 139f.; GRIESEHOP/RÄTZ/VÖLTER 2012; GRIESEHOP/RÄTZ/VÖLTER 2012, S. 47ff. u. LAMNEK 2010, S. 326f.

### Anlage 5: abduktives Vorgehen Interview Hans HAUCK (Auszug Beginn: Text- und thematische Feldanalyse)

Seq. von – bis	Zeilenanzahl	Textsorte	Inhalt	Hypothesen (Fragen an die Sequenzen siehe Kap. 3.2.2)
1 2-12	11	Regie	Lebensgeschichte von Eltern mit erwachsenen Söhnen und Töchtern mit Behinderung die zu Hause leben, konkrete Erlebnisse und Erfahrungen	<p>Mit was könnte er einleiten?</p> <p>1.1. mit dem Kind mit Behinderung</p> <p>1.1.1. FH: sozial erwünschte Antwort</p> <p>1.1.2. FH: geht aufs Forschungsinteresse ein</p> <p>1.1.3. FH: Er will die Besonderheit seines Kindes mit Behinderung und seinen positiven Einfluss auf die Entwicklung zeigen</p> <p>1.2. Mit einer Fremderzählung über die eigenen Geburt -&gt; mit der eigenen Lebensgeschichte</p> <p>1.2.1. FH: Es fällt ihm sehr schwer, über sein Kind und dessen Einschränkung zu erzählen.</p> <p>1.2.2. FH: Er geht sein Leben chronologisch durch, ist es gewohnt, musste dies oft tun.</p> <p>1.2.3. FH: Das Kind soll nicht so exponiert dargestellt werden.</p> <p>1.3. Nachfragen</p> <p>1.3.1. FH: Unsicherheit</p> <p>1.3.2. FH: braucht Zeit zum Anfangen und will sich eine Pause verschaffen</p> <p>1.3.3. FH: will meinen Relevanzsystem erkunden</p> <p>1.3.4. ... zum Projekt</p> <p>1.3.4.1. FH: Will sich genauer über Forschungsprojekt und dessen Ansinnen informieren -&gt; will meinem Relevanzsystem nachgehen und nichts falsch machen</p> <p>1.3.5. konkrete Erlebnisse</p> <p>1.3.6. „Soll ich über... sprechen?“</p> <p>1.3.6.1. FH: Absicherung</p> <p>1.4. gegenwärtige Situation</p> <p>1.4.1. FH: will den Alltag darstellen</p> <p>1.4.2. FH: Gibt es ein aktuelles, vordergründiges, im Interview stets anwesendes „Problem“?</p> <p>1.4.3. FH: sicherer Ort</p> <p>1.4.4. mit Kind:</p> <p>1.4.4.1. FH: will zeigen, dass das „Kind“ ihm wichtig ist</p> <p>1.4.4.2. FH:</p> <p>1.4.4.3. will sich nicht mit seiner eigenen Situation beschäftigen</p> <p>1.4.5. des Vaters selbst</p> <p>1.4.5.1. FH: Das „Kind“ soll nicht exponiert hervorgehoben werden.</p> <p>1.5. Geschichte</p> <p>1.5.1. steigt mit Anekdote ein -&gt;</p> <p>1.5.1.1. gibt Sicherheit</p> <p>1.5.1.2. großes Interesse, auf eine bestimmte Art zu wirken</p> <p>1.5.2. lässt sich auf die Erinnerung ein</p> <p>1.5.3. hat sich schon gut auf das Interview vorbereitet</p> <p>1.5.4. logisches und chronologisches Vorgehen</p>
2 13	1	Nachfrage	tja also jetzt - soll ich von mir reden?	<p>Es bestätigt sich Hypothese 1.3.6</p> <p>2.1 Hat es nicht verstanden</p> <p>2.2 Es gibt mehrere Geschichten</p> <p>2.2.1. seine</p> <p>2.2.2. eine Andere</p> <p>2.3 Irritation/Unsicherheit (das Kind steht im Interview nicht vordergründig im Fokus)</p> <p>2.4 Es ist ungewohnt, dass es um ihn geht</p> <p>2.4.1. Unsicherheit: es fragt mal jemand nach mir</p> <p>2.5 möchte von sich reden -&gt; Aushandlung -&gt; scheinbar</p> <p>2.6 will es allen recht machen – was will der Vater selbst? (vgl. auch Hyp: 1.1.1)</p> <p>2.6.1. FH: Pause+ dann erzählt er von sich aus</p>
3 14-15	2	Regie	von der Lebensgeschichte aussuchen wo sie wollen	
4 18-28	11	Beschreibung	Mit Mutter Gang durch Straßen, eine zerschlagene Schau-fensterscheibe von Juden, die standen vor der Tür	<p>Es bestätigt sich die Hypothese 2.2.1. und 2.5</p> <p>3.1. möchte etwas loswerden</p> <p>3.1.1. FH: Gelegenheit nutzen</p> <p>3.2. Lebensgeschichte beginnt im Krieg</p> <p>3.2.1. FH: Ich wurde in eine Welt geboren, in der Menschen verfolgt und ungerecht behandelt wurden/ werden.</p> <p>3.3. Beschreibt, obwohl er es anders präsentieren möchte, dass es keine Normalität gewesen ist.</p> <p>3.4. will <u>erzählen</u></p> <p>3.4.1. FH: Begründung, warum der Vater so ist</p> <p>3.5. Mutter wird als verbunden dargestellt -&gt; gleichzeitig als stille Beobachterin/Beteiligte?</p>
5 29-31	3	Bericht /Argumentation	und dann kam der Krieg - gegen Frankreich gewonnen, glücklich, weil Krieg erst mal zu Ende	<p>4.1. Kindheit ist geprägt vom Krieg (vgl. Hyp. 3.2.1)</p> <p>4.1.1. FH: erzählt weitere Punkte in Verbindung mit Krieg</p> <p>4.2. [...]</p> <p>In der Folge bestätigt sich u.a. die (Folge-)Hypothese 4.1.1. Zudem stellt er in der Folge (nächste Sequenz) auch seinen Vater als verbunden dar (vgl. Hypothese 3.5)-&gt; Eltern werden als verbunden mit ihm dargestellt und ins Interview eingeführt.</p>